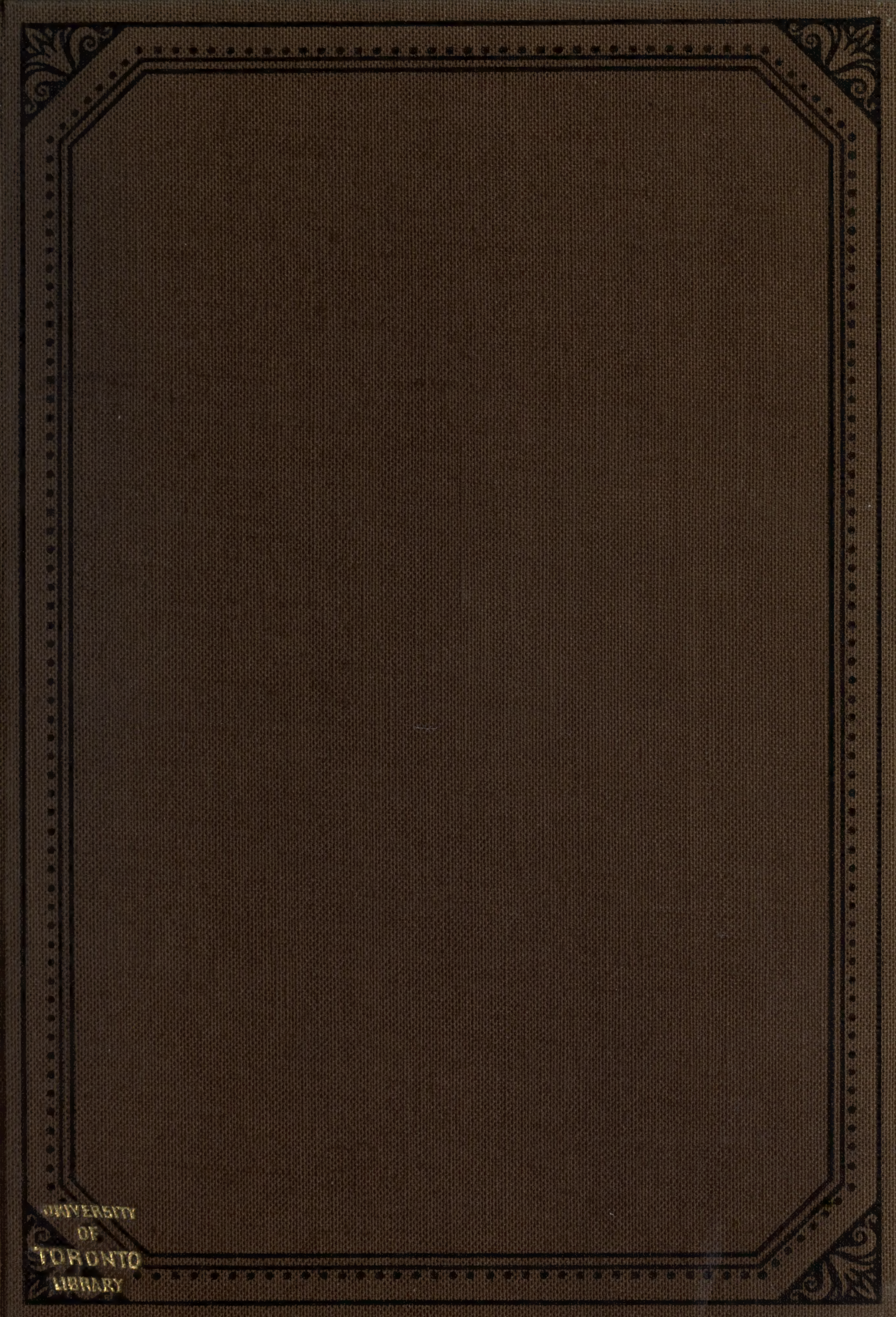
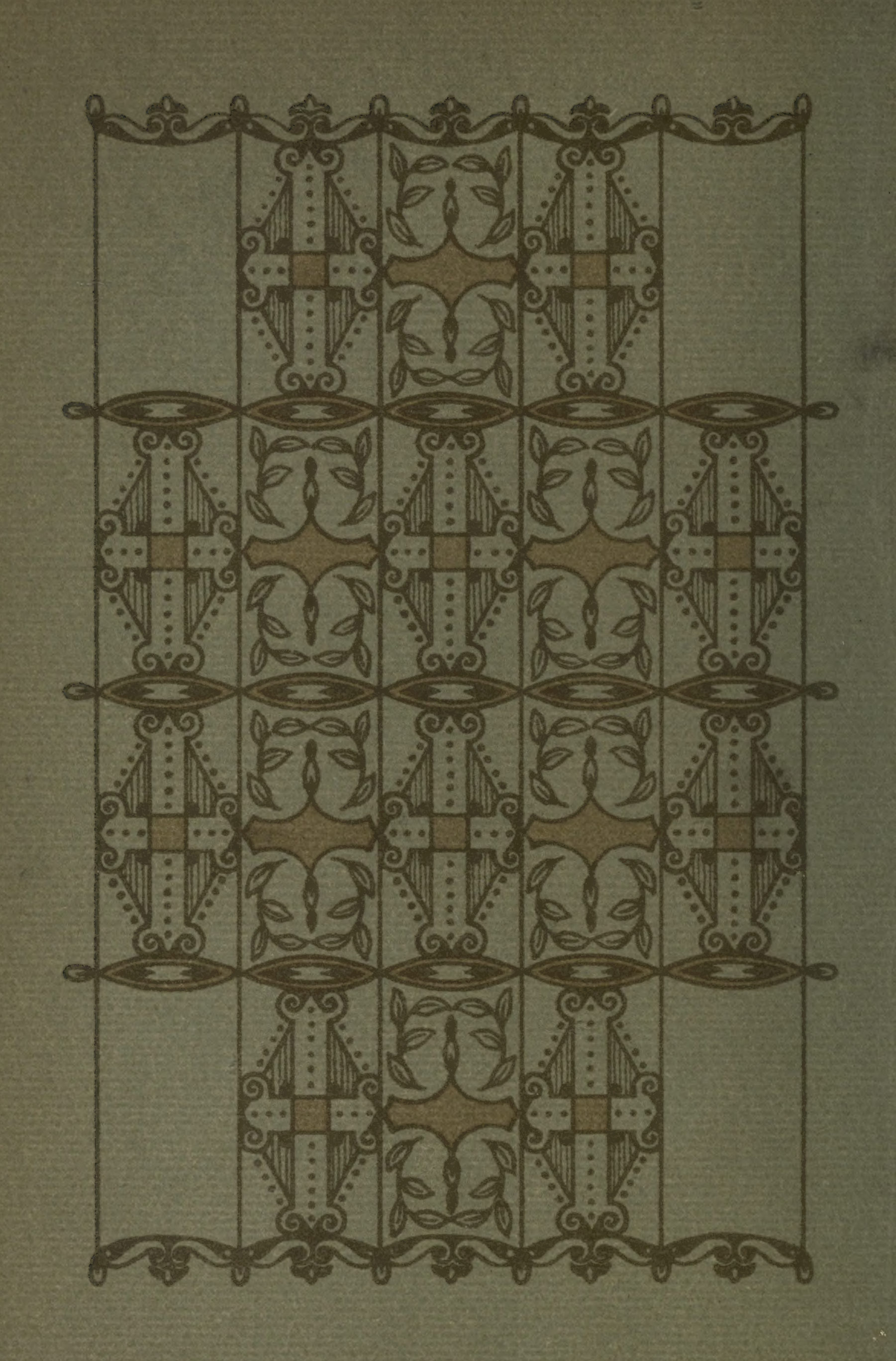
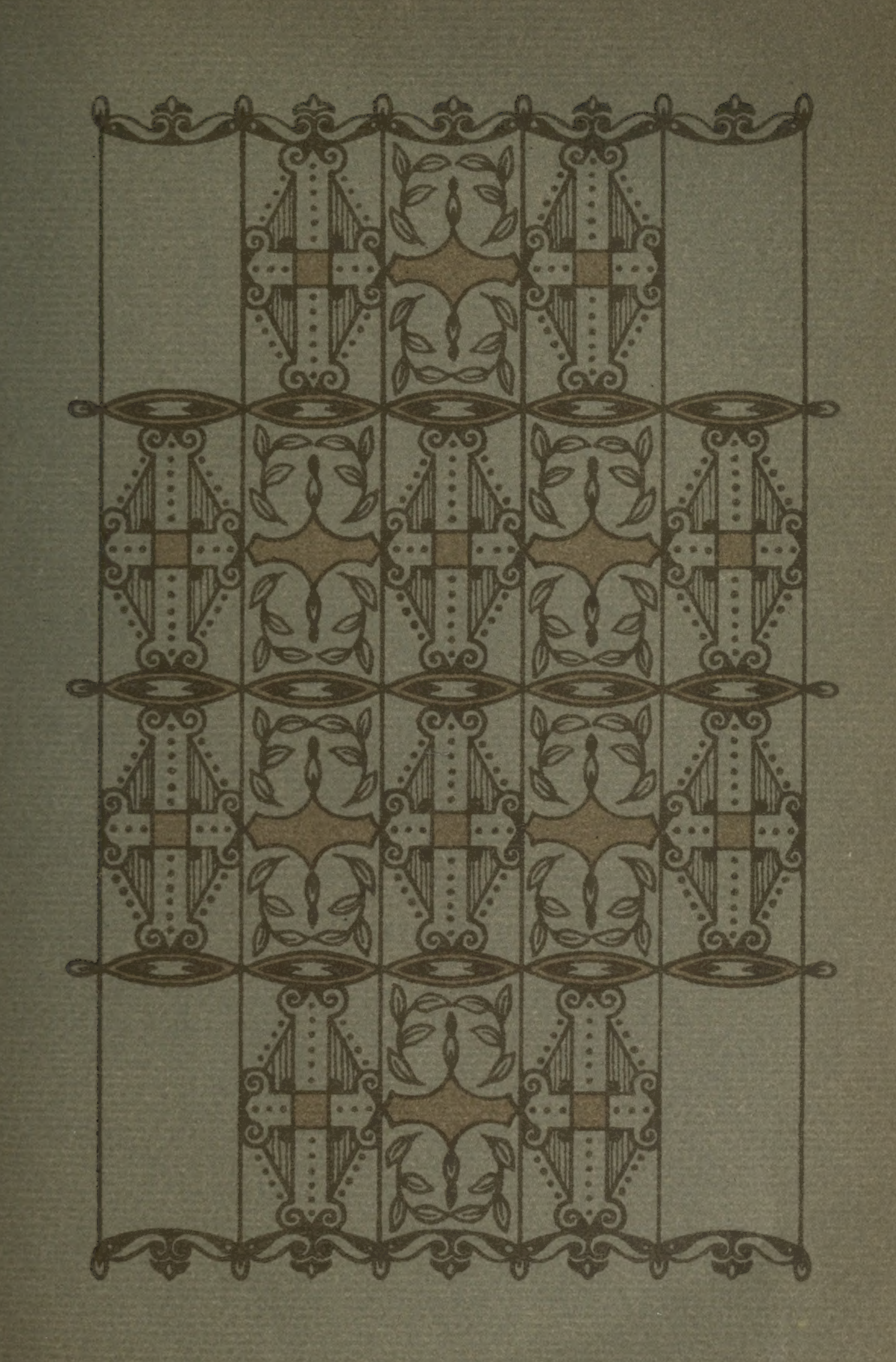
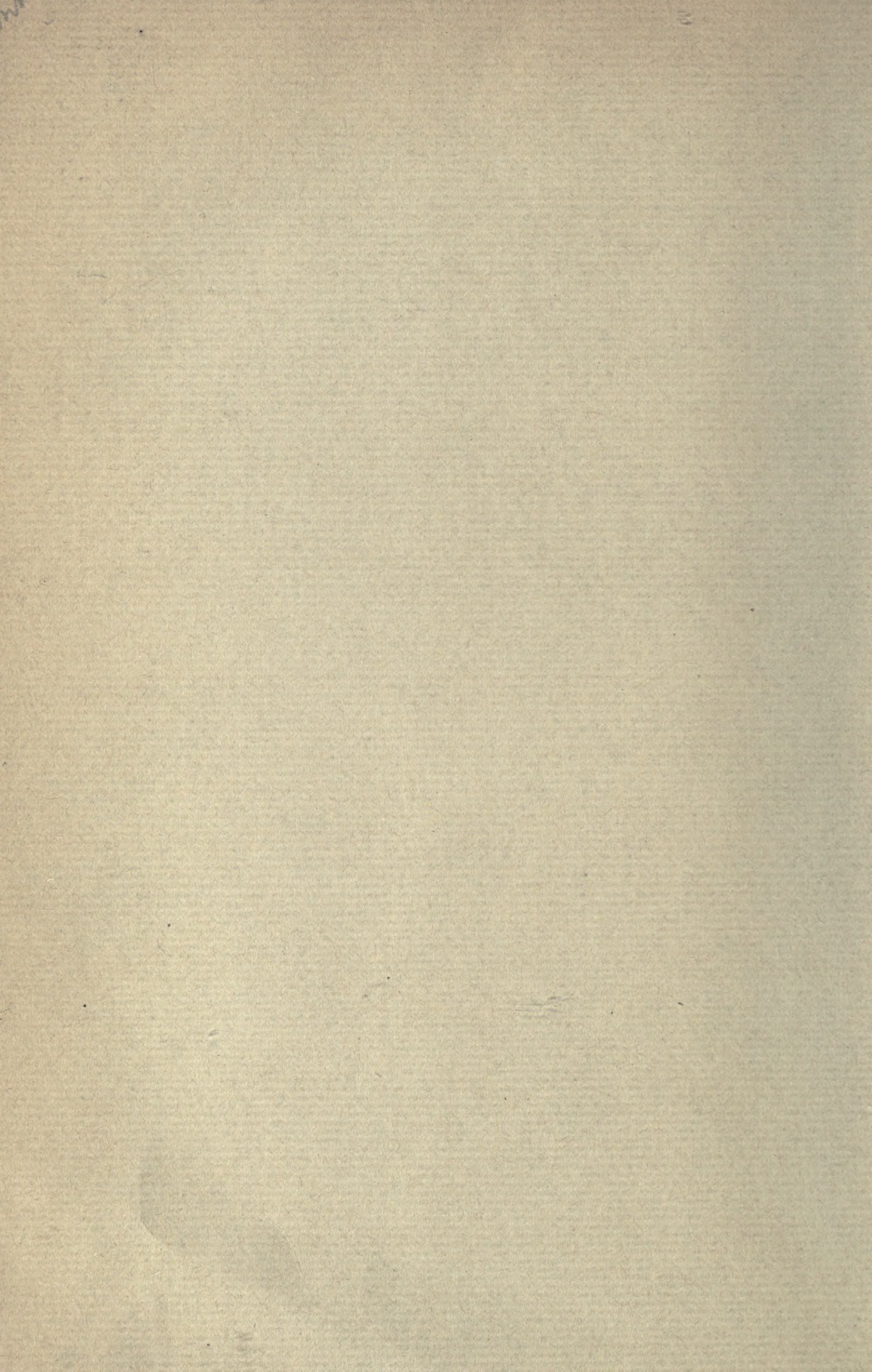








Ernst von Wildenbruch

Gesammelte Werke

Herausgegeben von

Berthold Litzmann

Band 3



G. Grotesche Verlagsbuchhandlung

:: Berlin 1912 ::

Ernst von Wildenbruch

Gesammelte Werke

Erste Reihe

Romane und Novellen

Dritter Band



G. Grotesche Verlagsbuchhandlung
Berlin 1912

Buchausstattung von
Hugo Steiner-Prag
Druck von Fischer & Wittig
:: in Leipzig ::

Inhalt

	Seite
Einleitung	VI
Waldgesicht	1
Claudias Garten	17
Der Zauberer Cyprianus	57
Der Liebestrank	177
Die Alten und die Jungen	215
Das wandernde Licht	291
Die Waidfrau	405
Grundlagen und Varianten des Textes	483

Einleitung

Die sieben hier vereinigten Novellen sind in der zweiten*) Triebepoche — 1893—97 — entstanden, reihen sich also zeitlich den Romanen „Eifernde Liebe" und „Schwesterseele" an. Doch sind sie innerhalb des Bandes nicht streng chronologisch, sondern nach ihrer inneren Zusammengehörigkeit geordnet.

Der Eingangsakkord, die kleine im Sommer 1895 geschriebene Novelle Waldgesicht**) nimmt dem Motiv wie der Technik nach eine Sonderstellung ein. Es ist eine Augenblickseingebung, geweckt durch eine Zeitungsnotiz unter der Überschrift „Mord". Eine einsame alte Frau ist in ihrem Bett erdrosselt aufgefunden. Ihre bescheidenen Ersparnisse, die sie in einem Strumpf aufbewahrte, sind geraubt. Der Tat verdächtig ist ein bei ihr als Schlafbursche wohnender junger Mensch, der seitdem verschwunden ist. Wo ist der Mörder? Was wird aus ihm? Die Phantasie springt auf und sucht, sucht ihn, sieht ihn — und auf einmal ist das Neue, das Gedicht da. Sie sieht ihn nicht nur, sondern sie sieht und fühlt auch, was er sieht, was er fühlt. Sie wird eins mit der Seele des Mörders, und erlebt mit ihm, in ihm das Gräßliche, das Ungeheure: wie die Natur selbst aufsteht wider den Mörder, wie der Wald, „ein Stück Erde mit Bäumen bewachsen, ohne Sinn und Verstand", „ein Wesen, ein denkendes, fühlendes, schreckliches Wesen" wird, das ruft: „Der Mörder!", ein Wesen „mit einem ungeheuren furchtbaren Gesicht", einem Gesicht, vor dessen Augen es kein Entrinnen gibt und die nicht eher Gnade geben, als bis der Frevler, Richter und Henker in einer Person, sich selbst aus dem Buch des Lebens streicht.

Ein visionäres Erlebnis von eindringlichster innerlicher und äußerlicher Anschaulichkeit, das Gestaltung heischt. Ein Meisterstück virtuoser Technik des Aufbaus und der Gliederung der einzelnen Stimmungsphasen, von der ersten Frage „Ob sie hinter ihm drein waren?" bis zu dem letzten: „und dann —"; als ein Monolog konzipiert und durchgeführt, das daher auch den episch-chronikalischen Schlußakkord „Acht Tage später verkündeten die Zeitungen" usw. gut entbehren könnte.

---

*) Vergl. GW I Einleitung Seite V.
**) Zuerst gedruckt 1896 in Vom Fels zum Meer. 1. Band S. 16—22.

Die beiden „Legenden" gehören stofflich, sowie der Zeit ihrer Entstehung nach eng zusammen. Claudias Garten ist im März*), Der Zauberer Cyprianus**) im November 1895 vollendet. Technisch berührt sich die erstere wieder mit dem Waldgesicht; auch sie ist, wie jenes, ein visionäres Erlebnis, nur daß es in der Legende sich eigentlich um zwei Visionen handelt: die Vision der Menschenfackeln des Nero und des Nero selbst mit den Sinnen und Gefühlen eines der die Landstraße umsäumenden Römer aufgefangen, und die Vision des Mysteriums christlichen Märtyrertums im Bilde der jungen Claudia, reflektiert von der Seele des jungen Germanen.

Märtyrergestalten und Märtyrergefühle übten von jeher eine starke dämonische Anziehungskraft auf den Dichter aus. Schon 1882 hatte ihn die bei Bachem in Köln erschienene Übersetzung der „Fabiola oder die Kirche der Katakomben" des Kardinals Wiseman mächtig ergriffen und seine Seele mit Vorstellungen der Gefühlsgänge und der Schicksale der ersten Christen erfüllt. Zwei Jahre später war es das bekannte Bild von Gabriel Max — ein junger Römer, der von einem Gelage im Morgengrauen heimkehrend, den Kranz von Rosen einer jungen gekreuzigten Märtyrerin zu Füßen legt — das seine Phantasie wieder in diese Bahnen lenkte, und zwar diesmal in der sinnlichen Vorstellung des zu Tode gemarterten jungen schönen Weibes. Kein Wunder, daß ihm, als er dann 1891 zum erstenmal nach Rom kommt, die Denkmäler und die Wahrzeichen, die an die ersten Christen erinnern, die Seele rühren und zu ihm sprechen, als hätten sie lange schon auf ihn gewartet. Tief erschüttert wandert er durch die Katakomben, und vor allem packen ihn die Spuren der Reaktion des römischen Heidentums auf die Botschaft von dem gekreuzigten Gott: das Bild Christi in den Gemächern der Prätorianer auf dem Palatin, der gekreuzigte Christus mit einem Eselskopf u. a. Solche geschauten, manchmal auch nur flüchtig gestreiften Bilder nahm seine Seele auf, wie gutes Erdreich Samenkörner. Es entwickelte sich daraus eine Fülle von Ge-

---

*) Zuerst gedruckt in der Deutschen Rundschau. 83. Band, 1895 (Mai). Seite 161—188.

**) Zuerst gedruckt in der Romanwelt, Zeitschrift für die erzählende Literatur aller Völker, herausgegeben von Otto Neumann-Hofer. Dritter Jahrgang. II. Band, Heft 27—36.

sichten und Gestalten, in deren Seelen er ein zweites Leben zu führen begann, die mit der Wucht eines eignen Erlebnisses sich in seine Seele gruben und von denen er sich frei machen mußte durch dichterische Gestaltung.

So sind die beiden Legenden wesentlich Erzeugnisse einer intuitiven Ekstase, geweckt durch Anschauung. Und es ist erstaunlich, wie stark in einer solchen Seelenstimmung seine Fähigkeit ist, das innerlich Geschaute durch eine scheinbar aus einer Fülle eingehender und umfassender historischer Studien genährte kombinierende Phantasie zu einem Gesamtbilde der römischen Welt in dem ersten Jahrhundert des Christentums zu gestalten. Das gilt vor allem vom Zauberer Cyprianus, den man aus sorgfältigen, eingehenden geschichtlichen und religionsgeschichtlichen Studien herausgewachsen sich vorstellen möchte, und der doch nur „auf ein paar wenige Notizen gegründet ist, die er einem unbedeutenden von einem herumziehenden Antiquar gekauften Schriftchen verdankte*)." Aber auch wenn man von den religiösen und historischen Elementen absieht, die die beiden „Legenden" miteinander verbinden und ihnen innerhalb der Wildenbruchschen Novellendichtung eine Sonderstellung anweisen, haben beide noch etwas anderes miteinander gemein: die Einstellung des psychologischen Problems Mann und Weib. Sie erscheint gradezu wie eine Umkehrung des Problems, das in den achtziger Jahren seine Novellendichtung beherrscht. Denn das Problem ist diesmal der Mann und nicht die Frau. Die Frau ist da, ist fertig durch den Glauben, den sie hegt und der sie trägt, und es ist charakteristisch, daß beiden, Claudia und Praxidike, ein Lachen eigentümlich ist, das nicht von dieser Welt ist. Der Mann wird, wird durch das Erlebnis mit der in ihrem Glauben ihm überlegenen Frau erst der, der er sein soll, d. h. ein Mann, der für das, was er als den höchsten Wert des Lebens erkannt hat, mit lachenden Lippen in den Tod gehen kann. Der eine taucht aus der Kindheit des Wildentums herauf, der andere kommt von der Höhe einer mühsam erarbeiteten Lebensweisheit und von den

---

*) So wird mir von vertrauenswürdigster Seite mitgeteilt. Doch hat er für seine allgemeine Orientierung über die christliche Kirche des ersten Jahrhunderts im Orient sicher auch den ersten Band von Karl Hases Kirchengeschichte (Leipzig 1885) benutzt.

Vätern ererbten Kultur herab, aber beide finden sich auf demselben Weg.

Daß dies Problem: der Mann, dem das überlegene Weib den Weg weist, den Dichter innerlich über diese Zeit und über die Vorstellung der Überlegenheit durch den neuen Glauben hinaus, beschäftigt hat, zeigt die zwei Jahre später, im Frühsommer 1897 vollendete Novelle Der Liebestrank*). Hier erscheinen aber sowohl das Problem wie die Gestalten, in denen es sich verkörpert, in einer eigentümlichen Verzerrung. Die großen Gewalten, die in den „Legenden“ die Menschen aus den Niederungen des Erdenlebens herausreißen und ihnen schließlich den Untergang bereiten in einer Sphäre, in der der „Tod“ die Pforte zum eigentlichen Leben aufschließt, sind hier vom Schauplatz abgetreten, und was sich begibt, spielt sich in den engen Erdenschranken ab, in denen arme sinnliche Menschen, die auf keine andere Stimme als die des erhitzten Blutes hören, sich „um Liebe“ vom Leben bringen. Zum erstenmal tritt hier jener mystische Fatalismus in die Erscheinung, der in der Tiefe seines Wesens verborgen lag von Anfang an und der, je älter er wurde, in wechselnden Gestalten auch in seiner Dichtung sein Recht forderte. Hier in der Form der Bindung eines anderen Willens durch ein Zaubermittel, dessen Besitz dem Weibe die Macht über den Mann gibt. Und zwar ist es, wie gesagt, keineswegs der überlegene moderne Mensch, der ein mystisch-dämonisches Motiv aus den Empfindungen einer in diesen Vorstellungen befangenen Vergangenheit intuitiv gestaltet, sondern einer, der diese geheimnisvollen Gewalten als noch heute die innersten Bezüge des Menschenlebens beeinflussend und beherrschend kennt und anerkennt. Das erotische Motiv — der Mann, der dem sinnlichen Reiz der Schönheit der einen Schwester zunächst willenlos unterliegt, obwohl diese seine Gefühle nicht erwidert, und den dann die liebende Willenskraft der anderen reizlosen Schwester, die ihm vom ersten Augenblick an ihre Seele hingegeben, sich erobert — ist wohl ein Widerschein eigenster Erlebnisse, die sich aber unter dem Einfluß des in der Dichtung eingeschalteten mystisch-dämonischen Motivs in mehr als einer Beziehung ins Tragisch-

---

*) Zuerst gedruckt in Cosmopolis. Internationale Revue, herausgegeben von F. Ortmans 1897. Vol. VII. Nr. XIX und XX., Seite 197 ff. und 505 ff.

Groteske verzerrt haben. Daß hier Persönliches zur Gestaltung drängte, darauf weist auch der Boden, auf dem sich die Handlung abspielt: die alte Stadt, in der einst eine Universität war. Eine Universität, die aufgehoben und „hinüber geschafft“ worden ist nach irgendeiner neuen großen Haupt- und Weltstadt, von der nichts weiter übrig geblieben, als das Gebäude, das „große, alte, palastartige Haus“ an dem ernsten, stillen, beinah verödeten Platz, durch dessen Eingangsportal „so breit, daß viele Menschen darin aus- und eingehen könnten“, jetzt „nur noch Knaben mit Schultornisterchen auf dem Rücken“ aus- und eingehen*).

In noch entlegenere Jugendfernen taucht unter die im Frühling 1897 vollendete Erzählung Die Alten und die Jungen**). Der Hintergrund wohl auch hier Frankfurt, aber das Erlebnis zwanzig Jahre weiter zurückliegend, wobei jedoch unter dem „Erlebnis“ nicht eigentlich die Handlung zu verstehen ist, sondern die Situation und die Stimmung, die über der Situation liegt. Der kleine, versonnene Junge, dem seine totkranke Mutter das seltsame Märchen von der Entstehung der Berner Alpen erzählt, und der mit seiner Mutter zusammen in diesem Märchentraumreich ein eigenes Leben führt, von dem die anderen, auch die nächsten, nichts ahnen; und wie dann die Mutter von dem kleinen, hilflosen Menschen geht, der sein „Mooschen“, ihr Verständnis und ihre Liebe so bitter nötig hat, dies alles sind verwehte Klänge aus der Kinderzeit, als er in Arnautköi, in dem hellen, großen Haus am Bosporus und dann in dem Sommer 1857 in Bad Rehme zu den Füßen der Mutter saß, und mit seinem „Mooschen“ Luftschlösser baute, während der Tod schon über ihre Schulter lauschte. Auch das Fremdgefühl dem Vater gegenüber, das seine Kinderjahre beherrschte, wächst hier in eigentümlicher Weise als künstlerisches Motiv; es wird der Keim, aus dem sich die ganz frei erfundene „Handlung“ entwickelt. Das Hinabtauchen ins Kleinbürgerliche war vielleicht eine Art Schutzwehr gegen das Vordrängen des Allzupersönlichen und darum Allzuschmerzlichen, es gab ihm die Möglichkeit, die beiden Gestalten von Mutter und Sohn sich in einer gewissen Distanz zu halten.

---

*) In dem alten Universitätsgebäude von Frankfurt a. O., dem 1499 erbauten collegium philosophicum et artistarum, befand sich bis vor kurzem das städtische Realgymnasium.

**) Zuerst gedruckt in Reclams Universum. XIV. Jahrgang 1897/98. Heft 1—5. S. 65 ff., 167 ff., 267 ff., 373 ff., 464 ff.

Das wandernde Licht, schon 1893 vollendet, und der strengen zeitlichen Folge nach also an die Spitze des Bandes gehörig, schließt deswegen hier am besten an, weil der Schauplatz der Handlung für Wildenbruch, vor allem in den Knaben- und Jünglingsjahren, so etwas wie eine zweite Heimat gewesen ist, weil, wenn auch nicht aus den Menschen, so doch aus dem Landschaftsbild dem Leser ein Stück eigenen Lebens des Dichters entgegentritt. „Das schlesische Paradies" ist das Fideikommißgut der Familie Yorck, Klein-Öls bei Ohlau, auf dem Wildenbruch seit 1858 mit seinen Geschwistern in der Regel die Sommerferien verlebte. Seine Schwester war mit dem Sohn des damaligen Majoratsherrn Grafen Ludwig Yorck, dem Grafen Paul Yorck, vermählt. Park und Schloß, in dem sich die seltsamen Begebenheiten abspielen, sind mit sichtlichem innigen Behagen in Bildern festgehalten, aber die Bewohner hätten wohl Grund gehabt mit dem Dichter zu hadern, daß er grade diese Wege und diese Räume mit Gestalten bevölkerte, die menschlich hier kein Heimatrecht hatten, und die auch vom künstlerischen Standpunkt aus nicht einmal als willkommene Gäste angesehen werden konnten. Das wandernde Licht, das seine Flamme an E. T. A. Hoffmanns Fackel entzündet hat, und das im Eingang Erwartungen auf Begebenheiten und Menschen weckt, denen der selige Kammergerichtsrat und seine Freunde das Lob als echt „serapiontisch" nicht versagt haben würden, ist von allen Prosadichtungen Wildenbruchs, die er nach dem Riechbüchschen geschrieben, die schwächste. Es ist wirklich beklagenswert, daß diese auf unwahrscheinlichen Voraussetzungen sich aufbauende, mit unwahrscheinlichen — psychologisch wie der äußeren Gruppierung der Begebenheiten nach unwahrscheinlichen — Motiven arbeitende und mit der Schlußwendung in das Familienblättliche untertauchende Novelle durch ihre Aufnahme in die Engelhornsche Romanbibliothek wohl von allen Erzählungen Wildenbruchs die weiteste Verbreitung fand und daß Unzählige, die weiter nichts von ihm gelesen haben, danach sich ein falsches Urteil über seine Novellendichtung überhaupt gebildet haben und noch bilden.

Es ist jammerschade, daß diese weite Weltwanderung nicht der letzten — im Sommer 1897 vollendeten — Novelle dieses Bandes Die Waidfrau*) beschieden war. Denn die Waid-

*) Zuerst gedruckt in der Deutschen Rundschau. 93. Band 1897 (Oktober). Seite 1—50.

frau steht nicht nur vielleicht von allen seinen Prosadichtungen künstlerisch am höchsten, sondern gewährt auch zugleich einen Einblick in die Persönlichkeit des Menschen, wie sonst nur noch die „Schwesterseele“. Es ist ein autobiographisches Fragment aus den Werdejahren des Dichters, wahr in jedem kleinsten und feinsten Pinselstrich, in jedem Licht und in jedem Schatten des Bildes und zugleich ein in sich geschlossenes und abgerundetes Kunstwerk. Was Hugo von — in der kleinen Fabrikstadt vom Dezember 1865 bis zum Juni 1866 innerlich und äußerlich erlebt, hat Ernst von Wildenbruch in demselben Zeitraum in Burg bei Magdeburg erlebt. Nur insofern hat der tragische Ausgang, dem die Dichtung zustrebt, etwas auf die Tönung des Gesamtbildes eingewirkt, als die Schatten namentlich im zweiten Teil der Erzählung etwas tiefer und dunkler erscheinen, als sie es in Wirklichkeit in jenen Burger Tagen waren, die er selbst als die glücklichste Zeit seines Lebens bezeichnet hat. Je näher die letzte Katastrophe rückt, um so mehr verflüchtigt sich daher auch das Persönlichkeitsbild des Dichters im Helden und macht einer anderen Gestalt Platz, eines, der wirklich nicht wiederkam; über dieser, seinem eigenen Ich substituierten Gestalt des letzten Teils liegt ein schwermutsvoller Reiz, der wie der Nachhall eines eigenen Erlebnisses ans Herz greift.

Und um ein eigenes Erlebnis handelt es sich in der Tat auch da. All den Jammer und das tränenlose Weh, die die einsame Waidfrau, die niemand anders hatte, um den Toten von Königgrätz leidet, hat der Dichter erlitten, als am 18. August 1870 sein liebster Freund Wolf York, mit dem er drei Jahre lang alles geteilt hatte, ihm durch eine französische Kugel geraubt wurde. Die Waidfrau selbst aber lebt trotzdem ihr eigenes, inneres, ergreifendes Leben in der Dichtung, wie sie es in der Wirklichkeit für sich und für den, der nachmals ihr Bild gestaltete, gelebt hat. Doch gehört die Darstellung dieser rührenden Episode nicht in den Rahmen dieser Einleitung, sie mag demnächst in der Biographie gelesen werden, wo auch der zweiten, für den Dichter wie für seinen Helden in dieser Epoche so bedeutungsvollen Gestalt, des „Direktors, der einst sein Hauslehrer gewesen“ der Persönlichkeit Otto Fricks diejenige Würdigung zuteil wird, auf die dieser „Seelenerwecker“ Anspruch hat. Was beide für den Dichter gewesen sind, das tritt dem Leser der Waidfrau so lebendig und in solcher aus unvergänglicher Liebe geborenen, leuchtenden Verklärung entgegen, daß jeder Zusatz

eines Dritten vom Übel wäre. Nur darauf mag noch hingewiesen werden, daß an dem „großen Haus am Platz“, in dem Hugo von — bei „Fräulein Philippi“ wohnt und in dem die Waidfrau ihr größtes Glück und ihr tiefstes Leid erlebt, heute eine Tafel angebracht ist mit der Inschrift „Hier wohnte Ernst von Wildenbruch in den Jahren 1865 bis 67“*). Es ist das Haus Jakobistraße 9, das damals einem Fräulein Jacoby gehörte, die für zwei Taler monatlich dem jungen Leutnant a. D. Obdach gewährte.

Die Gerichtsverhandlungen wegen des Ausstandes der Tuchmacher und Spinner, von dem im Eingang der Novelle die Rede ist, und dessen Folgen ja dem Mann der Waidfrau — der in Wirklichkeit Jäger hieß — das Leben kosteten, wurden vom 15. Juli bis 7. August 1865 — also wenige Monate vor Wildenbruchs Ankunft in Burg (Ende Dezember) — geführt, endeten aber im Gegensatz zu dem Bericht in der Novelle mit einem Freispruch aller Angeklagten. Die Anklage hatte vertreten der damalige Staatsanwalt Tessendorf, mit dem sich Wildenbruch während seiner Burger Zeit befreundete.

Aber auch wer von allen diesen einzelnen Bezügen des Lebens nichts weiß und wissen will, wer sich nicht darum kümmert, daß dieser vornehme und liebenswürdige, kindlich-heitere, junge Mensch ein getreues Selbstporträt des Dichters ist, wem es gleichgültig ist, ob und wo die Waidfrau je gelebt hat, wird die gestaltende Kunst in der Herausarbeitung des Frauencharakters bewundern. Die Waidfrau ist eine Schwester der Reine Gouyou aus der Danaide**) — beide Novellen berühren sich ja auch sonst in den Charakteren und im technischen Aufbau — und beide tragische Frauengestalten sehen mit einem mitleidigen Lächeln auf ihre sich ach so weise dünkenden Schwestern herab, die mit einem Tonfall, der keinen Widerspruch duldet, es versichern: „In der Seele der Frau hat Wildenbruch nie zu lesen verstanden!“

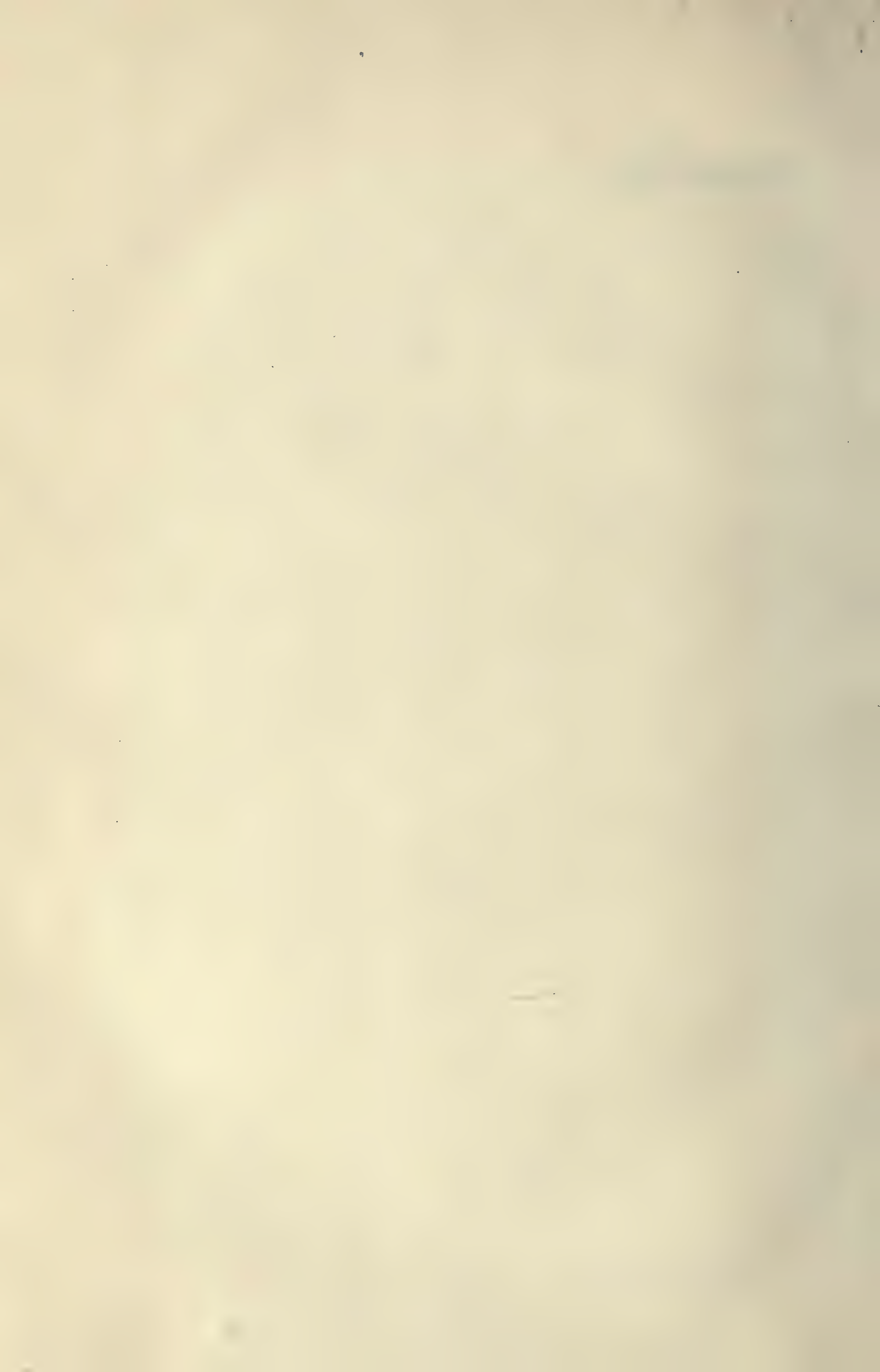
---

*) Enthüllt am 1. November 1909. Vergl. Direktor Otto Tüselmann „Ernst von Wildenbruch in Burg“ im 46. Jahresbericht des Kgl. Viktoriagymnasiums zu Burg. Seite 1—16.

**) GW I, Einleitung S. XX.



Waldgesicht



Ob sie hinter ihm drein waren?

Ein Wanderer ging die graue, staubige Chaussee entlang, den Kopf nach rechts drehend und nach links, wie horchend. Ganz sah er sich nicht um; jemand, der hinter ihm gekommen wäre, hätte alsdann sein Gesicht gesehen, das wollte er, so schien es, vermeiden. Statt der Augen benutzte er die Ohren, die wie Schallbecher vom Kopfe abstanden, groß, eckig und plump. Inzwischen stakte er unaufhaltsam weiter, mit einwärts gerichteten Füßen, schweren, klotzigen Ganges, die Stiefel mit Staub bedeckt, weiter, immer weiter; nicht wie ein Spaziergänger geht, auch nicht wie jemand, der zur Berufsarbeit oder einem Ziele entgegengeht, sondern wie ein Mensch, der etwas hinter sich weiß, von dem er hinwegkommen will, rasch, rasch, damit ein Zwischenraum zwischen ihnen entsteht, damit es dahinten bleibt, ihm nicht nachkommt, nicht nachkommt! —

Plötzlich bog er aus der Richtung. Rechts am Wege, unmittelbar am Rande des Chausseegrabens, stand ein größerer Baum, ein Eichbaum. Mit einem Satze war er hinter dem Baum; er drückte sich an den Stamm.

Daß er einen Sprung gemacht hatte, war eigentlich dumm; wenn wirklich jemand hinter ihm her kam und ihn beobachtete, hätte es ihm auffallen müssen. Er sagte sich das selbst. Aber er hatte nicht anders gekonnt; der Drang war zu mächtig gewesen; er mußte sich einmal umsehen. Und nun sah er sich um. Mit heißen, flackernden, lauernden Augen sah er hinter dem Baumstamm den Weg hinunter, den er gekommen war. Er atmete auf — niemand zu sehn. — Kein Mensch auf der Chaussee, kein Mensch auf den Feldern ringsum. Er horchte — kein Laut zu vernehmen. Alles noch im Schlaf; denn es war noch früheſter Morgen. Ein wolkenverhangener, grauer, kühler Sommermorgen.

Er konnte einen Augenblick verschnaufen. Ruhe tat ihm auch not; er hatte schon einen weiten Weg hinter sich. Da hinten, wo der graue Dunst sich wie eine ungeheure, bleifarbene Kuppel emporwölbte, lag die große Stadt, und von dort war er gekommen. Jetzt war er schon zwei Meilen davon, zwischen den Vororten und Dörfern, die die große Stadt umkränzten. Und er war rasch gegangen. Er lehnte den Körper gegen den Baumstamm, den hageren, jugendlichen Körper, an dem der Rock, vom Schweiß triefend, klebte. Dann nahm er den Hut vom Kopf

und wischte sich mit der Hand über das Haar; das Wasser lief ihm zwischen den Fingern hindurch und tropfte auf den Rockkragen — es war, als wenn er einen Schwamm ausdrückte.

Den Hut in Händen, den fleckigen, verbeulten Hut von schwarzem, steifem Filz, überlegte er: „Wo nun hin?"

Die Chaussee lief einem Walde zu; noch eine halbe Stunde Wegs war es bis dahin. Sein Ziel war ihm gegeben. Wenn er nur erst drin wäre in dem Wald! Dann würde er sich von der großen Straße ins Dickicht schlagen, dann war er vorläufig in Sicherheit. Vorläufig — denn daß in der nächsten Stunde die Verfolgung beginnen würde, das war gewiß.

Ob sie sie jetzt schon gefunden haben mochten, die alte Frau, die da hinten in der großen Stadt erdrosselt in ihrem Bett lag?

Wahrscheinlich. Und wenn sie sie gefunden hatten, wußten sie auch, wer sie erdrosselt hatte. Ein Schlafbursche hatte bei ihr gewohnt — der war seit heute früh verschwunden — und das war er.

Unwillkürlich lauschte er wieder nach der Stadt hin.

Kam nicht ein dumpfes Schnauben von dort? Ein Rufen verworrener Stimmen? Ein Klirren von Säbeln? Ein Stampfen von Pferden berittener Schutzmänner und Gendarmen?

Keine Regung — kein Laut.

Er hatte einen Vorsprung — noch war er in Sicherheit — ein Lächeln ging über sein Gesicht, sein unbärtiges, häßliches, schmutzigbleiches Gesicht.

Vielleicht auch fanden sie sie heute noch gar nicht. Niemand in dem großen Hause kümmerte sich um die alte, einsam lebende Frau. Möglicherweise dauerte es einige Tage, bis daß sie auf ihr Fehlen aufmerksam wurden. Dann würden sie die Tür einbrechen, die niemand öffnete, und dann — würden sie sie finden.

Inzwischen aber war er schon weit davon.

Geld hatte er ja nun. Freilich nicht soviel, als er erwartet hatte. Er hatte noch nicht einmal gezählt, wieviel es eigentlich war. Mit einem Griff hatte er in das aufgerissene Kommodenschubfach hineingelangt und den Sparstrumpf der Alten an sich gerafft — es war doch zu schauderhaft gewesen, mit der Alten in dem halbdunklen Zimmer allein. —

Mit tastender Hand faßte er an die Brusttasche — war es

da? Ja, er fühlte etwas Hartes — es war da. Wenn er im Wald, wenn er in Ruhe sein würde, dann wollte er sich daran machen, zu zählen; jetzt noch nicht. Jetzt nur weiter, in den Wald! Wenn er den erreicht haben würde, dann war alles gut. Also vorwärts! Weiter!

Er setzte den Hut wieder auf und machte sich von neuem auf den Weg. Jetzt aber nicht mehr inmitten der Chaussee, sondern am Grabenrande entlang. Er begriff jetzt gar nicht mehr, daß er so unvorsichtig hatte sein können, mitten auf dem Wege zu gehen. Und er ging immer schneller. Mit jedem Schritt wuchs das fürchterliche Angstgefühl, das ihn erstickte. Ja, es erstickte ihn. Es war ihm, als rückte der Wald immer weiter, als käme er ihm nicht näher, so daß es ihn plötzlich wie Verzweiflung anwandelte, wie ein Bedürfnis, laut zu heulen. Aber er biß die Zähne aufeinander — nur so etwas nicht!

Jetzt hatte er noch hundert Schritte etwa zu machen — und plötzlich fing er an, zu laufen. Er sagte sich, daß das falsch war, unsinnig, beinah verrückt — aber er konnte nicht anders, er mußte. Es war, als wenn eine Hand in seinem Rücken läge, die ihn vorwärts stieß. Einen Sprung noch und er hatte den Waldrand erreicht. Er streckte den Arm aus; mit der Hand ergriff er den dünnen Baumstamm, der ihm zunächst stand; es war ihm, als wäre es ein persönlicher Freund, ein Retter, an den er sich anklammerte — und nun war er im Wald.

Einen Augenblick machte er halt, atemlos vom Laufen. Der Mund stand ihm weit offen; er schnappte nach Luft, wie jemand, der halberstickt aus dem Wasser auftaucht. Dann einige Schritte von der Chaussee zur Seite in das Gebüsch — und abermals blieb er stehn. Er sah sich um. Jetzt konnte ihn von da draußen niemand mehr sehn. Mochten sie jetzt auf der Chaussee kommen, zu Fuß, zu Wagen oder zu Pferd, ihn konnten sie von da draußen nicht mehr sehen. Er war in Sicherheit, er war gerettet. Gerettet! Mit beiden Armen umfaßte er den knorrigen Baum, hinter dem er sich versteckt hielt, er schwang sich hin und her; es überkam ihn wie eine wahnsinnige Freude; ein heulendes Frohlocken stieg aus seiner keuchenden Brust.

Endlich kam er wieder zur Vernunft. Jetzt hieß es weiter in den Wald hinein, und zwar nach links von der Chaussee, denn rechts von ihr, da hinten lag die Stadt. Das verursachte ihm einen Rückfall in die vorige Angst, denn er war dummer-

weise zur Rechten der Chaussee in den Wald eingedrungen. Er mußte also noch einmal quer über die Heerstraße hinweg. Das war schlimm — aber es mußte sein. Mit stockendem Herzen verließ er sein Versteck und schlich bis an den Grabenrand. Nach rechts lugte er aus und nach links — irgend etwas zu sehen? — Nichts war zu sehen. Gesenkten Hauptes, mit einem „Husch“ ging es über die breite Straße hinweg, wie ein Wiesel, das aus einem Loch ins andere schlüpft. Am jenseitigen Rande blieb er wieder stehen, abermals lauschend nach rechts und nach links. Hatte ihn jemand bemerkt? Niemand hatte ihn bemerkt. Es war geglückt. Alles glückte ihm — Gott verließ ihn nicht. Indem er dieses dachte, war es ihm, als würde ein Schwamm mit kaltem Wasser in seinem Nacken ausgedrückt und als liefe es eisig an seinem Rücken hinunter. Gott —? Aber das war ja alles Unsinn — es gab ja gar keinen Gott. Das hatte er neulich erst gelesen, als er sich lungernd umhertrieb und auf einer Bank ein paar gedruckte, anscheinend aus einem Buche ausgerissene Blätter gefunden hatte, die jemand dort liegen gelassen haben mochte, der vor ihm auf der Bank gesessen hatte. Da hatte es gestanden, daß alles, was man von Gott erzählte, lauter Unsinn war, einfach eine Erfindung, die die Pfaffen den Reichen zu Gefallen ausgedacht hatten, um damit die Armen und Unwissenden zu schrecken und zu gängeln.

Er atmete erleichtert auf — Leute, die gedruckte Sachen schreiben konnten, mußten so etwas besser verstehen als er. Es gab keinen Gott — und das war gut.

Nun konnte er sich, beruhigten Gemüts, wieder in Gang setzen, und er tat es. Die Chaussee blieb in seinem Rücken, während er sich nach links, zwischen Büschen und Bäumen hindurch, immer tiefer in den Wald hinein verlor, der sich in endloser Weite vor ihm auftat.

Er war eigentlich noch nie in einem Walde gewesen. Ob das Laubbäume waren oder Nadelhölzer, was da um ihn her stand, er hätte es kaum zu unterscheiden vermocht. In den steinernen, kahlen Straßen, wo er groß geworden war, lernt man dergleichen nicht.

Es war ihm, als umfinge ihn eine neue Welt. Alles fremd — fremd, aber schön. Ja wirklich, wunderschön. Er fühlte es unwillkürlich, indem er weiter und weiter schritt. So schön und wohltuend. Beinah, als wenn er als Gast bei einem

reichen Manne eingetreten wäre, so empfand er es; bei einem reichen Manne, der sein Besitztum den Vorübergehenden öffnet und „komm herein“ sagt. „Komm herein, hier wird nicht gefragt, ob du arm oder reich bist, komm nur herein.“

Der Waldboden zu seinen Füßen, der weiche, moosige, mit Blättern übersäete Waldboden, wie er seinen ermüdeten Füßen entgegenkam, wie anders es sich darauf ging als auf dem Steinpflaster der Stadt und der harten Chaussee. Dazu die köstliche, würzige Luft, die ihm den erhitzten Kopf umwehte und kühlte. Und über seinem Haupte die mächtigen, ineinander geneigten Baumkronen, die sich über ihm ausbreiteten, als wollten sie ihn verstecken und schützen. Es wurde ihm ganz merkwürdig zumut; so wie ihm in seinem ganzen Leben noch nicht zumute gewesen war. Denn sein ganzes Leben war Schinderei, Plackerei, schlechte Behandlung gewesen. Heut war ihm zumut, als würde er zum erstenmal gut behandelt. Er wurde ganz vergnügt, er wußte selbst kaum warum, und fühlte ein Bedürfnis, laut zu lachen. Aber er verschluckte sein Lachen, denn in dem Augenblick sprang der Wind auf und fuhr brausend durch die Wipfel der Bäume. Unwillkürlich blieb er stehen. So etwas hatte er noch nie gehört, solch einen tiefen, großen, wunderbaren Ton. Als Kind war er ja wohl in der Kirche gewesen und hatte die Orgel gehört — aber das hier war doch noch ganz etwas anderes, viel etwas Gewaltigeres als damals die Orgel.

Und indem er noch so stand und lauschte, geschah etwas, das ihn beinah erschreckte: in einer Entfernung von etwa hundert Schritten trat etwas zwischen den Bäumen heraus, ein braunes Tier auf vier langen, schlanken Beinen.

Ein Reh!

Es fehlte nicht viel, so hätte er laut aufgeschrien. An den Schaufenstern der Wildbrethändler in der Stadt hatte er ja wohl tote Rehe hängen sehen — hier war ein lebendiges, und er sah es zum erstenmal!

Es war ihm, als wenn er ein Wunder erlebte; er verhielt sich ganz mäuschenstill.

Das Reh witterte in der Luft, drehte den Kopf zu dem Wanderer hin, sah ihm eine Zeitlang mit den großen, braunen, neugierigen Augen grade ins Gesicht, dann schüttelte es leicht

den Kopf, und mit einem Sprunge war es im Dickicht verschwunden.

Er setzte seinen Weg fort. Beinah tat es ihm leid, daß das Reh davongelaufen war; es hätte sich gar nicht zu fürchten gebraucht, er würde ihm nichts angetan haben. Immerfort mußte er daran denken, wie das Tier ihn angesehen hatte, mit einem fragenden, beinah staunenden Blick, als wenn es hätte sagen wollen: „Wer bist du, und wie kommst du her?“ Und dann — wie es den Kopf geschüttelt hatte und davongesprungen war. — Ob die Rehe immer so taten, wenn sie entflohen? Oder ob es nur geschehen war, weil — er es war? Dummer Unsinn. —

Aber es hatte doch wirklich so ausgesehen, als wenn ein Schauder über den zarten Körper des Tieres gelaufen wäre, und als ob es hätte sagen wollen: „Jetzt weiß ich, wer du bist.“ —

Der Kopf wurde ihm von den sonderbaren Gedanken schwer, so daß er ihm auf die Brust niederhing. Er achtete nicht mehr des Wegs, und so kam es, daß ihm plötzlich eine ungefüge Hand den Hut vom Haupte riß. Mit einem Schrei fuhr er zurück und blickte auf. Ein Baumast war es, gegen den er angerannt war. Unnötig, daß er sich erschreckt hatte — aber er hatte sich wirklich erschreckt, fürchterlich; die Glieder zitterten ihm, indem er sich niederbeugte, um seinen Hut wieder aufzuraffen, der zu den bisherigen Beulen eine neue bekommen hatte. Von nun an beschloß er, besser aufzupassen, und so stapfte er weiter, immer tiefer in den Wald hinein.

Mehrere Stunden war er jetzt bereits darin; es war nicht mehr Morgen, sondern schon die zehnte Stunde vormittags. Jetzt waren auch die Menschen draußen auf den Beinen, da draußen auf den Feldern und der Chaussee. Wieder blieb er stehen und lauschte. War irgend etwas von ihnen zu hören? Nichts. Kein menschlicher Laut drang zu ihm hin; nur das Schweigen des Waldes war um ihn her, und über seinem Haupte, wie die Atemzüge einer ungeheueren Brust, die brausenden Windstöße.

Der Wind hatte nicht aufgehört, er war stärker geworden von Stunde zu Stunde. Offenbar kam er aus Süden oder Südwest, denn er war warm, als wenn er aus einem geheizten Ofen käme. Die Wolken, mit denen der Himmel heut früh

bedeckt gewesen, waren hinweggefegt; die Sonne brannte hernieder auf die Wipfel der Bäume und zwischen den Wipfeln hindurch. Es wurde heiß.

Dazu kam, daß der Boden uneben wurde. Ein Hügelrücken lief quer durch den Wald; schweißtriefend arbeitete sich der Wanderer hinan. Als er oben angelangt war, sah er, durch eine Talmulde von dem ersten getrennt, einen zweiten noch höheren Rücken, und hinter diesem einen dritten und vierten.

Es half nichts, er mußte weiter und hinauf.

Seine Brust fing an zu keuchen, und es peinigte ihn ein wütender Durst. Hunger spürte er nicht. Das war auch gut, denn wo hätte er etwas zum Essen herbekommen sollen? Geld hatte er ja — aber wenn er sich etwas kaufen wollte, mußte er doch zu Menschen.

Er schlug sich den Gedanken vorläufig aus dem Kopf. Heut abend vielleicht, wenn es dunkel wurde, dann würde er sich aus dem Walde heraus und in das nächste Dorf wagen. Aber bis dahin nicht heraus aus dem Walde, nicht heraus.

Mühselig kletternd hatte er jetzt die letzte und steilste Höhe erklommen, und da vernahm er etwas, das ihn mit Wonne erfüllte, ein leises Gurgeln, Rieseln und Rauschen. Wasser!

An dem Abhang, den er soeben erstiegen, brach ein Quell aus dem Boden und floß in einem schmalen silbernen Fädchen zu Tal.

Mit ganzem Leibe warf er sich zur Erde und wie ein wildes Tier fing er an zu trinken. Nicht den Mund allein, das ganze erhitzte Gesicht tauchte er in das Wasser und ließ sich die Flut in den offenen Mund hineinlaufen. Schnaubend und schluckend erhob er sich endlich, mit einem Gefühl gesättigten Behagens, wie neugeboren.

Jetzt erst sah er sich um.

Offenbar hatte er hier den höchsten Punkt des Waldes erreicht. Er befand sich auf einer grasigen Anhöhe, die nur mit wenigen Bäumen bestanden war. Ihm zu Füßen lag ein breites Tal, das jenseits wieder von Anhöhen umschlossen war. Von einer dieser Anhöhen stieß ein Vorsprung in das Tal hinein, ihm grade gegenüber, ungefähr in gleicher Höhe mit ihm, nur mit Sträuchern und Gestrüpp bedeckt, im übrigen kahl. Dies aber war, soweit er sehen konnte, die einzige kahle Stelle im ganzen Revier. Alles übrige massiger, schattiger Wald. Das Tal, über das er hinwegsah, ganz mit Bäumen gefüllt, so daß

es unter ihm wallte und wogte, wie ein grünes Meer. Hinter ihm der tiefe Schatten, aus dem er soeben gekommen war, und drüben die Anhöhen von unten bis oben mit Bäumen bedeckt.

Er stand und sah sich um. Hier gefiel es ihm, hier war es schön. Der Wind strich über die Höhe, ihm grade ins Gesicht, und kühlte und erquickte ihn.

Hier konnte er rasten und ruhen.

Im Schatten eines Baumes warf er sich nieder und tat den Hut vom Kopf. Wie weich ihn der Boden empfing! Wie wohltuend warm und weich! Und dazu der Duft von allen möglichen Kräutern und wilden Blumen ringsumher — er wühlte sich förmlich in das Gras hinein; er reckte und streckte sich; ein Behagen, wie er es nie gekannt hatte, überkam ihn. Jetzt konnte er auch zählen, was und wieviel es eigentlich war, was er sich — da erafft hatte. Er griff in die Brusttasche — als er aber den wollenen Strumpf fühlte, ließ er die Hand wieder ab. Es war ihm widrig, das Ding hier hervorzuholen. Er hätte selbst kaum sagen können, warum — aber er fühlte es; es war so.

Er dachte einen Augenblick nach. Aber das war ja alles Unsinn, dummer Unsinn. Einmal mußte er doch zählen, und hier sah ihn niemand. Niemand? Unwillkürlich fuhr er mit dem Kopfe herum und lauerte nach allen Seiten — nein — niemand.

Also nur Entschluß — denn einen Entschluß kostete es ihn wirklich. Noch einmal griff er in die Brusttasche, und nun kam das — Ding hervor. Ein alter, grauer, wollener Strumpf, oben mit einem Bindfaden zugebunden, mit hartem Geld gefüllt.

Mit hastigen Händen riß er den Bindfaden auf; in den Hut, der neben ihm lag, schüttete er, ohne darauf hinzusehen, den ganzen Inhalt, dann richtete er sich auf den Knien auf, ballte, knäuelte und knüllte den Strumpf mit beiden Händen zu einer Kugel zusammen, und dann aus Leibeskräften, so stark als er zu werfen vermochte, schleuderte er den Strumpf von sich, über den Rand der Anhöhe hinweg, so daß er in das Tal drunten fallen mußte. Er sah nicht hin, wohin er flog, er wollte es nicht sehen. Mochte er liegen, wo er wollte, wenn er nur ihm nicht wieder vor Augen kam, nie wieder, nie!

Die körperliche Anstrengung war gar nicht übermäßig gewesen; dennoch klopfte ihm das Blut in den Schläfen, und als er sich wieder auf den Rücken gelegt hatte, mußte er eine Zeitlang still liegen; er fühlte sich ganz erschöpft.

Endlich zog er den Hut an sich heran und sah hinein.

Ein Haufe von einigen zwanzig Talern lag darin, zwei goldene Zwanzigmarkstücke und ein Zehnmarkstück. Das war alles. Mehr hatte sich die Alte nicht zusammengespart? Immerhin war es mehr, als er je gesehen und besessen hatte.

Er nahm den Haufen Metall in die Hand, er wog ihn, er drückte die Hand darüber zusammen, dann öffnete er sie wieder und ließ das Sonnenlicht auf den Goldstücken spielen, daß sie funkelten und blitzten.

Plötzlich schloß er krampfhaft die Hand über dem Gelde und blickte auf — war ihm doch immer, als sähe ihm jemand zu; niemand war da; kein lebendes Wesen, außer ihm selbst.

Und trotzdem verließ das Gefühl ihn nicht.

Als wenn irgend etwas da wäre — etwas Lautloses, Regungsloses, das immerfort da war, immerfort auf ihn blickte, alles sah, was er mit dem Gelde tat, jede Bewegung sah, die er machte, ja das eigentlich ganz genau wußte, was er in seinem Inneren dachte und fühlte.

Er blickte nach rechts, er blickte nach links, hinter sich und sogar über sich, in die Äste des Baumes, darunter er lag — nirgends etwas zu gewahren, nirgends etwas zu sehn. Alles Unsinn; lauter dummer Unsinn.

Dennoch wurde ihm das Geld plötzlich widerwärtig; er warf den Haufen neben sich auf die Erde und deckte den Hut darüber. Nun war es ihm, als wäre er von einer Last befreit. Er streckte sich lang aus. Es war inzwischen Mittag geworden; der Wind hatte nachgelassen; die Hitze des Sommertages lag brütend über der Erde.

Die schwere Ermüdung machte sich geltend; die Augen fielen ihm zu. Noch einmal riß er sie auf — einschlafen? Wer weiß, was einem im Schlaf begegnen kann!

Aber es half nichts. Seine Glieder lagen wie Blei; das Schwirren, Summen und Brummeln der Insekten ringsumher wirkte wie ein leises, feines Schlummerlied — sein Kopf sank tief in das Gras — er schlief ein.

Ob er im Schlafe träumte? Ob ihn im Traum der Alp drückte? Seine Glieder bewegten sich unruhig, während er lag, seine Gesichtszüge zuckten. —

Nach Verlauf von einer Stunde etwa fuhr er mit einem Schreckenslaute empor. Es war ihm gewesen, als hätte er seinen Namen rufen gehört, mit übermenschlichem Ton, mit einer ungeheueren, furchtbaren Stimme. —

So deutlich hatte er es zu vernehmen geglaubt, daß er mit einem lauten „hier!“ auf die Füße sprang. Erst als er sich nach dem Rufer umsah, bemerkte er, daß niemand da war.

Hatte er das wirklich nur geträumt? War das nur eine Einbildung gewesen?

Die Schlaftrunkenheit umnebelte seine Sinne derart, daß er überlegen mußte, was sich mit ihm begeben hatte, wie er hierher gekommen war, wo er sich befand.

Dazu kam ein Gefühl in seiner Brust, als wenn eine Hand auf seinem Herzen läge, die es zerdrückte; ein lähmendes, tödliches Angstgefühl, als wäre etwas Schreckliches in unmittelbarer Nähe, hinter ihm, über ihm, zu allen Seiten und überall, das ihn beobachtete, ihn belauerte, ihm Regung und Bewegung verbot. Die Knie zitterten ihm; er wagte keinen Schritt zu tun; er preßte sich gegen den Baumstamm, unter dem er gelegen hatte.

Das war ja die Stelle, die ihm vorhin so gut gefallen hatte; der Wald, der ihn so huldreich aufgenommen und beschützt hatte. Aber alles sah anders aus als vorhin, alles verwandelt.

Der Wind, der sich gelegt hatte, war mit verdoppelter Gewalt wieder aufgesprungen. Keine Wolke war am Himmel; wie ein riesiger Schild von weißglühendem Metall, so spannte sich der Himmel aus. Und wie der Wind über den Wald dahinfuhr, gerade auf ihn zu und ihm ins Gesicht, war es, als würde der Wald lebendig. Auf den Anhöhen da drüben die Bäume schwenkten ihre Äste und schüttelten ihre Blätter, daß es aussah wie flatterndes Haar, das um die Stirnen der Hügel flog. Ja, es sah aus, als schüttelten sich die Hügel selbst, wie lebendige Wesen, als wären sie unwillig geworden, zornig und wild.

Und weil der Wind ihm ins Gesicht blies, so kam es, daß die Bäume, indem sie sich vor dem Winde beugten, alle ihre Wipfel in der Richtung auf die Anhöhe zu neigten, auf der er stand; alle, wie auf Verabredung, sich gleichzeitig neigend und wieder aufrichtend, dann wieder sich neigend, und so fort, und immer so fort, daß es nicht anders aussah, als zeigten sie herüber, zu der Anhöhe, zu dem, der auf der Anhöhe stand, auf ihn selbst. Und nicht die Bäume da drüben allein; auch die in

seiner nächsten Nähe taten nicht anders. Wenige Schritte vor ihm, auf der Anhöhe selbst, stand ein gewaltiger Baum, eine Schwarzpappel oder so etwas, der sich von der Mitte des Stammes in zwei mächtigen Ästen emporgabelte. Indem der Wind den Baum packte, bogen sich dessen Äste, wie zwei Arme bogen sie sich, und grade nach ihm hin. Es war keine Täuschung möglich, grade nach ihm hin. Dabei ging ein Knarren durch den mächtigen Stamm, so daß es war, als wäre es die Stimme des Baumes, und als sagte er jedesmal, wenn er sich herniederbog, mit einem heisern Ächzen: „Da — da — da.“

Er wollte fort von der Anhöhe — es wurde ihm unheimlich, geradezu unheimlich. Aber wo sollte er hin?

Zurück? Von wo er gekommen war? Dann lief er ja den Verfolgern in die Hände. Also weiter? In das Tal hinunter? Er lugte über den Rand der Höhe — wie ein brausendes Meer, so lag es unter ihm, und wie ein Getöse stieg das Heulen des Windes zu ihm herauf.

Das war ja das Schlimmste von allem, dieses unablässige, brüllende Geheul des Windes, der allmählich zum Sturme angewachsen war. Als wenn eine kochende Wut sich der ganzen Natur bemächtigt hätte, so war es. Eine Wut, die vorher nicht gewesen war, die plötzlich entstanden war — woher denn nur? Warum?

Und indem er so, ohne zu wissen, was er tun und was er lassen sollte, auf das Tal hinunterblickte und die Baumwipfel sah, die, wie im Kampfe miteinander, ineinander und übereinander schlugen, da gewahrte er, scharfsichtig wie er war, etwas Merkwürdiges. Halb vom Winde getragen, halb von den peitschenden Ästen und Wipfeln geschleudert, flog da ein Gegenstand auf und nieder, der offenbar nicht in den Wald gehörte, nicht ein abgerissenes Blatt, nicht ein losgebrochener Zweig — ein grauer Gegenstand, der bald lang wurde, wie ein Streifen, und dann wieder sich zusammenballte, wie ein Klumpen, der graue wollene Strumpf, den er vorhin fortgeworfen hatte, ohne zu fragen, wo er hinfiel.

Dahin also war er gefallen, auf die Baumwipfel da drunten — und nun sah es aus, als wollten ihn die Bäume nicht haben, als wollten sie das Ding loswerden mit Gewalt. Darum warf einer es dem anderen zu, und der andere bäumte sich dagegen auf und warf das Ding weiter, und der dritte wieder schleuderte es

zurück. Und so ging das weiter und fort und immerfort, in immer wilder sich steigernder Wut, mit einem dumpfen Gebrüll, wie eine Wasserflut, die brodelnd und brausend aufsteigt, weil man einen Gegenstand hineingeworfen hat, den sie nicht haben will, den sie nicht vertragen kann, mit dem sie nicht fertig wird; einen giftigen Gegenstand.

Und plötzlich war der Schwamm wieder in seinem Genick, der eisige Schwamm von heute früh, und das kalte Rieseln in seinem Rücken — er hatte den Wald vergiftet!

Mit dem grauen Strumpf der alten Frau, mit dem gräßlichen wollenen Strumpf, den er ihm zugeworfen, hatte er den Wald beschmutzt, geschändet und vergiftet!

Und nicht damit allein — er selbst war es, der den Wald vergiftete!

Heute früh, als er den Wald betrat, hatte der Wald nicht gewußt, wer er war; darum hatte er ihn so gütig aufgenommen, ihn verborgen und geschützt. Jetzt hatte er erfahren, wer er war, von wo er kam. Jetzt wußte er es — und daher die plötzliche Wut! Daher kam es, daß die Bäume auf ihn hinzeigten, jeder einzelne für sich, und alle zusammen.

Es war gar nicht das sinnlose Gebrause des Windes, was er vernommen hatte, Stimmen waren es, Stimmen. Ein Baum schrie es dem anderen zu, und der andre dem dritten, und weiter und immer weiter: „Da drüben! Da steht er! Der Mörder! Der Mörder! Der Mörder!"

War das wirklich? Hörte er das wirklich?

Ja, ja, ja — er beugte den Kopf vor; von den Schläfen troff ihm der kalte Schweiß — er verstand es ganz deutlich.

Der Wald war gar nicht, was er geglaubt hatte, ein Stück Erde mit Bäumen bewachsen, ohne Sinn und Verstand, der Wald war ein Wesen, ein denkendes, fühlendes, schreckliches Wesen!

Hatte er denn das vorhin gar nicht bemerkt, was er jetzt so deutlich sah? Der Wald hatte ja ein Gesicht! Ein ungeheures, furchtbares Gesicht!

Da drüben, ihm grade gegenüber, die kahle, graue Nase, die ihm entgegensprang! Und darüber die finstere Stirn; und zu den Seiten die breiten Wangen, mit dem hangenden, flutenden, schüttelnden Bart!

Und über dem allen die Augen!

Wo waren sie denn nur? Er suchte danach — er sah sie nicht. Und daß er sie nicht sehen konnte, das eben war ja das Schreckliche! Denn er fühlte sie, fühlte sie ganz deutlich; sie waren da, und er konnte nicht sagen, wo. Darum konnte er sich ja nicht vor ihnen verstecken!

Ihr Blick lag auf ihm, wie eine zermalmende Last. Jetzt wußte er plötzlich, wer und was es gewesen war, vorhin, das ihm zugesehen hatte, als er das Geld in seinen Händen wog und zählte, das lautlose, das regungslose, das schreckliche Etwas. Die Augen da waren es gewesen, die furchtbaren, unsichtbaren Augen, die jetzt wieder da waren, jetzt wieder auf ihn niederblickten, starr, unbeweglich, ohne ein einziges Mal die Lider zu senken, so daß ihm war, als gingen sie mitten durch ihn hindurch, in seinem Inneren lesend, wie in einem aufgeschlagenen Buch.

Er konnte es nicht mehr aushalten; es war ihm, als nagelten ihn die fürchterlichen Augen an den Baum. Er verließ seinen Standort, er ging auf die andere Seite des Baumes — es half nichts. Er lief rund herum um den Baum, einmal, zweimal, dreimal, wie ein Wahnsinniger, bis daß ihm der Kopf im Kreise ging und die Füße ihm versagten, und er zur Erde kollerte. Er drückte das Gesicht in die Erde, er schlang die Hände über dem Kopf ineinander — nichts mehr hören — nichts mehr sehen!

Aber es war, als wenn der Wald es bemerkt hätte, daß er sich vor ihm verbergen wollte. Mit verzehnfachter Wut erhob sich von allen Seiten das Geheul, und dicht an seinen Ohren, so dicht, daß er glaubte, er würde ihn mit den riesigen beiden Armen erreichen und ergreifen, erscholl das „da — da — da!“ des knarrenden Baumes.

Vom Boden sprang er auf; sein Gesicht war verwandelt, leichenfahl und verzerrt; der Mund stand ihm offen; vom Munde rieselte ihm der Schaum. Und mit einemmal fing er an mitzubrüllen in das allgemeine Gebrüll, mit kreischender, menschlicher Stimme in den tosenden Donner der Natur — „Mörder! Mörder! Mörder!“

Er riß sich den Rock vom Leibe — eine Handbreit über seinem Haupte ragte wagerecht ein Ast aus dem Baume, darunter er gelegen — er riß den Hosenträger herab — und dann —

* * *

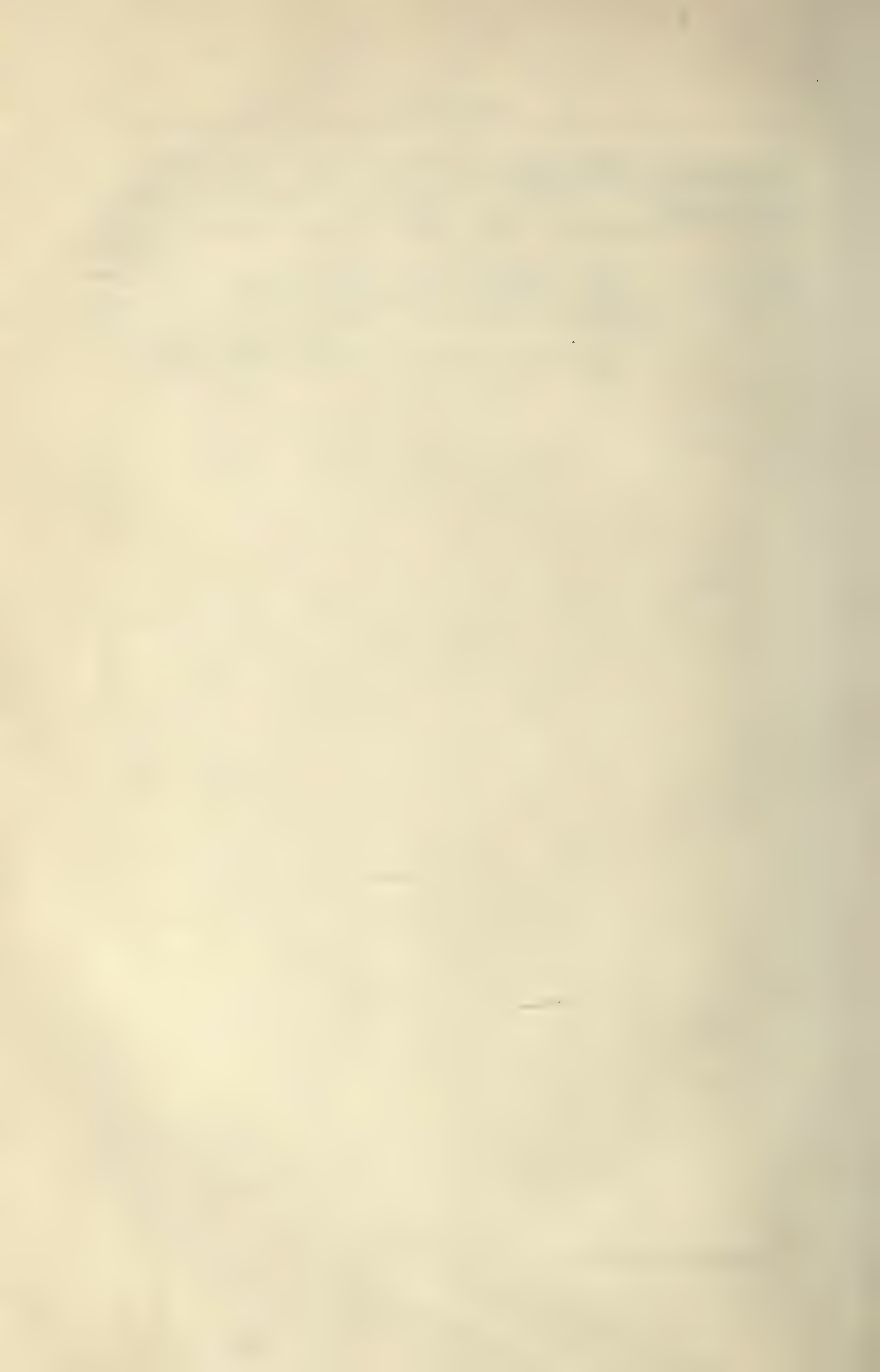
Acht Tage später verkündigten die Zeitungen, daß der Mörder der alten Frau, die man erdrosselt in ihrem Bette gefunden hatte, entdeckt sei. Man hatte ihn vergeblich bis dahin gesucht.

In der großen Forst, fünf Meilen vom Ort seiner Tat, hatte man ihn an einem Baum hängend gefunden; ein Waldhüter hatte ihn entdeckt.

Menschliches Gericht war nicht mehr nötig. —

Claudia's Garten

Eine Legende



Endlich war die Nacht zu ihrem Recht gekommen — es wurde still über Rom.

Nie war eine Augustnacht duftiger, wärmer und süßer auf die sieben Hügel gesunken und auf das Gelände, das zwischen den sieben Hügeln sich breitet und zwischen Bergen und Meer — nie hatte eine Augustnacht Schrecklicheres gesehen in diesem schrecklichen Rom.

Wenn an dem Abend, der dieser Nacht vorherging, ein Wanderer sich der Stadt genähert hätte, von Norden kommend, auf der Flaminischen Straße, so würde er, nachdem er die Flaminische Brücke, den heutigen Ponte Molle, überschritten, jählings stehen geblieben sein, von einem Laute getroffen, der ihm das Blut gerinnen machte. Von drüben kam es her, rechts überm Tiberstrom, aus den Gärten des Nero, von der Stelle, wo heut die Peterskirche sich erhebt und das Gebäude des Vatikans. Rot war der Himmel dort von goldigroter Glut, die aus dem Dickicht der Gartengebüsche zum Himmel schwelte — war etwa Feuersbrunst in Rom? Schon wieder?

Ganz Italien sprach ja von dem furchtbaren Brande, der wenige Wochen zuvor, im letztverflossenen Monat Juli, die Hauptstadt der Welt verwüstet hatte. Man sprach davon, und wenn man gesprochen hatte, fing man an zu flüstern: „Das Feuer, sagt man, ist angelegt worden — wißt ihr, von wem? Der Cäsar selbst hat Rom in Brand gesteckt. Auf den Zinnen seines Palastes, auf dem Palatinischen Berge hat er gestanden, die Laute im Arm, und als das Feuermeer zu seinen Füßen raste, hat er vom Brande Trojas zur Harfe gesungen."

War es also wieder etwas derartiges? Es sah nicht so aus. Die Glut dort drüben bewegte sich nicht vom Fleck; ruhig und senkrecht stieg sie empor, wie Flammen, die von Altären lodern oder aus Pechpfannen oder von Fackeln. Ein Luftzug kam von Westen und trug den geballten Qualm nach Osten über den Strom hinweg auf den Wanderer zu. „Offenbar ein Fest, das sie feiern", sagte sich der Wanderer, „es riecht nach Pech, nach Spezereien und" — ja, noch etwas war in dem Geruch. — Wurden Opfertiere geschlachtet und verbrannt? Denn ein Duft war dabei von verkohltem und verbranntem Fleisch!

Und während die Flammen emporstiegen und schweigend den Himmel beleckten, kam von dort drüben ein Laut, abgeschwächt durch die Entfernung und trotz der Abschwächung so furchtbar,

daß Mark und Bein erschauerten: ein Geschrei, ein Gebrüll, ein Geheul. Ein Geheul von Tieren? Nein, sondern von Menschen; von Menschen, die offenbar, in unzähliger Masse zusammengedrängt, einem Vorgang folgten, einem Schauspiel, bei dessen Anblick sie toll wurden, rasend wurden, Bestien wurden, die blutgierige Bestie überbietend in Mordlust, Grausamkeit und zerstörungstrunkener Begier. Ein Gebrüll, wie wenn Scharen von Tobsüchtigen plötzlich frei geworden wären und Besitz genommen hätten von der Welt.

Durch das Flaminische Tor, die heutige Porta del Popolo, ging der Weg in die Stadt hinein; hier öffnete sich die Via lata, der heutige Corso, und hier, im Marsfeld, sah man bereits die Spuren des verheerenden Brandes. Ganze Straßenzeilen lagen in Trümmern; die Sparren der verkohlten Häuser reckten sich wie entfleischte Gerippe in die Luft. Zelte waren aufgeschlagen und große hölzerne Baracken, um den Obdachlosen eine Unterkunft zu gewähren. Weder bei den Zelten aber noch bei den Baracken erblickte man Menschen. — Rom war drüben, jenseits der Tiber, zu Gaste beim Nero, der heute in seinen Gärten den Römern ein Fest gab, wie es noch nicht dagewesen war seit den Tagen von Romulus und Remus.

Nach rechts hin, durch das Gewirr von Straßen, Gassen und Gäßchen, wendete sich denn auch der Wanderer, und als er das Tiberufer erreicht hatte, blieb er stehen, von dem Anblick betäubt, der sich ihm bot:

Über die Brücke, die hier, ungefähr in der Gegend der heutigen Engelsbrücke, die Ufer des Stromes verband, über den Pons Triumphalis, wälzte sich vom rechten Ufer her ein tobender Menschenhaufen. Hinter dem dunklen Schwarm und über den Köpfen der Menge flackerte und flammte es von Fackeln, die im Kreise geschwungen wurden, und dann erschienen, keuchenden Laufes, in weiten Sprüngen wie Panther dahinsausend, braune, nackte numidische Fackelträger, die sich mit gellendem Geschrei in die Menschenmasse warfen und sie nach rechts und links auseinanderstießen, so daß eine Gasse in der Menge entstand. Rossegestampf erscholl, und mit klirrenden Rädern kam ein Wagen über die Brücke dahergerollt in die Gasse zwischen die Menschenmauern hinein.

Es war ein offener Wagen, wie er im Zirkus bei den Rennen gebraucht wurde; Räder und Gestell von schwerem,

massivem Gold. Acht schneeweiße Rosse waren davorgespannt, in zwei Reihen hintereinander, je vier in einer Reihe.

Weit über die Pferde beugte sich der Wagenlenker vor; neben dem Wagenlenker stand ein Mann, und beim Anblick dieses Mannes sank alles, was rechts und links sich zusammendrängte und quetschte und erdrückte, in die Knie; Hände und Arme reckten sich empor und zu ihm hin, und ein Geschrei schlug, einem Orkan gleich, zum Himmel:

„Ave Caesar! Nero! Nero!"

Das war der Herr des Festes, das war Nero. Die vier Schimmel der vorderen Reihe bäumten auf und warfen sich zurück, von dem Lärm erschreckt, der ihnen entgegenflog — und einen Augenblick gewann man Zeit, ihn deutlicher zu sehen.

Hoch aufgerichtet stand er auf dem Wagen; ein Gewand von durchsichtig zartem weißem Stoff floß um seinen Leib; ein Halbmantel war um seine Schultern geworfen, purpurrot, mit Gold durchstickt. In den nackten, fleischigen Armen hielt er die Laute, wie die Kitharöden sie bei Wettgesängen trugen; um das schwarze, krausgelockte Haar schlang sich ein Stirnreif, golden, mit Edelsteinen durchsetzt, und von dem Stirnreif gingen Zacken empor, acht lange, gespitzte Zacken, so daß es aussah, als ob ein Gehege von Lanzenspitzen sein Haupt umstarrte.

So stand er vor den Augen der Menge. Der rote Flammenschein züngelte um seine Gestalt; Rauch und Flammen schufen eine Atmosphäre, die ihn umdampfte, wie der qualmende Atem aus dem Rachen eines Tigers, und es sah aus, als wäre dies die Lebensluft, die zu ihm gehörte, die er brauchte, die er einsog mit gierigen Nüstern und schleckenden Lippen.

Denn während der Pöbel ihn umheulte und sich beinah unter die Hufen seiner Rosse und die Räder seines Wagens warf, ging ein Lächeln um seinen Mund und über die Züge seines Gesichtes, die schön und edel gewesen sein mochten vorzeiten, jetzt aber verquollen und gedunsen waren durch Schlemmerei und Wüstheit.

Nicht ein Lächeln der Verachtung etwa, nicht einmal ein blasiertes oder gleichgültiges, sondern ein zufriedenes, sich selbst beglückwünschendes Lächeln, wie es ein Feinschmecker zeigt, wenn er sich von einer guten Mahlzeit erhebt, oder ein Kunstfreund, wenn er von einem schönen Bilde oder aus dem Theater von einem anregenden Schauspiele kommt. Die linke Hand fingerte

leise in den Saiten der Leier — Nero war glücklich. Wie sie ihn liebten, die Römer! Wie sie sich weideten an seinem Anblick! Wie sie ihm huldigten! Wie jedes Wort, jeder Laut, jeder Blick es ihm verkündete, daß er ein großer Mensch, ein Übermensch, ein Gott war!

Und während das gedunsene Gesicht sich in Selbstzufriedenheit blähte, und das bleiche Fleisch der schwammigen Wangen sich vom Licht der Fackeln rötete, blickten aus diesem Gesicht zwei weit hervorquellende, glotzende Augen heraus, zwei Augen, die in ihrer toten Starrheit einen unheimlichen Kontrast zu dem bewegteren Teile des Untergesichtes bildeten und diesem Antlitz, der ganzen Erscheinung dieses Menschen einen Eindruck verliehen, schrecklicher, als Worte es beschreiben können, unvergeßbar für den, der ihn ein einziges Mal gesehen hatte. Da wo diese Augen hinblickten, war Wüste. Kein Lächeln war darin, kein Leben, nicht die Möglichkeit einer Empfindung; tote, dumpfe Leere. Wer in diese Augen sah, erkannte jählings das Schicksal dieser Zeit und dieser Welt, einem Wahnsinnigen unterworfen zu sein mit Leib und Seele.

Die nervigen Fäuste der numidischen Fackelträger hatten die vier Schimmel vorn wieder zur Ruhe gebracht; der Wagen setzte sich von neuem in Bewegung, und in stürmischer Eile verschwand er im Dunkel der Gassen, den Weg verfolgend, der zum Palatin führte.

Der Gastgeber zog sich vom Feste zurück; das Fest hatte offenbar seinen Höhepunkt überschritten, es neigte sich zum Ende.

Kaum daß der Wagen verschwunden war, erdröhnte das Pflaster der Brücke von taktmäßigen Schritten; abermals loderte Fackelglanz auf, und wieder bot sich ein wunderbares Bild: die Leibkohorte des Cäsars kam aus den Gärten hinter dem Gebieter her, um nach dem Palatin zu marschieren, wo ihre Kaserne sich befand, und wo sie im Palast des Kaisers und bei seiner Person den Leibwächterdienst versahen.

Diese Leibwächter waren Germanen.

Es war sicherer, von solchen Leuten umgeben zu sein, als von römischen Prätorianern. Unter den Prätorianern gab es viele Kinder der Stadt; sie ergänzten sich hauptsächlich aus der Bevölkerung von Rom. Rom aber war ein Meer, auf dem die Winde rasch wechselten. Heute liebte es, vergötterte und betete an — morgen stand es vielleicht anders. Hatte man das

nicht vor kurzem erst erlebt? Als man in Rom geglaubt hatte, der Cäsar hätte ihnen die Häuser über dem Kopfe angezündet? Welch ein Geheul von Wut und Rache war da zum Palatin emporgestiegen — bis daß man dann erfuhr, wer eigentlich die Verruchten gewesen waren, die all das Unheil angestiftet hatten, das namenlose!

Mit diesen Germanen war das eine andere Sache.

Bei denen gab es keine Launen, keine Stimmungen, kaum einen eigenen Willen. So wie die großen, langhaarigen Hunde, die sie von jenseits der Alpen mitgebracht hatten, zu ihnen aufschauten mit schweigenden, treuherzigen Augen, so blickten sie zu dem Cäsar auf, zu ihrem Herrn.

Nicht einen Schritt tat der Cäsar aus seinem Palast, ohne daß sie mit ihm waren und um ihn her.

Was für ein wollüstiges Gefühl das für den Lüstling war, wenn er sich sagen konnte, daß seine Hand, die in jeder einzelnen von diesen Fäusten zermalmt worden wäre wie Glas, diese ganze Berserkerkraft, einer Maschine gleich, regierte; daß sie bewegungslos wurde, wenn er es befahl, und sich wie ein Bergstrom über die Römer ergossen haben würde, wenn er es befohlen hätte. Wie der feige, in Genüssen verzärtelte Leib aufschauerte, wenn die schweigenden Riesen sich um ihn scharten, um ihn zu beschützen.

Denn Riesen waren es; jeder einzelne der Kohorte sah aus wie ein Gigant, als sie jetzt, vom Fackellicht umsprüht, das ihre Erscheinung noch abenteuerlicher machte, stumm, kaum mit halbem Blick nach rechts und links sehend, wo der römische Pöbel sie mit offenen Mäulern und Augen wie Fabeltiere anstarrte, ihres Wegs dahinschritten.

Zwei Häuptlinge gingen an ihrer Spitze; die großen, zottigen Hunde, die sie nie verließen, sprangen um sie her. Nicht die kurzen Schwerter, wie die Römer sie an ihren Soldaten gewöhnt waren, lange Waffen in schweren Scheiden hingen an ihren Lenden und begleiteten klirrend ihren wuchtigen Schritt. Auch die übrige Kleidung und Ausrüstung war phantastisch und ein buntes Durcheinander von römischer Bewaffnung und germanischer Nationaltracht. Alle trugen sie den römischen Waffenrock, aber, wie es sich für Leibwächter des Nero geziemte, mit bunten Farben und Steinen ausgenäht und ausgeschmückt; von den Häuptern aber nickten statt der einfachen römischen Helme

Köpfe von Tieren, die man in Italien kaum mehr kannte und sah, von Bären, Wölfen, Auerochsen und Elentieren.

Hörner ragten in die Luft; in aufgerissene Tierrachen sah man hinein, mit furchtbaren Zähnen besetzt; dieser und jener trug Adlerfedern, so dicht ineinander gefilzt, daß es aussah, wie ein wandelndes Gebüsch. Allen gemeinsam aber war das lange, blonde, beinah gelbe Haar, das unter der Kopfbedeckung in Zotten herniederhing bis ins Gesicht.

Wie die Römer es anstarrten, die krausköpfigen, schwarzen Römer, dieses unbegreifliche, fabelhafte Haar! Wenn man es doch einmal hätte anfassen, einmal daran zupfen können, um sich zu überzeugen, ob das wirklich an menschlichen Schädeln fest angewachsenes Haar war!

Aber an Kerle, wie diese da, die Hand anlegen — der Gedanke allein jagte einem den Schauer über die Haut — an Menschen mit solchen Gesichtern! Denn wild sahen die Gesichter aus, wild und furchterregend. Und so anders als die Römergesichter, so ganz anders!

Was für Augen das waren! Ob blau? Ob grau oder grün? Es wäre kaum möglich gewesen, die Farbe zu bezeichnen — nur daß sie nicht dunkel waren, wie die Augen der Römer, das sah man. Und wenn diese Augen sich hier und da nach rechts oder links auf die Volksmenge richteten, dann war etwas Grasses in dem Blick, wie das kurze Aufleuchten einer Klinge, dann war es, als fühlte man ein kaltes Eisen zwischen den Rippen.

Und endlich die Bärte! Wie Wälder standen sie um die Wangen, und wie breite Wellen gingen sie unter dem Kinn hinunter bis tief auf die Brust. Bei den meisten wenigstens; denn einige wenige waren darunter, die keine Bärte trugen; offenbar noch ganz junge Männer.

Gerade ein solcher schritt in der vordersten Reihe, dicht hinter den beiden Häuptlingen. Eine Erscheinung, an der die Augen der gaffenden Weiber hängen blieben, ein schöner Mensch. Der schlanke Leib war aufgeschossen wie ein Mastbaum, und die Schwermut, die auf all diesen Germanengesichtern lag, war auf seinem Antlitz, das regelmäßige Züge zeigte, bis zur Düsterkeit gesteigert.

Er wandte das Haupt nicht nach rechts noch nach links; starr geradeaus ging sein Blick, ein traumverlorener, sinnender

Blick. Als wenn seine Augen ein Bild festzuhalten trachteten, das weit von hier war, das nichts gemein hatte mit dem allen, was ihn hier umflitterte, umtobte und umdrängte. Ein fernes, wunderbares Bild — was mochte es sein?

Eine Erinnerung vielleicht an das Land da oben, jenseits der Alpen? An den rauschenden Wald? An die Menschen, die um ihn her gewesen waren, blond wie er? Blauäugig wie er? Die Sprache sprechend, die auch er sprach? Oder war es das nicht? Etwas Finsteres schien es zu sein, was die Gedanken hinter dieser weißen Stirn zusammenballte. Die Erinnerung vielleicht an das, was er dort eben erlebt hatte, bei dem Feste des Cäsars, dem er als Leibwächter des Cäsars hatte beiwohnen müssen? Ein Bild vielleicht, das er dort gesehen hatte? das er nicht wieder los wurde? Von dem er fühlte, daß er es nie wieder los werden würde, solange er lebte?

Die Kohorte hatte die Brücke überschritten; und so wie vorhin der Wagen des Kaisers, verschwand auch sie im Dunkel der Gassen, die zum Palatin führten.

Nun aber war kein Stillstand mehr; in Gruppen erst, dann in Haufen und endlich in Scharen kam es aus den Gärten des Nero daher, das Volk, das dem Feste zugeschaut hatte und sich jetzt nach dem Innern der Stadt zurückwälzte, zu seinen Quartieren oder zu den Zelten und Baracken.

Es wälzte sich; denn die meisten gingen schwankend und taumelnd, einer auf den anderen gestützt; manche auch so, daß sie von zweien oder dreien geführt und geschoben werden mußten. Ein plärrendes Geräusch von Tausenden und Tausenden von schwatzenden Stimmen erfüllte die Luft; die Mehrzahl der Zungen bewegte sich in lallenden Tönen; Nero hatte mit dem Wein nicht gegeizt, und seine Gäste hatten dem Wirte Ehre angetan; das merkte man. Ganze Teiche waren mit Wein gefüllt gewesen, und ganze Teiche waren ausgetrunken worden. Aus allen Gesprächen tönte wieder und immer wieder ein Name hervor „Nero"; in den umnebelten Köpfen war ein Gedanke noch lebendig „Nero," Nero, der Freund seiner Römer, der Bestrafer der Übeltäter, der Kaiser, der Künstler, Nero der Gott.

Ja, er hatte sie bestraft, die Übeltäter, die Urheber des großen Leids, die Mordbrenner, die verruchten! Gründlich, gehörig, so daß ein ehrlicher Mann seine Freude daran haben mußte, so hatte er sie bestraft. Wer Feuer anlegt, soll durch

Feuer büßen, das war sein Grundsatz gewesen. Mochten auch einige verzärtelte Gemüter nachträglich behaupten, die Art der Strafe wäre zu furchtbar gewesen — als ob es eine zu furchtbare Strafe für solches Gesindel geben konnte! Mochten auch einige vor Entsetzen davongelaufen sein — ja, man erzählte sogar von solchen, die in Ohnmacht gefallen wären — es war recht so gewesen, gut und ein herrliches Schauspiel. Nero war ein gerechter Mann und ein kluger dazu. Wo hatten sie denn gesteckt mit ihrer Weisheit, all diese Weisheit kramenden Philosophen, als es galt, herauszukriegen, wer das Feuer angelegt haben mochte? Der große, dicke, faule Burrus, der Präfekt der Prätorianer, der doch für die Sicherheit der Stadt zu sorgen hatte — was hatte er denn getan? Nichts. „In den Ölmagazinen ist es ausgekommen" — das war ihre ganze Weisheit gewesen. Eine schöne Weisheit! Seit wann entzündet sich denn Öl von selbst? Angelegt war es worden, das Feuer, das sah jedes Kind ein! Aber von wem? Etwa gar von dem Nero selbst? Solche Niedertracht! Von den Senatoren ging es aus, von den fettleibigen Schuften, das nichtswürdige Gerücht; natürlich; denn daß sie den Nero nicht leiden konnten, das wußte man ja. Aber sie würden es schon noch zu hören bekommen und zu fühlen! Und so hatte niemand aus noch ein gewußt, bis daß Nero selber sich der Sache annahm, und da war es mit einem Male heraus gewesen, und den Blinden war der Star gestochen: die Christianer waren es gewesen! Daß man daran auch nicht gleich gedacht hatte! Er war doch klüger als sie alle, der Nero!

Die Christianer. —

Schon lange war ja der Name in Rom verbreitet wie ein unterirdisches Gerücht, wie eine Sache, von der man hört, ohne daß man weiter danach fragt. Was verlohnte es sich denn, sich um Leute zu bekümmern, die so offenbar verrückt waren, daß man höchstens darüber lachen konnte?

Eine religiöse Sekte — deren gab es ja in Rom genug. Natürlich aus Judäa, von wo alle diese Sekten kamen. Anfänglich hatte man denn auch geglaubt, es wären einfach Juden, bis daß die Juden auftraten und energisch erklärten, sie hätten mit den Christianern nichts gemein, nicht das mindeste.

Gut also — keine Juden; Narren nach ihrer eigenen Art. Denn alles, was man von ihnen bisher gehört hatte, von ihrer

Entstehung, ihrem Glauben, ihrer ganzen Art, war so drollig unsinnig, daß es vernünftigen Menschen wirklich nur harmlos erscheinen konnte.

Irgendein Mensch aus ganz untergeordnetem Stand, aus einem Winkelnest in Judäa, Nazareth hieß es oder so ähnlich, war da in Jerusalem in den Judenschulen aufgetreten und hatte mit einem Male erklärt, die ganze Art, wie die Welt jetzt eingerichtet wäre, sei schlecht, und alles, was die Menschen von den Göttern glaubten, wäre falsch. Natürlich war er überall ausgelacht und hinausgeworfen worden.

Dann war er in die Wüste gegangen, wo es sich bequemer predigte, weil niemand widersprach. Tagediebe, Handwerker ohne Beschäftigung, Fischer ohne Angelgerät, Landstreicher waren hinter ihm drein gelaufen und hatten sich von ihm vorerzählen lassen, daß das Leben des Menschen eigentlich erst nach dem Tode anfinge, für die Reichen ein sehr ungemütliches, bei Feuer, Hunger und Durst, für alle bisherigen Hungerleider ein sehr angenehmes Leben, an beständig wohlbesetzten Tafeln. Endlich hatte dann der Präfekt der Provinz eingegriffen und den Unruhstifter festgesetzt. Obschon ihm der arme Teufel eigentlich leid tat, weil er in ihm ganz unzweideutig einen Verrückten erkannte — unter anderem hatte er von sich behauptet, daß er von den ehemaligen Königen der Juden abstammte und berufen sei, ein neues großes Reich unter den Juden zu gründen — hatte er ihn doch, weil er immerhin einen nicht ungefährlichen Kern in all dem Gerede wahrnahm und dem Grundsatz „principiis obsta" huldigte, hinrichten lassen; und zwar, um ein Exempel zu statuieren, in der denkbar schmählichsten Art, indem er ihn öffentlich geißeln und dann an der Hinrichtungsstätte für Mörder und Räuber mitten unter solchen, ans Kreuz schlagen ließ.

Damit hatte er denn geglaubt, daß der Unfug begraben und tot sei; alle anderen hatten es mit ihm geglaubt — und mit einem Male stellte es sich heraus, daß dem nicht so war, daß es auch jetzt noch welche gab, die das abenteuerliche Zeug nachschwatzten und daran glaubten. Und nicht in Judäa allein, sondern hier, mitten unter den Römern, in Rom gab es solches Volk. Zu verwundern war es ja freilich nicht; alles, was die Menschheit an Gedanken ausschwitzte, an gescheiten und verdrehten, schlug sich ja in Rom wie auf dem Boden eines großen Kessels, eines Sammelbeckens nieder.

Darum hatte man auch der ganzen Geschichte keine Beachtung weiter geschenkt; man war von dem Grundsatz ausgegangen, daß jeder Unsinn schließlich an sich selbst stirbt; und das war der Fehler gewesen.

Man hatte gewußt, daß sie sich zu nächtlicher Stunde in Erdhöhlen und in leeren Grabgewölben versammelten, daß sie ihren Vorbetern gewisse Worte nachsprachen, Gesänge anstimmten und allerhand mystischen Hokuspokus trieben. Vernünftige hatten schon damals gewarnt: „Nehmt Euch in acht; es sind Feinde des Menschengeschlechts, Maulwürfe, die darauf ausgehen, den Boden unter Euren Füßen zu untergraben" — aber man hatte die Schwarzseher verlacht. Man hatte gelacht, bis daß man schrecklich aufgewacht war, bis daß aus den Erdhöhlen und den Grabgewölben plötzlich die Faust des Verbrechens herausgefahren war, die schwarze, haarige Faust des Verbrechens und den Mordbrand in die Häuser der Menschen geschleudert hatte.

Jetzt wußte man, woran man war.

Und jetzt mit einem Mal wußte man auch eine Menge Dinge von ihnen, die man früher nicht gekannt hatte, wußte, daß es bei ihren nächtlichen Zusammenkünften durchaus nicht so harmlos zuging, wie man bisher angenommen hatte, sondern daß unerhörte Dinge vorgenommen wurden, Dinge, die man unter anständigen Menschen gar nicht laut besprechen durfte, die ganz unglaublich klangen.

Toll genug und ein Zeichen der moralischen Perversität dieser Sekte war es ja schon, daß sie das Instrument, an dem ihr Stifter gebüßt hatte, das Kreuz, zu ihrem Symbol erhoben hatten — das Kreuz! Für jeden anständigen Menschen war das Kreuz doch der Inbegriff alles Scheußlichen, Widerwärtigen, Ehrlosen! Nur für Übeltäter der schlimmsten Art wurde es gebraucht; wenn die verbrecherische Tat noch die Möglichkeit einer milderen Auffassung zuließ, ersparte man dem armen Sünder diesen letzten Schimpf und richtete ihn mit dem Schwert. Römische Bürger durften unter keinen Umständen an das Kreuz geschlagen werden. Und dieses Abzeichen des Abscheus der ganzen gebildeten Welt erklärten diese Christianer als ihr Heiligtum; davor knieten sie, das beteten sie an. Man hätte es für übertrieben halten sollen — aber es war wirklich so.

Gab es eine schnödere Verhöhnung aller sittlichen Überlieferung? Eine dreistere Auflehnung gegen die bestehende Weltordnung?

Jetzt wußte man, daß diese nächtlichen Zusammenkünfte nichts weiter waren, als Orgien der wüstesten Sinnlichkeit. Einer Sinnlichkeit, die sich bis zur Raserei steigerte. An dem hölzernen Kreuz, das in diesen Versammlungen aufgerichtet stand, wurde einer von den Versammelten angebunden, irgendein schöner Jüngling, dem man die Kleider vom Leibe riß, so daß die enthüllte Gestalt nackt vor den Augen von Männern und Weibern hing. Denn auch Frauen waren in diesen Versammlungen, Jungfrauen und Matronen — man hatte es erfahren. Man wußte sogar noch mehr; die Frauen spielten eine wichtige Rolle dabei, sie waren am allereifrigsten, die Lehre zu pflegen und zu verbreiten. Und während die Männer fast ausschließlich Angehörige der allerunterſten Stände waren, befanden sich unter den Frauen solche aus den besseren, ja aus den obersten Klassen. Man munkelte von vornehmen Patrizierfamilien, deren Töchter, angesteckt von dem neuen Geist, heimlich zur Nacht aus dem Hause entwichen, um mit ihren Glaubensgenossen zusammenzukommen.

Von schauderhaften Auftritten erzählte man, die sich in diesen Patrizierhäusern zutrugen. Die Mütter hatten versucht, die Schande ihrer Töchter zu verheimlichen. Natürlich aber war der Vater dahintergekommen, und nun gab es wütende Zurechtweisungen, Stockschläge, Einsperrungen. Mancher von den fettglänzenden Herren, der bei Tage sein lächelndes Gesicht durch die Straßen spazieren führte, trug die Verzweiflung mit sich herum. Wenn man erfahren hätte, was für Geschichten sein Töchterchen trieb! Mit wem sie zusammenkam, und in welcher Art!

Denn was man alles von diesen Versammlungen erzählte, das war einfach unerhört.

Wenn die Raserei ihren Höhepunkt erreicht hatte, dann erloschen plötzlich die Lichter, und im Dunkel fiel man sich wechselseitig in die Arme; man küßte sich, liebte sich, und es geschahen Dinge — Dinge — die ehrsamen Römer, die toll und vollgetrunken nach Hause schwankten, schüttelten sich, indem sie der Greuel gedachten, die von diesen Christianern verübt wurden.

Aber nun war mit ihnen aufgeräumt.

Heut endlich hatte die Faust des Nero hineingegriffen in ihre Schlupfwinkel und sie dem Volk vor Augen gestellt, daß jeder einmal hatte sehen können, wie sie eigentlich aussahen, diese Feinde der Menschen, dieser Abschaum. Sie hatten ihre Rolle gut durchgeführt bis zum Ende — das mußte man ihnen wirklich lassen.

Jeder einzelne war gefragt worden, ob er sich als Christianer bekenne, und „Christianus sum" hatte jeder einzelne geantwortet. Ob sie bekennten, daß sie das Feuer angelegt hätten, und jeder einzelne hatte die Hand hochgehoben: „Nein, es hat keiner von uns das Feuer angelegt."

„Wie sie sich denn erlauben dürften, für alle anderen gut zu sagen," waren sie gefragt worden; „ob sie sich denn alle untereinander kennten?" „Ja — sie kennten sich alle untereinander," hatten sie geantwortet.

Und dann hatten sie sich an die Pfähle führen und anbinden lassen, ohne Widerstand zu leisten, obschon baumstarke Männer unter ihnen gewesen waren; ohne zu weinen oder zu klagen, obschon Frauen und Mädchen darunter gewesen. Natürlich hatte es, wie immer bei solchen Gelegenheiten, ein paar Dummköpfe unter den Zuschauern gegeben, die heimlich gemeint hatten, daß das eigentlich großartig, beinah wunderbar wäre. Man hatte sogar einige unter dem Publikum bemerkt, die plötzlich kreideweiß im Gesicht geworden und davongelaufen waren.

Aber das waren nur einige wenige — die Mehrzahl hatte das Schauspiel mit angesehen und genossen, vom ersten bis zum letzten Augenblick — und ein Schauspiel war es gewesen — ein Schauspiel —

Und nun war es zu Ende.

Die Grausamkeit, die sich wie ein Geier mit bluttriefenden Schwingen auf eine Schar von unglückseligen Menschen herabgestürzt hatte, war satt, die Mahlzeit beendet; die Opfer waren verschlungen.

Zu Ende nun das letzte schreckliche Winden der gemarterten Leiber am glühenden Pfahl; überstanden der Augenblick, da die Heldenkraft der Seele allem Opfermute zum Trotz unter den Qualen des Körpers zerbrach; verhallt das letzte ächzende Röcheln, in welches das „Hosianna" übergegangen war, mit dem sie den Beginn des Sterbens begrüßt hatten.

Zu Ende die Schaulust, der Blutdurst, das Gebrüll und das Geheul.

Was sich noch auf den Füßen bewegen konnte, war nach Haus gewankt; was nicht mehr stehen und gehen konnte, war an der Stelle, wo es sich befand, zur Erde gesunken und lag da schnarchend in viehischem Schlaf, in dicken, übereinander gebündelten Menschenhaufen und Ballen, in schwärzlichen Klumpen,

erkaltenden Lavamassen ähnlich, die der Krater Rom aus seinen Eingeweiden gespien. Endlich war jeder Laut erstorben, die stille, süße Augustnacht breitete ihren duftenden Schleier über all den Menschengreuel, und nun, im Schweigen des Dunkels, begann ein neues, lautloses, beinah gespenstisches Leben in den Gärten des Nero.

Vereinzelte Gestalten waren plötzlich da und huschten mit unhörbaren Schritten hierhin und dorthin. Man hätte kaum sagen können, von wo sie erschienen; ob sie vorher schon dagewesen waren, ob sie von fernher kamen — aber sie waren da.

Erst einzelne, dann mehr und immer mehr, die sich durch kaum wahrnehmbare Zeichen untereinander verständigten, sich zueinander fanden, um gemeinsam ans Werk zu gehen, vorsichtig auftretend, damit sie keinen der Schlafenden am Boden anstießen und aufweckten.

Es waren die Christianer, die heute unentdeckt geblieben und dem Gemetzel entgangen waren, und die nun kamen, um ihren getöteten Glaubensgenossen den letzten Dienst zu erweisen und ihre Reste zu bestatten.

Sie hatten nicht lange zu suchen.

Durch die ganze Länge des Gartens hin stand eine Doppelreihe von Pfählen, an denen die Märtyrer angebunden und verbrannt worden waren.

Die hölzernen Pfähle, in Kohle verwandelt, glühten noch durch die Nacht, und zu Füßen der Pfähle, teilweise auch noch daran haftend, weil hier und da die Stricke nicht ganz durchgebrannt waren, lag und hing, was einst Menschenleib gewesen war, verbrannt, verkohlt und zerstückt zu kaum mehr erkennbaren gräßlichen Überbleibseln.

Ein unerträglicher Dunst lag qualmend auf der Stätte. Es war ein grausiges Stück Arbeit. Aber sie mußte vollbracht werden, und schnell, denn das Dunkel schützte nicht mehr lange, darum ohne Säumen ging es ans Werk. Glieder und Gliedmaßen, alles, was noch an den Menschen erinnerte, wurde aufgehoben; Funken, die hier und da noch glimmten, wurden ausgetreten; große leinene Tücher und Säcke waren zur Stelle gebracht, und da hinein verschwand das ganze Entsetzen. Emsig, huschend ging es von Pfahl zu Pfahl; die Hände arbeiteten in schweigender Hast; kein Wort wurde gesprochen, kaum ein Laut war vernehmbar.

Nur einmal, an einem der Pfähle, trat eine Stockung in dem eifrigen Gebaren ein; die Schattengestalten sammelten sich um den Pfahl; die Hände feierten für einen Moment, und alle Augen hingen an dem Bilde, das sich ihnen bot, und das so merkwürdig von allem übrigen abwich.

An diesem Pfahl war ein Weib angebunden gewesen, ein Mädchen, ein junges, schönes, reizendes Geschöpf.

Und merkwürdig — von der entstellenden Zerstörung, der all die übrigen anheimgefallen, war dieser Körper in beinah wunderbarer Weise verschont geblieben.

Der Pfahl, an dem sie sich befand, hatte die Gestalt eines rohen Kreuzes. Am Querbalken waren die Arme angebunden, die weißen, weichen, vom Tode noch nicht erstarrten und erkalteten Arme. Schwer hing das Haupt nieder, vom langen, dunklen Haar umwogt, das aufgelöst bis an die Hüften herabfloß, über die nackte, weiße Brust; das Gesicht war halb zur Seite gewendet, und dieses Gesicht war wie das einer Schlafenden. Kein Todesgrauen darin, kaum ein Zeichen von Schmerz; beinah, als wenn ein Lächeln darüber schwebte, so sah es aus, ein unaussprechlich liebliches Lächeln; die Lippen noch ein wenig geöffnet, als wenn sie im letzten Augenblick mit schwindendem Hauche noch einmal gesprochen hätte, noch ein letztes, süßes, holdseliges Wort.

Lautlos standen die Männer; Tränen flossen über ihre Wangen, dann ging ein Flüstern durch die Schar, und leise wurde ein Name genannt „Claudia".

Unwillkürlich falteten sich alle Hände — war ihnen doch, als ständen sie vor einem Wunder.

Wie war sie denn nur zu Tode gekommen?

Nur die Füße hatte die grausame Flamme erfaßt, und bis zu den Knien hinauf hatte sie geleckt; den oberen Teil des Leibes hatte kein Feuer versengt. Man erkannte auch bald, wie sich das erklärte: Der Reisighaufen, mit dem sie, gleich ihren Leidensgefährten, umtürmt gewesen, war auseinandergerissen, offenbar von einer fremden Hand; ja, nicht nur die Hände, auch die Füße des Unbekannten schienen mitgearbeitet zu haben, denn das Dornengestrüpp, das mit Harz und Pech begossen gewesen war, um rascher aufzulodern, man sah, wie es mit Fußtritten, deren Spur sich noch im Erdboden abdrückte, niedergetreten und niedergestampft war, als sollte die verdammte Flamme ihr nicht weh tun, als sollte sie nicht.

Und jetzt erfolgte noch einmal ein Zuruf — ganz leise auch dieser, nicht lauter als ein etwas lauteres Aufatmen und dennoch allen vernehmbar — einer aus der Schar war näher herangetreten; das Geheimnis war entdeckt. Die Finger auf die Brust des Mädchens gelegt, zeigte er auf eine Stelle, gerade über ihrem Herzen — da war die Pforte, wo der Tod den Eingang gefunden hatte in dieses jungfräuliche Leben.

In der weißen Haut klaffte ein roter Spalt, von einigen Tropfen Blutes, das inzwischen kalt geworden war, umsickert. Keine breite Öffnung — dennoch zu breit für einen Dolch. Aber wieder nicht breit genug für ein Schwert, wenigstens für die breite, kurze Klinge eines römischen Schwertes.

Was für eine Art von Waffe mochte das nur gewesen sein? Was für eine Hand, die die Waffe regiert hatte?

Daß sie jemandem gehört hatte, der mit Waffen umzugehen verstand, der da wußte, wo das Leben im Menschenleibe wohnt, und wo man es treffen muß, wenn man es vernichten will mit einem Schlag, das erkannte man an der Art, wie der Stoß geführt worden war. Mitten durchs Herz ging er hindurch.

Daher der Ausdruck auf ihrem Antlitz, der schmerzlos friedliche, wie man ihn auf Gesichtern von Menschen findet, die der Tod jählings am Herzen packt.

Wer mochte der Mann gewesen sein, der so an ihr getan? Was mochte ihn veranlaßt haben, daß er also tat?

Rätsel über Rätsel, Geheimnis über Geheimnis.

Aber zu langem Verwundern war keine Zeit.

Die Stricke, mit denen die Handgelenke des Mädchens am Querbalken des Kreuzes befestigt waren, wurden gelöst — man gewahrte erst jetzt, was für grausame, tiefe Furchen sie in das Fleisch geschnitten hatten — und dann glitt der leblose Körper wie eine dumpfe Masse hernieder in die auffangenden Arme und Hände der Männer. Im nächsten Augenblick war der entseelte Leib in eins der großen Leinentücher gewickelt — die Arbeit war vollbracht.

Geräuschlos, wie sie gekommen, mit ihrer Beute beladen, huschten die grauen Gestalten davon, und als bald nachher die ersten Sonnenstrahlen aufzuckten und die Schläfer weckten, blickten diese mit verglasten Augen staunend umher. Die Hinrichtungsstätte war abgeräumt. Nur die Pfähle standen noch an ihrem gestrigen Platz, aufragend wie schwarze, verkohlte Stümpfe; von

den Christianern, deren Leiber sie gestern abend an den Pfählen hatten zusammenbrechen sehen, war nichts mehr zu sehen. Bis auf den letzten Überrest waren sie verschwunden. Man rieb sich die Augen, stieß sich gegenseitig flüsternd an. Böse Geister hatten zur Nacht ihr Spiel getrieben — das war klar; und klar war auch, daß diese Christianer mit den bösen Geistern im Bunde standen.

Das forderte zur Wachsamkeit auf. Offenbar war das Unkraut noch nicht gänzlich ausgerottet; der Sensenstreich, der gestern unter sie gefahren war, hatte jedenfalls noch nicht alle Häupter gemäht, es gab gewiß noch eine Menge von solchen Übeltätern, die sich unter der Masse der Bevölkerung versteckten.

Von nun an verwandelte sich jeder einzelne Römer in einen Späher, der nach allen Seiten horchte und lauerte, ob er irgend etwas hörte oder sähe, was an die Christianer erinnerte. Eine fressende Wildheit war in einem Teil der Gemüter, eine lähmende Beklemmung in dem anderen; eine dumpfe Qual lagerte über der ganzen Stadt.

Am Vormittag dieses nächsten Tages nach dem Blutfest des Nero, als die Augustsonne schon heiß und hoch am Himmel stand, war es, daß Priscilla, die Frau des alten Teppichwebers Aquila, vom Markt nach Haus kam.

Es war ein bescheidenes Häuschen, das sie kinderlos mit ihrem Gatten bewohnte, ziemlich weit draußen gelegen, an der Appischen Straße, hinter dem vierten Meilenstein.

Sie war hastig gegangen. Als sie die Haustür erreicht hatte, blieb sie einen Augenblick auf der Schwelle stehen, sah sich noch einmal mit angstvollen Augen um und trat dann ein. Gleich darauf hörte man, wie von innen der Riegel vor die Pforte geschoben wurde.

Im Hintergrund des Zimmers, das sie betreten hatte, lag auf einem Ruhebett ein alter Mann in tiefem, friedlichem Schlaf. Es war Aquila, ihr Gatte.

Leise setzte sie den Marktkorb zur Erde; dann blieb sie, die stummen Augen auf den Schlummernden gerichtet, aufrecht stehen, während ihre Hände sich flach aneinander legten, in der Art, wie die Christianer ihre Hände vereinigten, wenn sie beteten; ihre Lippen bewegten sich in lautlosen Worten. Offenbar kam es ihr schwer an, den alten Mann aus seiner Ruhe zu stören.

Sie wußte ja, daß er zur Nacht nicht geschlafen hatte, daß

er draußen gewesen war mit den anderen Brüdern, in den Gärten des Nero, um die Überreste der verbrannten Christianer zur Bestattung zu sammeln. Mit dem Morgengrauen erst war er nach Haus gekommen und taumelnd vor Erschöpfung auf das Lager gesunken.

Endlich aber mußte gesprochen werden.

Behutsam kniete sie an dem Lager nieder; mit beiden Händen umfaßte sie die Hände des alten Mannes, die gefaltet auf seiner Brust lagen; dann beugte sie den Mund an sein Ohr.

„Aquila."

Rasch fuhr er auf, wie Menschen tun, die sich einen leichten Schlaf angewöhnt haben, weil sie sich von Gefahren umringt wissen, wie ein Soldat, der auch schlummernd des Feindes gewärtig bleibt.

Die Frau schlang die Arme um seine Brust und lehnte die Wange an seinen Hals.

„Aquila," sagte sie mit gedämpfter Stimme, „geliebter Mann, ich glaube, die Stunde ist da, daß wir uns bereit machen müssen; ich glaube, Gott will, daß wir zu ihm kommen."

Der Alte setzte sich auf; seine Augen, in denen noch die Betäubung des Schlafes lag, wurden klar; leise strich er mit beiden flachen Händen über den Scheitel Priscillas und an ihren Wangen herab.

„Hast du etwas bemerkt?" fragte er leise, „glaubst du, sie sind auf unserer Spur?"

„Ja, ich glaube," erwiderte sie, und das Wort kam aus gepreßter Brust.

„Du weißt," fuhr sie fort, „daß die Häscher des Cäsars noch immer die Stadt durchstreifen, um nach uns Christianern zu spähen. Und wenn du gehört hättest, wie die Leute auf dem Markt von uns sprachen —" unwillkürlich verstummte sie und beugte das Haupt.

„Vorhin nun," erzählte sie dann weiter, „wie ich nach Haus komme und schon auf der Appischen Straße bin, etwa beim dritten Meilenstein, sehe ich plötzlich einen Soldaten des Cäsars vor mir hergehen, einen von den Fremden, weißt du, die so merkwürdig gekleidet sind und solche Tiere auf den Köpfen tragen."

„Einer von seiner Leibwache," bemerkte kopfnickend Aquila.

„Ja — und an dem Meilenstein war er stehen geblieben und sah den Stein an, gerade wie jemand, weißt du, der die

Steine abzählt, und ich ging hinter ihm vorbei. Und nun hatten sich die Kinder von der Straße um ihn gesammelt und gafften ihn an, und wie ich nun so langsam weiter gehe, und mit halbem Ohr nach rückwärts horche, da höre ich, wie der Soldat zu den Kindern sagt: ‚Könnt ihr mir sagen,‘ fragt er, ‚wo hier Aquila wohnt, der Teppichweber?‘“

Die Hände des alten Mannes, die noch immer das Haupt des Weibes umschlossen hielten, erzitterten leise.

„Er nannte meinen Namen?“ fragte er.

Priscilla richtete die Augen zu ihm auf. Sie wollte sprechen, aber statt der Worte drang ein Schluchzen aus ihrer Brust; Tränen brachen aus ihren Augen.

Der Alte zog sie von den Knien empor, neben sich auf das Ruhebett, so daß sie an seiner Seite saß. Begütigend legte er den Arm um sie.

„Denke daran, was er gesagt hat,“ flüsterte er, „wer an mich glaubt, der kann wohl sterben — aber nicht tot sein — und wir glauben doch an ihn?“

Sie nickte hastig mit dem Kopfe.

„Siehst du,“ fuhr er fort, „also sei mutig, sei mutig. Bald sehen wir ihn nun selbst, nach dem wir uns so gesehnt haben — freust du dich nicht, ihn zu sehen, von Angesicht zu Angesicht, Priscilla?“

Wieder nickte sie, eifrig und hastig, wie vorhin. Dann nestelte sie sich mit beiden Armen an ihn, und nun saßen die beiden Menschen, lautlos aneinander geschmiegt, der Stunde wartend, die sie abrufen sollte.

Es dauerte nicht lange, so erdröhnte die Schwelle draußen unter einem wuchtigen Schritt; dann griff eine Hand nach dem Türschloß, aber weil der Riegel von innen vorgeschoben war, ging die Tür nicht auf. Nun schlug es von draußen mit flacher Hand daran. Beide Gatten waren unwillkürlich aufgesprungen. Ihre Brust hob und senkte sich, ihre Gesichter waren erblaßt. Draußen stand der Tod. —

Bei der plötzlichen Annäherung des Furchtbaren brach der Mut der Frau zusammen; sie fiel auf die Knie, riß ein kleines, aus Holzstäben zusammengefügtes Kreuz unter den Kissen des Ruhebettes, wo es versteckt gelegen hatte, hervor, und hielt es mit krampfhaft zusammengepreßten Händen vor ihr Gesicht, während ihre Lippen in verzweifelter Hast zu beten begannen.

Zum zweitenmal schlug es draußen an die Tür. Aquila raffte sich aus der Erstarrung auf, die auch ihn für einen Augenblick gelähmt hatte.

„Priscilla!" rief er laut und mahnend. Er hob die Rechte empor, als wollte er zum Himmel deuten, dann ging er an die Tür, schob den Riegel zurück und öffnete selbst.

Im nächsten Augenblick flog er zwei Schritte zurück — seine Augen taten sich weit auf — ja wirklich, er sah furchtbar aus, der Tod!

Vor der Tür stand ein Mann in der buntfarbigen Gewandung der Leibwächter des Nero. Auf dem Kopfe trug er einen Wolfshelm; unter dem Helm quoll das blonde, beinah gelbe Haar in wirren Massen hervor, herniederhangend bis fast auf die Schultern. Nie hatte Aquila solch einen riesigen Menschen gesehen; sein Leib war aufgeschossen wie ein Mastbaum. Ein langes Schweigen trat ein, währenddessen sich die beiden Männer ansahen, denn so wie Aquila die Augen unverwandt auf ihn gerichtet hielt, hingen die Blicke des Fremden an dem Gesicht des Alten, mit einem staunenden, fragenden, beinah blöde verwunderten Ausdruck.

Endlich trat er durch die Tür, unter der er sich bücken mußte, in das Zimmer ein, und nun erst wurde er des Weibes gewahr, das noch immer betend, das Kreuz küssend und wieder küssend, auf den Knien am Boden lag und die Augen nicht zu ihm erhob.

Wie erstarrt blieb der Soldat stehen; dann wurde er plötzlich leichenblaß, und ein wirrer, entsetzter Blick schoß aus seinen wasserblauen Augen.

„Zaubere nicht!" schrie er mit rauher Stimme, indem er beide Hände von sich streckte.

Priscilla blickte auf.

„Sag' ihr — nicht zaubern soll sie," wiederholte der Soldat, zu Aquila gewendet. Dann wich er, die Augen starr auf das kniende Weib gerichtet, bis an die Wand des Zimmers zurück und deckte die Hand über sein Gesicht, als fürchtete er, daß ihm ein Zauberpfeil in die Augen fliegen oder sonst etwas Schreckliches geschehen könnte.

Die beiden Gatten wechselten einen erstaunten Blick. Sie hatten sich darauf gefaßt gemacht, daß der riesige Mann über sie herfallen, sie binden, vielleicht auch gleich töten würde — jetzt stand er, an die Mauer gedrückt und fürchtete sich vor seinen Opfern.

Es war eben ein Germane — ein Wilder. Aquila fing an, die Verhältnisse zu übersehen.

„Beruhige dich, mein Bruder," sagte er, „was die Frau dort tut, ist kein böses Werk; sie zaubert nicht, kann überhaupt nicht zaubern."

Der Soldat ließ die Hand langsam sinken, und sein Blick wanderte von einem der beiden Gatten zum anderen.

„Seid Ihr keine Zauberer?" fragte er mit schwerem Ton.

Ein unmerkliches Lächeln ging über Aquilas Gesicht.

„Nein — Zauberer sind wir nicht."

„Aber — Christianer seid Ihr doch?"

Die tödliche Frage war gestellt.

Der alte Mann neigte das Haupt.

„Ja — wir sind Christianer."

Gesenkten Hauptes blieb er stehen, weil er erwartete, daß sich nun das Verhängnis über seinem Haupte entladen würde — es erfolgte nichts.

Als er endlich aufblickte, sah er den Fremden noch immer stehen, wo er gestanden hatte, die Augen mit dem gleichen, staunenden, fragenden Blick auf sich gerichtet.

Jetzt trat der Soldat in die Mitte des Zimmers, rückte sich einen hölzernen Schemel heran und setzte sich schwer darauf nieder. Er nahm den Helm vom Haupte und stellte ihn neben sich auf den Boden; dann senkte er die Augen, und so, wie in Gedanken versunken, blieb er sitzen.

Eine tiefe Stille trat ein. Aquila und Priscilla gewannen Zeit, den rätselhaften Mann zu betrachten. Nie im Leben hatten sie einen solchen Menschen gesehen.

Jetzt, da er den Helm abgenommen hatte, bemerkten sie, daß nur sein Gesicht von der römischen Sonne verbrannt war; da, wo der Helm sie geschützt hatte, war die Stirn weiß und rein.

Ein Herkules in der Haut eines Mädchens.

Er hatte die Hände auf die Knie gestemmt. Sein Haupt hing etwas nach vorn. Aquila und Priscilla gewahrten, daß sein Haar nur da, wo es unter dem Helm hervorquoll, wo es dem Sonnenbrande, dem Regen und der Luft ausgesetzt gewesen, rauh und zottig war — auf dem Scheitel des Hauptes, wo der Helm es gedeckt hatte, war dieses Haar weich und von zartem Blond; wie ein goldiger Schimmer beinah lag es darauf.

Und die Züge dieses Gesichtes, dieses jungen, schönen, regelmäßigen Gesichts —

Kein Bart war darin, noch nicht der leiseste Flaum eines sprossenden Bartes. Der einzige Schatten, der darüber lagerte, war der Ausdruck tiefer, bis zur Schwermut gesteigerter Traurigkeit. Aquila war bis an das Ruhebett zurückgewichen und hatte sich darauf niedergesetzt. Er konnte den Blick nicht von dem Fremden lassen.

Wer war der Mensch? Was wollte er? Kam er als Häscher? Als Henker? So sah ein Henker nicht aus.

Jetzt streckte der Soldat die Hand nach dem Kreuze aus, das Priscilla in den Händen hielt.

„Zeig' mir das her," sagte er.

Priscilla zögerte; Aquila aber stand auf, nahm das Kreuz aus ihren Händen und überreichte es dem Soldaten. Mit der rechten Faust umschloß dieser den Fuß des Kreuzes; er stützte die Faust auf das rechte Knie, so daß das Kreuz aufgerichtet vor ihm stand, und nachdenklich blickte er darauf nieder.

Dann, nach einiger Zeit, begann er mit der Linken an den Stäben des Kreuzes herumzufingern; mit der Hand glitt er an dem Querbalken entlang.

„So hingen ihre Arme," murmelte er vor sich hin.

Er schien vergessen zu haben, daß Menschen neben ihm im Zimmer waren. Seine Augen schwammen, wie in einem weltverlorenen Traum, über das Kreuz hinweg, in die leere Luft, als versuchten sie ein Bild festzuhalten, das fern von hier war, unerreichbar, unwiederbringlich. —

Plötzlich warf er den Kopf zu Aquila herum — in seinen Augen war ein heißes, trocknes Glühen — man sah, daß er etwas fragen wollte. Zuvor aber bemerkte er, daß die Tür hinter ihm offen geblieben war; er bedeutete den Alten, die Pforte zu schließen.

Aquila gehorchte und kehrte dann zurück. Der Soldat streckte die Hand nach ihm aus und zog ihn an seine Seite. Wie von einer Löwentatze fühlte Aquila seine Hand umfaßt.

Der Soldat blickte ihm von unten in die Augen.

„Ist das wahr," begann er mit dumpf unterdrückter Stimme, „daß Menschen leben können, auch wenn sie gestorben sind?"

Die Augen des alten Christianers leuchteten auf.

„Ja, das ist wahr," sagte er rasch und laut, „wenn sie an den glauben, der den Tod überwunden hat, an Christus."

Der Soldat verharrte schweigend, als verstände er nicht.

Der Alte schien es zu bemerken.

„Früher, siehst du, war das anders; da waren die Menschen tot für ewig, wenn sie gestorben waren. Aber jetzt ist einer gekommen, der hat den Menschen die Erlösung vom Tode gebracht."

Ohne die Hand des Alten los zu lassen, senkte der Soldat das Gesicht, als wollte er jenem andeuten, daß er fortfahren sollte.

„Früher," belehrte Aquila ihn weiter, „war Gott den Menschen gram — denn daß es mehrere Götter gibt, wie diese Römer sagen, das mußt du nicht glauben, mußt du nicht. Und weil sie nur an ihre Leiber dachten und nicht an ihre Seele, so ließ er ihr Leben zu Ende sein, wenn ihr Leib gestorben war. Aber da kam sein Sohn, siehst du, der sagte: ‚Ich glaube, die Menschen sind nicht böse, sondern nur töricht, darum will ich selbst ein Mensch werden und alles auf mich nehmen, was sie zu tragen haben, und wenn ich dann wieder zu dir komme, werde ich dir sagen, ob es so ist, wie ich gedacht habe, daß sie nur töricht, nicht aber böse sind. Und wenn es so ist, dann sollst du mir versprechen, daß du den Menschen gnädig werden willst und sie nicht mehr sterben läßt, wenn ihr Leib stirbt, sondern daß du sie leben läßt, ewig.'"

Der Alte, der sich allmählich in heiligen Eifer geredet hatte, schwieg einen Augenblick, als wollte er die Wirkung seiner Worte, die er mit Rücksicht auf seinen Zuhörer in möglichst populäre Form gekleidet hatte, erwarten.

Der blonde Wilde gab kein Zeichen von sich und keinen Laut.

„Und nun denk' dir," nahm Aquila wieder auf, „das wunderbare Wunder: er ist wirklich gekommen und als ein Mensch unter den Menschen gegangen! Ja, denk' dir —" und seine Stimme wurde zu einem Flüstern, wie wenn ein Kind von einem Geheimnis erzählt — „es gibt noch heut alte Leute, die haben ihn noch leibhaftig gesehn!

„Und dann hat er sich töten lassen und ist lebendig wieder auferstanden aus dem Grabe und ist zusammengekommen mit Leuten, die ihn früher gekannt hatten, damit sie's erkennen sollten und fühlen, und leibhaftig sehn, daß er lebte, obschon er ge-

storben war. Und so wird es mit uns allen sein, die wir an ihn glauben; alle werden wir auferstehen, wenn wir gestorben sind, so hat er es uns verkündigt, und so wird es sein, so wird es sein —"

Die Stimme des Alten war zu einem lauten Jubeln geworden. Der Soldat blickte auf und sah in zwei Augen, die von Wonne strahlten, aus denen dicke Tränen perlten.

Er nickte mit dem Kopfe.

„So hat sie auch gesprochen," sagte er.

Aquila verstand nicht, was er meinte. Bevor er aber noch fragen konnte, hatte der Soldat das Haupt wieder gesenkt. Ein augenblickliches Schweigen trat ein; dann gewahrte Aquila, wie das weiße Gesicht da vor ihm zu erglühen begann, immer tiefer, immer dunkler, wie das Gesicht eines verlegenen Knaben, dessen Seele mannbar wird, und der sich schämt, seine Seele zu enthüllen, das Geheimnis seines Innersten zu verraten; zugleich fühlte er, wie die mächtige Hand, die ihn gefangen hielt, sich fester und immer fester um seine Hand schloß, als wollte sie alle Knochen seiner Hand zermalmen.

„Glaubst du" — die Stimme des Soldaten klang heiser — „daß Claudia lebt?"

„Claudia?" Der Alte fuhr unwillkürlich zurück; die Frage hatte ihn so unerwartet getroffen, daß sie ihm beinah den Atem versetzte.

Jetzt aber griff jener mit beiden Händen nach ihm, als fürchtete er, daß er ihm entrinnen würde. Seine Augen bohrten sich in die Augen ihm gegenüber mit einem verzehrenden Blick, mit einem Blick voller Angst, als würde er Leben oder Tod von seinen Lippen empfangen.

„Kennst du sie nicht? Du mußt sie kennen! Sie hat mich zu dir geschickt?"

„Sie hat dich — zu mir geschickt?" stammelte Aquila.

Die bisherige Ruhe des Soldaten aber war jetzt einer Ungeduld gewichen, die keinen Aufenthalt mehr ertrug.

„Lebt Claudia? Lebt Claudia? Lebt Claudia?" Dreimal hintereinander stieß er die leidenschaftliche Frage hervor.

Mit Gewalt riß Aquila seine Hände von ihm los, dann hob er beide Arme empor.

„So wahr ich hier vor dir stehe, so wahr du da sitzest —

Claudia, die gestern am Brandpfahle starb, ist nicht tot, sie lebt heut und morgen und ewiglich!"

Ein furchtbarer Laut erschütterte das Gemach. Der Riese war aufgesprungen; mit ausgereckten Armen, mit wogender Brust, mit wild verzücktem Gesicht stand er mitten im Raum. Dann, mit einem Sprunge, war er über Aquila her, den er an beiden Schultern ergriff, so daß die dürftige, alte Gestalt in seinen gewaltigen Armen wankte und schwankte.

„Ich will hin zu ihr!" schrie er ihn an, „zeige mir den Weg! Du kannst ihn mir zeigen. Sie hat es mir gesagt!"

Priscilla, die sich vom Boden erhoben hatte, trat erschreckt heran.

„Fremder Mann," sagte sie, indem sie vorsichtig seinen Arm berührte, „tu meinem Gatten kein Leid!"

Der Soldat ließ zögernd die Hände von Aquilas Schultern sinken. Die weiche Frauenstimme schien besänftigend auf ihn zu wirken.

„Wir haben Claudia so geliebt," fuhr Priscilla fort, „sag' uns doch, woher kennst du sie? Was weißt du von ihr?"

Der Soldat gab einen dumpfen Laut von sich und trat einen Schritt zurück. Dann fiel er auf den Schemel zurück, auf dem er gesessen hatte. Er warf den Kopf empor und ließ ihn wieder sinken. Man sah, wie die Erinnerung ihn überkam, wie sie den ganzen mächtigen Organismus durchwühlte und durchschütterte. Er setzte zum Sprechen an, aber kopfschüttelnd gab er den Versuch wieder auf; nur ein erstickter Ton, ein tiefes Seufzen, beinah ein Stöhnen rang sich aus seiner Brust. Endlich stemmte er beide Ellbogen auf die Knie, stützte das Haupt auf die Hände und drückte die beiden geschlossenen Fäuste vor die Augen.

Aquila und Priscilla ließen ihn schweigend gewähren, obschon ihre Herzen vor Ungeduld brannten. Offenbar hatte der Mann da gestern abend Claudia gesehen, als sie zum Tode geführt wurde. Mit ehrfürchtiger Scheu beinah betrachteten sie ihn. Seine verworrenen Äußerungen ließen ja erraten, daß er ihr nahe gewesen in ihrem letzten Augenblick, daß sie noch zu ihm gesprochen hatte, daß seine Ohren es gewesen waren, in die sie ihre schwindende Seele, ihren letzten Seufzer gehaucht hatte. Claudia, das süße Licht in den dunklen Katakomben, der Mittelpunkt aller Liebe und Verehrung der Christianergemeinde, die

jetzt, da sie gestorben, wie eine Heilige vor ihrer Erinnerung stand. Die aus ihrer Patrizierfamilie herabgestiegen war zu den Armen und Verachteten und gestern ihr schönes, blühendes Leben freiwillig dahingegeben hatte in den schrecklichen Tod, der all die Armen und Verachteten verschlang.

Endlich, als er sah, daß der Soldat nicht zu geordnetem Reden zu bringen war, trat Aquila dicht an ihn heran. Vielleicht, daß sich ihm sein Geheimnis durch Fragen entringen ließ. Er legte die Hand auf seine Schulter.

„Du bist von den Leibwächtern des Cäsars," fing er an, „warst du gestern abend — dabei?"

Der Soldat richtete das Haupt auf: seine Hände fielen nieder; er nickte.

„Als es — gegen den Abend kam —" seine Worte gingen abgebrochen hervor — „hat man uns hinausgeführt — in die Gärten des Cäsars. Man hat uns gesagt — die Christianer sollten verbrannt werden, weil sie Rom verbrannt hatten."

Wieder verstummte er.

„Und da hast du alles mit angesehen?" forschte Aquila weiter.

Der Soldat nickte abermals.

„Man hat uns hingeführt, wo eine Menge Pfähle standen, in einer doppelten Reihe, einer immer dem anderen gegenüber, wie ein Baumgang wohl fünfzig Schritte breit. Man hat uns gesagt, zwischen den Pfählen würde der Cäsar auf- und abfahren — während —"

„Während?"

Der Soldat blickte vor sich hin.

„Während die Christianer an den Pfählen brennten."

„Und da solltet ihr hinter dem Cäsar hergehen," fragte Aquila, „während er auf- und abfuhr?"

„Nein, wir sollten an die Pfähle treten, ein jeder von uns an einen Pfahl, und dann sollten wir das Reisig, womit sie umgeben waren, anzünden."

„Dazu hat er Euch gebraucht?" fuhr Priscilla unwillkürlich heraus.

Der Soldat blickte sie an, dann zuckte er mit den Achseln.

„Vielleicht, daß er gefürchtet hat, es könnte ihm etwas von den Christianern geschehen — er ist ja so feige."

Ein Zucken ging um seinen Mund; er warf das Haupt zur Seite.

„Und da haben sie dich an einen der Pfähle gestellt?“ nahm Aquila seine Fragen wieder auf.

Der Soldat behielt das Haupt abgewendet; seine Finger klammerten sich um die Knie, auf denen seine Hände lagen.

„Und nun hatte ich gedacht“ — sagte er mit bleiernem Ton — „nach allem, was sie von den Christianern gesagt hatten — sie müßten aussehen wie Räuber und Mörder — und als ich an den Pfahl kam — war an dem Pfahl — ein Weib.“

Totenstille trat in dem Zimmer ein.

Das weltverlorene Träumen stieg wieder in den Augen des Soldaten auf; dann ging etwas wie ein irres Lächeln über sein Gesicht.

„Und daß das keine Mordbrennerin war — das erkannte ich wohl.“

Er senkte die Augen tiefer, als wenn er sich schämte.

„Sie hatten ihr ja beinah alles vom Leibe gerissen; ihr Gewand und ihre Schuhe lagen an der Erde, vor dem Pfahl, und das Gewand und die Schuhe, das alles war so kostbar und so schön und fein, wie es die vornehmen Frauen tragen, wenn sie in den Straßen gehen. Und da erkannte ich, daß es eine vornehme Frau sein mußte — und nun — stand sie so vor mir da.“ Lautlos ballten sich seine Hände; er schüttelte das Haupt. „Daß sie so an einem Weibe tun konnten — denn wenn nicht das Reisig gewesen wäre und das Dornengeflecht, das um sie herum gehäuft war, bis an den Hals, und ihren Leib verbarg —“

Er brach ab; die keusche Seele bäumte sich in ihm auf und jagte eine Blutwelle über sein Gesicht.

„Diese Römer,“ murmelte er, „was für Menschen das sind!

„Darauf,“ erzählte er weiter, „ist ein römischer Centurio mit einer Fackel gekommen, und die hat er mir in die Hand gegeben, und er hat gesagt: ‚Paß auf, wenn's nachher ganz dunkel wird, und der Cäsar in den Garten gefahren kommt, dann wird einer laut rufen: Zündet an! Wenn du das hörst, dann wirst du die Fackel in die Dornen hineinstoßen, da unten, siehst du, wo das Pech und das Harz darauf geschüttet ist, damit es rasch aufflammt — verstehst du?‘

„Und das alles,“ fuhr der Soldat fort, indem er noch immer

wie vor etwas Unbegreiflichem den Kopf schüttelte, „sagte er ganz laut, so daß sie jedes Wort hören und verstehen mußte, was mit ihr geschehen sollte. Und darum, als nun der Centurio gegangen war, und ich zu ihrem Gesicht aufschaute — denn ich hatte sie noch nicht angesehen bis dahin — meinte ich, ich würde in ihrem Gesicht so etwas sehen, wie fürchterliche Angst — und wie ich nun hinsah — und wie sie mich ansah — war es so anders."

Die letzten Worte verloren sich in einem Flüstern. Er schien wieder verstummen zu wollen. Jetzt aber war die Ungeduld über seine Zuhörer gekommen. Aquila schüttelte ihn an der Schulter, als wollte er ihn wecken.

„Wie war ihr Gesicht? Was sahest du in ihrem Gesicht?"

„Beinah — als wenn sie sich freute," erwiderte der Gefragte langsam.

Er rieb sich die Stirn. „Ich kann's nicht so beschreiben" — und es war, als suchte er in seiner Unbehilflichkeit den Ausdruck, der all das Fabelhafte beschreiben sollte, was er erlebt und gesehen hatte. „So etwa — wie ein Kind, wenn es neugierig ist und auf etwas wartet und — ungeduldig darauf ist. Und weil sie mich so immerfort ansah — und — weil sie mir doch so leid tat, so sagte ich zu ihr: ‚Warum siehst du mich so an?' Und darauf sprach sie —"

Jählings unterbrach er sich. Er konnte nicht weiter sprechen: ein Würgen war in seiner Kehle.

„Die Stimme," keuchte er vor sich hin.

Aquila wollte wieder mit Fragen über ihn herfallen; aber mit der Hand schlug der Soldat durch die Luft, als sollte er es lassen, als wäre jede Frage ein körperlicher Schmerz.

„Die Stimme —" und wie er schnaufend und gurgelnd das Wort wiederholte, war es, als klänge aus den ungefügen Lauten der süße Ton einer Frauenstimme heraus, ein ferner, verhallender Ton, wie das Gezwitscher eines Vogels, der sich in Lüften verliert.

„Darauf sprach sie," fuhr er endlich fort, „ich sehe dich an, weil ich so begierig gewesen bin, zu wissen, wie der aussehen würde, der mir das Paradies aufschließt."

„Das Paradies," sagte Aquila, indem er die Hände ineinander drückte und seine Frau ansah.

„Das Paradies," wiederholte Priscilla.

„Und weil ich sie nicht verstand," berichtete der Soldat weiter, „fragte ich sie: ‚Was ist das, wovon du sprichst?'

„Darauf sagte sie: ‚Das ist ein Garten, so wundervoll, wie du nie einen gesehen hast und sehen wirst auf Erden. Da sind ewig grüne Wiesen und schattige Bäume und niemals ist Winter dort und niemals Sonnenbrand und Hitze. Und wenn man tausend Jahre wandert und tausend und abertausend dazu, nie kommt man an das Ende von dem Garten. Und in dem Garten sind Wesen, wie du sie nie gesehen hast, wie Jünglinge anzuschaun, mit weißen Flügeln an den Schultern, mit großen, weißen Flügeln, und die fliegen hin und fliegen her, bald einzeln und dann wieder in Scharen, so wie die Tauben.'

„Das alles sprach sie, und weil ich es nicht verstand, meinte ich, sie träumte, und die Angst vor dem Tode hätte ihr den Geist verstört. Aber als ich wieder die Augen zu ihr erhob, und sie mich ansah, da erkannte ich, daß sie klar bei Sinnen war, und darum fragte ich sie: ‚Wo ist denn der Garten, von dem du sagst?'

„Darauf beugte sie den Kopf zurück, so weit sie es an dem Pfahl vermochte und blickte hinauf; und da war eben der Abendstern an dem Himmel aufgegangen. Und sie sagte: ‚Er ist dort oben. Siehst du, jetzt ist nur ein Stern erst zu sehen; bald aber werden mehr kommen und immer mehr und endlich unzählige; dann wird es ein Flimmern und Leuchten sein. Und über all den unzähligen Sternen und all dem Flimmern und Leuchten, da ist der Garten, von dem ich dir gesagt habe. Und sobald ich gestorben sein werde hier unten, werden die Engel kommen, von dort oben, wie ein Schwarm, so werden sie kommen und werden mich an den Händen nehmen und mit mir hinauffliegen, und heut abend noch werde ich bei ihnen sein in dem schönen herrlichen Garten.'"

Wieder schwieg der Soldat eine Zeitlang; dann nahm er das kleine Kreuz, das ihm aus der Hand gefallen war, und das Priscilla an sich genommen hatte, aus deren Händen.

„Und nun hatten sie ihr die Arme angebunden," fuhr er fort, indem er wieder mit dem Finger am Querbalken des Kreuzes entlang glitt — „so. Und als sie so sprach, da regte sie ihre Arme; und die waren so weiß, und es sah aus, als wären es zwei weiße Flügel an ihren Schultern, und es sah aus, als würde sie davon fliegen und hinauf, so wie sie stand — und

von da an — habe ich nicht anders gekonnt — ich habe sie ansehen müssen, immerfort, bis zu dem Augenblick — da —"

Das Haupt sank ihm herab, jählings, als hätte der Nacken die Kraft verloren, es zu tragen, bis herab auf die Arme, die auf den Knien lagen, so daß er ganz zusammengekrümmt saß; und der zusammengekrümmte mächtige Körper schüttelte sich, das Haupt warf sich auf den Armen hin und her, daß das blonde Haar nach rechts und nach links flog, und aus der zusammengewirrten Masse drang ein Stöhnen hervor, ein Grollen und Schlucken und Schluchzen, daß er den beiden Alten, die ihm zusahen, wie ein Tier aus dem Urwald erschien, dem ein Spieß in die Weichen gejagt worden ist, und das ächzend an der Wunde verendet.

Es dauerte lange, bis er wieder zu sich kam.

„Und weil sie nun so fröhlichen Tones sprach, während sie doch alles gehört hatte, was der Centurio zu mir gesagt, und all die schrecklichen Vorbereitungen sah, und weil ich das alles nicht begreifen konnte und alles mir so wunderbar erschien, da sagte ich zu ihr: ‚Fürchtest du dich denn nicht vor dem, was dir geschehen soll?‘

„Und darauf" — der Soldat riß die Augen weit auf und sah erst Aquila, dann Priscilla mit langsamem Blick an, als wollte er sie zu Zeugen nehmen für das, was er jetzt sagen würde — „und darauf — hat sie gelacht."

„Sie hat gelacht," wiederholte Aquila in atemlosem Staunen, indem er wieder auf Priscilla blickte. Diese wiegte schweigend und in stummer Bewunderung das Haupt.

„Ja," fuhr der Erzähler fort, „aber nicht laut; so — ich weiß nicht, wie ichs beschreiben soll, — ein Kichern etwa — wie wenn jemand aus seinem Innern lacht, weil er fröhlich in seinem Herzen ist. Und darauf sagte sie zu mir: ‚Ach, wenn du wüßtest, mein Bruder, wie selig mein Herz ist, dann würdest du begreifen, warum ich mich nicht fürchte. Denn in einer Stunde, siehst du, werde ich nun bei dem sein, nach dem meine Seele verlangt hat, solange ich lebe.‘

„Und weil ich sie wieder nicht verstand, fragte ich sie: ‚Wer ist das, von dem du sprichst?‘

„Da nickte sie mir zu und sagte: ‚Das ist ja der Herr des Gartens, von dem ich dir erzählt habe. Der das große Wunder in die Welt gebracht hat, daß die Menschen nicht mehr tot

bleiben, wenn sie gestorben sind, sondern wieder auferstehn. Hast du von Christus noch nichts gehört?‘

„Und weil ich von ihm noch nichts gehört hatte, schüttelte ich das Haupt.

„Da beugte sie sich zu mir nieder, so weit als sie es in den Stricken vermochte, in denen sie gebunden war, und so, daß ich ihren Hauch auf meinem Gesicht spürte, und daß ihre Augen ganz dicht über meinen Augen waren, so nah war mir ihr Gesicht — so nah — und dann flüsterte sie zu mir: ‚Ach, du mein Bruder, wenn du doch tun wolltest, wie ich dir sage; was für ein glückseliger Mensch du werden würdest mit einemmal. Geh doch hin, wenn ich gestorben sein werde, da, wo Aquila wohnt, der Teppichweber, draußen an der Appischen Straße, am vierten Meilenstein; und sag' ihm, daß Claudia dich zu ihm schickt, und daß er dir sagen soll von Christus und dich taufen und dich aufnehmen soll in unsere Gemeinschaft, damit du auch so glücklich wirst, wie wir anderen es sind.‘“

Mit einem erstickten Schrei fiel Aquila über den Soldaten her; beide Arme schlang er um seinen Hals, und er drückte die Lippen auf seinen blonden Scheitel.

„Mein Bruder!“ rief er, „mein Bruder!“

Priscilla hatte sich vor dem Soldaten niedergekniet und streichelte ihm die Hände, und es dauerte eine geraume Zeit, bis der Ansturm von Zärtlichkeit sich so weit gemäßigt hatte, daß jener fortfahren konnte.

„Und weil sie mich nun immer Bruder nannte, und ich das nicht verstand, so sagte ich zu ihr: ‚Du bist eine vornehme Frau und ich nur ein armer Soldat und nicht einmal ein Römer, und du nennst mich deinen Bruder?‘

„Und da lachte sie wieder, so wie sie vorher gelacht hatte, und sagte: ‚Du bist mein Bruder und ich bin deine Schwester; die Menschen haben alle einen einzigen Vater, und der wohnt da oben in dem herrlichen Garten. Und weil wir das wissen, wir Christianer, und diese Römer es nicht wissen, darum eben sind wir ja soviel, viel glücklicher als sie. Denn wenn wir auf der Straße aneinander vorübergehen, siehst du, dann winken wir uns mit den Augen zu, und einer sagt zum anderen, ohne daß er ein Wort zu sprechen braucht: Ich liebe dich. Und wo wir auch gehen und stehen, überall und immerdar ist ein Singen und Klingen um uns her, wie eine leise, liebliche Musik. Und

das kommt daher, siehst du, weil diese Römer denken, die Luft rings um die Menschen sei leer und tot, und weil sie das nicht ist; sondern sie ist erfüllt von Tausenden und Abertausenden und unzähligen Geistern, die immerfort um uns sind und mit uns sind und leise zu uns sprechen, und die wir nur nicht sehen können, solange wir noch diesen Leib an uns tragen. Und sobald wir aber diesen Leib von uns getan haben, dann mit einem Male sehen wir sie und fühlen sie und sehen und gewahren, wie reich die Welt Gottes eigentlich ist, wie wundervoll, wie herrlich!'

„Und als sie so sprach, da regte sie wieder die Arme, und es sah aus, als ob sie die Arme ausbreiten wollte, und um meinen Hals legen wollte, und wie ich ihre Augen sah, die so in meine Augen blickten, und ihre Stimme hörte, die so lieblich klang, wie ich nie etwas gehört hatte zuvor — da war mir plötzlich, als ob ich zum ersten Male das alles verstand, was sie mir sagte, und als ob alles rings um mich her ganz anders aussah, als es ausgesehen hatte zuvor, und da sagte ich zu ihr: ‚Wenn ich zu Aquila gehe und ein Christianer werde wie du, werde ich dann auch in den Garten kommen, dahin du nun gehst?'

„Und da nickte sie und lachte, und ihre Glieder zuckten am Pfahl, und sie sagte: ‚Ja, ja! ja!'

„Und wenn ich dann komme," habe ich weiter gefragt, „wirst du mich dann wiederkennen da oben und dich nicht abwenden von mir?

„Und darauf tat sie, wie sie eben getan hatte, und sagte: ‚An der Pforte des Gartens will ich warten, bis daß du kommst. Und wenn du kommst, will ich dir entgegenfliegen und dich an der Hand nehmen und dich hineinführen in den Garten. — Wirst du bald kommen? Bald?'

„Da habe ich die Arme um sie tun wollen, aber wegen der Dornen, die um sie her waren, konnte ich es nicht, und ich habe gesagt: ‚Ich will zu dir kommen, ich will zu dir kommen, sobald als ich kann, und ich will nie von dir hinweggehn, sondern sein, wo du bist, ewig! ewig!'

„Und als wir so zueinander sprachen, da entstand plötzlich ein Lärm rings um uns her, und ich hörte, wie sie vom untern Ende des Gartens riefen: ‚Zündet an! zündet an!'

„Und es schien, daß sie schon öfters so gerufen hatten, und nur wir hatten nicht darauf geachtet, denn rechts und links von

uns an den Pfählen loderte es schon auf von Flammen; und dann fingen die Römer, die hüben und drüben hinter den Pfählen standen und zuschauten, zu schreien an, wie brüllende Tiere; und die Christianer an den brennenden Pfählen warfen die Köpfe zurück und riefen etwas zum Himmel hinauf — ich weiß nicht, was es war, aber es war immer ein und dasselbe Wort, und sie riefen es alle. Und es war ein Getöse, wie ich es nie vernommen hatte irgendwann, und da kam auch der Cäsar in den Garten gefahren auf seinem Wagen, der ganz von Gold war, und acht weiße Rosse davor.

„Und als ich nun so stand und wie betäubt war in meinem Kopf, da rief sie mir vom Pfahle zu: ‚Mein Bruder, du mußt anzünden! Zünde an!‘

„Und da gedachte ich an das, was mir der Centurio gesagt hatte, — und ich wollte die Fackel hineinstoßen in die Dornen — und da — konnte ich es nicht.

„Und inzwischen war der Wagen des Cäsar schon ganz nah' gekommen, beinah bis zu uns heran; da rief sie noch einmal und sagte: ‚Eile dich, mein Bruder, warum eilst du nicht? Hörst du nicht, wie meine Brüder Hosianna rufen? Siehst du nicht, wie sie hinauffliegen? Soll ich ausgeschlossen bleiben aus dem Garten? Ich allein?‘

„Und da wandte ich das Haupt ab, damit ich sie nicht mehr sah — und nahm die Fackel — und stieß sie in die Dornen, ihr zu Füßen, wie der Centurio es mich gewiesen hatte — und kaum, da ich so getan, da schlug auch das Feuer auf, und die fressende Glut warf sich über ihre Füße und leckte wie eine Zunge bis zu ihren Knien hinauf — und da hörte ich — hinter mir —“ der Soldat saß mit starr aufgerecktem Oberleibe; seine Arme waren ausgestreckt, seine Hände zu Fäusten gekrampft; seine Augen gingen rollend in ihren Höhlen.

„Da hörte ich — hinter mir — wie wenn ein Glas zerspringt — solch ein leiser Ton — solch ein schriller Ton — und als ich mich umwandte, da sah ich sie — und ihr Haupt war zurückgesunken — ihre Augen geschlossen — ihre Glieder flogen am Pfahl und wanden sich in den Stricken — und von der Stirn rann ihr der tödliche Schweiß. Und als ich das sah, und sah, wie schrecklich das war, was sie erlitt, da sprang ich mit meinen Füßen in die brennenden Dornen hinein und trat sie in die Erde und stampfte das Feuer nieder, bis keine Flamme

mehr war und kein Funke, der ihr weh tun konnte, und mit meinen Händen riß ich die Dornen herab, die um sie waren. Und als ich so tat, da kam sie wieder zu sich und schlug die Augen auf und sagte: ‚Ach, was tust du, mein Bruder? Warum lässest du mich nicht sterben und hingehen zu ihm, der meiner wartet dort droben?'

„Und weil nun keine Dornen mehr waren zwischen ihr und mir, so tat ich meinen Arm um sie her und hielt sie in meinem Arm, und ihr Haupt sank herab zu mir, daß ich es fühlte auf meiner Brust — und hier hat es gelegen —

Mit der linken Hand griff der Soldat an seine rechte Achsel und preßte seine Hand auf eine Stelle seiner Brust unterhalb der Achsel.

„Hier hat ihr Haupt gelegen — an der Stelle!

„Und ich sagte zu ihr: ‚Sei ruhig, du sollst auch sterben, denn ich sehe wohl, daß es nicht anders sein kann, aber nicht durch Feuer sollst du sterben und in so gräßlicher Qual, sondern durch meine Hand. Denn bei uns zu Lande ist es ein edler Tod, wenn man von eines Mannes Händen durch das Schwert stirbt. Und so sollst du sterben; denn du bist ein edles Weib, und ich liebe dich, ich liebe dich, wie ich nie einen Menschen geliebt habe und lieben werde hinfort. Und darum, weil du den heiligen Christus liebst, will ich ihn lieben so wie du, und ich will ein Christianer werden und zu dir kommen in den Garten.'

„Und derweilen ich so sprach, hatte ich mit der Linken das Schwert hervorgezogen, das ich an der Seite trug; und wie ihr Haupt an meiner Schulter lag und ihr Gesicht an meinem Gesicht, habe ich mit meinem Munde ihren Mund geküßt und zu ihr gesprochen: ‚Fahre wohl, Claudia, bis wir uns wiedersehen; wirst du warten, daß ich komme?'

„Und da hat sie mich noch einmal angesehen — mit den Augen hat sie mich angesehen — mit den Augen — und hat gesagt: ‚Claudia wird warten.'

„Und darauf habe ich die Spitze meines Schwertes wider ihre Brust erhoben, gerade dahin, wo ich wußte, daß ihr Herz in der Brust war, und weil keine Hülle darüber war und nichts, was dem Schwerte widerstand, so drang es mit einem Stoße mitten in ihr Herz, und sie hat noch einmal in meinem Arme gezuckt — und dann — mit einem Seufzer — war sie dahin."

Der Soldat war während des letzten Teiles seiner Erzählung vom Schemel aufgesprungen; hoch aufgerichtet stand er; von den Lippen, die anfangs so unbehilflich gestammelt hatten, gingen die Worte wie ein rasender Sturm; nicht zu Aquila hatte er gesprochen, nicht zu Priscilla, seine starrenden Augen gingen über die beiden hinweg, hinaus — wohin? In die Welt hinaus, in die geheimnisvolle, wunderbare Welt, von der sie ihm geplaudert und gesagt hatte, wie wundervoll sie wäre, wie herrlich und reich.

Jetzt aber, als das letzte Wort heraus war, das „sie war dahin", brach er plötzlich wie ein gefällter Baum zu Boden, die Arme auf den Schemel geworfen, das Haupt in die Arme gedrückt. Und so lag er und sah nicht, wie die beiden Alten sich mit stummen Blicken über ihn hinweg verständigten, und hörte nicht, wie sie leise hinausgingen in die Nebenkammer und von da zurückkehrten, ein Gefäß in den Händen, mit Wasser gefüllt. Und erst, als er fühlte, wie sich das Haar auf seinem Scheitel feuchtete, hob er das Haupt und blickte auf.

Aquila stand neben ihm. Mit der Hand, die er in das geweihte Wasser getaucht hatte, zeichnete er ihm das Kreuz auf Haupt und Stirn; dazu murmelte er die Gebete, die gesprochen wurden, wenn ein Täufling Aufnahme in der Christianergemeinde fand.

Schweigend ließ der Soldat ihn gewähren. Die drei Menschen waren so in ihr Tun versenkt, daß sie das Geräusch von Schritten und das Gemurmel von Stimmen nicht hörten, die sich dem Hause näherten. Erst als die Tür mit einem Schlage von draußen aufgestoßen wurde, fuhren sie empor.

In der Tür standen drei römische Prätorianersoldaten.

Ob es das wundersame Schauspiel war, was sie verblüffte, oder ob in den Augen des germanischen Riesen, der noch immer kniend am Schemel lag und sie mit stummen, drohenden Blicken musterte, etwas war, das sie warnte — die Römer blieben am Eingange stehen, einer über die Schultern des andern blickend.

Endlich trat derjenige, der zuvorderst von den dreien stand, einen Schritt näher.

„Bist du Aquila, der Christianer?"

Der Alte verneigte sich.

„Der bin ich."

„Und das Weib da? Deine Frau? Auch Christianerin?"

Aquila schwieg und wandte die Augen auf Priscilla, als wollte er ihr selbst die Antwort überlassen.

„Auch Christianerin," erwiderte sie in leiser Ergebung.

„Also macht Euch fertig — Ihr müßt mit," sagte der Prätorianer.

Jetzt aber richtete sich der blonde Mann hinter dem Schemel auf. Er tat es langsam, aber in der langsamen Bewegung war etwas Gefährliches, beinah Unheimliches.

„Laß den alten Mann in Frieden," sagte er zu dem Prätorianer, „und die Frau. Sie haben Euch nichts zuleide getan. Was Ihr von den Christianern erzählt, daß sie das Feuer angezündet haben sollen, das ist alles nicht wahr; das habt Ihr erdacht und erlogen — Ihr — Römer Ihr."

In seiner Stimme war ein dumpfes Grollen, so etwa wie das tiefe Knurren eines Wächterhundes, der den Eindringling zur Vorsicht mahnt.

Der Prätorianer sah ihn mit einem kurzen Blick von der Seite an; es schien ihm das Beste, den unbequemen Menschen nicht weiter zu beachten.

„Vorwärts," sagte er, indem er die Hand nach Aquila ausstreckte — in demselben Augenblick aber flog er gegen die Wand des Zimmers, daß ihm der Panzer krachte und seine linke Wange, die an die Wand geschlagen war, weiß vom Kalk wurde.

Der blonde Riese stand vor ihm. Seine Glieder reckten sich; er sah noch riesenhafter aus als vorher.

„Hast du nicht gehört, was ich dir gesagt habe, daß du den alten Mann in Frieden lassen sollst?"

Mit einem wütenden Aufschrei wandte sich der Römer gegen ihn; er unterlief ihn, schlang beide Arme um seinen Leib, und es begann zwischen den beiden ein Ringkampf auf Tod und Leben.

Er dauerte indessen nur wenige Sekunden, denn plötzlich erdröhnte ein Schlag, wie wenn der Fleischhauer mit der Keule Knochen und Fleisch zermalmt — von der Faust des Riesen ins Genick getroffen, taumelte der Prätorianer und rollte bewußtlos an den Boden.

Jetzt kamen die beiden andern, die wie erstarrt gestanden hatten, zur Besinnung. Mit gellendem Schimpfen fuhren sie gegen den Germanen los.

„Was fällt dir ein, du Hund, der an die Kette gehört? Nimmst du Partei für die Christianer?“

Sie rissen die Schwerter heraus.

Beim Anblick des nackten Stahls aber wachte der Berserker in ihm auf. Er sprang einen Schritt zurück, riß das lange, schmale Schwert aus der Scheide und schwang es wirbelnd um sein Haupt.

„Christianus sum,“ brüllte er, daß es bis auf die Straße hinaus erscholl. Einen neuen Schlachtruf hatte er gefunden; seine Augen unterliefen mit Blut; aus dem verzerrten Gesicht leuchtete eine unbändige Wildheit.

„Rache für Claudia! Jetzt kommt das Sterben an Euch!“

Ein Wehgeheul folgte dem Wort; ein zweiter Prätorianer wälzte sich am Boden. Das Schwert des Germanen hatte ihn zwischen Achsel und Hals getroffen, so daß der Arm herabhing.

Im Augenblick aber, als er den Streich führte, hatte der dritte ihn von der Seite angelaufen, und unter dem Panzer, der sich in die Höhe geschoben, rannte er ihm die Klinge seines Schwertes bis an das Heft in den Leib.

Ein Fußtritt, der den Prätorianer bis auf die Schwelle der Tür schleuderte, war die Antwort auf den meuchlerischen Stoß, dann brach der Riese dröhnend zur Erde, während der Römer, sinnlos vor Entsetzen, zum Hause hinauslief und draußen verschwand.

In Aquilas Schoß ruhte das blonde Haupt des Sterbenden; seine Augen waren geschlossen, und wie das strömende Blut aus der breiten Wunde ging, verlor sich die Wildheit, die sein Gesicht verzerrt hatte, und die Züge dieses Gesichts traten wieder hervor, so wie sie gewesen waren, aber noch edler beinah, noch schöner und beinah kindlich. Priscilla kniete zu seiner Rechten und hielt die mächtige Hand, die jetzt so matt und langsam erkaltend in ihren schwachen Händen lag.

Endlich schlug er die Augen auf.

„Es rauscht,“ — sagte er — „es rauscht.“

Die beiden alten Leute gaben keinen Laut von sich; eine ehrfürchtige Scheu hielt sie ab, die Bilder zu stören, die vor seiner scheidenden Seele aufgingen. Liebliche Bilder schienen es zu sein, denn in seinen Augen war ein leuchtender, wie aus der Tiefe seines Wesens quellender Glanz.

„Von den Flügeln," sagte er mit lallender Zunge, „an ihren Schultern — weiße Flügel — große — weiße —"

Dann sah man, wie ein Bestreben über ihn kam, sich aufzurichten, jemandem entgegen, der ihm entgegenkam, unsichtbar allen und sichtbar nur für ihn — aber das Haupt vermochte sich nicht mehr zu erheben, die Arme waren zu schwach geworden, sich auszubreiten und zu umfangen — nur die Lippen regten sich noch stammelnd und flüsterten den geliebten Namen — „Claudia" —

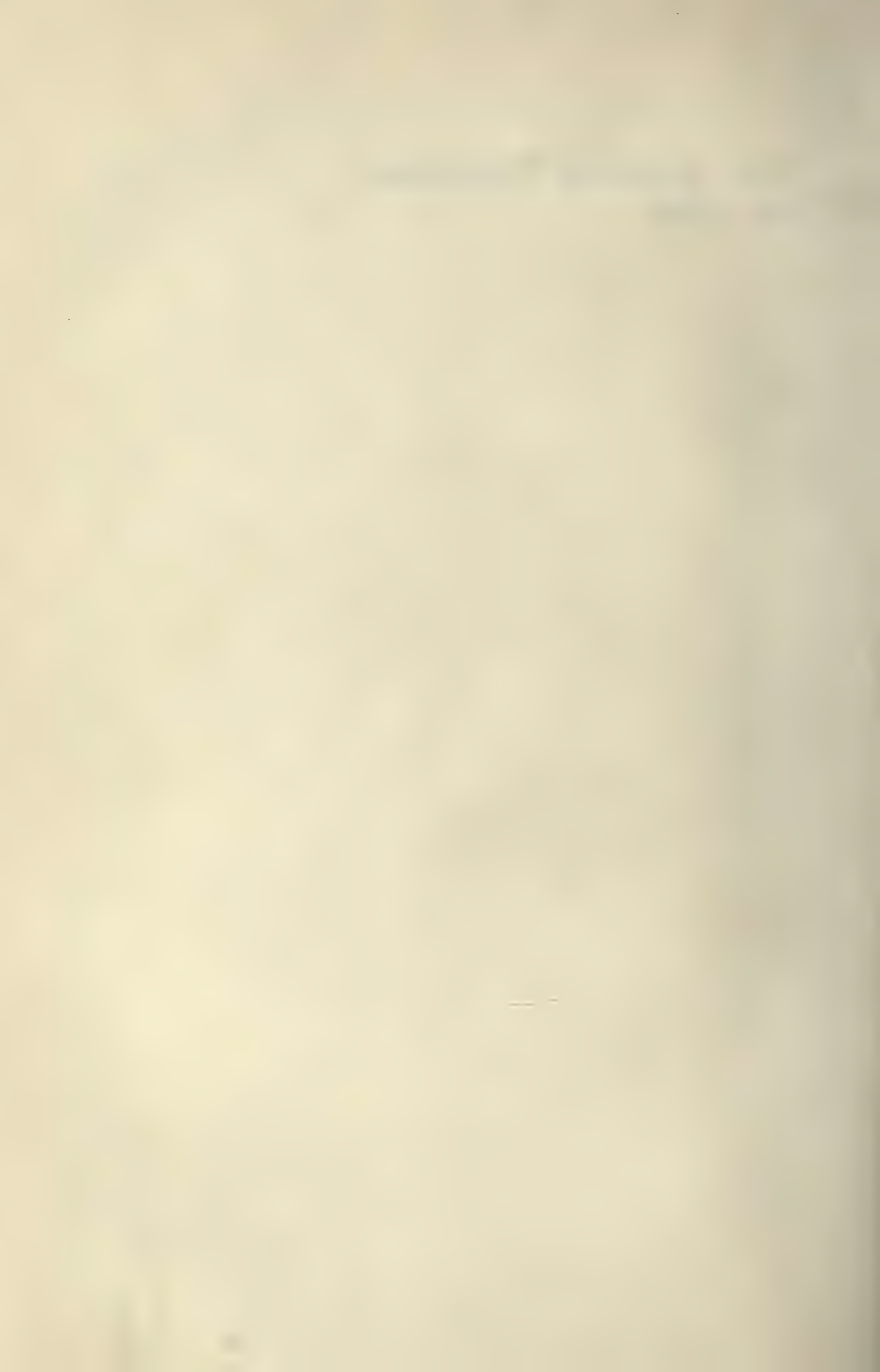
Der gewaltige Leib reckte sich; dann lag er ruhig und still, und um das erstarrende Antlitz spielte ein Lächeln, wunderbar, unergründlich, geheimnisvoll — hatte sie Wort gehalten? War sie ihm entgegengekommen, und wandelten sie nun, Hand in Hand da, wo kein Winter mehr war, kein Sonnenbrand und keine Hitze, in dem schönen, dem herrlichen Garten?

—



Der Zauberer Cyprianus

Eine Legende



I

Unter den fünfmalhunderttausend Einwohnern, die gegen Ende des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung das „üppige und witzige“ Antiochien, die Hauptstadt von Syrien umschloß, war einer, dessen Namen alle kannten, dessen Antlitz nur wenige gesehen hatten, dessen Wesen und Natur kein einziger verstand.

Das war Cyprianus.

Nicht zu verwechseln mit Cyprian von Karthago. Denn dieser war ein Christ, und nicht ein Christ nur, sondern ein Haupt der Christen, ein Bischof, und als solcher, vor etwa fünfzig Jahren schon, für seinen Glauben gestorben. Kaiser Valerian hatte ihm das Haupt abschlagen lassen.

Von Rom aus hatte der Kaiser es befohlen; in Karthago der Prokonsul hatte es ausgeführt. Dem Befehle gehorsam, innerlich schwankenden Herzens. Denn als er die Haufen von schwarzbraunen afrikanischen Christen sah, die ihren Bischof wie einen König zur Richtstatt begleiteten, Staub aufwirbelnd mit nackten, stampfenden Füßen, Kruzifixe schwingend in den sehnigen Armen, Hymnen brüllend wie Schlacht- und Vernichtungsgesang, da mochte ihm das alte, tapfere Römerherz erbeben, das wohl gelernt hatte, mit Männern zu kämpfen, die sich gegen den Tod wehrten, nicht mit solchen, die in das Sterben hineinliefen wie in das Bad, die nach dem Tode die Hände ausstreckten und danach griffen, wie man nach einer Frucht springt, die vom Baume winkt.

Fünfundzwanzig Goldstücke hatte der Henker erhalten, von dem Bischof selber ausgezahlt, damit ihm die Hand nicht zitterte — denn wie sollte einem die Hand nicht zittern, der einen Christenbischof zu töten bestimmt war — damit er sein Werk reinlich verrichtete, das Linnen sauber breitete, auf dem der Bischof kniete und das nachher, von seinem Blute getränkt, wie eine Fahne von den schwarzbraunen Haufen nach Haus getragen werden würde.

Und der Henker hatte sein Werk vollbracht. Mit fester Hand wahrscheinlich, sicherlich aber mit einem unheimlichen Gefühl in der Seele, denn was jeder Römer wußte, das wußte ja auch er, daß für den einen abgeschlagenen Christenkopf zwanzig, dreißig, hunderte neue nachwachsen würden; was jeder Römer fühlte, das fühlte auch er, daß etwas kam, etwas Sichtbar-unsichtbares, Ungeheures, das sich wie eine furchtbare Schlange

um die sieben Hügel ringelte, und nicht um die sieben Hügel allein, sondern um Orient und Okzident, das ganze allmächtige römische Reich.

Das fühlte der Henker und der Prokonsul, der Senator in wallender Toga und der Sklave im Ergastulum, im dunklen, dunsterfüllten, scheußlichen Sklavenkäfig; die einen voll dumpfer Besorgnis, die anderen mit durstiger, lechzender Hoffnung und Begier. Die einen, sich aufraffend von Zeit zu Zeit zu einem Machtspruch und einer Gewalttat — die anderen hinzudrängend, wo eine Gewalttat geschah, die Hälse hinstreckend und die Leiber: „Triff mich! Triff mich!“ — so daß die Richter vor den Gerichteten, die Henker vor den Opfern zu beben begannen.

Alle fühlten die ringelnde Umstrickung, die sich um die Welt zu legen begann, und stärker, deutlicher, empfindlicher als alle Cyprian von Antiochien.

Denn Cyprian von Antiochien war kein Christ. Im Gegenteil, er haßte die Christen. Er verachtete die Botschaft, die von dem „gekreuzigten Sophisten“ ausging, er verabscheute die, welche die Lehre verbreiteten. Und wie sollte er nicht?

Vornehmer Leute einziger Sohn, einsam hausend in dem Besitztum, das ihm die Eltern hinterlassen hatten, in dem stillen, von Gärten umgrünten Hause am Ufer des Orontes, eine vornehme, in sich zurückgezogene, einsame Natur, wie sollte er sie nicht verabscheuen, diese düstere Welle, die aus den Tiefen des Menschengeschlechtes heraufstieg, diese Armee von Bettlern, diesen organisierten Pöbel, der sich anschickte, die Welt zu ergreifen?

Und wenn es denkbar war, daß es gelang! Daß sie Hand legten auf die Welt, niederschmetternd die plumpe Faust auf den kunstreichen Bau, zu dem die Menschheit im Laufe der Jahrhunderte die Welt emporgebaut hatte, eingreifend mit rohem Griff in das feine, unendliche Gewebe, das Menschengedanken und Vorstellungen im Laufe der Jahrhunderte gewoben hatten, — wenn es denkbar war — und es war denkbar!

Noch vor hundert Jahren hatte man gelacht, hatte man gemeint, mit einem Witz den ganzen Spuk abtun zu können. Als Cyprian in Rom war — denn wo war Cyprian nicht gewesen; den ganzen Erdkreis hatte er bereist — als er den Palatin besuchte und den Flügel des Palastes, den einst die Zöglinge des Kaiserpalastes bewohnten, wilde, schöne, unbändige Knaben, aus denen die Leibwache der Cäsaren heranwuchs, hatte man ihm

dort, an der Wand eines Gemaches, ein Bild gezeigt, einen Jüngling, kniend vor einem gekreuzigten Mann. Der Gekreuzigte trug einen Eselskopf, und unter dem Bilde standen die Worte gekritzelt: „Alexamenos, der seinen Gott anbetet."

Hundert Jahre waren es her, seit die Hand dort gegriffelt und geschrieben hatte. Als Cyprian in dem leeren Gemache stand — denn die Palastzöglinge wohnten jetzt an anderer Stelle — war ihm, als schmetterten die Wände das Lachen noch wider, das einst dort gelacht hatte, das übermütige Gewieher der jungen Hengste, die sich auf das eine brandige Stück der Herde warfen; als sähe er den Alexamenos in eine Ecke gedrückt, schamübergossen, mit gesenkten Augen, um ihn herum der höhnende, schreiende, gellende Haufe. Aber das war Widerschein nur und Widerhall, heut wurde nicht mehr gelacht über den Gott des Alexamenos. Das, was vor hundert Jahren als Eselskopf herabgesehen hatte vom Kreuz, war zu einem Menschengesicht geworden, zu einem Gesicht mit großen, runden, rätselhaften Augen, die immer größer wurden, größer wurden, wie zwei Abgründe, in die die Welt hinabglitt.

Wenn heute noch Palastknaben in dem Zimmer gehaust hätten, so hätte Alexamenos nicht mehr in der Ecke gestanden; die Hälfte der Schar hätte neben ihm gestanden, die andern ihnen gegenüber, und nicht mit Lachen hätte man sich gegenüber gestanden, sondern mit ernsten, bösen Augen, mit gekniffenen Lippen und einem stummen „Ihr oder wir" im Gesicht. So war es heut, so stand es heut.

Das hatte Cyprian gefühlt, als er in dem verödeten Gemache auf dem Palatin stand, das fühlte er jetzt, als er die Räume seines Hauses in Antiochien durchmaß, die schönen, kunstgeschmückten Räume, ruhelos sie durchwandernd, hin und her und her und hin.

Um die hohe, schreitende Gestalt flog das Gewand, daß es aussah, als wäre ein Sturm in dem Manne; aus dem bleichen, von schwarzem Bart umschatteten Gesicht glühten die Augen. Auf den Statuen und Hermen, die rechts und links in Überfülle die Gemächer schmückten, edelsten Werken der griechischen Kunst, auf den Bildern, die an den Wänden leuchteten, ruhten seine Augen.

„Was wird aus Euch werden?"

Nie hatte Cyprian ein Weib berührt. Seine Seele hatte

nicht Zeit für das Weib, seine lechzende Seele, die in dem Abgrund der Dinge suchte, in dessen Tiefen das Geheimnis der Welt schwamm, das letzte Geheimnis, das er dem Abgrund entreißen wollte, mit Drangabe von Seele und Leib, mit wütendem Verlangen, mit Gewalt.

Nur die Schönheit war seine Trösterin gewesen in den Stunden der Verzweiflung, seine Gespielin in den Stunden der Ermattung, die Schönheit, wie sie hervorgegangen war aus den Händen der Menschen am Ionischen Meer, die unsterbliche griechische Schönheit.

Und nun kam etwas, das ihm sagte, daß die Schönheit sterben könnte in der Welt; eine Ahnung, daß im Geiste der Menschheit das Bedürfnis nach der Schönheit, das heilige Bedürfnis, aufhören könnte, daß die Menschheit sie von sich werfen könnte wie einen unnützen Plunder, und nicht wie einen unnützen nur, sondern wie einen schädlichen, gefährlichen; als ein Hemmnis auf ihrem Wege, als eine Lügnerin und Verführerin.

Ja, es war möglich, und mehr, es war gewiß! Noch stand ja der gewaltige Koloß, das römische Reich; noch zogen die Völker zwischen seinen Füßen ihre Bahnen und blickten zu seinem Haupte auf wie zu einer Gottheit, noch war von außen kein Sprung in seiner Rüstung zu sehen, keine Besorgnisfalte in seinem Gesicht — aber im Inneren! Im Inneren!

Wie die Maulwürfe, so saßen sie im Leibe des Kolosses, die Nager, die Wühler, die Totengräber! Ihrem Kaiser die Anbetung verweigernd, ihrem Staate den Gehorsam aufkündigend, ihrem Herrn die Heeresfolge versagend. Das Gesindel, das häßliche, lichtscheue Gesindel!

An den Heldenüberlieferungen griechischer und römischer Geschichte gingen sie achselzuckend vorüber — für sie gab es nur ein Heldentum: zu leiden und zu sterben für ihren Glauben.

Elende Prahlhänse — hatte Cyprian nicht auch für seine Überzeugung gelitten? Hatte er sich nicht aufnehmen lassen in den Dienst des Gottes Mithras, in den man nur gelangte, indem man schwere, peinvolle Bußübungen auf sich nahm? War er nicht hindurchgeschritten zwischen brennenden Feuern? Hatte er sich nicht in die Erde legen und mit Erde bedecken lassen und ausgehalten fünf schreckliche Minuten lang, lebendig im lebendigen Grabe?

Von allen öffentlichen Festen zogen sie sich zurück. Wenn

die Arena ihre Pforten auftat, und die Scharen des Volks sich fröhlich lärmend hinein ergossen, krochen sie beiseite, in ihre Schlupfwinkel und Löcher, um nur ja nichts gemein zu haben mit den anderen, mit den Heiden, die ja alle verflucht waren und verdammt, ausersehen zu immerwährender Pein im Jenseits, während sie zur ewigen seligen Freude bestimmt waren, sie allein.

„So? Wirklich? Ihr allein?"

Ein grimmiger Hohn durchzuckte das Gesicht des auf- und niederwandelnden Cyprian.

„Ihr allein? Ihr Feinde der Menschheit, von allen gehaßt! Kraft welchen Anspruchs und welchen Rechtes? Nur weil Euer Jesus gekommen ist, der garnspinnenden Taglöhnerin Maria und eines Zimmermanns Sohn, und Euch gesagt hat, er wäre des Gottes Sohn, und selber ein Gott?"

Des Gottes Sohn — elender Gedanke, der das menschliche Kindbett, das Symbol menschlicher Schwäche und Erbärmlichkeit hinaufzutragen wagte in die Sphäre ewiger Reinheit, Unzugänglichkeit und allmächtiger Einheit. Oder er selber ein Gott? Ein Gott, der sich verwandelte in einen sterblichen Menschen? In einen hungernden, durstenden, mit allen Bedürfnissen der Menschheit behafteten Menschen? Der als Kind gerettet werden mußte vor den Verfolgern des Judenkönigs? Als Mann gegeißelt wurde, ans Kreuz geschlagen und getötet? Denn er war gestorben, das sagten sie ja selbst. Freilich, wieder auferstanden, fügten sie hinzu; aber wer hatte den Wiederauferstandenen gesehen? Ein besessenes Weib und ein paar von seinen sogenannten Jüngern, Landstreicher übelsten Rufes. Nicht einmal seine eigene Mutter hatte ihn wiedergesehen!

An den Götterbildern eines Phidias, eines Praxiteles und Polyklet gingen sie vorüber, die Augen gesenkt wie bissige Hunde, mit geballten Fäusten, knirschenden Zähnen. Das was allen Menschen zu Freude und Erhebung diente, war ihnen ein Greuel. Denn es waren ja die Abbilder von bösen Dämonen, Götzenbilder, vor denen die verlorenen Heiden knieten, zu denen sie beteten.

Ihr Dummköpfe! Klötze und Bauern! Wer betete denn zu den steinernen Gebilden? Cyprian vielleicht? Wer glaubte denn noch an Jupiter und Juno, an Minerva und Apollo? Cyprian etwa?

Weil vor tausend Jahren Dichter von den Göttern erzählt

hatten, daß sie da oben auf dem Olymp säßen, Gastmähler hielten, Wein tränken, sich zankten und wieder versöhnten, darum meint Ihr, die Nichtchristen dächten heute noch so?

Weil Ihr die Sagen vom Jupiter, die kindlichen Sagen, wie er zur Erde herabgestiegen kam, um menschliche Weiber zu lieben und zu verführen, für bare Münze nehmt, darum glaubt Ihr ein Recht zu haben, ihn zu verabscheuen und die zu verachten, die äußerlich zu ihm halten?

Ihr plumpen Gesellen, die Ihr nichts wißt von Schönheit und Phantasie, die Ihr die holden Gebilde menschlichen Dichtens zur brutalen Wirklichkeit herunterzieht, damit Ihr Euch mit Füßen daraufstellen und groß dünken könnt!

Und was brachten sie denn der Welt an Stelle des lustigen, liebebedürftigen alten Jupiter? Einen Gott, wie nie einer schrecklich gewesen war zuvor; dessen Antlitz über der Welt aufging, wie ein drohendes Gestirn, wie ein Gestirn, das auf die Einöde blickt, auf die freudlose Steppe, die Wüste!

„Dieser Gott, den Ihr den Euren nennt, Ihr Christen, meint Ihr, wir wüßten nicht, woher er kommt? Wer er ist?" Ein verachtendes Lächeln umspielte die Lippen Cyprians; seine Augen gingen herauf und herab an den Schränken seines Bibliothekzimmers, die vom Fußboden bis zur Decke gefüllt waren mit Rollen und wieder Rollen, Bücherrollen ohne Maß und ohne Zahl.

War er umsonst in Alexandrien gewesen, der rastlose Cyprian, und den Nil hinauf bis nach Memphis und in die Wüste, zu den Gymnosophisten, unter denen noch heute die Weisheitsworte des Pythagoras aufbewahrt wurden wie Edelsteine einer zersprungenen Krone, einer Krone, die ein geweihtes, geheimnisvolles Haupt geschmückt hatte?

Hatte er umsonst zu den Füßen der alexandrinischen Gelehrten gesessen, die die Gedanken des großen Plato zu einer neuen Lehre ausgearbeitet hatten, zu einer Lehre voll Geist und Tiefsinn und weltenüberbrückender Phantasie?

Hatte er Athen nicht besucht, und Argos? Delphi und Eleusis? War er nicht eingedrungen in Asien, über Euphrat und Tigris hinweg zu den Männern, welche die Sonne anbeteten und das Licht und das ewig läuternde, fleckenlose Feuer? Und über sie hinaus bis an den Indus und Ganges, an deren Ufern die geheimnisvollen Leute saßen, die weisesten von allen, die

Brahmanen, die ihn gelehrt hatten, daß es Torheit sei, sich aufzuregen um Leben oder Tod, weil alles ein Schein nur sei, ein Traumbild in der Seele des träumenden, unermeßlichen Brahma?

Und endlich — in Jerusalem war er auch gewesen. Ja, Ihr Christen, in Jerusalem auch. Er hatte gehört, was die Schriftgelehrten von Jahve verkündeten, dem Judengott, und seitdem, Ihr Christen, wußte er, daß Euer Gott kein anderer war, als dieser Jahve, der finstere, schreckliche, bösartige Judengott. Dieser freudlose Gott, der nichts wissen wollte von Rauchopfern und Brandopfern, weil er nichts wußte von den harmlosen Darbringungen kindlicher Menschlichkeit; dieser engherzige Gott, der nicht zu der Menschheit sprach, sondern nur zu seinem Volk, dem auserwählten Volk, und dieses sein Volk in düsterem Fanatismus antrieb, die übrigen Menschen zu verachten, zu zerschmeißen, zu vernichten, wie man Töpferscherben zerschmeißt, die ohne Nutzen sind und ohne Wert.

Und jetzt war es diesem Eurem finsteren Gott plötzlich eingefallen, daß er die Menschheit erlösen wollte und erretten vom ewigen Verderben? Dazu hatte er seinen Sohn zu ihr herabgeschickt?

Jetzt? Warum denn erst jetzt?

Warum war es ihm denn nicht früher eingefallen?

Warum hatte er die Menschheit denn bis heute dahintaumeln lassen in Sünde und Verderben?

Nur, weil er wußte, daß jetzt ein Geschlecht auf Erden sei, fähig und würdig, ihn zu begreifen?

Ja — Ihr Begreifer der Gottheit — Ihr — oder war es vielleicht so, wie schon jetzt einige von ihnen, des Widerspruchs ihrer Lehre bewußt, verkündeten, freilich nur verstohlen verkündeten, daß ein Teil der Menschheit von Anbeginn an zum Heile ausersehen sei, und der andere von Anbeginn an zum ewigen Verderben? Ohne Recht und Verdienst zur Gnade aufgenommen die einen — trotz Recht und Verdienst zur Tiefe verstoßen die anderen?

Im rastlosen Auf- und Niederschreiten machte Cyprianus halt. Ein Stöhnen ging aus seiner Brust.

Wer sollte noch glauben an die Menschheit, wenn es möglich war, daß nach Jahrtausenden menschlichen Denkens solch ein Gedanke hervorbrach als letzte Frucht? Solch ein ruchloser Gedanke?

Ein Sklavenhalter also ist Euer Gott, und schlimmer als das; denn der vernünftige Sklavenhalter ist wenigstens gerecht, und wird nicht den nichtsnutzigen Sklaven hereinrufen an seine Tafel, während er den guten und getreuen hinauswirft unter das Vieh.

Aber was wunderte er sich denn, der vornehme, vornehm denkende Cyprian? Von Sklaven war ja diese ganze Lehre ausgegangen, für Sklavengesinnung war sie bestimmt.

Zu wem war er denn gekommen, der Erlöser? Zu den Armen und Verachteten, zu den Bettlern, Hungerleidern, zu den Elenden allerart!

Kein Elender sein — war ja schon ein Verbrechen!

„Eher wird ein Kamel durch das Nadelöhr gehen, als daß ein Reicher in den Himmel kommt" — ja — das war der Kern ihrer Gedanken, das Rückgrat ihrer Gesinnung, die letzte Höhle, in die sich ihr neidisches Gefühl zurückzog. Dieses Wort, aus dem der Haß gegen alles Reiche und Schöne, Vornehme und Kraftvolle knirschte, das unter ihnen umging wie ein Losungswort unter aufständischen Sklaven.

„Mag es ihnen gut gehen auf Erden, und uns schlecht — einmal kommt die Vergeltung, und alles kehrt sich um." — „Nein, Ihr Verkünder des Neides, diese Vergeltung, von der Ihr träumt, sie kommt nicht!"

Regungslos stand Cyprian; das Gewand, das ihn wie im Sturme umflogen hatte, hing an ihm nieder; ein kalter Grimm hielt ihm Leib und Seele gebannt.

„Nein, Ihr Hunde, die Ihr nur winselnd Eurem Gotte nahen könnt, seine Nähe nur empfindet, wenn er Euch den Fuß in den Nacken setzt und Euch in den Kot tritt, Ihr sollt vergeblich ihn umbelfern, den stolzen Baum, an dem die Menschheit gewachsen ist, Menschenwürde, Selbstherrlichkeit des menschlichen Geistes!"

Hatten sie nie etwas gehört von dem geheimnisvollen Mann, der gleichzeitig mit ihrem Christus durch die Welt gegangen war, von dem großen Apollonius von Thyana?

Freilich, es war ja nur zum Lachen, daß sie von ihm gehört haben sollten — aber Cyprian hatte von ihm gehört, wußte von ihm, kannte das Gebet, mit dem Apollonius zum Altar der Götter trat: „Gebt mir, Ihr Götter, was ich verdiene."

So, voll Würde und Demut, voll Kraft und Bescheiden-

heit, sprach der Mensch zu der Gottheit, die Blüte der Menschheit, der Mann. Nicht als Gleicher zum Gleichen, aber auch nicht wie der willenlose Knecht gegenüber dem schrankenlosen Herrn, sondern wie einer, der da weiß, daß über Großen und Kleinen, Göttern und Menschen und dem unendlichen All ein Größeres ist, ein Ungeheueres, dem alles sich beugt, das uranfängliche, nimmer endende Gesetz.

Ja — das Gesetz. Die breite Brust des sinnenden Mannes hob sich wie in einem Seufzer der Erleichterung. Mochten Wellen schlagen in den Köpfen der Menschen, Blasen aufquirlen und Wirbel und Strudel — ein Ewiges, Unabänderliches war da. Wohl dem, der es erkannt hatte!

Freilich — wer es erkannt hätte — und über dem bleichen Gesicht, das eben zur Ruhe gekommen war, lagerte sich von neuem das Gewölk trübsinniger Grübelei.

Wer endlich hätte sagen können: „Hier ist der letzte Abgrund; hier in der Tiefe ruht das Geheimnis der Welt; noch einen Griff, und wir heben es zum Licht."

War er nicht hinuntergestiegen in die Nacht, tiefer und immer tiefer? Hatte er sich nicht hineingebohrt bald von dieser, bald von jener Seite? Hatte er es gefunden? Würde er es jemals finden? War das nur ein Seufzer seiner Seele, oder ein dumpfer Widerhall, der Antwort gab „niemals, niemals?"

„Gebt mir, Ihr Götter, was ich verdiene."

Ja freilich, ein männliches Wort, ein stolzes, herrliches Wort. Aber wer waren denn nun diese Götter, zu denen Apollonius gesprochen hatte? Wo wohnten sie? Wo nahmen sie die Kränze her, um das Verdienst zu schmücken? Die Blitze, um den Frevel zu bestrafen? Jupiter und Apollo, Juno und Minerva waren es nicht, das waren Götter für Kinder gewesen, nicht für bewußte Männer.

Jahve, der Juden- und Christengott, war es erst recht nicht.

Brahma, der Weltenträumer, war ein schlafender Gott — was kümmern sich Schlafende um Wachende?

Ormuzd, der Gott des Lichtes, das war schon besser und mehr. Wer fühlte nicht den Segen und das Heil des flutenden Lichtes, wenn es am Morgen aufging und Ariman den Nachtgott zur Tiefe verjagte? Und im Tode sich aufzulösen im läuternden Feuer, wieder einzugehen ins ewig reine Licht — ein berauschender Gedanke. Aber immerhin — die Hälfte von Zeit

und Raum gehörte dem finsteren Ariman, und das Licht ging auf über Gerechten und Ungerechten, nach dem einen nicht fragend und nicht nach dem anderen, die Welt überflutend, aber nicht fragend nach den kleinen Welten voll Leiden und Freuden, die auf zwei Beinen umhergingen und sich „der Mensch" nannten.

Also, wo waren sie, diese Götter, zu denen der Mensch sprechen konnte, weil sie ihn verstanden?

Irgendwo gewiß, das sagte ihm sein tiefstes, untrügliches Gefühl. Aber wo?

War dieses dumpfe Bewußtsein in seinem Innern das einzige Merkmal von ihrem Vorhandensein? Gab es kein anderes? Kein stärkeres, greifbareres? Keins?

Auf diese Frage hatte auch Apollonius geschwiegen; darüber hatte auch er keine Auskunft gewußt.

Also wo? Wo? Wo?

Und dieses immer wiederkehrende „wo?", das wie ein Hammer in nie aussetzenden Schlägen an Seele und Hirn des ringenden Mannes schlug, das war die Geißel, die ihn hetzte, die ihn umtrieb über Länder und Meere, durch die Städte der Menschen, Tempel und Einsiedeleien, durch Folianten und aber Folianten, um zu forschen, zu fragen, zu suchen und immer wiederzukehren mit neuen Zweifeln, mit tausend neuen Gedanken im Kopfe, und ohne ein einziges neues, großes, sicheres Gefühl in der Seele; mit leerer Seele und mit leerem Herzen.

Aus der Öde, die ihn umgähnte, riß er sich in Verzweiflung auf und stürzte sich auf Reisen und hinaus in die Welt. Und es umgab ihn das Getöse der klingelnden Welt. Aber der Ton, auf den seine Seele horchte, nach dem sie fahndete und lechzte, der eine große Ton, der all das tausendfältige Gerassel und Gerappel übertönte und zusammenfaßte zur großen, einheitlichen, beseligenden Harmonie, der Ton wollte nicht kommen! Und aus der bunten, schimmernden, schillernden Welt kehrte er wieder heim in das einsame Haus am Ufer des Orontes und war wieder der einsame, verzweifelnde, unglückselige Cyprianus.

Ja — der unglückselige! Der Hund da draußen vor der Tür, der Molosserhund, der Cyprians Garten bewachte, er war ja glücklicher als er!

Wenn Cyprian von draußen heimkam, und der Hund mit freudigem Gebell aufsprang, den mächtigen Kopf in die Hand des

Herrn drückend, damit er ihn liebkoste — was sagten die großen, glückstrahlenden Augen des Tiers?

„Du bist mein Gott.“

Wohl hundertmal, die Hand auf den Kopf des Hundes gelegt, hatte Cyprian in diesen feuchten, dankbaren Augen geforscht. Was war es denn nur, was dieses edle Geschöpf mit so unaussprechlicher Freude überwältigte, daß es winselnd, blaffend, jauchzend, mit allen Tönen, die die Natur ihm verliehen hatte, ihn umkreiste und umsprang? Nur, weil er ihm Speise und Trank gab? Das tat ja gar nicht einmal er selbst; das verrichtete der Hausbesorger.

Nein, es war etwas Größeres, was die Seele des Tieres dem Menschen unterwarf; das Tier fühlte, daß ein Wesen da war, das alles das verstand, was es selber nicht verstand, dem die Dunkelheiten seiner Natur nicht dunkel waren, dem eine geheimnisvolle Macht verliehen war, vermöge deren es die dumpfen Triebe des Tieres lenkte, gängelte und zügelte.

Darum liebte der Hund seinen Herrn.

Sein Verhältnis zum Menschen war seine Religion. Ein bitteres Lächeln umspielte die Lippen Cyprians. Der Hund hatte seinen Gott — er hieß Cyprian. Und Cyprian hatte keinen!

Er hatte keinen, und doch brauchte er einen.

Darum war er arm in seinem reichen Hause, unruhig in seinem ruhevollen Garten, unglücklich; von den fünfmalhunderttausend Menschen des großen Antiochiens der unglücklichste!

Denn diese fünfmalhunderttausend, bis auf ihn, litten nicht, was er litt; aber auch gar nicht. Antiochien war eine wunderschöne Stadt. Wie eine Muschel voller Fruchtbarkeit, so lag das Tal des Orontes inmitten der umgebenden Berge. Und die Perle in der Muschel war Antiochien.

Wem sich die Erde in so liebenswürdiger Eindringlichkeit zum Bewußtsein bringt, der wäre denn doch ein Narr, wenn er mit düsteren Grübeleien über die Erde hinausgriffe ins leere Nichts.

Auf einem Boden, wo sich alle Wunden so rasch schlossen, wachsen keine Asketen, keine Philosophen, sondern Lebensgenießer, Witzbolde, wie es die Antiochier waren.

Und wahrhaftig, die Wunden vernarbten schnell. Kaum vierzig Jahre waren es her, seit König Sapor, der Sassanide, über Antiochien hergekommen war mit Feuer und Schwert —

heut merkte man schon nichts mehr davon. Alles war längst wieder aufgebaut, alles wieder nachgewachsen, Bäume, Felder und die Menschen auch. Eine Schlucht in den Bergen, die Schlucht des Cyriades genannt, war das einzige, was sich von dem bösen Ereignis im Gedächtnis der Bewohner erhalten hatte. Dieser Cyriades war nämlich ein Sohn Antiochiens gewesen, der am Hofe des Perserkönigs lebend sich gegen Geld und gute Worte bereit gefunden hatte, König Sapor den Weg zu zeigen, auf dem er plötzlich seiner Vaterstadt über den Hals kommen und eine gewaltige Beute davontragen konnte. Bei dem Straßenkampfe war Cyriades ums Leben gekommen; man hatte den nichtswürdigen Leichnam in jene Schlucht geworfen, den Vögeln zum Fraß, und nun hieß es, daß der Geist des Verräters allnächtlich umging und die Schlucht mit seinem Geheul erfüllte.

Es war eine unheimliche Stätte, doppelt unheimlich für gespenstergläubige Leute, wie es die Antiochier waren.

Aber wie gesagt, es war das einzige, was noch an jenen Tag erinnerte. Seitdem waren ja so viele Tage durch die Welt gegangen, so viele Tage voll Sonnenlicht und Blütenduft, voll Wasserrauschen und Windeswehen — wie sollte man griesgrämig an den einen bösen Tag zurückdenken.

Und gerade jetzt brach die Glanzzeit Antiochiens an. Auf dem Throne der Cäsaren saß Diokletian, ein Kaiser, so mächtig, gewaltig und klug, wie seit Trajan keiner gewesen war.

Siegreiche Kriegszüge nach außen steckten die Grenzen des Reiches wieder fest; weisheitsvolle Verordnungen im Innern bauten alles wieder auf, was da zu bröckeln begonnen hatte, morsch und mürbe geworden war.

Und Diokletian machte sich nichts aus Italien.

Lieber als der Westen seiner Welt, war ihm der Osten, lieber als Rom, Antiochien.

Mochte es die stolzen Römer verschnupfen — ihr Ärger war ja nur eine Würze für die Zufriedenheit der Antiochier. Wohlergehen und Schadenfreude zugleich — höchstes Vergnügen für den Menschen; Gegenstand täglich erneuerter Wonne für die fünfmalhunderttausend Daseinsschlürfer am Ufer des Orontes.

Im Geiste sahen sie ihre Stadt bereits als Hauptstadt des Reiches. Daß sie die erste Stadt des Ostens waren, stand ihnen schon lange fest; aber seit der letzten großen Gunstbezeugung des Kaisers zweifelten sie auch an jenem nicht mehr.

Vor wenigen Tagen nämlich hatte Diokletian das Fest seiner Selbstvergöttlichung gefeiert, und zum Schauplatz des Festes hatte er Antiochien erwählt. Der große Kaiser war ein strenggläubiger alter Herr. Nicht nur, daß er an Jupiter glaubte und an manches andere daneben, an Wahrsagungen, Zeichen und Orakel, Jupiter war sein ganz besonderer Haus- und Schutzgott.

Diokles, der Zeusberühmte, so hieß er, und Jovius benannte er sich aus eigener Machtvollkommenheit dazu. Den braven Antiochiern, denen alles leicht wurde, außer wenn es galt, einen Witz zu verbeißen, mochte es schwer genug ankommen, das spottlustige Gesicht im Zaum zu halten, wenn sie von den frommen Schrullen des gläubigen Gebieters hörten. Was war ihnen Jupiter und Juno, Frömmigkeit und Glauben?

Aber nur innerhalb der geheimsten vier Wände im Kreise zuverlässigster Gesinnungsgenossen, wenn kein Diener oder Sklave gegenwärtig war, gestattete man sich das schmerzlich entbehrte Lachen. Draußen pries man voll Eifer und Bewunderung die religiöse Gesinnung des Kaisers. Man tat es laut, möglichst laut; das forderte Anstand, Sitte und Politik.

Auf den Straßen und in den Wandelhallen bewies man sich gegenseitig mit weithin vernehmbarer Stimme, wie natürlich es war, daß der hohe Herr zu solchen Anschauungen gelangt war; staunend zählte man den Hergang seines Lebens auf, in dem ja die Hand des Gottes sichtbar zutage trat.

Als Sohn eines dalmatinischen Sklaven geboren, durch eigene Kraft und Tüchtigkeit emporgestiegen von Stufe zu Stufe, bis zum Befehlshaber der kaiserlichen Leib- und Palastwache! Und endlich, bei Chalcedon, nach dem Tode Numerians, von den Legionen mit stürmischem Zuruf zum Cäsar erwählt!

Immer den großen Jupiter vor Augen; immer auf ihn vertrauend und von ihm geführt!

Welch ein Wahnsinn, etwas anderes zu glauben, als Diokletian glaubte, der wunderbar geführte Mann!

Und auch die Prophezeiungen sollte man nicht verachten, denn Diokletian verachtete sie nicht; und hierin kamen ihm die spottlustigen Antiochier aus freien Stücken entgegen, die an nichts glaubten und mit Aberglauben vollgepfropft waren bis unter das Dach der Schädeldecke.

Wußte man nicht, daß einstmals da oben, an der fernen Küste des nordischen Meeres eine Druidin ihm geweissagt hatte,

er würde Kaiser werden, wenn er „den Eber" erlegte. Und als beim Tode Numerians die Stimme des ganzen Heeres den Gardepräfekten Aper, den Eber, als den bezeichnete, durch dessen Hand Kaiser Numerian zu Tode gekommen sei, hatte er mit raschem Entschluß das Schwert aus der Scheide gerissen und den Mörder niedergestoßen.

Der Eber war erlegt, Diokletian war Kaiser, die Weissagung erfüllt.

Heil ihm und Ruhm dem weisheitsvollen Diokletian, und doppelt Heil ihm und Ruhm von seinen dankbaren Antiochiern!

Und nun letzthin das Fest, das großartige, wunderbare Fest, bei welchem Diokletian sich der staunenden Menschheit als Gott-Kaiser gezeigt hatte!

Im lang hinschleppenden Purpurgewand, die Füße mit schneeweißen Sandalen bekleidet, auf dem Haupte einen Kranz von tausend feuerstrahlenden Edelsteinen, und in den Händen den Stab von schwarzem Ebenholz, so war er langsam, feierlichen Schrittes durch den heiligen Hain von Antiochien dahingewandelt, zwischen den Scharen hindurch, die rechts und links im weiten Umkreise von gewaltigen Tribünen herab dem nie gesehenen Schauspiel folgten. Ein Altar an der Stelle, von wo er den Weg begann; ein Altar am Ende des Wegs, und in der Mitte des Haines ein dritter Altar, mächtiger noch als die beiden anderen, vor welchem der Kaiser, nachdem er seinen Wandelgang vollbracht hatte, stehen blieb und seine Augen auf die umgebende Menge richtete.

Unter den fünfmalhunderttausend Antiochiern, die da auf ihn niederblickten, waren ja natürlich mindestens zweimalhundertfünfzigtausend Kritiker. Diese stellten sicherlich in ihrem Innern fest, daß der Zeus des Phidias denn doch etwas anders aussah, als dieser Jupiter dort, daß der Kranz von Edelsteinen sich eigentlich etwas fremd zu fühlen schien auf dem kurzgeschorenen, grauen Soldatenhaupt, daß der lange, hagere Körper eigentlich besser in den knappen Waffenrock des Kriegers, als in die weichen Falten des purpurnen Staatsgewandes paßte.

Laut aber wurden diese krittelnden Gedanken nicht; sie blieben hübsch dahinten, hinter dem Zaun der Zähne. Und als jetzt die hagere, alte Gestalt sich an dem Altar aufreckte, als die Hand des Kaisers den Stab mit dröhnendem Stoß auf den Erdboden

setzte, und der Gebieterblick des Römerauges im Kreise umherging, lautlos befehlend „betet mich an!“, da war nicht einer, der nicht fühlte, daß der Weltgebieter vor ihm stand, nicht einer, der nicht angebetet hätte.

Wie das Brausen des Meeres war es anzuhören, als die Tausende wortlos aufstanden und von ihren Sitzen herabstiegen; im weiten Umkreise, soweit das Auge reichte, knieten sie nieder, so daß man den dumpfen, breiten Schlag vernahm, mit dem sich die unzähligen Knie zur Erde senkten.

Einen Augenblick hatte er sie knien lassen; in seinen Augen wollte man einen drohenden Blitz gesehen haben, als wenn er hätte sagen wollen „seht mich genau an, damit Ihr wißt, wen Ihr anzubeten habt,“ einen Blick, der wie ein Wetterleuchten kommenden Gewittern voraufging, der einen Entschluß zu besiegeln schien, einen eisernen Entschluß, beinah wie ein letzter Federstrich unter einem Todesurteil — dann mit einem freundlich gnädigen Winken der Hand hatte er sie aufstehen geheißen — und nun war er der Gott.

Der Gott der Antiochier — ob auch der Gott Cyprians?

Ob Cyprian dem Feste überhaupt beigewohnt hatte?

Gesehen hatte man ihn schwerlich.

War das der Gott des Apollonius? Dies das geheimnisvolle Haupt, das ihm auftauchen sollte aus dem „letzten Abgrund“?

Dieser da, der nach vollbrachtem Feste nach Haus ging, sich auf dem Ruhebette ausruhen, bei Speise und Trank sich stärken mußte von der überstandenen Feierlichkeit. — Nein — aber was der Kaiser mit dem Feste beabsichtigt hatte, das verstand Cyprian; und weil er es verstand, mußte er anerkennen, daß er weise gehandelt hatte.

Es war die letzte gewaltigste Krönung des Römerreiches, und das Römerreich war das Bestehende, die Welt. Die Welt sollte stehen und bestehen; das war der Wille Diokletians; dem hatte er Ausdruck gegeben, Ausdruck, wie ihn die Menschheit braucht und verlangt, die besser mit Händen, Augen und Ohren, als mit Gedanke und Vorstellung begreift.

Was der zuckende Blitz im Auge des Cäsars verkündigte — Cyprian verstand es: „Wehe denen, die an meiner Weltordnung rütteln!“

Der römische Löwe hob die Tatze, um die Maulwürfe zu zerquetschen, die Nager, die Wühler, die Totengräber. Es bereitete sich etwas und kam — mochte es kommen; Cyprian hatte nichts dagegen.

II

In dieser Zeit geschah es, daß Cyprian, als er um die Mittagstunde von dem Folianten aufblickte, in dem er seit frühestem Morgen gelesen hatte, den Hausbesorger vor sich stehen sah.

Der alte Mann stand auf der Schwelle des Bibliothekzimmers und zeigte ein ängstliches Gesicht; er wußte, daß er unwillkommene Meldung brachte.

Ein Besuch war gekommen.

„Ein Besuch? Wer?"

„Aglaiades."

„Aglaiades —" Cyprian blickte umher, als hätte man ihm von einem unbekannten Vogel gesprochen, den er irgendwo in der Luft suchen mußte. „Wer ist Aglaiades?"

„Ein vornehmer, reicher, junger Mann."

Hastig stand Cyprian auf. Wußte der Alte nicht, daß Cyprian für so etwas nie zu Hause war?

Der Alte wußte es; als wenn er sich entschuldigen wollte, neigte er das Haupt.

„Er ist schon an drei Tagen gekommen, und ich habe ihn dreimal abgewiesen — heut ist er wieder da."

„Was will er?" Kurz und unwirsch kam die Frage hervor.

„Das könnte er mir nicht sagen," versetzte schüchtern der Alte. „Das könnte er auf der Welt nur einem einzigen sagen, nur dir."

Auf der Welt nur einem einzigen, nur ihm — so wenig Neigung Cyprian verspürte, seine Zeit an einen jungen Gecken zu vertun, so klang es doch seltsam. Er wurde nachdenklich.

Der Hausbesorger ersah seinen Vorteil.

„Er sieht so unglücklich aus," fuhr er mit sanft unterwürfigem Tone fort, „als wenn er was auf dem Herzen hätte." Er kannte die milde Gemütsart seines Herrn; er hatte richtig gerechnet.

Ein letzter Blick zu dem geliebten Folianten zurück, dann schüttelte Cyprian, wie in Verzweiflung beinah, den Kopf.

„Meinetwegen."

Der Hausbesorger verschwand. Nicht lange währte es, so erklang ein fremder Schritt im Vorgemach; im nächsten Augenblick wehte ein Duft wie von einem blühenden Narzissenfeld herein, und ein Jüngling von etwa zwanzig Jahren, nach der feinsten Mode von Antiochien in schneeweiße Seide gekleidet, trat über die Schwelle.

Ob es der Gegensatz zwischen dem strahlenden Sonnenlichte draußen und dem kühlen Dämmer des verschatteten Gemaches, ob es der mächtige Hausrat von Gelehrsamkeit, der sich an den Wänden emportürmte, oder ob es die Ehrfurcht gebietende Gestalt des Mannes war, der lang aufgereckt, ohne Regung und Bewegung, vom dunklen Gewande wie eine Statue umflossen, mitten im Zimmer vor ihm stand — das Gesicht des Aglaiades, das wie eine Päonie aus dem weißen Gewande hervorblickte, wurde plötzlich ganz blaß.

Er stand vor Cyprianus, vor dem Mann, bei dessen Namen, wenn man ihn in der Unterhaltung nannte, die Unterhaltung leiser wurde, der nur halb so lange schlief, als andere Menschen, vor dem Gelehrten, dem Zauberer.

Alles was er von dem geheimnisvollen Manne gehört hatte, bestätigte sich ihm, als er in das bleiche, durchgeistigte Antlitz emporblickte, aus dem ihn die dunklen, glühenden Augen bohrend ansahen; ein Ehrfurchtsgefühl, das beinah an Angst grenzte, überkam ihn, und ohne ein Wort hervorbringen zu können, sank er plötzlich in die Knie.

Cyprian blickte auf ihn herab, wie er ihm zu Füßen lag. War das eine Komödie?

Nein — er hatte den Ausdruck von Bestürzung in dem hübschen, blöden Gesicht gesehen. Es war unwillkürliche, aufrichtige Verehrung.

Das also war seine Stellung in Antiochien.

Ein junger, reicher, vornehmer Fant, ein Lebemann, einer von jenen, die vor einem geschickten Wagenlenker mehr Respekt hatten, als vor Plato, Aristoteles und Pythagoras zusammen, der, wenn er mit seinesgleichen zusammen war, sicherlich von nichts anderem sprach, als von Wagen, Pferden, Ringspielen in der Palästra und körperlichen Geschicklichkeits- und Kraftleistungen, beugte sich vor ihm, wie ein Diener vor dem Herrn.

Ein finsterer Zug ging über Cyprians Gesicht. Er ärgerte

sich, daß er Stolz empfand. Trotz allen Ärgers fühlte er in seinem Innern das lüstern streichelnde Jucken und Kitzeln der geschmeichelten Eitelkeit.

„Steh auf," sagte er gebieterischen Tones. „Sage, warum du kommst und was du begehrst!"

Während er sich vor dem aufgeschlagenen Folianten niederließ, vor dem er vorhin gesessen, wies er seinem Besucher einen Sitz, ihm gegenüber.

Ein längeres Schweigen trat ein; Aglaiades hielt die Augen gesenkt, er fand keinen Anfang zu dem, was er sagen wollte.

„Der Hausbesorger meinte, du hättest etwas auf dem Herzen!" ermunterte ihn Cyprian, dem der verlegene Mensch leid zu tun begann.

Aglaiades räusperte sich aus trockener Kehle.

„Es — ist — eines Weibes wegen —"

Cyprians Gesicht schloß sich eisig zu. Kam der Laffe da, um ihn für seine Liebesangelegenheiten zu gebrauchen?

Aglaiades mochte das nahende Unheil fühlen.

„Es — ist so etwas Merkwürdiges," beeilte er sich hinzuzusetzen, „sie ist plötzlich wie verwandelt."

„Das heißt, sie hat dich geliebt und liebt dich nicht mehr?" fragte Cyprian voll Hohn.

Ein hastiges Kopfnicken des Gegenübers bestätigte ihm, daß er richtig gefragt hatte.

„Liebt einen anderen statt deiner?"

Aglaiades errötete dunkel.

„Ja — aber — es ist kein Mensch."

„Ist — kein Mensch?"

„Nein," sagte Aglaiades, „sie spricht von ihm, wie von einem Dämon; und ich bin ganz sicher, daß sie von einem Dämon befallen worden ist!"

Er sprach jetzt rasch, beinah hastig, als wenn er den Faden seiner Rede gefunden hätte und ihn nicht wieder fallen lassen wollte.

„Darum bin ich zu dir gekommen, denn sie sagen von dir, daß du alle Dinge auf Erden kennst und — über der Erde."

„Die Dämonen?" unterbrach ihn Cyprian spöttisch. Aglaiades blickte stumm auf den Folianten.

Cyprian schlug mit der flachen Hand auf das Buch.

„Du meinst, daß ich Verzeichnis über sie führe? Alter, Würde und Beruf?“

Aglaiades versuchte zu lächeln; alles, was er zustande brachte, war aber nur, daß er ein klägliches Gesicht schnitt. „Weil sie von dir sagen, du wärest in Ägypten gewesen und bei den Indern, und hättest die Geheimnisse erforscht, die sonst den Menschen verborgen sind, und — könntest in das Innere der Menschen blicken und — die Gemüter der Menschen lenken nach deinem Willen, mit wunderbaren Mitteln.“

„Mit Zaubertränken, nicht wahr?“ fiel Cyprian ihm ins Wort, „mit narkotischen Dämpfen, Wachsbildern und Quacksalbereien ähnlicher Art? Wie sie die Zauberer brauchen, die Gaukler? Für einen solchen haltet Ihr mich? Damit soll ich dir helfen? Darum kommst du zu mir?“

Erschrocken blickte Aglaiades auf. Das bleiche Antlitz ihm gegenüber war zornig gerötet; die dunklen Augen ruhten vernichtend auf ihm.

„Nein, nein —“ aber er verstummte und fand nicht weiter; der Faden der Rede war ihm wieder abgeschnitten. Ehrlicherweise hätte er sagen müssen „ja, ja“, denn es war nicht anders, zu dem Zauberer Cyprian war er gekommen, in der Hoffnung, daß der ihm helfen würde.

Cyprian blickte sinnend zu Boden. Am liebsten hätte er den törichten Besuch hinausgeschickt; dennoch war etwas in den unzusammenhängenden Worten desselben, das auf einen merkwürdigen Vorgang in Menschenseelen hinzudeuten schien.

„Wie heißt sie?“ fragte er nach einiger Zeit.

„Früher hieß sie Praxidike,“ erwiderte Aglaiades.

„Früher?“

„Ja, denn jetzt hat sie ihren Namen verändert und nennt sich Justina.“

„Hat — ihren Namen verändert?“ Cyprian wurde nun wirklich aufmerksam. „Wann? Wie? Weshalb?“

Aglaiades seufzte und zuckte mit den Achseln, wie jemand unter einer Last zuckt. Das alles war ja der Inhalt dessen, was er zu berichten gekommen war, und die barschen Zwischenfragen Cyprians ließen ihn nicht zu Worte kommen.

Cyprian mochte es fühlen.

„Hat sie Eltern?“ fragte er sanfter.

„Ihr Vater lebt.“

„Wer ist es?"

„Edusus, der Rhetor," versetzte Aglaiades.

„Edusus —" Cyprian wiegte das Haupt. Wie ein Klang aus verschollener Zeit berührte ihn der Name. Als Jüngling hatte er, wie alle anderen, Rhetorik studiert; Edusus war sein Lehrer gewesen. Damals ein berühmter Meister seiner Kunst, der asiatischen, das heißt, der mit Bildern, Gleichnissen und Redeblumen überschmückten und überwürzten Rhetorik. Deutlich erinnerte er sich des Tages, als er der unfruchtbaren Lernerei müde geworden war und dem törichten Lehrer sowie seiner albernen Schule voll Ekel den Rücken gewandt hatte, um nie mehr zurückzukehren.

Das war eigentlich die Stunde gewesen, da er zu suchen begonnen hatte, zu suchen nach dem, was er noch immer nicht gefunden hatte, die Geburtsstunde seines Leids.

„Lehrt der noch immer Rhetorik?" fragte er mit einem halben Lächeln.

„Ich habe bei ihm gehört," beeilte sich Aglaiades zu erwidern; es schien ihm von Wert, seine Bildung zu zeigen. „Die meisten jungen Männer aus den Familien hören bei ihm," setzte er hinzu.

Cyprian blickte vor sich hin. Die Welt hatte er ruhelos durchstürmt, und inzwischen hatte der Phrasenverschleißer seinen Acker ruhig weiter beackert; immer dieselbe Furche hinauf, und dieselbe herab. Und er war noch heut in der Mode! Weisheitsvolles Antiochien! Glückliche Phäakenstadt!

Indem er der vergangenen Tage gedachte, kam ihm ein Bild aus jener Zeit in Erinnerung: So oft er in das Haus des Edusus eingetreten war, hatte er in der Tür, die zum Garten führte, ein Kind stehen sehen, ein Mädchen, noch ganz jung, aber im Verhältnis zu seinen Jahren schon ziemlich hoch aufgewachsen. Anfänglich hatte er sie nicht beachtet; später war es ihm aufgefallen, daß sie jedesmal, wenn er kam, an der nämlichen Stelle stand. Nie hatte sie ein Wort zu ihm gesprochen; mit lautlosen Augen hatte sie ihn angegafft, dann sich umgedreht und war davongelaufen.

Das hatte sich jedesmal wiederholt; er erinnerte sich jetzt deutlich. Auch ihrer Augen erinnerte er sich; sie waren ganz dunkel, beinah schwarz, während dichtes blondes Haar, in Löckchen gekraust, ihr Haupt bedeckte.

Dadurch hatte das Gesicht des Mädchens, seine ganze Erscheinung, etwas Absonderliches erhalten.

Auch daß er den alten Rhetor einmal gefragt hatte, erinnerte er sich, ob das seine Tochter wäre, und woher sie zu dem blonden Haar käme?

Darauf hatte Edusus ihm lachend erzählt, er stamme mit seiner Familie von den Galatern ab, das heißt, von den Galliern, die vor Jahrhunderten in Kleinasien eingedrungen und in einzelnen versprengten Haufen bis nach Syrien hinuntergekommen waren. Die Gallier hatten blondes Haar, und daher stammten die blonden Locken seines Töchterchens; die schwarzen Augen hatte sie von ihrer Mutter, die eine Syrierin gewesen war.

Wie ihm das alles verloren gegangen war, und wie es ihm jetzt zurückkam, so lebendig, als hätte es ihm der da drüben soeben erzählt.

„Also ist es groß geworden und schön, das blonde Mädchen?“ fragte er, in Gedanken versunken, vor sich hin.

Aglaiades fuhr auf. Woher wußte dieser Mensch, daß sie blond war? Da er doch nie aus dem Hause kam, immer nur vergraben in seinen Folianten saß? Von der Seite blickte er zu dem Manne hinüber, dessen Augen von ihm abgewandt, wie in einem wachen Traum in die Luft starrten. Es war, als kennte er, ohne daß er sie ihm erzählt hatte, seine ganze Geschichte.

„Sie ist schön geworden? Du hast dich in sie verliebt?“

Ein Seufzer aus tiefster Brust war alles, was Aglaiades zu erwidern vermochte.

Ein verächtliches Lächeln umzuckte die Lippen Cyprians. Wie das Menschlein dort an seiner elenden kleinen Liebesflamme verbrannte. Was für ein Gesicht es dazu machte, als wäre dies Alltagsschicksal wirklich ein Schicksal. Wie er so gar nichts von der großen Glut ahnte, an der große Seelen verbrennen, an der Cyprians Seele verkohlte!

„Nun, und sie — hat sie dich auch geliebt?“

„Sie — war immer so merkwürdig,“ antwortete Aglaiades, „aber — ich habe es so annehmen müssen.“

Er errötete, denn er sah, wie der Spott über Cyprians Gesicht zuckte.

„Sie hat sich von mir beschenken lassen,“ fügte er hinzu, „Spangen und Schmucksachen und derartiges, und reichlich —

und viel. Auch ist sie mit mir gegangen, wenn ich sie zu den Spielen geführt habe; gern; denn sie hat die Spiele sehr geliebt. Und — meine Wagen und Pferde habe ich ihr gezeigt, und das hat ihr immer sehr viel Vergnügen gemacht. Und in meinem Garten habe ich sie herumgeführt, und sie hat immer gesagt, mein Garten wäre sehr schön. Und da in meinem Garten — hat es dann angefangen."

Er stockte — nach einem aufmunternden Blicke Cyprians aber fuhr er fort:

„Vor einiger Zeit ist sie mit mir in meinem Garten umhergegangen. Sie hatte sich von mir los gemacht, um Blumen zu pflücken; als ich sie suchte, sah ich sie vor einem Baume stehen, an dessen Stamm sie etwas beobachtete. Als sie mich erblickte, lachte sie, denn sie lachte sehr gern, und winkte mich zu sich heran. An dem Baumstamm hing eine Raupe, die sich verpuppt hatte, in ihrer Hülse.

„,Findest du, daß ich so aussehe, wie das da?' fragte sie mich, als ich neben ihr stand.

„Ich verstand nicht, was sie meinte, und darauf fing sie noch heftiger zu lachen an, so daß sie sich auf meine Schulter lehnen mußte.

„,Weißt du nicht,' fuhr sie dann fort, ,daß es Leute gibt, die da sagen, daß wir Menschen eigentlich alle Raupen sind, und in solchen Hülsen stecken, bis daß wir einmal daraus hervorkriechen werden?'

„Als ich ihr darauf erwiderte, daß ich nie gehört hätte, daß Leute derartiges sagten, wandte sie sich von dem Baume hinweg, und wir setzten unseren Weg fort.

„,Aber es ist gewiß,' sagte sie dann weiter, ,es gibt Leute, die so sagen; und sie sagen, wenn wir aus der Hülse hervorkröchen, würden wir merken, daß wir bis dahin eigentlich gar nicht gelebt hätten.'

„Darauf schwieg ich, weil ich nicht wußte, was ich auf die seltsamen Worte erwidern sollte, und sie wurde auch stumm, und so gingen wir eine Zeitlang nebeneinander her. Plötzlich ist sie dann stehengeblieben und hat mich angesehen und gefragt: ,Weißt du denn wirklich von den Leuten nichts?'

„Und als ich ihr versicherte, daß ich nichts von ihnen wüßte, und daß es mir auch überflüssig schiene, weil sie törichtes Zeug zu schwatzen schienen, ist ihr Gesicht ganz ernsthaft geworden,

und sie hat gesagt: ‚Nein, — es sollen sehr kluge Leute eigentlich sein; wenigstens einige darunter.‘ Dann sind wir wieder weiter gegangen, bis daß sie wieder stehengeblieben ist und gesagt hat: ‚Aber weißt du, das wundert mich eigentlich, daß du von ihnen gar nichts weißt. Wenn ich ein Mann wäre, wie du, wäre ich gewiß schon einmal draußen gewesen in ihrem Versammlungsort und hätte mir angehört, was sie eigentlich sagen.‘

„‚Haben sie denn einen Versammlungsort?‘ fragte ich darauf.

„‚Freilich,‘ erwiderte sie, ‚aber er liegt da draußen, nahe bei der Schlucht des Cyriades.‘

„‚Daraus kannst du ersehen,‘ versetzte ich darauf, ‚daß es schlechtes Volk sein muß; wer wird seine Versammlungen in solcher Gegend abhalten?‘

„Und weil ich den Arm um sie gelegt hatte, fühlte ich, wie sie schauerte, und sie sagte: ‚Ja — ich habe auch solche Furcht vor der Schlucht.‘ Dann aber hat sie die Stimme gesenkt und gesagt: ‚Was meinst du — möchtest du mich einmal führen, und wollen wir zusammen hinausgehn?‘

„Weil ich aber darauf nur gelacht habe, hat sie nichts weiter gesprochen, und nach einem Weilchen, da es Abend geworden war, ist sie nach Haus gegangen.

„Mehrere Tage habe ich sie dann nicht gesehen; wenn ich in ihres Vaters Haus kam, fand ich sie nicht; es war, als wenn sie sich vor mir versteckte.

„Auf der Straße habe ich sie dann endlich getroffen; und während sie sonst den Kopf immer hoch auf trug und keck umhersah, hielt sie jetzt den Kopf gesenkt, als wenn sie in Gedanken dahinginge. Und als ich sie ansprach, blieb sie stehen und sah mich an — und die Art, wie sie das tat, war so merkwürdig, als wenn sie sich besinnen müßte, wer ich wäre.

„Ich habe darauf wieder den Arm um sie legen und mit ihr gehen wollen, aber sie hat mich abgewehrt und gesagt: ‚Nein, laß mich noch — laß mich noch.‘

„‚Warum soll ich dich lassen?‘ habe ich gefragt, ‚und bis wann soll ich denn warten?‘

„Als ich so fragte, ist sie stehen geblieben und hat mit den Augen auf der Erde und dann in der Luft umhergeblickt, und dann hat sie gesagt: ‚Ich weiß noch nicht — aber wenn es an der Zeit ist, werde ich es dir selber sagen.‘

„Und darauf hat sie mich noch einmal angesehen, ganz anders als sie früher tat, ganz merkwürdig und ohne zu lachen, und alsdann hat sie sich von mir gewandt und ist davon gegangen — und ich — bin stehen geblieben — und habe ihr nicht nachzugehen vermocht.“

Aglaiades machte eine Pause. Ob es die Anstrengung der langen Erzählung war — der Atem ging ihm kürzer.

Lautlos, mit undurchdringlichem Antlitz, saß Cyprian vor seinem Folianten, über das Buch in die Luft starrend.

„Einige Tage hat es gedauert,“ fuhr jener fort, „dann ist sie gekommen. In meinem Garten bin ich gewesen; es war um die Mittagsstunde; die Sonne stand hoch am Himmel, und ich hatte mich in den Schatten gesetzt. Da hat sie plötzlich in der Gartentür gestanden. Als ich sie erblickte, habe ich aufstehen und ihr entgegen gehen wollen, aber es hat mich etwas auf der Bank festgehalten. So merkwürdig sah sie aus.“

Abermals trat eine Pause in der Erzählung ein, als müßte der Erzähler alle Hilfsmittel seines Geistes aufbieten, um das genau zu schildern, was er schildern wollte.

„Sie suchte mit den Augen nach mir, und wandte das Haupt nach rechts und nach links. Und nun weiß ich nicht, ob es daher kam, daß ihr das goldene Haar, indem sie das Haupt herumwarf, um das Haupt flog, oder ob es nur das Licht der Mittagssonne war, das sie umfloß — es war mir plötzlich, als gingen Flammen von ihrem Haare auf, und als stände da in der Pforte eine einzige lodernde Flammensäule.

„Darauf erhob ich mich und trat aus dem Schatten hervor. Und als sie meiner ansichtig wurde, kam sie auf mich zu, und obschon ein Raum zwischen uns war von zwanzig Schritten etwa, kam es mir vor, als hätte sie nur drei Schritte zu machen gebraucht, so rasch war sie heran. Und nun sah ich in ihr Gesicht; und ihre Augen waren wie zwei brennende Fackeln, und wie ihr Gewand über den Kies schlürfte, war es wie eine rauschende Feuerflamme.

„Darauf sprach sie — und ihre Stimme war ganz verwandelt, nicht mehr weich wie früher, sondern hell und hoch, beinah wie eine Drommete — ‚Aglaiades,‘ sagte sie, ‚ich komme, um dir zu sagen, daß wir Abschied voneinander nehmen müssen; in mir ist kein Raum mehr für dich; also mußt auch du deine Gedanken von mir lassen.‘

„Als ich das vernahm, erschrak ich; und wie sie meinen Schreck gewahrte, lachte sie. Nicht laut, nur mit den Augen, und — sozusagen — aus ihrem ganzen Wesen heraus.

„Und bevor ich noch etwas erwidern konnte, fuhr sie fort: ‚Du hast nicht mit mir gehen wollen,‘ sagte sie, ‚darum bin ich allein hinausgegangen zu den Leuten. Und nun bin ich bei ihnen gewesen, und nun — ist alles ganz anders als es früher war.‘

„‚Du bist allein hinausgegangen?‘ fragte ich; ‚hast du dich denn nicht gefürchtet vor der Schlucht des Cyriades?‘

„Da hat sie über mich hinweggesehen, in die Luft, und dann hat sie gesagt: ‚Als ich zum erstenmal hinausging, habe ich schreckliche Angst gehabt, denn ich habe es heulen gehört aus der Schlucht. Als ich aber zum zweiten Male draußen gewesen bin bei ihnen und zurückging, ist etwas Merkwürdiges in mir geschehen; ich habe keine Angst mehr gefühlt, auch keine Spur von Angst. Ja, wenn ich mir Mühe gegeben hätte, mich zu fürchten, ich hätte es nicht mehr gekonnt. Und obschon es fast Mitternacht war, als ich vorüberging, und ich es deutlich heulen hörte aus der Schlucht, habe ich laut lachen müssen, weil ich merkte, daß es mich schrecken wollte, das elende Ding, was da umging. Und so ist es nun, und ich, die ich früher so furchtsam war, fürchte mich jetzt vor nichts mehr, vor keinem Menschen und keinem Ding, vor keinem Schmerz und keinem Leid, denn in mir ist eine solche unermeßliche Freudigkeit, die wie ein loderndes Feuer alles vertilgt und verzehrt, was mir etwas anhaben möchte!‘

„Und indem sie so sprach, hat sie beide Arme emporgehoben; ihr Leib hat sich gereckt; wie ein Glanz ist es über ihr Gesicht geflossen, und sie hat ausgesehen wie eine trunkene Mänade.

„Ich habe neben ihr gestanden und sie immerfort ansehen müssen, weil ich sie so schön noch nie gesehen hatte — und doch war eigentlich etwas Furchtbares in ihr.

„Dann habe ich gesagt: ‚Aber wenn dem nun so ist, wer hindert es denn, daß ich dich liebe, wie ich zuvor getan, und du mich?‘

„Darauf aber hat sie die Arme sinken lassen und den Kopf geschüttelt, daß ihr das Haar um den Kopf flog, und gesagt: ‚Ach nein, Aglaiades, ich habe es dir ja gesagt, es ist kein Raum

mehr in mir für dich; und für keinen anderen überhaupt, als den Einen, der jetzt in mir wohnt!'

„Und als sie bemerkte, daß ich ein bestürztes Gesicht machte, hat sie wieder gelacht, jetzt aber ganz laut und wild und hat weiter gesagt: ,Das alles begreifst du nicht, denn in deiner Seele sind Pferde und Wagen und Zirkusspiele und Fechterkämpfe — darum kannst du es nicht begreifen. Aber es ist so, wie ich dir sage; ich bin gar nicht mehr die, die ich früher gewesen, ich bin ein ganz anderer Mensch. Und das alles ist geschehen, seitdem er in mich gekommen und in mir ist. Ich heiße gar nicht mehr Praxidike, sondern mein wahrer Name ist Justina; das hat Er mir gesagt. Denn Er sagt mir alles, gebietet mir alles; und wenn ich spreche, so ist Er es, der aus mir spricht, wenn ich lache, so lacht Er aus mir. Ich bin gar nicht mehr ich selbst, sondern ich bin Er, und Er ist ich. Immerfort höre ich, wie Er da drinnen zu mir spricht und sich mit mir unterhält, und alles, was Er sagt, ist so schön, so weise und wahr. Und weil Er so klug ist, darum verstehe ich jetzt mit einemmal alles, was mir bis heute dunkel war, weil Er so mächtig ist, darum ist mir, als hätt' ich Gewalt über die ganze Welt und als ginge ich immerfort auf Wolken. Und daher kommt es, daß ich so fröhlich geworden bin, so stark und so mutig und mich vor nichts mehr fürchte. Denn ich weiß, daß wenn sie mir ein Leids antun wollten, so wäre das gar nicht ich, der es geschähe, sondern Er; und Ihm wieder kann niemand etwas anhaben, denn Er ist ewig und unsterblich, und darum bin ich es jetzt auch!'"

Aglaiades wischte sich mit dem Ärmel des Gewandes über die Stirn und blickte zu Cyprian hinüber. Cyprian saß regungslos wie ein marmorner Block. „Dann hat sie den linken Arm ausgestreckt," fuhr Aglaiades fort, „an dem sie eine goldene Spange trug, die ich ihr geschenkt hatte, und mit der rechten Hand hat sie die Spange abgestreift.

„,Die habe ich von dir,' hat sie dazu gesagt, ,und du hast mir eine ganze Menge ebensolcher geschenkt. Aber das alles kann ich jetzt nicht mehr brauchen und will es nicht mehr. Willst du sie zurückhaben?'

„Damit hat sie mir die Spange hingehalten.

„Ich aber bin zurückgetreten und habe gesagt: ,Nein, wie sollte ich zurücknehmen, was ich dir geschenkt habe?'

„Darauf hat sie wieder den Kopf geschüttelt und gesagt:

‚Ich tue es ja nicht, um dich zu kränken, denn du hast es gut gemeint, als du mir das alles gabst. Aber es ist so, wie ich dir sage, ich kann es nicht mehr brauchen. Denn das alles war doch bestimmt, meinen Leib zu schmücken, und siehst du, es ist so merkwürdig, mir ist zumute, als hätte ich gar keinen Leib mehr. Seit Er in mir ist, habe ich ein Gefühl, als wäre ich nur noch so etwas wie eine fließende Luft, als würde ich fliegen können, wenn ich es wollte; daß ich kaum mehr an Essen und Trinken denken kann. Und nun sage du selbst: Kann ich die körperlose Luft schmücken?‘

„Als ich ihr aber noch einmal erwiderte, daß ich meine Geschenke nimmermehr zurücknehmen würde, hat sie wieder über mich hinweg in die Luft geblickt, wie sie jetzt immer tat, und hat gesagt: ‚Nun gut, so will ich sie verschenken. An die Armen will ich sie verschenken. Und wenn sie die Hände danach ausstrecken, und ich meine Ringe und Spangen in ihre Hände dahingehen nnd verschwinden sehe, Stück für Stück, dann wird es mir sein, als löste ich selber mich auf, Glied für Glied, und ich werde eine Vorahnung haben von der wunderbaren Stunde —‘

„Und indem sie so sprach, drückte sie beide Hände auf die Brust, der Glanz überfloß wieder ihr Gesicht, und ich sah, wie ihr Leib erzitterte, so wie ein Weib erzittert, wenn es zur Kammer gerufen wird, wo die Liebe wartet.

„‚Welche Stunde meinst du?‘ fragte ich sie.

„‚Die Stunde,‘ gab sie zur Antwort, ‚da ich mich auflösen werde und zergehen in dem ungeheuren Licht, in der unermeßlichen, ewigen Seligkeit.‘

„So hat sie gesprochen, und ich habe vor Staunen gar nicht zu Worte kommen können, während sie sprach, und als sie geendet, ist es gewesen, als käme sie aus einem Traume zurück; mit einem Lächeln hat sie mich angesehen, als wenn sie mich bemitleidete und verachtete zu gleicher Zeit, und sie hat dann noch gesagt: ‚Und du, arme Raupe, steckst noch immer in deiner dunklen, häßlichen Hülse? Ach, wenn du klug wärest, tätest du wie ich; denn ich, siehst du, bin ausgeschlüpft, und zwei Flügel sind mir schon gewachsen — und so fliege ich davon!‘

„Und bei den Worten hat sie die Arme geschwungen, als wenn es Flügel wären, und aufgelacht wie ein mutwilliges Kind — und ehe ich nach ihr greifen und sie festhalten konnte, hat

sie sich von mir gewandt, eilend zum Garten hinaus — und ich — habe sie seitdem nicht wiedergesehen."

Aglaiades schwieg; er hatte nichts mehr zu berichten; seine Erzählung war zu Ende.

Lautlose Stille trat ein; Cyprian gab noch immer kein Lebenszeichen von sich.

Endlich wagte sich Aglaiades wieder hervor.

„Meinst du — nach alledem nicht auch, daß sie von einem Dämon besessen sein muß?"

Wie von einer Feder geschnellt, sprang Cyprian bei diesen Worten auf. Seine Augen richteten sich auf den Frager, ein Feuerstrom brach daraus hervor, Staunen, Zorn und Verachtung. War der Mensch so einfältig, so in seine elenden Pferde- und Wageninteressen verkapselt, daß er noch jetzt nicht wußte, wer „die Leute" waren, zu denen das Mädchen gegangen war? Noch jetzt nicht ahnte, was mit dem Weibe geschehen war? Ja freilich, dann hatten sie gewonnenes Spiel, diese Christen, wenn ihnen eine so stumpfsinnige, geistesträge Gesellschaft gegenüberstand!

Mit ausgreifenden Schritten durchmaß er das Zimmer, und als er die Augen des weißen Seidemenschen mit blöde fragendem Ausdruck auf sich gerichtet sah, brach er in lautes, höhnendes Lachen aus.

„Ja freilich," rief er laut, „du hast vollkommen recht; ein Dämon ist's, der sie befallen hat, und ich weiß auch, wer der Dämon ist!"

„Siehst du — ob ich es mir gedacht habe," versetzte Aglaiades eifrig. Er fühlte sich ganz stolz.

„Und meinst du, daß du ihn bezwingen wirst, den Dämon?"

Ein verzweiflungsvoller Hohn umzuckte die Lippen Cyprians.

Seit zehn Jahren, Tag und Nacht, Brust an Brust und Seele an Seele rang er mit dem weltenumklafternden Dämon, dem Christentum, und jetzt fragte ihn diese weißseidene Unschuld da drüben, diese Eintagsfliege, die von gestern nichts wußte und von morgen, sondern immer nur von dem gegenwärtigen Tage, jetzt fragte sie ihn, ob er mit ihm fertig werden, ihn bezwingen würde!

Mit einem Zauberspruch — nicht wahr? Einem Tränklein oder Elixier, das man dem Mädchen bei guter Gelegenheit einflößte?

Mit einem Laute, der beinah wie Stöhnen klang, sank er auf den Sessel vor dem Folianten zurück, beide Ellbogen auf das Buch, das Gesicht auf die Hände gestützt, nicht achtend des Aglaiades, der ihn stumm, staunend und bewundernd von der Seite ansah, im stillen überzeugt, daß er schon angefangen habe, sich mit dem Dämon zu messen, und daß der Kampf mit dem Unsichtbaren es sei, der solchen Aufruhr in ihm hervorrief.

Was war es denn nur, was ihn so bis in alle Tiefen durchschütterte? Cyprian hätte sich selber kaum Rechenschaft darüber zu geben vermocht. Mit unabweisbarer Gewißheit aber stand das Bewußtsein in ihm auf, daß die Schicksalsstunde seines Lebens angebrochen war; wie ein dröhnender Schlag durchzitterte sie ihn; zu einem Kampfe fühlte er sich aufgerufen auf Leben und Tod.

Kampf mit wem? Mit der Tochter des Edusus? Dem törichten Mädchen, das Christin geworden war? Eine Christin mehr zu den vielen Tausenden, die es schon gab. Törichter Gedanke — töricht, und dennoch wahr. Ihr galt der Kampf.

Der dunkle, unfaßbare Begriff hatte Gestalt gewonnen; die feindselige Masse hatte sich zusammengedrängt in eine Persönlichkeit, und das war das Weib.

Aber wer war dieses Weib? Was galt sie ihm? Was hatte er mit ihr zu schaffen?

Nur, weil er ihr vor Jahren begegnet war, als sie noch ein Kind und er ein Jüngling gewesen war? Weil sie blondes Haar und dunkle Augen hatte und ihn mit den dunklen Augen angestarrt hatte? Das alles war ja ganz ohne Eindruck in seiner Seele geblieben; nur durch die Erzählung des Menschen da drüben, wie durch einen Zufall, war ihm die Erinnerung wieder geweckt worden.

Das also konnte es nicht sein — was war es dann? Tor, der er war, der sich mit Gedanken zergrübelte, während das Gefühl ihm alles sagte.

Fühlte er nicht die Eifersucht, die grimmig wütende Eifersucht, die ihn gegen sie hetzte?

Was hatte Aglaiades von ihr gesagt? Ein neues Leben wäre in ihr erwacht; sie fürchtete sich nicht mehr, vor keinem Menschen und keinem Ding, weil eine so unermeßliche Freudigkeit in ihr wäre, daß sie alle Angst und alles Leid wie ein Feuer verzehrte?

Aglaiades war ein einfältiger, nüchterner Gesell; darum eben war es sicher und gewiß, daß sie so gesprochen hatte, wie er berichtete. Aus eigener Phantasie etwas hinzuzusetzen, wäre ihm gänzlich unmöglich gewesen. Es war also wirklich ein neuer Mensch in ihr aufgestanden, plötzlich, mit einem Schlag. Eine Offenbarung. Und seitdem war sie freudig, glücklich, so glücklich, daß sie wie auf Wolken zu wandeln glaubte.

Wozu hatte denn er zehn Jahre lang die Welt durchrast, alle Abgründe durchforscht? Nur um dies eine, sichere, große Gefühl nach Haus zu bringen, das Gefühl der Freudigkeit, des Glücks.

Und während er verlechzend und verhungernd schmachtete, war dieses Mädchen, dieses unwissende Ding, hinausgegangen zu denen da draußen, an der Schlucht des Cyriades, und als sie zum zweiten Male zurückkam, hatte sie alles besessen, was Cyprian, der große Cyprian nicht besaß, niemals besitzen würde, nie?

Eine neidische Wut erfüllte ihn. Das konnte, das durfte nicht sein!

Und wenn es wirklich so war, so durfte das nicht so bleiben! Dieses Glücksgefühl mußte ihr entrissen werden. Und der es ihr entreißen würde, das war er! Diese alberne Sicherheit eines kindischen Verstandes mußte zertrümmert, vor ihren Augen mußte die Lehre, aus der sie neues Leben getrunken hatte, zerstört, in nichts aufgelöst werden!

Dazu war er berufen.

Es war ihm, als hätte er eine Kränkung erlitten, einen persönlichen Schimpf; als stände seine Ehre auf dem Spiel, der Name Cyprians, des Weisen, des Gelehrten, Berühmten.

Ja, er mußte den Kampf aufnehmen, er mußte. Und Sieger mußte er bleiben in dem Kampfe, denn wenn er nicht Sieger blieb, dann würde es keinen Boden mehr geben, auf dem er stehen konnte, keine Luft mehr, aus der er Atem schöpfte zu Worten. Das fühlte er, fühlte er. Mit einer ungestümen Bewegung fuhr er vom Sitze auf, so jählings, daß Aglaiades gleichzeitig auf die Füße sprang, weil er dachte, es begäbe sich etwas.

„Geh du jetzt," herrschte ihn Cyprian mit gebieterischer Handbewegung an. „Es handelt sich um etwas, das noch nie-

mand übersehen kann. Mehr kann ich dir jetzt nicht sagen. Du wirst weiter hören. Geh!"

Damit verabschiedete er ihn, und ganz verblüfft zog sich Aglaiades zurück. Verblüfft, aber dem Winke des Meisters gehorchend, und innerlichst zufrieden, weil er im stillen überzeugt war, daß der Zauberer nun gleich in das geheime Gemach gehen würde, wo jedenfalls die Retorten, Phiolen und Zaubermittel bereitstanden, um von dort aus den energischen Angriff gegen den Dämon einzuleiten.

In seinem Interesse, im Interesse des Aglaiades — glücklicher Aglaiades!

III

Am Nachmittag dieses Tages wurde der Rhetor Edusus in ungewohnter Weise aus seiner Beschaulichkeit geweckt. Ein Raunen und Rumoren flüsterte durch das Haus; aus dem Flüstern wurden laute Worte; und endlich brach es bei ihm ein: ein Sklave erschien in der Tür.

„Cyprianus ist gekommen und verlangt dich zu sprechen."

Mit beiden Beinen zugleich schwang sich der alte Mann vom Ruhebett, auf dem er schlafend gelegen hatte. Er rieb sich die Augen und sammelte seinen Geist.

Cyprianus? Der große, berühmte Mann? Der einst sein Schüler gewesen war und vor dessen Gelehrsamkeit er sich jetzt beugte, wie ein Handlanger vor dem Baumeister?

Zu langem Besinnen blieb aber keine Zeit, denn schon erdröhnte die Schwelle, und Cyprianus stand vor ihm. Um eines Hauptes Länge hinausragend über den kleinen, runden, fetten Mann, wie ein Fürst vor seinem Haushofmeister, so stand Cyprian vor ihm, herniederblickend auf das kugelrunde Haupt, das sich demütig senkte und ihm eine spiegelglatte Glatze entgegenhielt.

Beide schwiegen; der eine, weil er nichts zu sagen wußte, der andere, weil er zu viel zu sagen hatte und vor übermäßiger Erregung nicht zu Worte kam.

Mit einem stummen, verbindlichen Lächeln forderte Edusus den rätselhaften Gast auf, Platz zu nehmen. Beide setzten sich, einander gegenüber. Immer noch harrte der Rhetor, daß es dem finster blickenden Manne gefallen würde, ihm zu verkünden, warum er gekommen sei.

„Edusus,“ begann Cyprian endlich, seine Stimme kam heiser aus der Brust, „wann bist du Christ geworden?“

Alle Falten des runzligen alten Gesichts zogen sich jählings, wie ein Spinngewebe, um die Augen zusammen; die kleinen, feuchttriefenden Augen richteten sich beinah entsetzt auf den Fragenden, um langsam an seiner Gestalt hinabzugleiten. Dann beugte der Rhetor das Haupt und mit hilflosem Ausdruck starrte er auf den Fußboden vor sich nieder, so daß er wie ein Leibkoch aussah, der den Auftrag zu einem unbekannten Gericht erhalten hat und ratlos vor seiner Aufgabe steht.

Es währte eine geraume Zeit, bis er seine Gedanken soweit zusammengebracht hatte, daß er das gewohnte süßliche Lächeln des Schönredners auf seine Lippen zurückzurufen vermochte. Endlich kam er zu Wort, und mit der weichlich leisen Stimme, die Cyprian von früher kannte, ergoß sich nun, wie ein Strom lauwarmen Wassers, ein wohlgesetzter Vortrag von seinem Munde.

„Gestatte, daß ich dich darauf aufmerksam mache, Cyprianus daß du in einer Frage zwei gestellt hast, eine Ober- und eine Unterfrage, gewissermaßen eine Mutterfrage, als deren Kind, um das Gleichnis beizubehalten, die andere, zweite erscheint.

„Nicht, daß ich dir einen Vorwurf machen, oder etwa gar behaupten wollte, du hättest unlogisch gefragt; die Form, in welche du deine Frage gekleidet, ist vielmehr eine wohlberechtigte, abgekürzte Wendung rhetorischer Fragestellung — nur gestatte mir bei der Beantwortung in umgekehrter Ordnung zu Werke zu gehen, mit der Mutterfrage zu beginnen und das Kind vorläufig beiseite zu lassen, da du mir zugestehen wirst, daß, wenn die Mutter nicht vorhanden ist, das Kind von selbst fortfällt. Und so erlaube mir, deine Frage mit der Gegenfrage zu beantworten, ob und woher es für dich festgestellt ist, daß ich überhaupt Christ geworden bin?“

Vom Wohlklang seiner eigenen Stimme berauscht, hatte Edusus Mut und Fassung wiedergewonnen, so daß er jetzt, indem er seine Gegenfrage wie einen rhetorischen Pfeil auf den Gegner abschnellte, voll selbstzufriedener Zuversicht auf diesen hinzublicken vermochte.

Bebend vor Ungeduld hatte Cyprian das Geschwätz über sich ergehen lassen. Kaum, daß der Alte aufgehört hatte, brach er darum los:

„Aber deine Tochter ist Christin geworden. Ist es mit deiner Einwilligung geschehen?"

Das Gesicht des Rhetors, das soeben erst zur Ruhe zurückgekehrt war, verwandelte sich wieder und nahm den Ausdruck blöden Staunens an.

„Meine — Tochter?"

„Deine Tochter; Praxidike. Heißt sie so?"

„Praxidike — so heißt sie," gab Edusus, kaum vernehmbar, zur Antwort.

„So hieß sie," rief Cyprianus mit schmetternder Stimme, „jetzt heißt sie Justina!"

„Jetzt — heißt sie — Justina?" Aller Redefluß war dem Alten abhanden gekommen; die Worte kamen stockend aus seinem Munde, stockend, als würden sie demnächst ganz versiegen.

„Sie hat den Namen abgetan," fuhr Cyprianus fort, „den du ihr gegeben hattest. Von den Christen draußen bei der Schlucht des Cyriades hat sie sich den anderen, den neuen, geben lassen. Und von dem allen weißt du nichts?"

Seine Stimme war immer lauter geworden; wie ein zürnender Bußprediger saß er dem Alten gegenüber, und seine letzte grollende Frage traf diesen mit der Wucht des Donnerschlags. Völlig betäubt ließ er den Kopf hängen und erwiderte nichts.

„Daß sie hinausgegangen ist, mitten in der Nacht, an den verrufenen Ort, aller Weiblichkeit vergessend, aller Sitte und Zucht, daß sie in die Versammlung dieser Christen gegangen ist, ihre Lehre angenommen hat und selbst zur Christin geworden ist, die Götter vergessend, zu denen sie gebetet, die Lehren verachtend, die du ihr gegeben — von dem allen weißt du nichts? Weißt du nichts?"

Wie eine wilde Raserei war es über Cyprianus gekommen. Er fragte sich nicht, was ihn berechtigte, zu dem alten Manne einzudringen, zu ihm zu sprechen, wie er es tat. Verzweiflung machte ihn blind und taub, Verzweiflung, indem er auf die dumpfe, stumpfe Greisenhaftigkeit blickte, die da vor ihm saß, die in den Alltagsschlendrian ihrer Rhetorik, ihrer sogenannten Wissenschaft eingesponnen, die ungeheuren Fragen der Zeit an sich vorüberrollen ließ, als gingen sie sie nichts an. Mußte denn jedes Wort, das er vernahm, jeder Schritt, den er tat, ihm zeigen, wie die alte gesittete Welt zerbröckelte und zerbrach? Aglaiades war ein Dummkopf — was kam es darauf an, ob er die Zeichen

des nahenden Untergangs verstand, oder nicht. Aber dieser da, dieser Edusus, dieser Rhetor, dieser Lehrer der heranwachsenden Jugend, der sich zur geistigen Gemeinschaft der Menschheit rechnete, er ließ es geschehen, daß seine Tochter, sein einziges Kind, sich der scheußlichen neuen Lehre in die Arme warf, und hinderte es nicht? Wie ein Huhn, das eine Ente ausgebrütet hat, ließ er sein Junges davonschwimmen? Dümmer als das Huhn, das wenigstens gackernd am Ufer hin und her läuft, während er dasaß in bleierner Gleichgültigkeit, nicht danach fragend, was sich in seinem eigenen Hause, unter seinen leiblichen Augen begab!

Die wütende Ungeduld zerrte und schüttelte an dem leidenschaftlichen Mann, daß es aussah, als würde er aufspringen und den Alten, der noch immer wortlos, mit leise wackelndem Kopfe auf seinem Ruhebett saß, an den Schultern packen und ihn wachrütteln aus seiner Lethargie.

Aber es kam nicht dazu.

Trotz der Erregtheit, in der er sich befand, hatte Cyprianus während der Strafpredigt, die er an den Rhetor richtete, zu bemerken geglaubt, wie der Vorhang, der den hinteren Teil des Gemaches abschloß, sich leise bewegte.

Es hatte ausgesehen, als wäre von draußen eine Gestalt herangetreten, ganz nahe und dicht, wie jemand, der den Vorgang da drinnen belauschen wollte, so belauschen, daß ihm kein Wort und kein Laut entging. Jetzt, als Cyprianus geendet hatte und Edusus noch immer schwieg, als eine augenblickliche Stille in dem Zimmer eingetreten war, ging eine Erschütterung durch das niederhängende Tuch des Vorhangs; es sah aus, als wenn die Hände, die sich von draußen in das Tuch geklammert hatten, es plötzlich losließen; dann vernahm man einen leichten, hastigen Schritt, der nach den hinteren Räumen des Hauses entwich, und von dort erklang alsdann ein Ton, so seltsam, wunderbar und nie gehört, daß Cyprianus unwillkürlich vom Sessel auffuhr, kerzengerade aufgerichtet, wie angewurzelt an den Boden, und daß sogar der runde Kopf des Edusus sich in blöder Verwunderung lauschend erhob.

Ein Lachen war es, aber indem Cyprianus es vernahm, überkam ihn das Gefühl, als hätte er nie in Antiochien, nie in der Welt und im Leben überhaupt so lachen gehört. Ein helles, jauchzendes, beinah wild jauchzendes Lachen, aufsteigend aus der Tiefe der Brust wie ein Springquell, auf der Höhe des Tons

in einem schmetternden Triller verweilend und dann, indem die Lachende sich nach den rückwärts gelegenen Teilen des Hauses verlor, absteigend und verhallend, wie Quellgeriesel, das sich im Tale verliert.

Die Lachende — denn eine Frau war es gewesen, die da gelacht hatte; aus einer weiblichen Kehle war der wunderbare Laut gekommen.

Wortlos verharrten die beiden Männer, unwillkürlich lauschend, bis der letzte Ton verklungen war; dann sahen sie sich schweigend in die Augen.

„Das — war deine Tochter?“ fragte Cyprianus endlich. Er sagte es leise; seine Lippen waren blaß geworden.

„Ich glaube, es war meine Tochter,“ erwiderte Edusus.

Abermals trat eine Stille ein. Mit starren Augen blickte Cyprianus auf den Vorhang, hinter dem die Gestalt gestanden hatte. Es sah aus, als kämpfte er mit einem Entschluß, als triebe ihn eine Gewalt, hinter ihr drein zu gehen, und als hielte eine andere Gewalt ihn fest.

In seinen Ohren hallte das Lachen nach; wie ein Triumphschrei, der den besiegten Feind verspottet, so hatte es geklungen. Über wen triumphierte, über wen spottete sie? Über ihn?

Beinah gewaltsam riß er sich schließlich aus seiner Erstarrung los.

„Führe mich zu ihr,“ sagte er klanglosen Tones „ich muß zu ihr sprechen.“

Gehorsam wie ein Diener, dem der Herr befiehlt, erhob sich der alte Rhetor von seinem Ruhebett; er schlug den Vorhang zurück, und mit einer stummen Handbewegung lud er den Gast ein, ihm zu folgen.

Sie durchschritten Gänge und Gemächer des weitläufigen Hauses, bis daß sie an die Pforte gelangten, die aus dem Triklinium in den Garten führte. Edusus öffnete die Tür; sie traten hinaus.

Der Garten war nicht übermäßig geräumig, aber auf das sauberste gepflegt. Eine steinerne Mauer faßte ihn ein; wie ein grünes Gebüsch lag er inmitten der schützenden Umwallung.

Hochstämmige Magnolien standen im Vordergrund; in ihren breiten, blanken, immergrünen Blättern spiegelte das Licht der Nachmittagssonne; die großen, weißen Blüten waren eben aufgebrochen, ein berauschender Duft ging von ihnen aus und über-

strömte den ganzen Garten mit schwerem Wohlgeruch. Dazu mischte sich der scharfe, würzige Hauch von wohlriechenden Kräutern, die in Beeten gezogen wurden. Obstbäume, deren Wipfel teilweise die Mauer überragten, füllten den Hintergrund.

Als die beiden Männer aus dem Hause traten, waren sie von einem Sklaven, der mit dem Begießen der Blumen beschäftigt war, unter Verbeugungen empfangen worden. Edusus hatte eine kurze, leise Frage an ihn gerichtet, und aus der ebenso leise erteilten Erwiderung hatte Cyprianus das Wort „im Feigenbaum" zu verstehen geglaubt.

Offenbar war der mächtige Baum gemeint, der dort hinten links, in der Ecke des Gartens, seine weit ausladende Krone erhob; Edusus ging auf ihn zu. Cyprianus folgte, plötzlich aber, als sie noch fünf Schritte etwa von dem Baume entfernt waren, machte er halt. Er griff nach der Hand des Rhetors, damit auch dieser stehen bliebe.

In den Ästen des Feigenbaums, die schlanke Gestalt von einem hellen Gewand umhüllt, in der linken Hand ein geflochtenes Körbchen, in das sie mit der rechten Feigen füllte, die sie vom Baume brach, stand ein Weib — und das war Justina — Praxidike.

Cyprianus hatte sie sofort erkannt.

In ihre Tätigkeit versenkt, hatte die Jungfrau die nahenden Schritte nicht gehört; sie drehte den beiden, die ohne Laut und Regung dort unten standen, jetzt grade den Rücken zu; Cyprianus hatte Zeit, sie zu betrachten.

Das rotgoldene Licht der Abendsonne flitterte und gitterte um ihre Gestalt und flimmerte in ihrem blonden Haar. „Als wenn Flammen von ihrem Haupte ausgingen" — unwillkürlich fielen ihm die Worte ein, mit denen Aglaiades ihr Aussehen beschrieben hatte, als sie in der Pforte seines Gartens gestanden hatte. Und nicht Haupt und Haar nur — es sah aus, als wäre die ganze geschmeidige Gestalt von einem lodernden Feuer erfüllt, das in den Bewegungen der Glieder, wie in Flammenspitzen hervorstieß.

Der rechte Arm, an dem der Ärmel des Gewandes herabgesunken war, der schöne, runde, weiße Arm, wie er durch das dunkle Grün der Feigenblätter schlüpfte; die zierliche Hand, wie sie mit tastenden Fingern die einzelnen Früchte befühlte, sie prüfend auf den Grad ihrer Weichheit und Reife. Und wie die

Früchte, wenn sie den Anforderungen entsprachen, in leicht geschicktem Wurfe in das Körbchen flogen. Um besser klettern zu können und sicherer auf den Ästen zu stehen, hatte sie die Schuhe abgestreift; unter dem Saume des Kleides kamen die entblößten Füße hervor; kleine, etwas eckig geformte Füße, denen die kurzen Zehen einen eigentümlich entschlossenen Charakter verliehen.

Cyprianus stand und blickte zu ihr auf. Noch einmal, als Edusus herantreten und die Tochter anrufen wollte, streckte er die Hand aus und hielt den Alten zurück; er sollte noch nicht; Cyprianus war noch nicht mit sich fertig.

Nein — er war noch nicht mit sich fertig. Das einzige Bestimmte, was er vorläufig empfand, war ein Wehgefühl, ein schneidendes, beinah brennendes. Das kam daher, daß er unwillkürlich einen Vergleich zwischen ihnen beiden anstellte.

Hier drunten er, in seinem dunklen Mantel, mit seinem finster verschatteten, abgemagerten Asketengesicht — da droben in ihrem hellen, luftigen Gewande sie! Wie ein Nachtvogel kam er sich vor, der aus irgendeinem düstren Gemäuer hervorkriecht — wie ein Tagesgeschöpf erschien sie ihm, in den Ästen sich wiegend, wie die Baumblüte sich wiegt, Leib und Seele im Lichte gebadet, ein Kind des Lichts.

Ein Kind — jawohl, aber nicht ein gewöhnliches, an dessen Freudigkeit der Erwachsene mit Achselzucken vorübergeht, weil er weiß, daß seine Glückseligkeit nur aus dem Nichtwissen kommt, daß sein Lachen aufhören wird, wenn die Erfahrung sich einstellt — ein Kind, das da behauptete, daß es ausgegangen sei, das Glück zu suchen, und daß es das Glück gefunden hätte und es nie wieder verlieren würde!

Anmaßung!

Die dunkle Flut schwoll wieder in ihm auf, die sein Herz hatte überkochen lassen, als er der Erzählung des Aglaiades lauschte.

Wie ein trockener Stock, in dem keine Säfte mehr steigen, so stand er da; in seiner Seele das gräßliche Gefühl des Verdorrens; unter seinen Füßen eine wankende, sinkende Welt — in ihrer Seele eine keimende Welt; unter ihren Füßen ein Weg, vor ihren Augen ein geheimnisvoll winkendes Ziel, auf ihren Lippen der Jubelruf der neuen Zeit, in den sie einstimmte, weil er die Stimme ihres Herzens war. Und das alles woher? Warum? Kraft welchen Rechts?

Ihm kam das alles zu, was ihr gehörte!

Er hatte gesucht — und sie hatte gefunden!

Sein Glück war es, das sie an sich gerissen hatte, darin sie sich gütlich tat, sich blähte, zeigte und zierte!

Genommen hatte sie es ihm, geraubt, gestohlen — und plötzlich, bevor ihm Edusus noch zu folgen vermochte, war er mit zwei langen Schritten unmittelbar an den Baum heran.

Das Mädchen wandte sich um, und unwillkürlich, als suchte es einen Halt, griff es mit der Rechten in die Zweige, als es das bleiche Antlitz des Mannes mit drohendem Ausdruck auf sich gerichtet sah. Edusus verhielt sich völlig still; lautlos starrten sich die beiden Menschen an.

Als wollte er in einem Augenblick die zehn Jahre nachholen, da er sie nicht gesehen hatte, so bohrten sich die Augen Cyprians in das jungfräuliche Gesicht, so umfaßte, umspannte, umringelte er es mit seinen verzehrenden Blicken. Und indem er so tat, ging ein stummes Frohlocken in ihm auf: er sah, wie die Farbe auf dem zarten Gesichte wechselte, wie es erblich und errötete, in ihre Augen kam ein Ausdruck — das war Angst. Sie fürchtete sich! Das bedeutete Sieg für ihn. Sie fürchtete sich! Wo war er denn nun, jener, von dem sie dem Aglaiades erzählt hatte, daß er in sie gekommen und in ihr sei mit seinem übermenschlichen, unzerstörbaren Ich, so daß sie keine Furcht mehr empfinden könne, vor keinem Menschen und keinem Ding, keiner Gefahr und keinem Leid?

Diese Augen da ihm gegenüber, diese dunklen, beinah schwarzen, schönen, die so seltsam abstachen von dem goldblonden Haar, über die es sich herabsenkte wie ein zarter, zitternder Schleier, das waren eines Weibes Augen, eines hilflos bangen, verlegenen menschlichen Weibes. Da war nichts von der trunkenen Mänade, nichts von jener, die da behauptet hatte, daß sie wie auf Wolken wandelte und Gewalt in sich fühlte über die Welt. Wie vor Jahren das Kind Praxidike ihn angestarrt hatte, wenn er das Haus betrat, blöde, schüchtern und stumm, ganz so blickte heute Praxidike-Justina, die Jungfrau, auf ihn hernieder, blöde, schüchtern und stumm.

Also war es doch nicht wahr, daß jener in ihr war und sie erfüllte mit seinem Sein allezeit und allerorts? Gab es also doch Augenblicke, wo er aus ihr hinausging und nicht da war?

Oder gab es Menschen, vor denen er zurückwich? Zurückwich, weil er fühlte, daß er schwächer sei als sie?

War es so vielleicht? Und dieser Menschen einer war das er? War's Cyprianus?

Dämon wider Dämon, Zauberer Cyprianus wider Zauberer Christus, und Cyprianus mächtiger als der andere?

Ja, ja, ja! Herz und Seele sprangen in ihm auf, wie aus den Fesseln bleierner Ohnmacht. Siegeszuversicht erfüllte ihn vom Scheitel bis zur Sohle.

Waren nicht fünfmalhunderttausend Menschen in Antiochien, die zu ihm aufblickten, wie zu einem höheren Wesen? Hatte er jemals im Leben solchen brausenden Strom von Kraft in sich gefühlt, wie jetzt, in diesem Augenblick, da der Gedanke vor ihm aufblitzte, daß er das Christentum überwinden würde in dem Christenweibe dort? Solch ein Glücksgefühl, solch ein stürmender Wonnerausch, hatte er davon je etwas geahnt, bis jetzt, bis zu diesem Augenblick, da ihm Verheißung zuflüsterte, daß er das Weib dort erringen und an sich zwingen und an sich halten würde, dieses Weib, das ihn quälte, tötete und vernichtete, und das alsdann, wie es jetzt seine Qual war, sein Leben werden würde, sein zwiefach erhöhtes, seine Wonne und seine Seligkeit und —

Und jählings, seiner selbst vergessend, schlang er beide Arme um den Stamm des Feigenbaumes, sich daranpressend mit voller Brust. Und wie er das totenbleiche Gesicht zu der Jungfrau emporhob, die unmittelbar über ihm stand, der Saum ihres Kleides fast herabhangend bis an die Locken seines Haars, ihre Füße dicht an seinem Gesicht, sah es aus, als würde er die Lippen auf ihren nackten Fuß drücken, so daß sie mit einem jähen Schreck zurück- und höher in das Gezweig hinaufwich.

Abermals starrten die beiden Menschen sich an, immer noch wortlos, einer mit den Augen am Gesichte des anderen hangend, beide wie unter dem gleichen, rätselhaften Bann. Endlich, als fühlte sie das Bedürfnis, aus der unerträglich werdenden Spannung herauszukommen, streckte sie die Hand, in der sie das Körbchen hielt, dem Belagerer zu.

„Willst du von meinen Feigen essen, Cyprianus?“ fragte sie.

Zum erstenmal im Leben hörte er sie sprechen. Unwillkürlich verglich er den Klang ihrer Worte mit dem Lachen, das er vorhin aus ihrer Kehle vernommen; welch ein Unterschied zwi-

schen beiden! Ein weicher, beinah zitternder, süßer Klang war in der Stimme, die hier zu ihm sprach.

„Wenn es Praxidike ist," erwiderte er, „die mir Feigen anbietet, so will ich sie nehmen; von Justina nicht."

Es sah aus, als verstände sie nicht sogleich; sie senkte das Haupt und schien über das nachzudenken, was er gesagt hatte. Dann aber, indem sie sich aufrichtete und ihn wieder ansah, begann sich der Ausdruck ihres Gesichts zu verändern. In die schüchternen Augen kam ein fester Blick; um den Mund, der so verlegen gestammelt hatte, lagerte es sich wie Schelmerei, beinah wie Spott.

„Cyprianus," sagte sie langsam, und auch ihre Stimme klang anders als vorhin, nicht mehr zitternd und weich, sondern fest und hell, „bist du so gewiß, daß, was Justina dir anbietet, nicht vielleicht besser ist, als was Praxidike dir geben könnte?"

„Nein," versetzte Cyprianus, „dessen bin ich gewiß. Das weiß ich, weiß ich besser als du selbst und besser als der, von dem du sagst, daß er in dich gekommen und in dir sei." In wilder Erregung hatte er dies zu ihr hinaufgerufen; jetzt sah er, wie sie langsam, beinah staunend, den Kopf zu schütteln begann; während sie unverwandt auf ihn herabsah.

„Warum schüttelst du das Haupt?" fragte er unwirsch. „Über wen? Über mich?"

„Weil ich es nicht begreifen kann," erwiderte sie, „wenn heutigentags noch jemand unglücklich ist."

Ohne es zu ahnen, hatte sie die böse Stelle in seiner Seele getroffen: durfte sie ihn an sein Unglück mahnen? An seine Qual? Sie, deren kindische Sicherheit es war, die seiner Verzweiflung den letzten, giftigsten Stachel einbohrte?

Seine Lippen bebten und flogen:

„Ich wäre unglücklich? Wer sagt dir das?"

„Aber das sehe ich ja," gab sie zur Antwort, und in ihrer Stimme war ein Ton aufrichtigen Kummers, „und ich meine —" sie stockte, und eine tiefe Glut überflutete, wie vorhin, ihre Wangen. Noch einmal sprang das Herz in ihm auf. Wurde die Christin doch wieder Mensch? doch wieder Weib? Noch einmal schlang er sich heiß um den Baumstamm.

„Und du meinst? Und du meinst?"

„Daß gerade du so glücklich werden könntest," sagte sie leise,

indem sie das Haupt, wie in holder Vertraulichkeit tiefer zu ihm herabbeugte.

Die Fingernägel des Mannes gruben sich in die weiche Rinde des Feigenbaumes. Wohl gar ein Bekehrungsversuch? Er von ihr bekehrt? So tolldreist machte sie ihr albernes Glücksgefühl?

„Indem ich da hinausgehe," flüsterte er heiser zurück, „zu denen da bei der Schlucht des Cyriades? Und mir predigen lasse von ihnen? Und ein Christ werde, wie du eine Christin geworden bist?"

Eine Flamme schlug in den Augen des Mädchens auf.

„Ach, wenn du doch zu ihnen gingest," versetzte sie, „wie du glücklich werden würdest mit einemmal! Glücklicher, als du denken und dir vorstellen kannst, und gesund und geheilt von allem, was dich quält."

In ihren Worten war ein süß einladender, beinah lockender Ton, in ihren Blicken eine tiefe, sanfte, umwiegende und umschmiegende Wärme. Aber der Mann, an den sich das alles richtete, hörte und sah es nicht; in seinem Innern richtete sich etwas auf, wie eine eherne Wand, wie eine Schranke, an der die Seele da drüben, die Frauenseele, die zu ihm hinein verlangte, vergeblich herumtastete. Alles, was er empfand, war der Hohn seiner Lage, daß sie, zu deren Bekehrung er gekommen war, ihn bekehren wollte, sie, so verrannt in ihren neuen, wüsten Glauben, daß ihr offenbar gar nicht einmal der Gedanke kam, es könnte jemand versuchen wollen, sie davon abwendig zu machen.

Darum verstand sie auch das Schweigen Cyprians nicht und das Niedersenken seiner Augen, die ihrem Blick auswichen, oder wenn sie es deutete, so deutete sie es falsch.

„Willst du nicht zu ihnen gehen?" fügte sie nach einiger Zeit, als er noch immer lautlos blieb, mit einschmeichelnder Dringlichkeit hinzu: „Willst du nicht kommen, Cyprianus? Warum willst du nicht?"

Mit jäher Leidenschaft richtete er sich auf; er ließ den Baumstamm, den er noch immer umklammert gehalten, aus den Armen und trat einen Schritt zurück. Wie eine Eisenstange reckte sich seine hochgewachsene Gestalt in die Höhe.

„Weil es Narren sind!" rief er mit dröhnender Stimme. Sein Antlitz war verwandelt, wie vergletschert in zorniger Verachtung.

„Narren, Bösewichter, schmutziges, verruchtes Gesindel! Feinde und Verächter alles dessen, was Menschen teuer ist, heilig und wert; Ratten und Maulwürfe, die an den Wurzeln der Welt nagen, feige Unterwühler! Ein Schmutzfleck des Menschengeschlechts, den die Menschheit von sich abwaschen sollte, wenn es sein muß, mit Blut! Hinterlistige Betrüger die einen, törichte Betrogene die anderen, so wie du von ihnen betrogen worden bist, du törichtes, einfältiges Kind!"

Er war wieder dicht an den Baum herangetreten, er blickte zu ihr auf, er hob den Arm, als wollte er nach dem Saume ihres Gewandes greifen, um sie herunterzuziehen. Mit einer hastigen Bewegung raffte die Jungfrau ihr Kleid an sich; mit weit aufgerissenen Augen starrte sie den zürnenden Mann an. Aber in ihren Augen war keine Spur von Angst oder Schreck, nur ein maßloses Staunen, ein ungläubiger, beinah belustigter Ausdruck, und um ihre Mundwinkel ruckte und zuckte es wie ein mühsam verhaltenes Lachen. Das alles sah Cyprianus, und auf seiner Stirn wölbten sich die Falten.

„Komm herunter," fuhr er fort, „du verstiegenes Kind, von deinem Baum und aus deinen Gedanken, die keine Gedanken sind, sondern nur Träumereien! Komm herunter zur Erde, zu den Menschen, zur Vernunft. Daß du nach Erkenntnis verlangt hast und hinausgegangen bist, sie zu suchen, das begreife ich, lobe ich sogar, denn du bist ein Kind deiner Zeit, und die Zeit, darinnen du lebst, braucht die Erkenntnis und lechzt nach ihr, und hier in deines Vaters Haus und bei den Menschen, die um dich waren, konntest du sie nicht finden. Aber neben diesen Menschen gibt es noch andere, die es treibt, wie es dich getrieben hat, die da suchen, wie du gesucht hast — komm zu ihnen, Praxidike, Praxidike, komm zu mir!"

Beinah wider seinen Willen war das Wort aus ihm hervorgebrochen, wie ein Notschrei seiner Seele, die zehn Jahre lang gehungert und gedurstet; die jetzt einen Augenblick Labsal und Erfüllung vor sich zu sehen geglaubt hatte und nun alles wieder entschwinden sah.

Und nun war es heraus, das Geständnis, das den Schleier von seinem Innersten hinweggerissen und seine stolze, keusche, männliche Seele enthüllt hatte vor den Blicken des Weibes.

Wie von einer plötzlichen Entkräftung überfallen, lehnte er sich gegen den Stamm des Feigenbaumes. Ein Gefühl der Scham

machte es ihm unmöglich, die Augen zu ihr zu erheben. Und weil er nicht aufblickte, sah er den hinreißenden, aus Mitleid und Schalkhaftigkeit gepaarten Ausdruck nicht, mit dem sie ihr Gesicht tief, ganz tief zu ihm herniederbeugte. Nur die Worte vernahm er, die sie in sein Ohr flüsterte, leise und mit einem halben Lachen, weil sie nicht wußte, daß sie zu einem Manne sprach, der das Lachen nicht verstand, weil sie jetzt wirklich nur ein glücklich törichtes Kind war, das sich einbildete, der Mann da wäre eigentlich halb und halb schon Christ, und weil sie nicht ahnte, daß sich in seiner Seele das Bewußtsein einer untergehenden Welt aufbäumte.

„Du törichter Mann," sagte sie, „du armer, törichter Mann; warum sträubst du dich nur so gegen ihn? Komm doch zu ihm. Mir ist ja, als sähe ich ihn, wie er lächelt, daß du noch immer nicht kommen willst, der du auserwählt bist vor Unzähligen, ihm zu gehören und Unzählige hinzuführen zu ihm und zum Glück und zur Seligkeit."

Gesenkten Hauptes hatte Cyprianus gelauscht. Ein Beben, wie Fieberfrost, ging über seine Glieder. Das war ihre Antwort auf sein Geständnis, das Geständnis seiner Hingebung und Schwäche. „Törichter Mann"? Zu ihr hatte er gesagt „komm" — und jetzt forderte sie ihn auf, zu dem da zu kommen, zu dem gekreuzigten Sophisten, dem Verkünder der knechtischen Lehre. Und sie wußte also schon, daß jener auf ihn wartete, daß er kommen würde, kommen müßte, der stolze Cyprianus, ob wollend oder nicht? All das Suchen, all das Ringen, all das Lechzen eines durchwühlten, durcharbeiteten Lebens wollte ihm dies flache Geschöpf mit einem Lächeln hinweghauchen, wie man einem eigensinnigen Kinde den Trotz einer launenhaften Stunde von der Stirne wischt?

Und einer solchen hatte er seine Seele verraten. — Ein kalter Zorn erfüllte ihn.

„Du hast mich nicht gehört," erwiderte er, finster vor sich hinblickend, „oder mich nicht verstanden. Nicht um deiner Lehre zu folgen, bin ich hergekommen. Deine Lehre kenne ich, habe ich gekannt, ehe du sie kanntest. Darum weiß ich, was daran ist, darum habe ich dir gesagt, komm hinweg davon, denn es ist Faselei. Ich kenne die Leute, zu denen du hinausgegangen bist und von denen du deine Weisheit hast, darum habe ich dir gesagt, komm hinweg von ihnen, denn sie können dich nichts lehren.

Plumpe Gesellen sind es, unwissende, die mit schmutzigen Händen Dinge anfassen, die man nur mit reinen berühren darf; wüste Prediger für verworrene Köpfe, die nur Eindruck machen, weil sie frech sind, und die nur frech sind, weil sie die Schranken nicht kennen, die den Menschen zurückhalten, heilige Überlieferung, Pflichtgefühl und Schönheit. Alles was sie zu wissen glauben, das weiß ich wirklich. Darum weiß ich, daß sie in Wahrheit nichts wissen, und will dir beweisen —"

Indem er die letzten Worte sagte, verstummte er plötzlich. Vom Baume, auf dem sie stand, kam ein Ton herab, der ihn in diesem Augenblick wie ein Peitschenhieb traf, wie ein Guß eiskalten Wassers in das erhitzte Gesicht: das Lachen. So wie es vorhin hinter dem Vorhange ertönt war, so kam es jetzt wieder, aus der Tiefe ihrer Brust aufsteigend, in schütternden Wellen, wachsend und wachsend, wie eine fremde Gewalt, über die sie selbst keine Macht hatte.

Cyprianus warf das Haupt empor.

„Lache nicht," donnerte er ihr zu. Und so gebieterisch war der Klang seiner Stimme, so furchtbar der Blick, mit dem er sie traf, daß sie wirklich einen Augenblick verstummte. Aber nur einen Augenblick. Denn als er jetzt noch einmal nach ihr griff, noch einmal, als ob er fühlte, daß sie ihm für immer entgehen würde, wenn sie ihm jetzt entging, wich sie noch höher in das Baumgezweig hinauf. Gelenkig wie eine Eichkatze schwang sie sich zu der Mauer hinan, über deren Krone der Wipfel des Feigenbaumes hinausragte, und indem sie auf der breiten Mauer entlang und davon lief, brach wieder das Lachen aus ihr hervor, so wie es das erstemal gewesen, unbändig und unaufhaltsam, aufsteigend zu einem lang ausgehaltenen, schmetternden Triller, wild und jauchzend, wie der Jubelruf eines Erlösten und der Triumphschrei eines Siegers, der den Feind verhöhnt.

Noch einmal übte der dämonische Laut seine bannende Wirkung auf die beiden Männer aus, daß sie lautlos und regungslos standen und horchten; dann, ohne einen Blick zurück zu tun, ohne noch ein Wort an Edusus zu richten, wandte Cyprianus sich um, und auf dem Wege, den er gekommen war, verließ er den Garten. Mit stürmenden Schritten, so daß der Hausherr ihm kaum zu folgen vermochte, durchmaß er Gänge und Gemächer des Hauses, und in der dunkelnden Straße draußen sah ihn Edusus, der ihn bis an die äußerste Pforte begleitet hatte, wie

einen großen schwarzen Schatten in den Schatten des sinkenden Abends verschwinden.

IV

Was in den Tagen und Wochen, die dieser Stunde folgten, in der Seele des Cyprianus vorging, das blieb den Menschen und der Welt draußen verborgen. Nur das Haus, in dem er wohnte und aus dem er Tage und Wochen lang nicht hervorkam, mochte es wissen, und vielleicht auch nicht einmal das Haus, sondern nur die Brust, in der sein Herz schlug, das gekränkte, bis in alle Tiefen zerwühlte, blutig verwundete Herz.

Es war also wahr gewesen, was ihn neulich, beim Gespräche mit Aglaiades durchzuckt hatte, daß die Schicksalsstunde seines Lebens angebrochen sei, daß der Kampf mit diesem Weibe fortan der Inhalt seines Daseins und der Ausgang dieses Kampfes die Entscheidung darüber sein würde, ob sein Dasein fortan ein reiches, friedevoll beglücktes, oder ein bitteres, vergiftetes, elend verlorenes sein würde.

So hatte der Kampf begonnen, und so der erste Waffengang geendet, so schmählich, erbärmlich, mit einer solchen Niederlage! So!

Ausgelacht war er worden! —

Wie ein Krampf packte es ihn am Herzen, und wie im Schwindel drehte sich ihm Haupt und Hirn. Kein Wort kam über seine Lippen, kaum ein Laut, denn der beleidigte Stolz ist stumm. Aber hinter dem Löwenhaupte des zürnenden Stolzes blickte ein anderes Gesicht auf, ein kleines, enges, galliges Gesicht mit verzerrten, widrigen Zügen, von dem er sich wütend abwandte, und das trotzdem nicht aufhörte, ihn anzublinzeln mit den kleinen, stechenden Augen, das verdammte Gesicht der gekränkten Eitelkeit.

Ausgelacht — er, der große Cyprianus, der Zauberer von Antiochien, der Bezwinger der Dämonen, von einem unwissenden, albernen, ungebildeten Ding, einem Mädchen, das nicht viel anderes war als ein unreifes Kind. Und nicht etwa neckisch, anmutig, sondern ausgelacht aus voller Brust, schallend, aus echter Überzeugung, wie man einen Dummkopf auslacht, einen Prahl- und Faselhans.

Wie das Herz ihm auftobte! Wie er sie haßte!

Mit all seiner Gelehrsamkeit gerüstet, mit seinen Gedanken geladen, so war er hinausgezogen wider sie; wie ein Schwergewaffneter war er sich vorgekommen, der gegen einen Wehrlosen, wie ein Riese, der gegen einen Zwerg zu Felde zieht — und kaum hingehört hatte sie auf seine Worte; mit einem Lächeln hatte sie alles abgetan, was er vorbrachte, mit einem Ausdruck im Gesicht, als wollte sie sagen: „Gib dir doch keine unnütze Mühe."

Aber was hatte er denn auch vorgebracht? Was hatte er denn gesagt, das sie hätte überzeugen und abwendig machen können, von ihrem törichten Glauben? Nichts! Nichts und nichts! Kopf und Zunge waren ihm ja wie gelähmt gewesen; alles was er zuwege gebracht, war ja gewesen, daß er ihr seine Seele offenbart, ihr sein Herz verraten hatte, sein überwältigtes Herz.

Zum ersten Male, solange er lebte, war der geheimnisvolle Duft zu ihm herübergeweht, von da drüben, wo das andere Geschlecht steht, das Weib. Wie ein unflügger Knabe hatte er sich den Duft zu Kopfe steigen und sich davon betören lassen. Wo war sein Stolz geblieben, seine Mannheit und Kraft, als er wie gebrochen an den Stamm des Feigenbaums gesunken war, mit der Hand nach ihrem Gewande greifend, sein Gesicht zu ihren Füßen? Was Wunder, daß sie auf ihn heruntergesehen hatte, wie man auf einen Bären sieht, der sich vom Honig hat in die Falle locken lassen, daß sie ihn verspottet hatte, verhöhnt und verlacht! Verlacht — das ihre Antwort! Das die Aufnahme, die sein Geständnis gefunden hatte! Erniedrigung! Schande und Schmach!

Durch die Gemächer seines Hauses stürmte er hin und her. — Gab es denn keine Möglichkeit, die Erinnerung an die eine, elende Stunde auszutilgen in seinem Gedächtnis? Das Bild dieses Weibes, das ihn nichts anging, auszujäten in seinen Sinnen, auszustoßen aus seiner Seele und es hinzuwerfen, wohin es gehörte, ins Nichts? Nein — die Stunde war gewesen und nie wieder ungewesen zu machen; das Weib war in der Welt; bei jedem Atemzuge, den er fortan tat, würde es von nun an sein, als schlürfte er den Hauch ihres Mundes! Gerade jetzt, in diesem Augenblick, da alle Organe von Leib und Seele sich wütend in ihm aufbäumten wider sie, stand ja ihr Bild vor seiner Seele, so deutlich, so mit Händen zu greifen, so lebendig

in jeder Linie, daß er sie hätte nachmalen können dort an der Wand, mitsamt dem Feigenbaum, darin sie gestanden, mit dem goldenen, flammenden Haar, dem weißen Arm, der durch das grüne Laub huschte, mit dem kleinen nackten, zuckenden Fuß! So war sie da, so würde sie nun da sein, immer und ewig, bei ihm, in ihm, immer in unmittelbarster Nähe, und nie zu erreichen, weil durch eine Welt von ihm getrennt; wie ein loderndes Feuer in seiner Seele, das all seine Gedanken verbrannte, seinen Willen verzehrte, seine festgefugte Persönlichkeit in ein Chaos auflöste, so verderblich, tödlich und verhaßt — und so hinreißend, lieblich und wütend ersehnt!

Auf den Stuhl fiel er nieder, darauf er so manchmal gesessen, über den Folianten, der einst sein alles gewesen und jetzt ihm nichts mehr war, breitete er die Arme; auf die Arme sank ihm das Haupt, und so, wie versteinert in Verzweiflung, saß er lange, lautlos, wie tot. Ein Geräusch war es, das ihn aus seinem Brüten weckte.

Auf der Straße draußen fand ein Volksauflauf statt, wie es schien. Man hörte laut scheltende und schimpfende Männerstimmen, in die sich das Gekreisch von Weibern und das Gellen und Pfeifen der Gassenjungen mischte. Der Molosserhund, der im Hofe, dicht an der Haustür lag, schlug in tiefen Tönen bellend an; der Krawall war offenbar dicht vor dem Hause Cyprians.

Cyprianus richtete das Haupt auf. Im Nebenzimmer hantierte der Hausbesorger; er rief ihn herein, um zu erfahren, was sich begäbe.

„O — nichts Besonderes, Herr," berichtete der Alte, „die Geschichte wiederholt sich ja beinah jeden Tag. Diese Kerle werden zu frech!"

„Diese Kerle? Wer?"

„Diese Christen, Herr; aber diesmal haben sie den Burschen gefaßt und man wird ihm das Bad heizen, denk' ich."

„Sie haben einen Christen gepackt?" fragte Cyprianus. „Was hat er getan?"

Der Hausbesorger zuckte mit den Achseln. „Das Edikt hat er heruntergerissen. Seit vierzehn Tagen, wie gesagt, geschieht's ja beinah täglich; aber so frech, am hellen, lichten Tage, vor allen Augen, wie dieser Kerl, hat's doch noch keiner gewagt."

Cyprianus wurde immer aufmerksamer.

„Das — Edikt? Was für ein Edikt?"

Der alte Diener riß die Augen auf.

„Nun — Herr, das vor vierzehn Tagen erschienen ist." ‚Weißt du von dem allen nichts?' war er im Begriff gewesen, hinzuzusetzen, aber er verschluckte seine Worte; das wäre gegen den Respekt gewesen. „Worin den Christen geboten wird," fuhr er fort, „von ihrem verfluchten Aberglauben endlich abzulassen und vor dem Bilde des Kaisers zu opfern."

Cyprianus stand auf. Er vermied es, den Alten anzusehen; vielleicht, weil er sich schämte. Die Weltgeschichte hatte einen Schritt vorwärts getan, und er, in seinen Grimm und Gram versponnen, hatte nichts davon gemerkt. Was war aus ihm geworden! Früher war er der erste gewesen, der von jedem großen Ereignis gewußt hatte; er hatte die Dinge voraus berechnet und kommen gesehen, jetzt mußten die Begebenheiten bis an seine Haustür gelaufen kommen und daran schlagen, um ihn zu wecken.

Er schüttelte sich, wie jemand einen Bann abschüttelt, denn er war ja im Bann. Unwillkürlich reckte er die Arme.

„Ich will ausgehen," herrschte er dem Alten zu, „gib mir meinen Mantel." Wenige Augenblicke darauf war er draußen auf der Straße. Von der Schwelle der Haustür sah der Hausbesorger hinter ihm drein; wie ein Feldherr schritt er dahin, wie ein Gebieter, dem seine Herrschaft aus den Händen gegangen ist und der sich aufmacht, sie wiederzuerringen. —

Spät am Abend kam Cyprianus heim — früher Nachmittag war es gewesen, als er ausging.

Indem er sein Haus wieder betrat, blieb er stehen; er wandte das Haupt, als sähe er sich um, als lauschte er. Wie still das Haus lag. War es möglich, daß es noch solch einen stillen, schweigenden Raum in der Welt gab? In der Welt, die plötzlich wütig geworden war? Die zu toben und zu brüllen angefangen hatte?

Von drüben trug ihm der Nachtwind einen Duft zu, einen süßen, schweren Wohlgeruch; die Bäume und Blüten seines Gartens waren es, die ihren Hauch entsandten. War es möglich, daß es noch Blumenduft in der Welt gab? In der Welt in der es plötzlich nach Blut zu riechen begann, nach Scheiterhaufenglut und Gefängnisdunst?

In Antiochien war er gewesen, und Antiochien war nicht

Antiochien mehr. Alles anders, alles verwandelt, furchtbar verwandelt.

Auf den Straßen keine heiter plaudernden Gruppen mehr, nur noch finstere, in drohender Beratung versammelte Scharen. Nirgends mehr Müßiggang und nichtstuendes Genießen — überall Geschäftigkeit, Eile und leidenschaftlich hastender Drang.

In allen Gesichtern ein neuer, fremder Zug, in allen Augen ein unheimliches Glühen, in allen Händen ein zuckendes Verlangen, sich zur Faust zu ballen, irgend etwas zu ergreifen, einen Stock, eine Waffe, irgend etwas, womit man schlagen konnte, Wunden zufügen, töten, morden und vernichten.

Und all diese Verwandlung — wodurch? Dieser neue Geist — woher? Durch den Willen des Kaisers, und von seinem Edikte her, das auf Pergament geschrieben, an dem Magistratssitze auf dem Forum, an den Säulen der Tempel und allen hervorragenden Orten der Stadt angeschlagen war, und in welchem den Christen der Krieg verkündet wurde, Untergang und Tod.

Alle ihre Bücher und Schriften sollten ausgeliefert und vernichtet, ihre Tempel und Versammlungshäuser niedergerissen und geschleift werden; sie selbst aber, so lange sie nicht abgeschworen und abgesagt, sollten rechtlos sein, ehrlos, unfähig zu Würde, Amt und Rang, ausgeschlossen aus Bürgerschaft und Bürgerrecht. Zum Bilde des Kaisers sollten sie kommen, anerkennen den Kaiser als ihren Herrn und ihm opfern, als ihrem Gott. Und wenn sie nicht freiwillig kamen, dann sollten sie geholt werden mit Gewalt; wenn sie nicht aus freien Stücken dem Christenglauben absagten, dann sollte ihnen die Abschwörung aus dem Leibe gerissen werden mit der Folter. Und es sollte kein Unterschied sein, und keine Ausnahme, kein Schutz oder Schirm; ob vornehm oder gering, alt oder jung, Mann oder Weib, über sie alle sollte die Welle dahingehen, die feurige Welle der Qual. Alle sollten sie hinein in den läuternden Ofen des Gerichts. Wer sich läutern ließ und bekehren und zurück sich wandte zu Gehorsam und Vernunft — gut — der sollte wieder aufgenommen werden zu Menschen und Bürgern. Wer sich widersetzte und verstockte — über dessen harten Nacken die noch härtere Faust des Henkers, über dessen Haupt der Tod! Aber Prüfung über sie alle. Denn Ungezieffer ist Ungeziefer, und Christ ist Christ! Und es sollte keine Christen mehr geben. Zermalmt sollten sie werden und zertreten, die Maulwürfe, die Ratten, die Nager;

aufgestöbert sollten ihre Nester werden, zerwühlt und zerstört bis auf den Grund, damit keine Brut sich wieder darin ansetzen und groß werden und heraufkriechen könnte an dem ragenden Baum der Welt.

So hatte er es beschlossen, der zum Hüter des Weltbaums berufen war; so hatte er es befohlen, Diokletian, der Kaiser. Das Ungewitter, welches damals im heiligen Haine zu Antiochien aus seinen Augen gewetterleuchtet hatte, war heraufgezogen, das Todesurteil, das er damals in seine schweigende Seele gegraben, jetzt hatte er es hervorgeholt und allem Volk vor Augen gehängt, daß ein jeder es lesen konnte; und wer nicht lesen konnte, der mochte es sich erklären lassen von den anderen.

Und sie lasen und ließen sich erklären, und standen vor dem Edikt in Haufen, in dichten, immer dichter werdenden Scharen. Lautlos zunächst, wie betroffen von der Ahnung furchtbarer Dinge, die sich bereiteten, dann flüsternd, dann sprechend, und endlich ausbrechend, allesamt in ein tobendes Geschrei: „Der Kaiser hat recht, und sie haben es lange verdient! Nieder mit den Christen! Schlagt sie tot!"

Wie der Dreizack des Poseidon die Ozeane aufspritzen macht, so hatte das Wort des Kaisers die Menschengemüter aufgewühlt, vom Orient bis in den Okzident, bis an die letzten fernsten Grenzen des unermeßlichen römischen Reiches. Aus den Seelen der Menschen stieg der dampfende Atem der Leidenschaft; wie ein Gewölk lag es über der Menschheit, blutrot angestrahlt; und unter dem blutigen Widerschein verzerrten sich die Gesichter, verwandelten sich die Gemüter und Seelen, die sich bis dahin schaudernd verschlossen hatten vor Gewalttat und Blut, taten sich langsam, staunend auf vor der Luft, die jetzt die Welt erfüllte, und wurden sich bewußt, daß man auch im Schlachthause leben kann, wenn man sich nur daran gewöhnt hat.

Als Cyprianus heut aus dem Hause getreten, war er gerade noch zurecht gekommen, um mit anzusehen, wie sie den Christen, der das Edikt heruntergerissen hatte, fortschleiften. Aus den Gesprächen der Menge, die sich die Gasse entlang drängte und von der er sich mitgerissen sah, erfuhr er, wie sich die Sache zugetragen hatte: An einer Säule, die inmitten des Marktplatzes stand, war die hölzerne Tafel angebracht gewesen, auf der das Pergament mit dem kaiserlichen Erlaß aufgenagelt war. Damit die Leute bequem lesen konnten, hing die Tafel nicht allzu hoch;

jemand, der auf den Fuß der Säule stieg, konnte sie mit ausgestrecktem Arm leicht erreichen.

Die Marktstände waren leer; nur einige wenige Menschen standen auf dem Platze verstreut, als man plötzlich einen Mann hatte daherkommen sehen, der sich ohne weiteres an der Säule emporschwang und an der Tafel zu schaffen machte. Anfänglich hatte man ihn gar nicht beachtet, weil sein Auftreten so sicher war, daß man glaubte, es wäre irgendein Beamter des Magistrats, der da einen Auftrag auszuführen hätte — plötzlich aber war man gewahr geworden, daß das Pergament von oben bis unten durchgerissen war, und daß ein großer Fetzen davon herabhing. Ganz starr vor Staunen hatten die Umstehenden noch gar nicht gewußt, was sie sagen oder tun sollten, und so hatte der Bursche wirklich schon angefangen, mit dem eisernen Haken, oder was es sonst für ein Instrument war, das er in Händen trug, auch den übrigen Teil des Pergaments herunterzufetzen. Jetzt aber war man ihm über den Hals gekommen. Ein furchtbares Geschrei hatte sich erhoben; von allen Ecken und Enden waren Leute herzugekommen, und als der Mensch vom Fuße der Säule herabsprang, war er bereits von allen Seiten umringt.

Er hatte denn auch jeden Gedanken an Flucht sogleich aufgegeben und war auf beide Knie gefallen, nicht aber, um etwa um Gnade zu bitten, sondern nur, um die Hände aneinander zu pressen, den Kopf hintenüberzuwerfen und mit lauter Stimme etwas zum Himmel zu rufen, was niemand recht verstand. Von seinem Christus war darin die Rede gewesen, dem Gott dieser Christen.

Mandokles der Fleischer hatte ihn dann mit einem Faustschlage niedergestreckt; die Hände waren ihm auf den Rücken geschnürt worden — und jetzt hatte man ihn.

„Und was wird nun mit ihm geschehen?“ hatte Cyprianus gefragt.

„Was mit ihm geschehen wird? Sehr einfach; er wird zum Prokonsul gebracht und um einen Kopf kürzer gemacht!“

In dem Augenblick aber war ein Stillstand in die Bewegung der Masse gekommen, und an der Spitze des Zuges, wo der Übeltäter geführt wurde, hatte sich ein lautes Herüber und Hinüber von Stimmen erhoben.

Einige waren der Ansicht, daß es zu lange dauerte, wenn man den Kerl erst bis zum Prokonsul brächte, und daß es keine

genügende Strafe sei, wenn er einfach geköpft würde. An der Säule, an der das Edikt gehangen, an der er seine Schandtat vollbracht hatte, sollte er bei lebendigem Leibe verbrannt werden.

Der Gedanke hatte sofort eingeschlagen; der tobende Haufe hatte kurz kehrtgemacht, um zum Marktplatz zurückzukehren, von wo er soeben gekommen war. Eingekeilt in die Masse, an die Mauer eines Hauses gedrängt, hatte Cyprianus den wilden Schwarm an sich vorüberfluten sehen, und mitten in dem Schwarm den Christen, dessen er jetzt zum ersten Male ansichtig wurde.

Es war ein ganz junger Mensch, kaum zwanzig Jahre alt, anscheinend dem Arbeiterstand angehörend.

Seine Kleidung hing in Fetzen; von Kopf und Schultern rieselte ihm das Blut; Faustschläge und Stockhiebe prasselten unaufhörlich auf ihn nieder; wie ein fühlloser Gegenstand, wie ein Stück Holz wurde er von den wütenden Fäusten, die ihn gepackt hielten, seines Wegs dahingeschoben.

Als der Strom vorüber war und Cyprianus Luft und Raum gewonnen, hatte er nach der anderen Seite davon gewollt. Schon vernahm er vom nahe gelegenen Marktplatz her das Krachen der Äxte, mit denen man die Bäume niederschlug, die man zum Scheiterhaufen brauchte; das gräßliche Schauspiel stand unmittelbar bevor; seine ganze Natur schauderte auf; er hatte vor dem Entsetzen entfliehen wollen, und dann — war er doch nicht entflohen.

Ein unbeschreibliches, unerklärliches, aus Grauen und Neugier gemischtes Gefühl hatte ihn festgehalten und gezwungen, dem Haufen nachzugehen, mit anzusehen, was aus der Sache werden, wie der Mensch sich verhalten würde.

Als er zögernden Schrittes den Marktplatz betrat, war der Holzstoß schon mehrere Fuß hoch an der Säule emporgetürmt. Mitten auf dem Platze, die Hände auf dem Rücken, von Weibern und Kindern wie ein wildes Tier umgafft, stand der Gefangene. Cyprianus hatte Zeit gefunden, ihn aus der Entfernung zu beobachten. Sein Haupt war in den Nacken zurückgeworfen, das Antlitz zum Himmel gerichtet, so daß auf dem jugendlichen, hageren, totenbleichen Gesicht das Licht schimmerte. Er schien von allem, was sich vor ihm und um ihn begab, nichts zu hören und zu sehen; seine Lippen bewegten sich, wie in einem unaufhörlichen Gebet; sein Gesicht war von einer wilden, trotzigen Verzücktheit umflammt.

Plötzlich hatte alsdann ein Feuerschein aufgeleuchtet; der Holzstoß war in Brand gesteckt worden; wie Tiger hatten sich die Männer über den Jüngling hergeworfen. Cyprianus hatte gesehen, wie der schlanke Leib, von dreißig, vierzig Armen emporgehoben, einen Augenblick in der Luft geschwebt hatte und dann, während ein unwillkürlicher Entsetzensschrei aus den Kehlen der Weiber erscholl, mit einem furchtbaren Schwunge mitten in die lodernden Flammen geschleudert worden war.

Und nun hatte sich etwas Schauderhaftes begeben: von den Flammen ergriffen, die ihm in einer Sekunde alle Fetzen der Kleidung vom Körper geleckt hatten, von dem wahnsinnigen Schmerz zum Bewußtsein der Wirklichkeit gebracht, hatte der Unglückselige zu entfliehen versucht. Er war von dem Holzstoß herabgesprungen. Mit Gebrüll aber hatten sich die Männer ihm entgegengestellt, ihn von neuem ergriffen und wieder in das Feuer zurückgeworfen. Und nun, während der kalte Schweiß ihm von allen Gliedern troff, hatte Cyprianus mit angesehen, wie sich das da in den Flammen auf und nieder wand, wie es aufsprang und wieder niederfiel, wie das Feuer ihm in die Haare und das Gesicht sprang, daß sein Haar aufloderte, wie ein brennender Besen, und sein Gesicht die menschlichen Züge verlor. Dann hatte er noch gehört, wie sich aus der prasselnden Glut ein Geschrei erhob, eine heulende Anrufung „Jesus! Jesus! Jesus!" und alsdann, beide Hände an die Schläfen gedrückt, hatte er sich abgewandt und war davongegangen, rasch, so rasch er vermochte; weit, so weit er konnte, von der gräßlichen Stätte hinweg.

Stundenlang war Cyprianus gewandert, bis in die entlegensten Vorstädte, anfänglich wie in einer Betäubung, kaum wissend, wo er sich befand, wem er begegnete, was er sah, jeder Nerv in ihm nachzuckend von dem eben Erlebten.

Ganz allmählich erst legte sich seine Erregung, und er vermochte wieder zu denken.

Ja — es war ein Akt barbarischer Volksjustiz gewesen, was er da mit angesehen hatte, das war gewiß. Aber die Tat, für welche die Strafe erfolgte, hatte die etwa keine Strafe verdient? Nun — wahrhaftig!

Indem er das grauenvolle Sterben des Menschen mit ansah, hatte er ja ganz vergessen, daß dieser Mensch ein Bube war, ein ruchloser Gesell, der sich mit unerhörter Frechheit am Allerheiligsten des Staats vergriffen hatte.

Sollte das ungestraft bleiben?

Freilich — man hätte ihn ja vor den Prokonsul führen und aburteilen lassen können; das wäre in der Ordnung gewesen. Aber wenn sie so nach Ordnung und Gesetz getan hätten, wäre denn das eigentlich gut gewesen? Wäre es nicht ein Zeichen gewesen, daß sie die Beleidigung des Kaisers nur sehr schwächlich empfanden? Daß der Haß gegen die Christen in ihnen nur sehr lau, das Gefühl für die angestammten Götter nur sehr mäßig war?

Statt dessen, dieser elementare Wutausbruch, war er nicht ein Beweis dafür, wie heiß der Grimm in den Gemütern des Volkes gegen die verhaßte Sekte war? Wie tief in ihm das Bewußtsein für die Heiligkeit und Unverletzlichkeit des Staats wurzelte?

War denn das alles nicht eigentlich gut? Sehr gut?

Durfte er, Cyprianus, sich beklagen, daß sich seinem Haß gegen die Verhaßten plötzlich solch ein Bundesgenosse gesellte?

Freilich, es war ein ungeschlachter Bundesgenosse, und den feinfühligen Gelehrten, der in seiner Studierstube Bannflüche gegen die Weltverderber ersann, mochte es schauern, wenn er in die plumpe Faust einschlagen sollte, die sich ihm zu Hilfe und Unterstützung anbot. Aber ein Bundesgenosse war es darum doch, und zwar ein starker, ein gewaltiger.

Gestern noch hatte er mit einem Gefühle tiefster Vereinsamung in der Welt gestanden. Sein Haus war ihm wie die Höhle eines Einsiedlers erschienen, wo Gedanken und Gefühle gezogen wurden, die da draußen niemand verstand, niemand teilte. Jetzt mit einemmale hatte er erfahren, daß Tausende so dachten wie er, Millionen, beinahe alle. Oh — was für ein Gefühl das war! Was für ein nie gekanntes, nie geahntes! Denn er hatte ja bis heute nicht geahnt, was es für den Menschen bedeutet, wenn er die allgemeine Stimmung, die öffentliche Meinung hinter sich fühlt. Wie sich das dem Menschen in den Rücken setzt, einem mächtigen, stoßenden Winde gleich, wie es ihn vorwärtstreibt, daß ihm Segel am Leibe wachsen, Flügel —

Ein Schauer ging über Cyprianus Seele, ein Schauer von Wonne und Kraft, und hob ihm das dumpfe Grausen vom Haupte, das ihm noch immer, wie eine bleierne Kappe, Haupt und Hirn umspannt gehalten hatte.

Hinweg mit der feigen Angst! Denn Feigheit war es doch

einzig und allein gewesen, wenn er zurückbebte vor den Äußerungen der Volkswut, statt freudig anzuerkennen, daß hier die Gewalt aufstand, deren es bedurfte, um den übermächtig gewordenen Feind zu bezwingen. Und hier war die Gewalt gefunden; ja, ja, ja; beinah frohlockend sprach er es in sich hinein; die Gewalt, die über sie dahingehen würde, wie die Erdwalze, so daß sie verschwinden würden im Boden und nichts von ihnen übrig bleiben würde, kein Andenken und keine Spur.

Darum jetzt nur den Kopf hoch! Mitgegangen den allgemeinen Gang! Mitgeschwommen in der allgemeinen Welle! Mochte es auch eine Blutwelle sein — da, wo sie mündete, tat sich das Land auf, die wiederhergestellte alte, heilige Welt.

So waren die Stimmungen in der Seele Cyprians auf- und niedergegangen und so, als ein halbverwandelter Mensch, kam er abends spät nach Haus zurück.

Jetzt, als ihn die heimischen Räume umfingen, trat ihm sein eigenes Leben wieder entgegen, und damit zugleich das, was jetzt den Mittelpunkt seines Lebens ausmachte, der Gedanke an das Weib. Und dieser Gedanke war zunächst ein eisiger Schreck.

Was würde nun aus ihr werden?

Über den Christen hing der Tod — eine Christin war auch sie — also — dem Tode verfallen auch sie?

Furchtbare Bilder stiegen vor ihm auf. Soeben war er Augenzeuge davon gewesen, wie der Tod und das Sterben der Christen aussah — sollte das ihr bevorstehen? Das reizende Geschöpf in den Fäusten eines wütenden Pöbels? Der holde Leib sich windend, wie sich das da gewunden hatte auf dem Marktplatz, an der feuerumloderten Säule?

Vergessen war mit einemmal aller Grimm und aller Haß, den er gegen sie empfunden hatte.

Ein unbestimmter Drang erfüllte ihn, zu ihr zu gelangen, bei ihr zu sein. Er hätte sich kaum Rechenschaft zu geben vermocht, was er bei ihr wollte. Nur daß er ihr nah sein mußte, das fühlte, das wußte er.

Tödliche Gefahr war um sie her; wie ein Kind war sie hineingelaufen; nun war sie mitten darin und wußte nicht ein mehr und aus. Seine ganze Seele erhob sich in einem heißen Schrei „rette sie!"

Und er würde sie retten.

Seine Phantasie stand auf und reckte die Hände nach ihr

und zauberte ihr Bild vor ihn hin, daß er sie hörte, fühlte und leibhaftig vor sich sah.

Wie das Lachen jetzt hinweggewischt war von dem zarten Gesicht! Wie es hold und schön und reizend war, dieses ernsthaft gewordene, vom Fittig des Todes überhauchte, von schneeiger Blässe überkältete Gesicht! Wie die dunklen Augen sich flehend zu ihm erhoben! Wie die bitterliche Angst den lieblichen Mund umzuckte, und wie es aus diesem Munde ertönte, das süße, zitternde Wort „hilf und errette mich."

So deutlich vernahm er den bittenden Ruf, daß er unwillkürlich beide Arme ausbreitete, daß es ihm war, als fühlte er sie in seinen Armen, an seiner Brust, als schmiegte sich ihr Köpfchen an sein Herz und als sähe er herab in ihre Augen, die sich in Todesnot geschlossen hatten und jetzt langsam zu neuem, seligem Leben wieder öffneten.

„Solcher Mahnung also hat es bedurft, damit du weise und verständig wurdest, du törichtes, kleines Geschöpf? Du beinah verlorenes, nun für immer mir gerettetes, geliebtes Kind?"

Er sprach es laut vor sich hin, weil er wirklich zu ihr zu sprechen meinte. Er war wie in einem wachen Traum. Morgen würde nichts mehr sein, was sie trennte! Dieser Gedanke machte sein Blut aufschäumen und versetzte ihn in Taumel und Rausch.

Morgen — denn heut war es freilich zu spät, um noch zum Hause des Edusus zu gehen. Auch war ja wohl die Gefahr noch nicht so unmittelbar. Wer von allen wußte, daß sie eine Christin sei? Niemand außer ihm; nicht einmal Aglaiades. Wer hätte auf die Vermutung kommen sollen, daß die Tochter des Rhetors, des wohlgeordneten alten Mannes sich so abenteuerlich verirrt hatte? Kein Mensch. Noch also war sie ja wohl in Sicherheit, unter ihrem Feigenbaum, in ihrem mauerumschlossenen, grünen Garten, aus dem sie sich, wie die Dinge nun einmal standen, gewiß so wenig wie möglich hervorgetrauen würde.

Aber morgen — morgen mit dem allerfrühesten.

Und am nächsten Vormittag stand Cyprianus dem Rhetor Edusus wieder gegenüber, in dessen Gemach.

„Deine Tochter ist im Garten?" fragte er, weil er nichts von ihr wahrgenommen hatte, als er das Haus betrat.

Der Alte wurde verlegen und durch ein Händeklatschen rief er den Hausbesorger zur Stelle.

Die Jungfrau war ausgegangen, berichtete dieser.

Cyprianus erblaßte.

„Wie ist es möglich," fuhr er auf Edusus los, sobald der Diener das Zimmer verlassen hatte, „daß du sie allein ausgehen lässest? Weißt du nicht, wie die Stimmung des Volks in den Straßen ist? Weißt du nicht, daß sie verloren ist, wenn sie als Christin erkannt wird?"

Der Rhetor wischte sich keuchend über das Gesicht.

„Ach, wenn du wüßtest," erwiderte er mit kläglicher Stimme, „was für einen Kopf das Mädchen hat; was für einen unlenkbaren, eisernen Kopf. Natürlich habe ich ihr verboten, aus dem Hause zu gehen, wohl hundertmal habe ich es getan — aber habe ich Zeit, nachzusehn, ob meine Befehle befolgt werden? Ich bitte dich! In meine Studien vertieft, den ganzen Tag von Schülern in Anspruch genommen, wo soll ich die Zeit hernehmen, um solch einem Kinde nachzulaufen? Wo soll ich? Hinter meinem Rücken, ohne mein Wissen, wider meinen Willen ist sie hinausgegangen."

„Sie ist schon wieder zurück," ertönte in diesem Augenblick eine helle, ruhige Stimme. Der Vorhang im Hintergrund des Zimmers flog auseinander — hochaufgerichtet, schlanken Schritts trat Justina-Praxidike in das Zimmer ein. Als sie Cyprianus gewahrte, blieb sie kurz stehen; ihre Augen gingen mit einem rasch aufleuchtenden Blick über ihn hin; dann wandte sie langsam das Haupt zur Seite, und so verharrte sie schweigend.

Ein zuckendes Gefühl, beinah einen Stich hatte Cyprianus empfunden, als er ihrer ansichtig ward; so hatte sie gestern in seinem Traume nicht ausgesehen.

Freilich, sie lachte nicht; vielmehr lag ein tiefer Ernst über ihre Züge gebreitet. Auch bleich war ihr Gesicht. Aber von dem Weibe, das angstgebrochen in seinen Armen gelegen hatte, sein Haupt anschmiegend an sein Herz, davon sah er nichts. Von dem Stöhnen der beklemmten Brust, von dem süßen, zitternden „hilf und rette mich" — von dem allen hörte er nichts. Ruhig und entschlossen, als wenn sie keinen Menschen fürchtete und keines Menschen bedürfte, so stand sie da, und indem er auf dies selbstgewisse, kühl gelassene Weib blickte, fühlte er, wie der Rausch zu verdampfen anfing, der ihn gestern befangen hatte, und wie das Blut in seinen Adern kühl wurde.

Etwa noch einmal eine Niederlage, wie das erstemal? Noch

einmal ein Sichverrennen in blindem Herzensüberschwall, um wieder anzuprallen an einen Pflock?

Murrend stiegen diese Fragen in ihm auf.

Aber er bedachte, daß er einer Verlorenen gegenüberstand, einer Todgeweihten. Mit Blinden muß man nachsichtig sein.

„Du — bist hinausgegangen?“ begann er, nachdem er sich zur Ruhe gezwungen hatte. „Du —“

„Zu den Meinen!“ entgegnete sie.

Ihre Antwort erfolgte so rasch, daß sie ihm seine Frage beinah durchschnitt, so, als wenn sie nur gewartet hätte, daß er fragen würde.

„Zu den — Deinen?“

„Zu meiner Gemeinde,“ setzte sie, ihre Worte ergänzend, hinzu. „Zu den Christen!“

Sie hielt das Gesicht nach wie vor zur Seite gewandt. Sie sah den Mann nicht an, während sie sprach. Aber ihre Worte kamen so kurz, beinah scharf aus dem Munde, daß es anzuhören war, wie die Verantwortung eines Angeklagten vor dem Richter. Eines Angeklagten, der nicht zu leugnen gedenkt, der sich zu seiner Tat bekennt, frei und offen, beinah dreist. Ja wirklich — dreist — Cyprianus bestätigte es sich innerlich, indem er schweigend auf das trotzige Weib blickte.

„Ist es dir nicht bekannt,“ fragte er weiter, „daß die Christen sich nicht mehr versammeln dürfen?“

„Wie sollte es mir nicht bekannt sein,“ gab sie zurück, „da es an allen Säulen angeschlagen steht.“

„Und Ihr versammelt Euch doch?“

Im Ton seiner Stimme war ein drohendes Schwellen. Ein leichtes Achselzucken war alles, was sie erwiderte.

Cyprianus fühlte, wie die Entrüstung in ihm aufstieg. So also sahen sie in Wirklichkeit aus, diese Christen, die er im Geiste zermalmt, zertreten, zu einem bebenden Haufen zusammengedrängt gesehen hatte? So nahmen sie die Kriegserklärung auf?

„Ihr scheint das Gebot Eures Kaisers nicht hoch zu achten,“ fuhr er fort. „Weißt du, daß einer von — den Deinen gestern auf offenem Markt das Edikt herabgerissen hat?“

Sie senkte ein wenig das Haupt. „Ich weiß es!“ sagte sie.

„Und billigst du es?“

Sie zögerte einen Augenblick mit der Antwort, als wäre sie sich darüber selbst noch nicht ganz klar.

„Er war sehr jung,“ erwiderte sie dann, „und leidenschaftlich. Wahrscheinlich hat ihn das Edikt, und was in dem Edikt von den Christen gesagt war, verletzt.“

Der Rhetor Edusus ließ einen schnaubenden Seufzer hören; seine Augen rollten wie Glaskugeln im Kopfe herum. Das mußte er erleben, daß sein leibliches Kind einen solchen Majestätsfrevel in solcher Weise beschönigte.

Cyprianus sagte nichts, nur sein Gesicht rötete sich; die schwüle Hitze, die sich seines Innern bemächtigte, stieg ihm bis in die Wangen.

„Und weißt du auch,“ forschte er langsamen Tones weiter, „was ihm dafür geschehen ist?“

„Ich weiß es,“ versetzte sie.

„Daß sie ihn gegriffen und verbrannt haben auf offenem Markt? Bei lebendigem Leibe?“

„Ich weiß es,“ wiederholte sie.

Er beugte sich vor. „Und schreckt dich das nicht?“

Mit einem Ruck warf sie das Haupt zu ihm herum; ihre Augen trafen mitten in die seinen.

„Nein!“

Cyprianus fuhr unwillkürlich zurück. Wie eine schneidende Absage hatte sie ihm das Wort zugeschleudert; es war ihm, als hätte er einen Schlag ins Gesicht bekommen.

„Nein?“ brauste er auf. „Weil du nicht dabei gewesen bist, sprichst du so! Weil du es nicht mit angesehen hast! Ich aber habe es gesehen, und ich sage dir, es war nicht zum Lachen! — Nicht zum Lachen,“ wiederholte er mit steigender Stimme, denn in ihrem Gesicht kehrte der Ausdruck wieder, der ihn schon einmal zur Wut gebracht hatte, um ihren Mund fing es an zu zucken, wie von verhaltenem Lachen.

Langsam wandte sie das Haupt wieder zur Seite.

„Daß es weh tut, wenn man verbrannt wird, das kann ich mir denken,“ sagte sie mit kühler, beinah spöttischer Ruhe.

„Das — kannst du dir denken?“ Das Wort brach ihm im Munde ab; er stand wie ratlos vor etwas Unbegreiflichem. War das nur kindische Unwissenheit? Oder war es Wahnwitz, diese unsinnige Sicherheit? Glaubte sie ihm etwa nicht? Wußte sie nicht so gut wie er, daß die Vernichtung über ihrem

Haupte hing? Dachte sie vielleicht, daß eine Hand aus den Wolken greifen und sie erretten würde? Von allen sie nur allein? Unwillkürlich erhob er die Arme; er hatte ein Gefühl, als müßte er sie aus dem Traume wecken, sie wach rütteln und schütteln.

„Und weißt du nicht" — seine Augen suchten vergebens nach ihren Augen, der Atem versagte ihm fast, indem er auf sie einsprach — „daß Euch das alle erwartet? Euch alle und dich auch, wenn Ihr Euch weiter gegen den Befehl des Kaisers auflehnt und in Eurer Gemeinde versammelt?" Er wartete auf eine Antwort — es erfolgte keine. Bleich, stumm, abgewandten Gesichts stand das Mädchen da.

„Weißt du nicht, was in dem Edikte steht, daß Eure Versammlungshäuser niedergerissen werden sollen?"

„Sie haben unser Haus schon niedergerissen," erklärte sie dumpfen Tons.

„Und dennoch kommt Ihr zusammen?"

Ohne ihn anzusehen, erhob sie das Haupt, und indem sie es tat, schimmerte ihr Gesicht, so daß es beinah aussah wie gestern das Gesicht des Christen, als er, von Weibern und Kindern umgafft, auf dem Marktplatz vor dem Scheiterhaufen gestanden hatte.

„Er braucht keine Häuser," sagte sie laut, „er ist bei uns, auch wenn wir im freien Feld uns versammeln."

„Also im freien Feld kommt Ihr zusammen?" fragte Cyprianus.

Sie zuckte höhnisch mit den Achseln.

„In die Schlucht des Cyriades getrauen sie sich ja nicht hinein."

„Die Schlucht des Cyriades?" versetzte er, „das also ist Euer Schlupfwinkel?"

Es trat eine Pause ein. Auf den Wangen des Weibes wechselte die Farbe; ihre Brust hob und senkte sich; zum erstenmal, seitdem sie ihm gegenüberstand, schien ihre Sicherheit ins Schwanken zu geraten, sie hatte sich verraten.

Zögernd wandte sie das Haupt herum; langsam, von unten herauf, prüfend, beinah lauernd, erhob sich ihr Blick zu seinem Gesicht. Ihre Augen blickten starrend in die seinen.

„Nun kannst du hingehen," sagte sie, und sie sagte es so

leise, daß ihre Worte nur wie ein Hauch zu ihm hinüber kamen, „und ihnen sagen, wo sie mich finden.“

Ein Stöhnen drang aus Cyprianus' Brust; ein Gefühl, wie wenn Eis und Feuer in ihm wären, erstickte ihn.

„Törin,“ preßte er zwischen den Zähnen hervor, „weißt du, was du sprichst?“

Er war einen Schritt auf sie zugetreten; sie standen sich ganz nah gegenüber, und indem sie sich unverwandt in die Augen blickten, fing es in den Mundwinkeln des Weibes zu zucken und zu beben an. Um die Lippen, die festgeschlossen aufeinander lagen, zeichnete sich ein Zug, scharf wie mit dem Meißel gezogen, eine kräuselnde Linie, die sich verlängerte, die sich vertiefte.

Er starrte wie gebannt auf ihren Mund.

Was war es, was da vor sich ging? Nur kindischer Trotz? Oder etwa das hochmütige, sichere Gefühl: „Du tust es doch nicht?“

Mit einem Griff hatte er ihre herabhängende Hand erfaßt.

„Nicht so,“ sagte er keuchend, „nicht solches Gesicht!“

Er hielt ihre Hand, er drückte sie, als wollte er sie zerdrücken; kaum, daß er sich bewußt ward, daß er es tat. Aber indem er das zarte, geschmeidige Glied in seinen Fingern fühlte, indem er ihre Brust auf- und niedersteigen sah und den Hauch ihres Mundes an seinem Gesicht verspürte, durchzuckte ihn die Erinnerung an den gestrigen Abend, an den seligen Traum, der sie in seine Arme geworfen hatte, sie, die jetzt da vor ihm stand, so trotzig, kalt und selbstgewissen Hohnes voll. Die ihn mit eigenen Worten aufforderte, sie in die Hände zu liefern, vor denen er sie hatte retten wollen.

Ja wahrhaftig, und zum erstenmal, ihn durchschüttelnd wie Todesfrost und überströmend mit grausam glühender Lust, stieg der Gedanke in ihm auf: „Wenn du es tätest?“

„Wenn du sie hingäbest in die Nacht des Schreckens, daß dieses höhnische Gesicht ernsthaft zu blicken, dieser hochfahrende Nacken sich zu beugen lernte?“

Und er hatte sie in seiner Gewalt!

Wie ein Nebel lagerte es sich in seinem Gehirn, daß er kaum mehr zu denken vermochte; in seinem Kopfe war ein Sausen und Brausen wie von einer Feuersbrunst, und er fühlte, wie ihm die Flammen aus den Augen sprühten.

Fast ohne zu wissen, was er tat, neigte er sich zu ihrem Ohre.

„Sei nicht zu sicher," flüsterte er, „spiele nicht, spiele nicht, es ist furchtbar ernsthafte Zeit."

Sie gab keine Antwort; ihre Lippen öffneten sich nicht; die feinen Nasenflügel zitterten, und indem der Atem hindurchging, gab es einen leisen, klingenden Ton. Dabei fühlte er, wie ihre Hand sich in seiner Hand bewegte, wie sie aus der Haft zu entkommen strebte.

Mit verdoppelter Gewalt hielt er sie fest. Nein, entkommen sollte sie ihm nicht! Aus seiner Macht gelangen sollte sie nicht!

Und so entstand zwischen den beiden Händen ein lautloses Ringen, zwischen den beiden Menschen ein wortloser, leidenschaftlicher Kampf.

Noch einmal war sein Gesicht dicht an ihrem Gesicht.

„Praxidike, du weißt nicht, was du tust, was du sagst, was du wagst; wenn ich zu ihnen ginge, wenn ich ihnen sagte, wenn sie dich fänden — weißt du, was dir bevorstände?"

Mit einer letzten Anstrengung hatte sie ihre Hand befreit und aus seiner Hand gerissen.

„Tu's!" sagte sie.

Ihr Wort war ein Schrei; sie hatte die Arme ausgebreitet, wie jemand, der seine Hände den Häschern dahingibt; ihr Gesicht leuchtete wie Alabaster, den eine Flamme durchscheint.

Cyprianus war bis in die Lippen erblaßt.

„Wahnsinnige," stammelte er tonlos.

Sie hielt ihn mit den Augen fest; in ihren Augen war ein Leuchten, ein beinah unnatürlicher Glanz.

„Tu's!" wiederholte sie noch einmal. „Morgen oder in den nächsten Tagen haben sie mich doch; also geh du hin und zeige ihnen den Weg!"

Fassungslos starrte Cyprianus sie an. Eine solche Herausforderung — war das Komödie? Nur eine andere Form für „verrate mich nicht"?

Sie mochte ahnen, was in ihm vorging, mochte es ablesen von seinem ungläubigen Gesicht.

„Es ist mein Ernst," sagte sie, und in ihren Worten war wirklich ein bittender, beinah flehender Ton, „ich bitte dich darum, bitte dich darum!"

„Du bittest mich darum?" Er hatte sie an den Schultern gepackt und stieß sie, wie von einem Schauder ergriffen, im näm-

lichen Augenblick zurück. So rasend also war das Verlangen in ihr, eine Schranke zwischen ihnen beiden aufzubauen, eine ewig unübersteigbare, für immer von ihm getrennt zu sein, daß sie ihn anrief, Henkersdienst an ihr zu verrichten?

Eine grimme Wut erfaßte ihn.

„Du bittest mich darum? Daß du vor den Richter geschleppt, in Qual und Schmach und Schande gebrochen und vernichtet wirst, darum bittest du mich?"

Ihre Lippen zuckten und flogen; die Worte sprühten von ihrem Munde, ihm ins Gesicht.

„Und du sollst dabei stehen, wenn sie mich quälen! Sollst es mit ansehen, wenn sie mich martern!"

Cyprianus knirschte aus heiserer Kehle.

„Warum soll ich das? Warum soll ich das?"

Eine wilde Verzücktheit überstrahlte ihr Gesicht.

„Damit ich sehe, wer von uns beiden der Mutigere ist! Denn i ch fürchte mich nicht!"

„Weil du eine Närrin bist," schrie er sie an, „die nichts gesehen hat und von nichts weiß! Wenn die Stunde kommt, wenn die Prüfung kommt, wirst du dich fürchten, das sage ich dir!"

Wie ein Jauchzen kam es von ihrem Munde, beinah wie ein Lachen:

„Ein anderer als du sagt mir, daß ich mich nicht fürchten werde!"

„Ein — anderer?"

„Ja, ja, ja!" rief sie. „Der bei mir ist, der in mir ist, der in mir sein wird und tragen und leiden wird, während Ihr meint, daß ich leide!"

Sie hatte beide Arme empor- und das Haupt in den Nacken zurückgeworfen; vor Cyprianus erschien das Bild, das Aglaiades ihm beschrieben hatte, das Bild der trunkenen Mänade.

Alles Mitleid, alle Wärme, jedes sanfte Gefühl, das er für sie empfunden hatte, erlosch, wie von einer eisigen Faust erstickt.

„Du bist besessen," sagte er hart und kalt. „Besessen von einem lügnerischen Dämon."

Als sie das vernahm, ließ sie die erhobenen Arme sinken, wandte sich zu ihm und sah ihn an. Und dieses alles geschah mit einer so langsamen, schweren Bewegung, daß es aussah, als

wäre eine plötzliche Erstarrung über ihre Glieder gekommen; ein Atemzug, so tief aus der Brust heraus, wie man ihn bei Sterbenden hört, wenn sie die Last des Lebens mit dem letzten Hauch dahingeben in die Vergangenheit, hob ihren Busen, und dann schaute sie ihn an, nicht mehr mit den erregten, lodernden Augen von vorher, sondern mit einem langen, ruhevollen, beinahe staunenden Blick, als stände ein ganz anderer Mann ihr gegenüber, als der, welcher vorhin dort gestanden hatte, und als wunderte sie sich, daß es so sei.

„Du blinder, du tauber, du törichter Mann," sagte sie schleppenden Tones.

Noch einmal wollte Cyprianus auffahren — aber er tat es nicht; er fühlte, daß Zorn und Aufwallung nicht mehr nötig war. Wie vereist lag ihm das Herz in der Brust. Nicht das Weib mehr, nach dem er sich inbrünstig gesehnt hatte, eine Fremde stand vor ihm, eine Christin wie andere mehr, eine Aufrührerin wider Recht und Gesetz. Und was ihm vor einer Stunde noch wie Wahnsinn und Undenkbarkeit erschienen war, daß er zum Prokonsul gehen und sagen könnte: „Holt Euch die Tochter des Edusus, sie ist eine Christin," das erschien ihm jetzt plötzlich wie eine ganz einfache Sache.

Als sie aber nun zurücktrat und sich umwandte, um hinauszugehen, als sie den Vorhang ergriff, und er den Augenblick kommen sah, daß sie verschwinden würde, da noch einmal durchzuckte es ihm Seele und Sinn, daß er sie vielleicht im ganzen Leben nie wiedersehen würde. Und hinter diesem Gedanken sprang ein zweiter auf, noch schrecklicher als der erste: wenn er sie wiedersähe, wie würde es sein?

Dieser blühende, unberührte Leib — durch was für Hände würde er hingeschleppt worden sein! Diese schlanke Gestalt, so stolz aufgerichtet auf sicheren Füßen, unter was für Erlebnissen würde sie gebeugt sein! Dieses schöne, unselige Geschöpf, das von Martern und Qual sprach, wie der Gesunde von der Krankheit spricht, die er nicht kennt — wie würde es aussehen, wenn er ihm wieder begegnete, wenn die Wirklichkeit es geweckt haben würde, die grausame, blutige, gräßliche Wirklichkeit?

Mit einem Schritt kam er hinter ihr her. Aus seiner Brust rang sich ein heiserer Schrei:

„Praxidike!"

Unter dem Vorhange, den sie mit einer Hand emporhielt,

wandte sie sich noch einmal um, mit dem langen, gleichgültigen Blick, mit dem sie ihn zuletzt angesehen hatte.

„Ich heiße Justina,“ erwiderte sie.

Der Vorhang fiel hernieder; sie war verschwunden.

Aus dem Hause des Edusus trat einen Augenblick später ein Mann heraus. Einige Jünglinge, die zum Unterricht bei dem Rhetor kamen, blieben stehen, als sie ihn gewahrten.

„War das Cyprianus?“ fragte einer von ihnen.

„Ich glaube,“ versetzte ein anderer, „aber man hätte ihn kaum erkannt; er sah aus wie verwandelt.“

V

Die jungen Weisheitsbeflissenen, die heut zu Edusus kamen, hatten kein Glück. Sie wurden abgewiesen; der Rhetor las nicht.

Das war eigentlich, solange Antiochien stand, noch nicht dagewesen. Was war denn geschehen?

Aus dem Hausbesorger war nichts herauszubringen.

Am nächsten Tage hatten sie ebensowenig Glück, und am dritten mußten sie gleichfalls umkehren.

Von nun an begannen sonderbare Gerüchte sich zu verbreiten.

Edusus, hieß es, würde überhaupt nicht mehr lesen.

„Warum denn nur? War er krank geworden?“

Man sagte so; und zwar eine schlimme Krankheit: verrückt.

„Verrückt?“

Jedenfalls ganz sonderbar, ganz anders als sonst. Der ruhige, höfliche, immer gleichmäßige Mann wäre plötzlich aus Rand und Band geraten. Tobend und brüllend liefe er im Hause umher. Unaufhörlich untersuchte er Ausgänge und Türen. Alles müßte verschlossen und verriegelt sein. Seine Sklaven und Diener wüßten sich kaum mehr zu raten und zu helfen. Nur mit Mühe hätte der Gärtner das Prachtstück seines Gartens einen uralten, gewaltigen Feigenbaum, zu retten vermocht; mit Gewalt hätte der Alte darauf bestanden, daß der Baum umgehauen würde.

„Hatte man denn eine Ahnung, woher das alles kam?“

Eigentlich nicht; vielleicht von der allgemeinen Luft, die augenblicklich wie ein Fieberschwaden über Antiochien lag. Denn

die Luft in Antiochien war schlimm geworden, gefährlich. Die Christenverfolgung kam in Gang.

Anfänglich hatte man die Sache nur lau betrieben; Fanatismus lag nicht eigentlich in der Natur der Bevölkerung. Die Behörden selbst hatten keinen übermäßigen Eifer gezeigt. Es war so lange nicht verfolgt worden; man hatte angefangen, sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß es Christen gab. Die Verfolgungsmaschine hatte so lange stillgestanden, daß sie beinah eingerostet war. Leidenschaftlich gegen die Christen war eigentlich nur das untere Volk eingenommen, obschon aus seinen Kreisen gerade die Mehrzahl der Bekenner hervorging. Die Gebildeten verhielten sich gleichgültig; die Beamten waren halb und halb unschlüssig. Allmählich aber war das anders geworden, nicht zum wenigsten durch die Christen selbst, die mit herausforderndem Trotz auftraten, das kaiserliche Edikt herabrissen und jede Gelegenheit herbeizogen, ihren Gegensatz gegen Oberhoheit des Staats und Staatsreligion laut und öffentlich zu bekunden.

„Ihr wollt also durchaus anders angefaßt sein? Ihr könnt es haben.“

Und langsam aber furchtbar fingen die Gemüter an, sich zu erhitzen. Öfter und öfter wurde einer gepackt vor Gericht geführt und hingerichtet. Das Öl, das die Verfolgungsmaschine brauchte, fing an zu fließen, das Blut. Die Räder fingen an sich zu drehen, schneller und immer schneller, lauter und lauter, so daß man das sausende Geräusch durch ganz Antiochien vernahm. Und jetzt war das Geräusch zum Getöse geworden; alle Gemüter standen in Flammen; die Behörde hatte einen mächtigen Fang getan. Es war ihr geglückt, einen ganzen Haufen der Sekte auf einmal zu ergreifen, Männer und Weiber, eine ganze Gemeinde. Ihr Versammlungshaus hatte man ihnen schon vor Wochen über dem Kopf abgebrochen; dann hatte man vorläufig nicht weiter nachgefragt. Sie würden ja wohl auseinandergelaufen sein, hatte man angenommen.

Plötzlich aber war dem Prokonsul Nachricht zugegangen, daß sie nicht auseinandergelaufen wären, daß sie zusammenkämen und sich versammelten, nach wie vor, trotz kaiserlichem Edikt und allem.

Und wo versammelten sie sich? In der Schlucht des Cyriades! Ah, das Gesindel! Da sah man einmal, wes Geistes Kinder sie waren!

In der Nacht waren sie gefangengenommen und sofort ins Gefängnis geführt worden, in dem sie jetzt zusammengepfercht saßen, weil es kaum Raum für so viele bot.

Beim Scheine der Fackeln hatte sich der düstere Zug durch die Gassen bewegt, vom Straßenpöbel umheult, der natürlich wach geworden war und sich am liebsten gleich über sie hergeworfen hätte.

Und dann, am nächsten Morgen, sprang ein Gerücht auf; unter den jungen Männern von Antiochien kam es auf und flüsternd ging es von Mund zu Mund:

Mitten in dem gefangenen Christenhaufen hatte man die Tochter des Edusus gesehen.

„Nein, sagt — ist es denn möglich? Ist es möglich und wahr?"

Es klang unglaublich — aber dennoch — es war sicher und gewiß.

„Die schöne Praxidike?"

„Keine andere. Man hatte einen zuverlässigen Gewährsmann: Aglaiades. Aglaiades, der, wie Ihr wißt, früher ein Verhältnis mit ihr gehabt hat."

„Freilich — freilich! — und der hatte sie gesehen und erkannt?"

Hatte sie gesehen und erkannt. Einer der fackeltragenden Soldaten war gerade an ihrer Seite gegangen. Das Licht hatte ihre Gestalt und ihr Gesicht beleuchtet. Beinah in Ohnmacht war er gefallen, der arme Kerl, als er das einstige Liebchen in solchem Aufzug und in solcher Gesellschaft sah.

„Beinah in Ohnmacht gefallen — das ließ sich denken; und freilich, das erklärte denn auch das Verhalten des Edusus."

Allerdings. Der Prokonsul, der die Familie kannte und den Rhetor schätzte, hatte gleich am nächsten Tage zu ihm geschickt; ob er nicht selber kommen und vernünftig mit seiner Tochter sprechen wollte. Vielleicht, daß sich die fatale Geschichte dann in aller Stille abmachen ließ. Der Prokonsul würde sie aus dem Gefängnis gelassen und dem Vater ins Haus zurückgegeben haben. Soweit es jetzt noch möglich, wäre auf die Art ein öffentlicher Skandal vermieden worden.

Aber der wohlgemeinte Versuch war gescheitert.

Edusus war nicht zu bewegen gewesen, aus dem Hause zu gehen. Er hatte die Botschaft so dumpf und stumpf aufgenommen,

als verstände er sie gar nicht. Der alte Mann schien wirklich nicht mehr zurechnungsfähig zu sein.

Nun blieb dem Prokonsul nichts anderes übrig; er mußte das tolle Mädchen wirklich vor Gericht bringen. Das war ihm unangenehm, recht unangenehm.

Er war durchaus kein Christenschlächter aus eigenem Antrieb, aber ein Beamter, ein straffer, römischer Beamter. Dem Edikt mußte gehorcht werden, und das Edikt war unzweideutig klar:

„Sie haben zu tun, diese Christen, was jeder Staatsbürger tut; den Kaiser als ihr Haupt anzuerkennen und dessen zum Zeichen vor seinem Standbild zu opfern. Daß sie es tun, dafür hast du zu sorgen. Wenn sie sich weigern, hast du sie dahin zu bringen; wenn es nicht anders geht, mit Gewalt, mit allen Mitteln, mit der Folter. Und dabei sollst du nicht achten auf Rang oder Stand, Alter oder Geschlecht."

Also — wenn das Mädchen störrisch blieb, konnte es kommen, daß er gezwungen war —

Unangenehm; wirklich recht unangenehm.

Das einzige, was er noch für sie tun konnte, war, daß er sie im besonderen vernahm, ganz allein, von ihren Mitgefangenen getrennt. Zuerst wollte er diese verhören. Das würde ein paar Tage dauern; währenddem mochte Praxidike im Gefängnis sitzen bleiben. Vielleicht würde das schon hinreichen, um sie gefügig zu machen. Der Aufenthalt in dem scheußlichen, unterirdischen Raum, und dann — wenn ihre Genossen aus dem Verhör ins Gefängnis zurückkehrten, mit Geißelstriemen bedeckt, mit den Wund- und Feuermalen der Folter am Leibe — wenn sie das alles sähe, würde ihre Halsstarrigkeit brechen, und es würde nur eines letzten, vernünftigen Wortes noch bedürfen.

So beschloß der Prokonsul zu verfahren; und so geschah es.

In der großen, am Forum gelegenen Basilika, in der er seinen Amts- und Gerichtsitz hatte, ließ er sich die gefangenen Sektierer vorführen.

In Haufen von je zwanzig und dreißig abgeteilt, wurden sie zur großen Eingangspforte hereingetrieben und durch die Länge der Halle hindurch bis in die Apsis geführt, den Rundbau, in welchem die Halle endigte.

In der Halle, mit untergeschlagenen Armen an die Säulen gelehnt, standen Soldaten, die sich lachend unterhielten, und zwischen den Soldaten noch andere Männer, die sich nicht unterhielten, die schweigend an unheimlichen Geräten hantierten, Geißeln flochten, Kohlenpfannen in Glut setzten, unheimliche Männer, in kurzen Röcken, mit aufgestreiften Ärmeln, roten Kappen auf dem struppigen schwarzen Haar, deren Arme von Muskeln strotzten, deren Augen in einem schmutzigen Feuer blinkten und deren Gesichter einen brutalen, unmenschlichen Ausdruck zeigten.

Hinten in der Apsis, auf einem Unterbau von einigen Stufen, stand der große, marmorne Armsessel, in welchem der Prokonsul saß. Neben seinem Sitze ragte die bronzene Statue des Kaisers, vor der ein kleiner Opferaltar angebracht war.

Auf dem Altar war ein Feuer angezündet. Indem die Flammen aufstrebten, beleuchteten sie von unten herauf das Standbild; wie ein Moloch kam die lange, hagere Bronzegestalt aus dem Schatten hervor.

Das war der Raum, wo die Gefangenen vorgeführt und verhört wurden. Wenn sie sich als Christen bekannten — und das taten sie alle — stellte man sie vor das Bild des Kaisers, gab ihnen ein paar Körner Weihrauch in die Hand und forderte sie auf, dieselben in das Opferfeuer zu werfen. Folgten sie dem Gebot, so war alles gut und sie durften gehen; dem Befehle des Kaisers war Genüge getan.

Es war eigentlich so einfach und bequem.

Der Prokonsul hatte sich das so zurechtgemacht, weil ihm wirklich daran lag, in Frieden mit dem überspannten Volke auseinander zu kommen. Was konnten sie denn vernünftigerweise gegen die Erfüllung einer solchen rein äußerlichen Förmlichkeit einzuwenden haben?

Wenn er von ihnen eine feierliche Abschwörung verlangt hätte, oder dergleichen — daran dachte er ja aber gar nicht. Mochten sie sich doch, während sie die Körner streuten, denken, was sie wollten. Glaubte denn etwa er, der Prokonsul selbst, oder sonst ein vernünftiger Mensch in Antiochien, daß in dem bronzenen Dinge da wirklich ein Gott vor ihnen stände? Lächerlich.

Alles, was er verlangte, war ja eigentlich nur, daß sie so täten — als wenn —

Und daß sie trotzdem nicht darauf eingingen, seine wohl-

wollende Absicht trotzdem nicht verstehen wollten, das ärgerte ihn; das erschien ihm wie eine törichte Halsstarrigkeit, das verstand er einfach nicht. Das verstanden die übrigen Gebildeten und Vernünftigen ebensowenig. Und daß sie es nicht verstanden, daß diese ganze, den ewigen Fragen gegenüber gleichgültig gewordene Menschheit nicht begriff, wie es in den Seelen jener anderen aussah, nicht fassen konnte, daß es Seelen gab, die nicht gleichgültig waren, nicht ahnte, daß Menschen, denen eine neue, ungeheure Wahrheit aufgegangen ist, so bis in die letzte Faser und Pore davon erfüllt werden, daß ihnen auch die kleinste Unwahrheit, die geringfügigste, äußerlichste Ableugnung dieser Wahrheit unmöglich wird — das war das Merkmal der Verwesung, das diese Menschheit in sich trug, das Mene Tekel, das über der Zeit geschrieben stand, der Schicksalsspruch, den sie aus der Ferne grollen hörten, ohne ihn zu verstehen: „Ihr seid Schutt geworden; darum hinaus mit Euch aus den Toren der Welt."

Denn wie gesagt, die Christen wollten die Weihrauchkörner nicht entgegennehmen und nicht in das Opferfeuer werfen. Die Mehrzahl wenigstens.

Einige wurden weich und schwach. Bei ihnen wirkte der feierlich bedrohliche Raum, in dem sie standen, der Anblick der unheimlichen Männer, zwischen denen sie eben hindurchgegangen waren, das unverständliche Hantieren dieser Männer an unverständlichen Instrumenten derart beängstigend, daß sie neue Lehre, neuen Glauben, neuen Gott hinwarfen und sich dahin zurückretteten, wo Sicherheit und Leben war.

Aber das waren nur wenige; die anderen verweigerten das Opfer. Und unter diesen wieder einige mit lautem, herausforderndem Trotz, mit höhnischen Redensarten, beinah frech.

Und dies war alsdann das Signal zum zweiten Vorgang: Auf einen Wink des Prokonsuls kamen die Männer aus der Halle heran, die mit den kurzen Röcken und den nackten, muskelstrotzenden Armen. Ohne ein Wort zu sagen, traten sie auf die Bekenner zu, packten sie und rissen sie mit sich fort. Und nun verwandelte sich die Halle der Basilika in einen Höllenraum. Furchtbare Geräusche wurden laut. Man hörte das Klatschen von Hieben auf entblößte Menschenleiber, das Knirschen von Stricken, das Rasseln von Rädern und Winden und das Pfauchen von Blasebälgen, mit denen Glut angefacht wurde.

Dazwischen ertönten schrille, kurz abgerissene Schmerzensschreie, doppelt schrecklich in ihrer Wirkung, weil man ihnen anhörte, daß sie lange und gewaltsam niedergedrückt worden waren und daraus die Furchtbarkeit des Schmerzes ermessen konnte, der sie dennoch erpreßte. Aus diesem Wirrnis von schrecklichen Tönen und Geräuschen erhob sich dann plötzlich ein Gesang, aufschwellend aus tiefen, schluchzenden Tönen zu immer steigender Höhe; ein brüllender, gellender, beinah wahnwitziger Gesang, die Ekstase der Qual, den ganzen Raum der Basilika erfüllend wie eine Blutwelle, und hinausdröhnend bis auf die Straße. Und wenn der Pöbel, der außerhalb der Basilika stand und die Pforte belagerte, diesen Gesang vernahm, dann beantwortete er ihn mit einem blutdürstigen Geheul. Blutgeruch schwitzte durch die Marmorquadern der Basilika nach außen; eine sinnlose Wut raste in allen Gemütern auf, in einem Anprall war die große Pforte erbrochen, und die Soldaten, die im Innern standen, mußten sich mit blanker Waffe den Menschenbestien entgegenwerfen, die kreischend, schnappend, schäumend hereinverlangten, um mit einem Schlage zu vollenden, was die Folterknechte halb fertig gebracht hatten. Sie durften die Schwerter auch nachher nicht einstecken, die Soldaten, wenn sie die Christen aus der Basilika in das Gefängnis zurückbrachten.

Mit taumelnden Füßen, halbgebrochenen Gliedern, mit Augen, die bei dem einen wie erloschen aussahen, bei dem andern in wilder Verzücktheit brannten, die Kleider, die man ihnen wieder übergeworfen hatte, mit Blut befleckt — so wankte und schwankte die Schar, die von der Folter kam, aus der Basilika zum Gefängnis zurück. Rechts und links zu ihren Seiten, so daß sie die Christen in ihrer Mitte hatten, gingen die Soldaten, in zwei Gliedern geordnet, die blanken Schwerter in der Faust, mit der flachen Klinge, mit Faustſtößen und Fußtritten den Straßenpöbel zurückschleudernd, der immer wieder heranwogte, die Soldatenreihe zu durchbrechen und an die da in ihrer Mitte heranzugelangen versuchte. Und so ging das fort, so wiederholten sich diese schauderhaften Auftritte tagelang, bis daß die ganze Gemeinde, die man da draußen in der Schlucht des Cyriades gefangen hatte, vernommen worden war, abgefertigt und zum Tode verurteilt; zum Tode in der Arena, bei der nächsten Vorführung wilder Tiere.

Und nun, nachdem dieses alles vollbracht und eine Art

vorläufiger Beruhigung in den Gemütern eingekehrt war, kam der Tag, an dem die Tochter des Edusus vorgeführt werden sollte.

Mit einer fatalen Vorempfindung sah der Prokonsul der Stunde entgegen; die Erfahrungen, die er bisher an diesen Christen gemacht hatte, waren wenig geeignet, ihn zu ermutigen. Noch anders aber als in dem Prokonsul sah es in dem Manne aus, der in frühester Stunde dieses Tages in die Basilika eingetreten war und jetzt, dort hinten an die Wand der Apsis gelehnt, in seinem dunklen Mantel wie ein Schatten in die Schatten des dämmrigen Raumes aufragte, in Cyprianus.

Ihm war der Eintritt leicht gewährt worden; schon sein Name hatte dazu hingereicht.

So war er nun da und hatte Zeit, die Halle zu überschauen, die in ihrer ganzen Länge vor ihm lag, in der sich vorläufig nichts regte, als höchstens die leisen Worte, mit denen sich die unheimlichen Männer da vorn ansprachen, indem sie ihre Instrumente in Ordnung brachten.

Für wen rüsteten sie sich?

In der tiefen Stille ringsumher vernahm er die schweren Schläge seines Herzens.

Wie eine Eiskruste lag es über seiner Seele; eine dumpfe Spannung war alles, was er empfand.

Die Nacht öffnete den Rachen, um den Lichtfunken zu verschlingen, der einst vor seinen Augen getänzelt hatte, die Schrecken standen auf, um das Lachen zu ersticken, das ihn dereinst gekränkt hatte. Solcher Bundesgenossen hatte es bedurft, um ein zartes, gebrechliches Weib zu bezwingen.

Zu bezwingen? — In den Ohren tönte ihr Wort ihm nach: „Ich fürchte mich nicht.“ Wirklich? — Die Stunde war gekommen, die da entscheiden würde, wer von ihnen beiden Sieger bliebe.

Und indem er dies noch dachte, öffnete sich die große, ihm gerade gegenübergelegene Pforte der Basilika; eine Abteilung Soldaten erschien, und in ihrer Mitte war etwas Weißes. Etwas ganz Weißes. Das helle Gewand, das sie umfloß, sah ganz wie jenes aus, das sie damals im Feigenbaume getragen hatte; in dem halben Lichte der Basilika erschien es wie weiß. Und aus dem Gewande tauchte ein Gesicht auf, mit fahler Blässe überhaucht, wie übergossen von weißem Schnee. Er konnte sie

ganz genau sehen. Langsam bewegte sie sich vorwärts, langsam, beinah schwankend, mit halbgesenktem Haupte, so daß sie aussah, wie eine Lilie, die der Sturm aus dem Boden gerissen hat und vor sich hertreibt.

Der Prokonsul, so schien es, hatte es mit seiner Berechnung getroffen; der Aufenthalt im Gefängnis, die Dinge, die sie dort gesehen, hatten sie gebrochen; in den sonst so kecken Augen schwamm ein wolkiger Schatten.

So wurde sie bis vor den Richterstuhl geführt und so, die Hände im Schoße ineinander gelegt, in demutvoller Ergebung blieb sie stehen.

„Mein Kind," hub der Prokonsul an, „es hat mir leid getan, daß ich dich an so unwürdigem Orte habe festhalten müssen. Laß uns deines alten Vaters gedenken, der sich in Kummer verzehrt, laß uns eilen, daß wir zur gesitteten Welt zurückkehren. Man hat dich inmitten der Christen gefangengenommen — sage mir nun: Bist du wirklich eine von ihnen?"

Cyprianus lauschte; aber er sah nur, wie ihre Lippen sich bewegten; zu hören vermochte er nichts. Sie hielt das Haupt gesenkt und ihr „ja" war nur ein Hauch gewesen.

Der Prokonsul hatte es vernommen, mit Befriedigung vernommen; wer sich so leise bekannte, hatte ja schon halb widerrufen. Auf einen Wink von ihm wurden ihr ein paar Körner Weihrauch in die Hand gesteckt.

„Komm, komm," fuhr er fort, „es wird nichts Unbilliges von dir verlangt. Tritt dort an den Altar und wirf die Körner in die Glut."

Zögernd erhob sie die Augen.

„Ist das — ein Opferaltar?" fragte sie leise.

„Was sonst?" entgegnete der Prokonsul.

Sie ließ die Blicke weiter emporgehen, an dem bronzenen Standbilde des Kaisers hinauf.

„Aber dann — opfere ich ja vor ihm?"

„Ist es ein Unrecht," fragte der Prokonsul, „wenn du tust, was dein Vater tut? Was wir alle tun?"

Sie rieb die Körner zwischen den Fingern; sie ließ das Haupt wieder sinken; mit allen Fibern und Sinnen lauschte Cyprianus. Überlegte sie? Schwankte sie? War sie besiegt?

Sie schüttelte langsam das Haupt.

Sollte das heißen, daß sie sich weigerte?

Der Prokonsul wurde eifriger.

„Überlege, mein Kind, überlege! Bedenke, daß du nichts anderes tust, als was du früher schon getan hast. Ich weiß, daß du mit deinem Vater zugegen gewesen bist in dem heiligen Hain; damals, weißt du, als wir unsern Herrn, den Kaiser, angebetet haben, wir alle; dein Vater hat vor ihm gekniet, und neben deinem Vater du. Nichts anderes wird von dir verlangt, als daß du tust, was du damals getan hast."

Schweigend und wie in gespannter Aufmerksamkeit hatte sie ihm zugehört. Jetzt richtete sie das Haupt auf; ihre Augen gingen im Kreise umher, und plötzlich wurden ihre Augen starr; an die Wand der Apsis gelehnt, die Arme über der Brust gekreuzt, dunkel wie ein Schatten aufragend in den dämmrigen Raum, stand ein Mann — und sie hatte den Mann erkannt.

Eine plötzliche Veränderung ging mit ihr vor.

Ihre Brust hob sich in einem tiefen Seufzer; ihr ganzer Leib reckte sich. Es sah aus, als hätte ein unverständlicher Traum auf ihr gelegen und als wäre sie daraus erwacht; als wäre ihr das Gedächtnis abhanden gekommen und als hätte sie es plötzlich wiedergefunden.

Mit der Hand strich sie sich über das Gesicht, und es sah aus, als wischte sie etwas von ihrem Gesicht hinweg. Der bleierne, müde Ausdruck war verschwunden; in den feinen Nasenflügeln zitterte wieder die alte, unbändige Freudigkeit; in Mundwinkeln und Wangen zuckte es wieder auf, als würde sie zu lachen beginnen — ja wirklich, zu lachen, vor dem Stuhle des Richters! Mitten unter den Schrecken des schrecklichen Orts.

Staunend blickte der Prokonsul auf den unbegreiflichen Vorgang, und als sie jetzt zu sprechen anfing, glaubte er, ein ganz anderes Geschöpf zu hören als das, welches vorhin gesprochen hatte; so hell, so stark, so metallisch kam die Stimme heraus, die vorhin so leise gehaucht hatte.

„Ja — damals," nahm sie die Worte des Prokonsuls auf, „war ja alles noch ganz anders, als es jetzt ist."

„Was war anders?" fuhr der Prokonsul auf sie ein.

Sie schüttelte das Haupt, daß ihr die blonden Locken flogen; und jetzt lächelte sie wirklich.

„Was war anders?" wiederholte der Prokonsul, der ungeduldig zu werden begann.

Sie blickte an ihm vorbei, als würde er sie doch nicht ver-

stehn; da hinten, wo der dunkle Mann an die Wand gelehnt stand, dahin blickte sie, als wäre er es, zu dem es sich zu sprechen verlohnte.

„Weil er damals noch nicht in mir war,“ rief sie, „der jetzt in mir ist!“

„Wer ist in dir? Von wem sprichst du? Was bedeutet das alles?“ fragte der Prokonsul, den die Ruhe mehr und mehr verließ.

„Ja, so fragt Ihr immer,“ entgegnete sie, „und das eben ist der Fehler, denn darauf kann man Euch nicht antworten. Ihn kann dir niemand beschreiben. Meinst du, ich hätte ihn je mit Augen gesehen? Nur suchen muß man ihn, nach ihm ausgehen muß man, denn sonst kommt er nicht. Aber wenn man ihn sucht, dann kommt er ganz plötzlich, dann ist er in einem, dann fühlt man ihn, dann hat man ihn, dann kennt man ihn —“

„Träume nicht,“ unterbrach sie der Prokonsul, „träume und fasele nicht! Wie willst du jemanden kennen, den du nicht siehst?“

Mit einem schalkhaften Blick sah sie zu ihm auf.

„Hast du denn dein Herz schon einmal gesehen, das du in der Brust trägst? Ist es darum nicht da, weil du es nicht sehen kannst?“

Mit einer jähen Bewegung drückte sie beide Arme auf die Brust; sie senkte Kinn und Gesicht, als wollte sie in sich hineinschauen, so daß es aussah, als hielte sie da etwas an sich gedrückt, etwas Geheimes, Verborgenes, Rätselhaftes und Wundervolles. Sie wiegte sich von einem auf den anderen Fuß, wie Kinder es im Überschwange der Fröhlichkeit tun, dann fing sie an, die Lippen zu regen, in sich hinein zu sprechen, und zu kichern.

Das alles sah so merkwürdig aus, so nie dagewesen, daß der Prokonsul eine Zeitlang ganz sprachlos wurde.

„Was tust du da?“ sagte er endlich. „Zu wem sprichst du? Warum lachst du?“

„Er ist da!“ rief sie mit hellem Frohlocken. „Er ist in mir! Er spricht zu mir! Er lacht über alles, was Ihr sagt!“

Plötzlich warf sie die Arme auseinander.

„Und nun könnt Ihr mit mir machen, was Ihr wollt!“

Eine dumpfe Bewegung aus der Halle her ließ sich vernehmen; die Männer da vorn, in kurzen Röcken, mit den roten Kappen

auf dem Kopfe, witterten, daß Arbeit für sie kam. Sie näherten sich, noch aber gab ihnen der Prokonsul das Zeichen nicht.

„Komm zu dir," sprach er noch einmal auf sie ein, „komm zu dir und bedenke, was du auf dich herabbeschwörst mit deinem kindischen Trotz. Niemand hindert dich, mit jenem, von dem du fabelst und sprichst, zu verkehren, wie du willst, obschon es traurig ist und nahezu an Wahnsinn streift; aber ich frage nicht danach; du magst es tun. Nur der Sitte sollst du dich fügen, der ein jedes Weib sich fügt, nur dem Gesetz gehorchen, dem wir alle gehorchen. Darum noch einmal, tu wie ich dir geboten habe, nimm die Körner, die du in Händen hast und wirf sie in die Glut!"

„Aber ich kann's doch nicht! Ich darf's doch nicht! Ich tue es nicht!" schrie sie ihm entgegen.

Mit einem Schwunge warf sie die Weihrauchkörner von sich, daß sie irgendwohin flogen, nur nicht in die Flammen auf dem Altar; dabei brach sie in ein lautes, schmetterndes Lachen aus, so daß der Widerhall durch die ganze, weite Basilika erscholl.

Mit halbem Leibe fuhr der Prokonsul vom Sessel auf, und in dem nämlichen Augenblick fühlte sie sich von zwei furchtbaren Fäusten an beiden Schultern gepackt.

Rechts und links von ihr standen zwei von den unheimlichen Männern — und nun kam die Stunde. —

Noch bevor sie zum Bewußtsein gelangt war, was mit ihr geschah, war sie zwei Schritte zurückgerissen, bis zu einer Stelle, wo ein über eine Rolle gelegtes Tau von der Wölbung herabhing.

Die Fäuste, die jetzt nicht eine Sekunde mehr von ihr abließen, griffen in ihr Gewand; ein krachendes Reißen — und das helle Oberkleid sank rechts und links, mitten durchgerissen, von ihren Schultern. Dann packten die Fäuste von neuem zu und faßten in die Halsöffnung ihres linnenen Untergewandes, um es ebenso herabzureißen, wie das Oberkleid. Unter dem Untergewande aber war nichts mehr — keine Hülle und nichts — wenn das fiel — dann — — und jählings stieß sie einen schrillen Entsetzensschrei aus; fortgewischt von ihrem Gesicht war alles, was eben darin gewesen war, alles Lachen, alle Freudigkeit, aller Mut. — Ein verzweifeltes Stammeln verzerrte ihre Lippen: „O nicht doch! — nicht doch!" Dabei hob sie die

Arme und versuchte, die schrecklichen Männer von sich zu stoßen. Diese verzogen keine Miene. So etwas, das kannten sie. Wie ein Kinderspielzeug hielten sie die Arme mit einer Hand fest, die armen, verzweifelt sich wehrenden Arme, die andere Hand lag, wo sie gelegen hatte, in der Halsöffnung des Untergewandes. Nochmals ein Krachen und Reißen — von beiden Schultern, nach rechts und nach links, sank es flatternd herab — und die Hölle hatte sich aufgetan — jeder Atemzug war ein Schritt weiter hinein.

Die Arme wurden ihr emporgeworfen, die Handgelenke mit einer Schnur zusammengebunden, die Schnur an dem Tau befestigt, das von der Wölbung hing. Dann, mit einem Sprunge, war der eine von den beiden Folterknechten in ihrem Rücken; ein Ruck an dem Flaschenzuge; das Tau straffte sich, alle Gelenke ihres Körpers reckten sich, und im nächsten Augenblick hing sie schwebend zwischen Himmel und Erde.

Nicht ganz schwebend; denn mit erfinderischer Grausamkeit war sie nur soweit emporgezogen worden, daß die äußersten Spitzen der Füße den Fußboden noch berührten.

Unwillkürlich versuchte sie, Stand zu fassen; ihre Füße und die Fußzehen reckten und dehnten sich, um den Boden zu ergreifen — alles vergeblich — die Anspannung der Muskeln vermehrte nur die Qual ihrer peinvollen Lage. Mit einem Stöhnen ließ sie von den fruchtlosen Versuchen ab; regungslos wie ein Opfertier hing sie in den Stricken.

Mit weit aufgerissenen Augen, weit vorgebeugten Leibes hatte Cyprianus das schreckliche Schauspiel verfolgt. Wie ein dumpfer Donner toste ihm das Blut in den Ohren.

Er hatte im ersten Augenblick das Gefühl gehabt, als müßte er hinzuspringen, den Mantel abwerfen und den entblößten Leib des Weibes damit bedecken. Aber alles hatte sich in so rasender Geschwindigkeit begeben, daß gar keine Möglichkeit gewesen wäre, dazwischenzutreten.

Nun war es geschehen — nun sah er sie — nun sah er sie so! Wie eine Nichtswürdigkeit empfand er es, daß er auf sie hinblickte. Mit Gewalt hatte er sich abzuwenden versucht; aber wie eine Faust saß es in seinem Genick, ihm das Haupt zurückwendend zu ihr; und er mußte!

Er wollte die Augen abwenden und vermochte es nicht, von

dieser Schönheit, dieser heiligen, von viehischen Händen entweihten Schönheit.

Nun hatte er, was er gewollt — jetzt lachte sie nicht mehr. Nein — er sah in ihr Gesicht — eine Ahnung sagte ihm, daß die Spur dieser Stunde, wie sie jetzt eingegraben stand auf dem totenbleichen, in furchtbarer Seelennot gespannten Gesicht, nie mehr im Leben davon weichen würde, daß sie das Lachen verlernt hatte in dieser Stunde, für alle Zeit. Was er nie an ihr wahrgenommen hatte bis heut, was er nicht für möglich gehalten hatte bis heut, jetzt sah er es zum erstenmal: sie weinte. Ihre Lider waren über die Augen gesenkt; vielleicht, weil sie den Blicken der Männer entfliehen wollte, die sie durchbohrten, vielleicht, weil sie in ihrer Ratlosigkeit nach irgendeiner Hülle suchte, die ihre Blöße bedeckte, und weil der Instinkt ihr sagte, daß dies ihre einzige und letzte Hülle sei. Unter den herabgelassenen Wimpern aber quollen die Tränen hervor, dicke, schwere, weiße Tropfen, wie rinnender Kristall. Langsam an den Wangen flossen sie herab, und von den Wangen über das Kinn, auf den Hals und weiter. Sie konnte die rinnenden Tropfen nicht abwischen; keine Hand erhob sich, ihr den Liebesdienst zu tun. Und so floß das — floß das — langsam, lautlos und schwer, daß es aussah, als wäre das Herz in ihrem Leibe geschmolzen und strömte in wortloser Klage dahin.

Eine tiefe Stille war in dem düsteren Raume eingetreten.

Der Prokonsul unterbrach sie mit seiner Frage: „Bist du nun anderen Sinnes geworden? Willst du nun opfern?"

Cyprianus bebte auf. Er hatte gemeint, das, was er empfand, müßten alle empfinden. Er war überzeugt gewesen, daß der Prokonsul befehlen würde: „Bindet sie los; es ist genug."

Schwachherziger Stubengelehrter, der das eiserne Römertum nach der weichlichen Seele Antiochiens bemaß! Der nicht wußte, daß die Maschine, wenn sie einmal zu schwingen begonnen, nicht eher stillstand, als bis sie zermalmt hatte, der den Anfang der Schrecken für das Ende angesehen hatte!

Als Justina-Praxidike die Frage des Prokonsuls vernahm, riegelten sich ihre Augenlider auf. Cyprianus sah den Blick, der aus ihren Augen kam — wie ein Hilfeschrei, so sah er aus.

An den Gesichtern der Anwesenden vorbei und über sie hinweg richtete sich der starre, mächtige Blick in die Leere. Wie

ein angstvolles Suchen war es darin, nach einem, der nicht da war; wie eine verzehrende Anstrengung, ihn herbeizuzwingen, wie eine klagende Anrufung: „Warum hast du mich verlassen?"

Hatte Er sie verlassen?

Mit brennenden Augen hing Cyprianus an ihren Augen; es war ihm, als vernähme er Wort für Wort, was ihre Blicke aussprachen.

Schmerzen und Qual zu ertragen, war sie bereit gewesen; auf alles hatte sie sich gefaßt gemacht, nur auf eines nicht — und nun, wie eine furchtbare Überraschung, war dieses eine gekommen, die Schmach. Alles, was dem Menschen auferlegt wurde, konnte Er ihr tragen helfen, konnte er für sie ertragen, der Geheimnisvolle, den sie in sich fühlte, in sich trug — aber eines gab es, was in seiner ganzen Schrecklichkeit nur dem Weibe vorbehalten war, die schamlose Betastung seines Leibes, die Entweihung des weiblichen Heiligtums. Das konnte ihr niemand abnehmen, niemand mit ihr tragen, auch Er nicht; mit dieser Empfindung mußte sie allein fertig werden. Und weil sie nicht damit fertig wurde, vernichtete es sie.

Wie ein greller Blitz war sie ihr zum Bewußtsein gekommen, die Erkenntnis von der Hilflosigkeit des Weibes, wie eine Erfahrung, über die sie nie hinwegkommen würde, die in ihrer Erinnerung haften würde, wie ein Brandmal in ihrer Seele und auf ihren Gliedern; ihren keuschen, jetzt von Männeraugen durchwühlten Gliedern!

Als sie sich der Verfolgung preisgab, war unbewußt der Gedanke in ihr gewesen, daß ein Letztes, Unantastbares ihr trotz allem bleiben würde — jetzt mit einemmal hatte sie erfahren, daß ihr nichts blieb; daß es keine Schranke gab, an der die Verfolgung haltmachte; daß ein Christenweib für diese Männer da kein Weib mehr war, sondern nur noch ein beseelter Gegenstand, dem man die Faust auf die Seele drückte, bis daß er sagte: „Ich will tun, wie Ihr wollt."

War es so weit? War der Augenblick gekommen, da sie so sprechen würde?

Atemlos horchte und lauschte Cyprianus. Sie hatte noch nicht geantwortet auf die Frage des Prokonsuls.

Sie konnte überhaupt nicht antworten, so schien es; die Sprache war ihr abhanden gekommen; ein stöhnendes Seufzen

war ihr einziger Laut. Und dann, zwischen den emporgereckten, gefesselten Armen, schüttelte sie langsam das Haupt.

Ein Blitz schoß aus den Augen des Prokonsuls.

„Schüttelst du das Haupt? Soll das heißen nein?“

Keine Antwort erfolgte; sie gab keinen Laut von sich und keine Regung.

„Gib Antwort — nein?“

Sie gab keine Antwort. Ihre Augen hatten sich wieder geschlossen.

Ihre Augen hatten sich geschlossen; darum sah sie nicht, was jetzt geschah, was Cyprianus sah, was er mit einem Entsetzen sah, das ihn regungslos an die Wand warf: die Folterknechte traten hastig zur Seite, beugten sich nieder und hoben vom Boden etwas auf, das dort am Boden lag. Es war ein Bündel langer, gelblichgrauer, rutenartiger Gegenstände, die ein hartes Rasseln hören ließen, indem die Hände der Männer darin wühlten; keine Ruten, keine Gerten, sondern etwas Schlimmeres, das schlimmste Geißelwerkzeug, das es gab, schlimmer als Ruten, als die ledergeflochtene, mit Bleistücken durchsetzte Geißel, Ochsensehnen. In den Händen der Männer wankten und schwankten die gräßlichen Dinger, indem die Männer zu ihrem Opfer zurückkehrten und sich rechts und links von demselben aufstellten. Die braunen Arme holten aus; alle Muskeln spannten sich; ein pfeifendes Geräusch durchschnitt die Luft — und mit einem Schrei, der von allen Wänden widerhallte, flog der Leib des Weibes, von einem furchtbaren Streiche getroffen, in den Stricken empor. Er reckte sich, er bäumte sich auf, als wollte er über sich selbst hinauswachsen; die geschlossenen Augenlider waren aufgerissen; wie in jähem Erwachen geweckt, rollten die Augen im Kopf. Ein zweiter Streich sauste hernieder, und zischend, tief einschneidend in das weiße, weiche Fleisch, folgte ein dritter.

Cyprianus fühlte etwas Feuchtes auf seinen Lippen; als wenn ihm Schaum auf die Lippen getreten wäre. Mit den Fingernägeln grub er sich ein in die Wand. Er mußte etwas sagen, mußte etwas tun, wollte etwas tun. — „Haltet ein,“ wollte er rufen, „laßt sie zu Atem kommen! Sie wird opfern! Wird alles tun, was Ihr verlangt!“ Aber der Prokonsul kam ihm zuvor. Er war vom Sessel aufgestanden; wie Eisen und Stahl reckte sich die hagere Gestalt. Ein Wink von seiner Hand — die Geißelknechte hielten inne.

„Bist du nun anderen Sinnes geworden? Willst du nun opfern?“

Mit denselben Ausdrücken dieselbe Frage wie vorhin; als wäre der Fragende kein Mensch mehr, sondern nur noch eine, mit eisernen Kiefern tönende Maschine.

Und diesmal kam Antwort; nicht langsam, nicht zögernd wie vorhin; rasch kam sie, augenblicklich, wie vom Amboß, den der Hammer trifft, augenblicklich der Klang aufspringt, laut und beinah wild, wie ein wildes Jauchzen, das von der Wölbung widerscholl:

„Nein!!“

Mit beiden Händen griff Cyprianus sich an den Kopf. Von der Stirn rann ihm der kalte Schweiß; er durchfeuchtete sein Haar. Hatte er recht gehört? War das möglich? Hatte sie nein gesagt?

Ja, er hatte recht gehört; und als wenn sie es ihm bestätigen wollte, schrie sie noch einmal ihr „nein“ über den Prokonsul hinweg in die Luft hinaus.

Ihr Gesicht war verwandelt; in ihren Augen sprühte ein Feuer; über ihre Züge war es wie ein Lichtschein gebreitet, wie eine rasende Verzückung.

Der zerfleischende Schmerz, der sie wie eine reißende Bestie und so jählings überfallen hatte, daß er ihr den Schreckensschrei entriß, hatte sie zum Bewußtsein geweckt. Das erdrückende Gefühl der Schmach war abgelöst durch ein anderes; statt der Schande kam die Qual; und Qual erträgt sich leichter als Schmach. Ja wirklich, ja, lieber Qual und Schmerzen, als Schmach! Auch wenn die Qual so kam, wie sie jetzt über sie herkam, so durch Haut und Fleisch hindurchschneidend bis auf die Knochen, so brennend, wie eine Flammenwelle, ihren Leib und ihre Glieder überflutend und umwickelnd mit höllischer Glut. Durch den Widerstand des Weibes erbittert, taten die beiden Kerle, in deren Händen sie war, jetzt ihr möglichstes.

Ihre Arme gingen wie Dreschflegel; wie ein Hagelschauer prasselten die Streiche hernieder.

Und während die gemarterten Glieder wie in Todeszuckungen auf- und niederflogen, während es aussah, als müßte der gepeitschte Leib in Stücken zerfliegen, brach von ihren Lippen, das dumpfe Geräusch der Streiche wie eine Drommete übertönend,

laut und gellend und immer gellender das eine Wort, der immer wiederholte Schrei: „Nein! Nein! Nein!“

Nein — sie wollte nicht! Sie wollte nicht!

Sie fühlte, wie die Vernichtung über ihrem Haupte zusammenschlug, und mitten in der Vernichtung empfand sie etwas wie Erlösung. Sie fühlte, wie das Blut an ihren Gliedern herniedertroff, und indem sie es fühlte, sagte sie sich, daß ihre Glieder nicht mehr nackt waren, wie sie es vorhin gewesen. Ein Kleid war darüber geworfen, ein heißes, purpurrotes, aus ihrem eigenen Lebenssaft gewebt. Dieser Leib, der unter den Fäusten der Marterknechte zerging und zerbrach, er war nicht mehr das, was er vorhin gewesen, das weiße, weiche, zarte Ding, an dem die lüsternen Blicke der Männer gehangen hatten; jeder Streich, der ihn traf, veränderte diesen Leib, verwandelte ihn. Sie selbst verwandelte sich; sie war gar nicht mehr die, die sie vorhin gewesen, war nicht mehr sie selbst. Sie fühlte, wie sie sich auflöste, mit jedem Augenblick, mit jedem Atemzug, und wie eine rasende Wonne überschwoll sie das Gefühl der Auflösung. Die Glut, die sie umloderte, die sich immer brennender in ihre Nerven hineinfraß und ihre Organe, sie kam ja gar nicht von hier unten, nicht von der Marter und nicht von den Menschen — von dort oben kam sie und senkte sich, einem Flammenmantel gleich, auf sie herab. Sah sie denn nicht, wie es sich dort über ihrem Haupte auftat in blendendem, weißglühendem Licht? Das unermeßliche, ewige Licht, in dem sie zergehen sollte, jetzt, jetzt gleich, im allernächsten Augenblick? Fühlte sie nicht, wie es sich von dort oben herabbeugte, zwei gewaltigen Armen gleich, und sie emportrug? Hörte sie nicht ein Raunen und Flüstern in ihren Ohren, wie von einer nie vernommenen, wunderbaren Stimme? Sah sie nicht das Antlitz, das ungeheuere, mit den abgrundtiefen Augen, das jetzt dicht über ihrem Antlitz war? Wußte sie nicht, wer es war? War es nicht Er? Er, den sie vorhin gesucht und nicht gefunden hatte, den sie verloren hatte, und der nun wiederkam, zu ihr kam, um nie mehr hinwegzugehen?

„Ich habe Ihn, und Er ist bei mir!“

Sie hatte es herausgestoßen aus tiefster Brust; sie hatte gemeint, daß es ein Schrei sei — die Umstehenden hatten gehört, daß es nur noch ein röchelnder Laut war. In den Stricken brach sie zusammen; regungslos hing ihr Leib, ohnmächtig, wie vom Leben verlassen.

Die Hand des Prokonsuls fuhr durch die Luft. Die Folterknechte sprangen hinzu und banden die erstarrenden Arme los. Schwer glitt sie herab. Auf den Marmorfliesen des Bodens lag sie wie ein zertrümmertes, herrliches Bild. Die Fetzen des zerrissenen Gewandes wurden über sie geworfen. Noch einen Augenblick stand der Prokonsul und sah auf sie nieder; dann wandte er sich kurz ab und ging hinaus. Das Weitere gehörte den Knechten und den Soldaten. Sie wußten was zu tun war, daß sie sie zurückzubringen hatten in das Gefängnis.

Als die Soldaten die Bahre mit dem ohnmächtigen Weibe aufgehoben hatten und damit aus der Basilika traten, kam plötzlich ein Mann an ihre Seite:

„Geht nicht nach dem Gefängnis mit ihr," sagte er, „ich will Euch zeigen, wohin Ihr sie bringen sollt."

Die Soldaten blickten auf; sie wußten nicht, ob sie gehorchen sollten. Dann aber stießen sie sich untereinander an.

Es war ja Cyprianus. Cyprianus, der vorhin dabei gewesen war, von Anfang bis zu Ende. Und überhaupt — wenn der es befahl —

Ohne weitere Einwendungen schlugen sie den Weg ein, den er ihnen voranging; erst langsam schreitend mit ihrer Bürde, dann rascher und rascher, weil der Mann, der vor ihnen herging, immer hastiger ging und immer hastiger. Zum Hause Cyprians bewegte sich der Zug. Als sie anlangten, stand die Pforte des Hauses bereits offen. Sie traten hinein; im Vorflur wurde die Bahre niedergesetzt. Dann fühlten sie, wie ihnen Geld in die Hände gedrückt wurde, jedem einzelnen ein großes Geldstück. Und dann stand der geheimnisvolle Mann plötzlich in ihrer Mitte, sie im Kreise um sich her versammelnd. Er ließ die Augen von einem zum andern gehen, jeden einzelnen anblickend, als wollte er ihm bis in die Eingeweide sehen. Dann erhob er, wie drohend, die Rechte.

„Das Weib dort ist tot," sagte er. „Wer da sagt, sie sei nicht tot, der lügt; wer da lügt, dem steht Unheil bevor. Wenn sie Euch draußen befragen, so werdet Ihr sagen, daß das Weib tot ist. Ich habe mir Eure Gesichter angesehen; jedes einzelne, ich habe sie mir gemerkt. Ich kenne Euch jetzt, ich finde Euch wieder, wo Ihr auch seid. Wenn einer von Euch sagt, das Weib war nicht tot, so werde ich erfahren, wer es gewesen ist,

der so gesagt hat. Den werde ich verfolgen, den wird Unheil treffen, Verderben und Tod!"

Er wandte sich an den Soldaten, der ihm zunächst stand: „Wie wirst du sagen also, wenn sie dich befragen?"

Der Soldat glotzte ihn verblüfft an.

„Wie wirst du sagen, wenn sie draußen nach dem Weibe fragen?"

„Sie — ist tot, werde ich sagen," erwiderte der Gefragte stockend.

Cyprianus richtete sich an den zweiten: „Und du — wie wirst du sagen?"

„Sie ist tot, werde ich sagen."

Er ging die ganze Reihe fragend durch.

„Sie ist tot, werde ich sagen," kam leiser oder lauter von einem jeden die Antwort zurück. Die Soldaten hatten begriffen, was von ihnen verlangt wurde; voller Scheu sahen sie den unheimlichen Mann, den Zauberer, an. Vielleicht war das Weib ja wirklich tot, und wenn sie nicht tot war, so hatte er vielleicht die Absicht, sie vollends zu töten, oder jedenfalls etwas ganz besonders Schreckliches mit ihr vorzunehmen. Darum war es ihnen herzlich angenehm, als er jetzt auf die Tür zeigte und „geht nun!" sagte.

Fort aus dem Hause des Zauberers! Sie drängten sich, wer zuerst hinausgelangte. Endlich waren sie alle davon, und hinter dem letzten fiel die Tür ins Schloß.

VI

Die Tür fiel ins Schloß; vor die geschlossene Tür flog von innen der Riegel, und in dem Raum, der nun gegen Welt und Menschen abgeschlossen und gesichert war, stand ein Mann, in dem man den düsteren Cyprianus, den Gelehrten, den Zauberer, kaum wieder erkannt haben würde. Er warf die Arme in die Höhe, er streckte sie vorwärts, seitwärts, nach allen Richtungen, alles das lautlos, ohne ein Wort, wie ein Mensch, der an einem Geheimnis erstickt, einem unerhörten, überwältigenden, von dem man nicht sprechen, über das man sich nur freuen darf, weil es einen glücklich, selig, toll vor Wonne macht.

Und da vor ihm, vom Linnentuche bedeckt, da lag es, das regungslose Geheimnis, das schaurigsüße, ersehnte, geliebte. Auf

den Fußspitzen schlich er heran; leise, ganz leise lüftete er die Hülle über ihrem Gesicht; weiß und kalt wie fleckenloser Marmor lag ihr Gesicht; ihre Augen waren geschlossen, zwischen den Lippen schimmerten die Zähne.

Ein jäher Schreck kam über ihn: wenn das, was er den Soldaten gesagt hatte, um die Verfolgte zu retten, etwa wirklich die Wahrheit gewesen wäre? Wenn sie — hastig kniete er zur Seite der Bahre nieder. Er schob das Linnentuch noch weiter zurück; er drückte das Ohr auf ihr Herz — wenn sie wirklich —? Nein — aus der Tiefe der Brust, wie aus einem Abgrunde, tönte ein schwacher, verlorener Laut, der Schlag ihres Herzens.

Sie lebte!

Er zog das Linnen wieder empor; er stand auf die Füße auf; alles mit lautlosen Bewegungen, mit verhaltenem Atem, als wäre jedes Geräusch eine Gefahr und jeder Laut eine Entweihung der heiligen Einsamkeit, in der er sich mit ihr befand.

Hausbesorger, Diener und Dienerinnen hatte er hinweggeschickt vorhin, als er das Haus betrat; hinweggescheucht hatte er sie, unter schwerer Bedrohung; niemand sollte zu kommen wagen, bevor er rief. Nun war er mit ihr allein, und sie lebte!

Wieder, wie vorhin, fuhr er mit beiden Armen in die Luft. Das namenlose Entzücken, das ihn erfüllte, mußte einen Ausweg haben, wenn es ihm nicht das Herz abstoßen sollte; zum Munde durfte es nicht hinaus; laut durfte es nicht werden; also blieb ihm nichts anderes übrig. Wie ein Trunkener schwenkte er die Arme.

Sie gehörte der Welt noch an, in der er war! Sie lebte!

Vorläufig nur ein halbes Dasein allerdings, ein bewußtloses, in den schweren Banden der Ohnmacht. Aber das würde nur eine Zeitlang dauern, und dann würde eine andere Zeit kommen. Dann würden die Augen wieder aufgehen, die dunklen, wundertiefen Augen, in denen er sich heute, als er hineinblickte, verloren hatte und verirrt, wie in einem Labyrinth. Wieder öffnen würden sich die Lippen, und von diesen Lippen, die heut so todesmutig getrotzt hatten, würde dann eine leise, zitternde Frage kommen: „Wo bin ich?" Und dann würde niemand ihr sagen, daß sie im Hause des Cyprianus war, denn bei schwerster Strafe würde er den Dienerinnen, in deren Hände er sie nun gab, ihr zu sagen verbieten, daß sie in seinem Hause sei.

„Da, wo man für dein Wohl besorgt ist, wo es dir gut geht, wo man dich liebt," das würde man ihr zur Antwort geben. Und dann würde sie fühlen, wie Liebe, Sorgfalt und Pflege sich über sie ergoß, einem köstlichen Bade gleich, alle Schmerzen von ihrem Leibe spülend, die der geliebte Leib erlitten hatte, mit tausendfältigen Zärtlichkeiten alle Grausamkeiten vergütend, die rohe Hände ihr zugefügt hatten. So würde sie wieder auferstehen, wiedergeboren werden, in seinem Hause, unter seinen Augen, seiner Pflege, beinahe wie ein Kind von ihm, wie sein Geschöpf.

Wie in einer Wunderwelt würde sie leben, und ein Märchen würde in seinem Hause sein, ein Märchen, wie noch keines Dichters Phantasie es jemals ausersonnen hatte. Unwillkürlich preßte er beide Hände auf den Mund; er mußte das Lachen bändigen, das aus seinem Herzen aufjauchzte, das tolle, übermütige, das über seine Lippen hinauswollte. Draußen war sie tot, und hier drinnen war sie lebendig. Abgetan für die Menschen — nur noch vorhanden für ihn!

Als wenn man ihm einen Schatz ins Haus getragen hätte, so war ihm zumut, als wenn in seinem Garten ein Blütenbaum aufgegangen wäre, der sein Haus mit einem Duft durchhauchte, wie die Erde ihn nicht kannte.

Draußen war der tobende Ozean und hier drinnen die Insel der Seligkeit, auf die er sich mit ihr gerettet, auf der sie wohnen und bleiben würden — wie lange? Ach, was fragte er. Bis ans Ende der Zeiten, bis an den Tod! Wenn er sein Leben lang eingeschlossen bleiben sollte in seinem Haus — was verschlug es ihm? Wenn er nur sein konnte, wo sie war, nur die Luft trinken durfte, die sie atmete!

Draußen ging die Verfolgung ihren Gang, das Ungewitter raste weiter und zerschmetterte in krachenden Schlägen Männer und Weiber, alle ihre Mitgefangenen, alle ihre Schicksalsgenossen, und an ihrem Haupte ging es vorüber.

Mochten die Bestien draußen heulen und den Sand der Arena aufwühlen mit schaufelnden Tatzen — ihre holden Füße würden nicht den heißen Sand der Arena betreten; Blumen würden sich darüber neigen, und über Wiesen würden sie gehen.

Sagte er sich auch, daß es eine Christin, eine von der verhaßten Sekte war, der all dieses galt und für die er all dieses tat? Ja, er sagte es sich, und er lachte, indem er es tat. Er

lachte über sich selbst, über seine Gelehrsamkeit, seine Bücher und Folianten, in denen er sich einen Gott gesucht und aus denen er statt dessen Gift gesogen hatte. Mit Augen hatte er es heute gesehen und mit Ohren gehört, was der Glaube im Menschen zu wirken vermag.

Hatte er denn nicht heute früh noch gewußt, daß dieser Glaube ein Aberglaube, eine wüste Verirrung, ein Wahnsinn war? Hatte sich etwas darin geändert seitdem? War es anders geworden mit seinem Urteil?

Aber er schüttelte unwillig das Haupt. „Laßt mich in Ruh, einfältige Grübeleien!“ Mochte er richtig sein, dieser Glaube, oder falsch, eins hatte er heute erfahren und wußte er jetzt, daß er für dieses Weib jedenfalls der rechte war, für dieses Weib, vor dessen Heldenseele er sich heute gebeugt hatte, bis in den Staub! Wie aus einem verzückten Traume kam er endlich zu sich. Es wurde Zeit, daß er zur Ausführung seiner Gedanken schritt.

Er ging hinaus, um mit dem Hausbesorger Rücksprache zu halten. Einige Zeit darauf erschienen Diener, die unter seiner Leitung die Bahre aufhoben und in die Frauengemächer trugen. Dort wurde das immer noch bewußtlose Weib den Händen der Pflegerinnen übergeben.

Eine sorgfältige Auswahl war getroffen; nur zwei Dienerinnen sollten um sie sein, die geschicktesten, zuverlässigsten. Diese sollten sie nie verlassen.

Im Laufe seiner Studien war Cyprianus in alle Tiefen der Natur eingedrungen; ganz Antiochien besaß keinen geschickteren Arzt. Er brauchte, um sie wieder herzustellen, keinen anderen. Er selbst mischte Salben und Arzneien, er selber gab den Mägden jeden Handgriff an, jede Anweisung, deren sie bedurften. Sobald sich etwas ereignete, hatten sie ihn zu rufen; wenn sich nichts Besonderes zutrug, alle zwei Stunden zu berichten.

Alle diese Anleitungen wurden flüsternd gegeben. Kein lautes Wort sollte in ihrer Nähe gesprochen werden, kein Geräusch im ganzen Hause sein.

Dann, mit einem letzten Blick auf sie, zog er sich zurück. Keinem männlichen Antlitz sollten ihre Augen begegnen, wenn sie sich öffneten, ihm vorläufig am allerwenigsten.

Er ging in den Garten, er durchmaß das ausgedehnte Gebiet von einem Ende bis zum auderen, hinauf und hinunter; als

wenn er seine schwellende Brust zur Ruhe wandern wollte. Aber nicht darum allein, er prüfte die Mauer, die den Garten umgab, die Pforten, die sich darin befanden. War auch die Mauer überall stark und hoch? War keine Möglichkeit, an irgendeiner Stelle darüber hinweg und in den Garten hineinzusehen? Die Pforten, schlossen sie auch alle? Er rüttelte an jeder einzelnen. War keine Möglichkeit, durch sie hindurch in den Garten zu spähen?

Er kehrte von seiner Untersuchung zurück; Mauer und Pforten, alles war, wie er es wünschte und wollte, alles dicht und hoch. Als er in den breiten Baumgang von Magnolien wieder einbog, der den Garten in seiner ganzen Länge durchzog, stand der Hausbesorger vor ihm.

„Ob er heute nicht speisen wollte?"

Cyprianus lächelte.

Daß man an dergleichen denken konnte! — aber schließlich — warum sollte er nicht? Und auch Wein wollte er trinken! Von dem schweren, süßen, dunkelroten, der ihm von Samos geschickt worden war und den er nur zu sich nahm, wenn das Herz ihm fröhlich war. Der Wein hatte lange gelegen; jetzt sollte er öfter aus dem Keller heraufsteigen, öfter!

Als er bei seiner einsamen Mahlzeit saß, kam von drüben, aus den Frauengemächern, der erste Bericht: sie hatte zum ersten Male die Augen aufgetan.

Cyprianus schob Teller und Schüssel von sich.

„Was war weiter geschehen?"

Weiter noch nichts.

„Hatte sie Töne von sich gegeben? Etwas gesprochen? Etwas gesagt?"

Nein, sie hatte nichts hören lassen und nichts gesagt. Kaum das Haupt hatte sie erhoben; nur die Augen aufgeschlagen; noch halb wie verglast waren sie gewesen und einmal, zweimal, langsam rund um das Zimmer gegangen, dann hatte sie die Augen wieder geschlossen und war, so schien es, eingeschlafen.

„Eingeschlafen? Wirklich? Sie schlief?"

Die Berichterstatterin meinte so. Einen langen Atemzug, so recht aus tiefster Brust, hatte sie ausgestoßen; dann hatte sie das Haupt in die Kissen zurücksinken lassen und war, so schien es, eingeschlafen. Jetzt lag sie ganz ruhig. Die Dienerin ging hinaus. Der Hausbesorger erschien mit einem neuen Gange.

Cyprianus aber war schon aufgesprungen. Er konnte nichts mehr essen. „Nimm fort! Nimm fort!" Aber er hielt dem Alten den Becher hin: „Deine Kanne hebe auf und schenke mir ein!"

Und er ließ sich den Pokal vollgießen bis zum Rand, bis daß der bläuliche Schaum auf der dunklen Flut schwamm. Er wollte den Becher an die Lippen setzen — aber er hielt inne; ein Trankopfer zuvor — eine Handbewegung scheuchte den Hausbesorger hinaus — niemand sollte dabei sein, kein Unberufener es stören, das Gebet, das er emporschickte, das glühende, stammelnde Gebet: „Rette und erhalte ihr Leben!"

Aber — beten? Zu wem?

Sollte er den flehenden Schrei in die leere Luft richten? Kam die alte Grübelei wieder? Die Herzensnot und Herzensöde? Nein, nein, nein! Jetzt war die Stunde dazu nicht! Jetzt mußte er einen haben, mußte er! Und jählings, als wenn ein Krampf sie zusammendrückte, schlossen sich die Finger seiner Hand um den Fuß des Pokals — in den Ohren tönte ihm ihr schwindender Schrei: „Ich habe Ihn, und Er ist bei mir!"

Wenn er — sein Gebet erhöbe — zu dem? Mitten in der flammenden Erregung, die ihn beherrschte, überströmte es ihn mit plötzlicher Kälte. Zum Christengott beten? Er? Cyprianus?

Stand nicht sein ganzes Leben wie ein drohender Schatten hinter ihm auf? Stand er ihm nicht dort, in der Ecke des Gemaches, leibhaftig gegenüber, der Cyprianus von ehedem? Sein eigenes Selbst, ihn anstierend mit dumpfem, staunendem Blick?

Aber Schatten waren es, Schatten das eine wie das andere, und heute, da drüben in der Basilika, hatte er Wirklichkeit gesehen und lebendig wirkende Kraft!

„Ich habe Ihn und Er ist bei mir," so hatte sie gesagt, und der Mund, der das gesagt hatte, log nicht! Nein, wahrlich!

Es war also wirklich denkbar, daß es ein Wesen im Weltall gab, ein geheimnisvolles, ungreifbares, unfaßbares, das zu dem Menschen kam, wenn der Mensch es rief, das den Menschen mit Kräften erfüllte, über Menschenkraft und -macht hinaus?

Es mußte so sein, solch ein Wesen mußte es geben. Wo

sonst wäre es hergekommen, das „nein“ von heute früh, das aus dem zuckenden und zergeißelten Leibe hervorgeschossen war wie eine Flamme, als wäre der Leib nicht Fleisch und Blut und Nerv, sondern funkenstiebender Stahl gewesen? Wer sonst hätte ihr Mut verliehen, als ihn der Mut verließ, und Kraft zum Widerstand, als er in kaltem Schweiß zerfloß?

Es war ihm, wie einem Menschen, der tief im Lande zu wandern glaubt und plötzlich ein Rauschen und Brausen hört und das Meer aufleuchten sieht in unermeßlicher Weite.

Also wäre die Verzweiflung, die er ein Leben lang im Herzen getragen, ein Irrtum gewesen? Und thronend über der Welt war wirklich das ungeheure Wunder, das man Gott nennt?

Und dieses Wunder wäre bei ihnen zu finden, bei den Verachteten, Verhaßten, den Christen?

Sollte er wirklich versuchen, zu ihm zu rufen? Zu ihrem Gott? Und warum sollte er nicht? Stand er zu hoch, um den anzurufen, den sie angerufen hatte, die Gebieterin seiner Seele, das königliche Weib?

Und plötzlich lag er auf beiden Knien; der Wein strömte aus seinem Becher, eine Opfergabe, zu Boden:

„Ich weiß nicht, ob Du bist — aber wenn Du bist, so rette ihr Leben und erhalte sie mir!“

Er hatte es laut emporgerufen. Jetzt beugte er das Haupt und blieb auf den Knien zusammengekrümmt liegen, als wartete er, als lauschte er, ob ein Echo ertönen würde.

Und in dem Augenblick hörte er einen Schritt vor der Tür. Er warf die Augen herum; unter dem Türvorhang erschien die Dienerin von drüben. Stieren Blicks sah er sie an; seine bleichen Lippen regten sich lautlos — war es denkbar? Kam wirklich ein Echo?

Das Weib war eben wieder zu sich gekommen, wieder aufgewacht, hatte wieder die Augen geöffnet und diesmal hatte sie gesprochen.

„Hatte — gesprochen?“

Seine Zunge bewegte sich wie Blei. Er wollte aufstehen und konnte nicht. Mit der Hand schlug er durch die Luft: „Berichte weiter.“

Staunend hatte sie sich umgesehen; diesmal waren die Augen schon viel klarer gewesen, beinah ganz klar. Dann hatte

sie leise gefragt „Wo bin ich hier?“ So wie Cyprianus befohlen, hatte man ihr geantwortet: „Da, wo man für dein Wohl besorgt ist, wo es dir gut geht, wo man dich liebt.“

Darauf hatte sie wieder geblickt, und dann war etwas über ihr Gesicht gegangen, beinah wie ein Lächeln. Ein ganz schwaches natürlich, kaum eine Andeutung, aber dennoch ganz deutlich wahrnehmbar, ein Lächeln. Und so war sie wieder zurückgesunken; ihre Augen hatten sich geschlossen, und indem sie wieder einschlief, hatte sie noch gelächelt.

Mit einem Sprung war Cyprianus auf den Füßen. Erschreckt wich die Dienerin zurück; so hatte sie den Gebieter nie gesehen. Als wenn ein Geist ihm erschienen wäre, so stand er da; aschfahl, mit glühenden Augen. Sie wartete auf Bescheid; es erfolgte keiner; sie zog sich zurück. Erst als sie hinweggegangen, bemerkte Cyprianus, daß niemand mehr da war, außer ihm.

Mit beiden Händen fuhr er an den Kopf; ein Schrei riß sich gurgelnd aus seiner Brust: „Ein Zeichen! Ein Zeichen!“

Dann stürmte er hinaus in den Garten. Es duldete ihn nicht unter der Decke und Dach — der Himmel mußte über seinem Haupte sein und die schrankenlose Luft um ihn her. Staunend und beinah beunruhigt blickte der alte Hausbesorger hinter ihm drein. Was war nur vorgegangen mit dem Herrn? Er war ja ganz wie verwandelt und vertauscht? Der Abend dunkelte bereits, dennoch sah er deutlich genug, um zu gewahren, wie die hohe Gestalt den Baumgang entlang schritt, taumelnd von rechts nach links, als wäre der Mann berauscht.

Und jetzt — strauchelte er gar? Fiel er zu Boden? Ja? An einem Baume war Cyprianus in die Knie gesunken, den Baumstamm umfassend mit beiden Armen, so wie er damals im Garten des Edusus den Feigenbaum umschlungen hatte.

„Ist es möglich? Ist es möglich? Ist es möglich?“

Er stammelte und ächzte. Die Wirklichkeit zerging unter seinen Füßen, und die Wunder standen auf.

Es gab also eine Wirkung von Seele zu Seele, über den Raum hinweg? Ein Hören von Worten, ohne daß das Ohr die Worte vernommen hatte? Es gab eine Macht, die es ihr zugetragen hatte, daß er fern von ihr auf den Knien lag und zu ihrem Gott emporschrie? Wo war diese Macht? Wer war

diese Macht? Ihre Seele da drüben hatte es gefühlt, daß die seine sich im Gebete mit ihr vermählte? Darum war ihre schlummernde Seele aufgewacht, darum hatte sie gelächelt?

In allen seinen Gefühlen war ein Wanken, Schwanken und Zusammenbrechen; in seinem Denken eine verwüstende Zertrümmerung. In seinem Geiste strahlte ein Licht auf, wie er es nie gesehen, ein Licht, das ihm eine neue Welt beleuchtete, aufgebaut über der Welt, in der er ging und stand. Welches von beiden war nun die wirkliche Welt? Die wahre Welt?

Wer zeigte ihm einen Weg, daß er sich nicht verirrte in der Unermeßlichkeit, die sich vor ihm auftat? Wer gab ihm einen Halt, daß er nicht in Ratlosigkeit versank? Und er fühlte den Baum zwischen seinen Armen; die Erinnerung kam ihm an den Feigenbaum, in dem sie gestanden hatte, wie ein Kind des Lichts, wie ein Funke von dem ungeheuren Feuer, das ihn blendete, wie eine Bewohnerin jener Welt dort drüben, wie eine Botschaftsbringerin von dort.

Und plötzlich ging es wie ein kühlender Schauer über ihn dahin; ein Atemzug schwellte seine Brust, so lang, so tief, als stieße er mit einem Hauche zehn Jahre des Suchens, des Ringens, des Zweifelns und Verzweifelns von seiner Seele; eine tiefe, wonnige, beinah lächelnde Ruhe kam über ihn.

Vom Boden stand er auf; mit dem Rücken lehnte er sich wider den Baum; durch das Dunkel der Nacht blickte er hinüber zum Hause, zu dem verhangenen Fenster im dämmernd erhellten Gemach, wo sie ruhte und lag, die Erweckerin seines Herzens, die er an sich hatte reißen wollen, damit sie ihm alles sei — und die ihm nun alles geworden war, weil er sich hatte dahinnehmen lassen von ihrer Hand.

Langsam kehrte er zum Hause zurück. Niemand begegnete ihm. An dem Frauengemach ging er vorüber, und hier blieb er stehen.

Leise im Nachtwind bewegte sich der Vorhang, der die Tür verhing; wie eine winkende Hand, so beinah sah es aus. Daß er ihm hätte nachgehen dürfen, dem lockenden Wink, daß er nur einmal hätte hineinlugen, nur einmal mit den Augen es hätte küssen dürfen, das süße Gesicht! Mit aller Willenskraft zwang er sich zur Ruhe; kein Heiligtum der Welt sollte ihm heiliger sein, als der Raum, der sie umfing. Aber so mächtig durch-

wühlte ihn der dunkle Sturm, daß er ihn in die Knie und an den Boden warf.

Mit dem Gesicht zur Erde, so lag er da. — Wer war es, der die Hölle heraufbeschworen hatte über das holdselige Geschöpf? — Ein Krampf durchschütterte seine schluchzende Brust — seine Tränen flossen auf die Schwelle vor ihrer Tür.

VII

Wie eine Festung, so lag das Haus des Cyprianus jetzt inmitten von Antiochien — „wie ein Gefängnis", murmelten und raunten im Dienerzimmer Diener und Dienerinnen untereinander.

Es wurde langweilig.

Niemand durfte von draußen herein — niemand aus dem Hause hinaus.

Früher war er solch ein milder Gebieter gewesen, so nachsichtig, hatte alles gehen und laufen lassen — und jetzt — seitdem das fremde Weib im Hause war, die Christin — „denn Ihr wißt doch, daß es eine Christin ist?"

Freilich wußten sie's — „aber sprecht nicht laut — er hat's verboten — und er ist ja jetzt so anders als früher, wie verwandelt und vertauscht."

Nur des Morgens ganz früh ging der Hausbesorger auf den Markt, um die Bedürfnisse des Haushalts einzukaufen. Dazu begleitete ihn einer von den Sklaven, höchstens zwei, und vom Markt kehrten sie sofort zum Hause zurück. Das war zu wenig, um ordentlich zu erfahren, was sich da draußen begab, und zuviel, um nichts zu erfahren.

Und grade jetzt war ja soviel in Antiochien los.

An einem der nächsten Tage begegnete dem Hausbesorger etwas recht Unangenehmes: er hatte zwei Sklaven auf den Markt mitgenommen, und als er heimkehren wollte, war der eine von den beiden fortgewesen. Spurlos verschwunden. Er hatte mit dem anderen umkehren müssen und sich zu dem Unmut, den er schon ausgestanden, noch über das versteckte Grinsen, das Flüstern und Zischeln ärgern müssen, mit dem sich die übrige Dienerschaft das Ereignis erzählte.

Dem Herrn hatte er vorläufig gar nichts gesagt. Vielleicht, daß der Ausreißer von selber zurückkam.

Und er kam zurück; ganz spät am Abend erst, sehr aufgeregt und mit einem blaugeschlagenen Auge.

Heimlich und leise, um Lärm und Aufsehen zu vermeiden, hatte ihn der Hausbesorger eingelassen. Er hatte ihn gleich mit sich nehmen wollen in die Prügelkammer, um ihn unter vier Augen abzustrafen — aber das war ihm nicht gelungen.

„Ich bin ja dabei gewesen — habe alles mit angesehen," hatte der Flüchtling gesagt, als er ins Haus trat.

„Wo dabei gewesen? Was gesehen?"

„In der Arena! Wo sie die Christen den wilden Tieren vorgeworfen haben!"

Und nun war kein Halten gewesen. Beinah mit Gewalt hatten ihn die übrigen Sklaven den Händen des Alten entrissen und in das große Dienerzimmer geschleppt, damit er erzählen, erzählen sollte; und da erzählte er denn, und mit offenen Mäulern saßen sie um ihn her und horchten und lauschten, und mitten unter ihnen, nicht weniger erregt als die anderen alle, saß der Hausbesorger selbst, und über dem Hören vergaß er, daß er den Burschen eigentlich hätte abstrafen müssen, und über dem Erzählen wurde es Nacht, und Mitternacht, und niemand achtete darauf, denn es war ja großartig, was der da berichtete, großartig!

Mittags hatte es angefangen, und bis in den sinkenden Abend hatte es gedauert.

So voll von Menschen war die Arena gewesen, daß er nur eben noch mit Mühe und Not auf der obersten Galerie einen Platz hatte erlangen können.

Zuerst war es da unten auf dem Sande noch ganz leer gewesen; nur aus den unterirdischen Käfigen hatte man die Löwen brüllen hören; und das war so schauderhaft anzuhören gewesen, daß allen die Haare zu Berge standen und niemand ein Wort zu sprechen gewagt hatte.

Und dann hatten sie die ersten Christen hereingeholt; und wie sie eingetreten, da war eine solche Stille entstanden, daß man ein Blatt hätte zur Erde fallen hören. Fünf Männer und sieben Frauen. Damit es nämlich recht hübsch lange dauerte, wurden immer nur ganz wenige auf einmal hereingelassen. Und so weiß hatten die alle ausgesehen, als wenn sie mit Kalk übergossen gewesen wären.

Soldaten waren mit hereingekommen; und darauf hatten die

Soldaten ihnen die Hände losgebunden, die ihnen auf dem Rücken zusammengeschnürt gewesen waren. Und darauf, wie sie die Hände frei hatten, waren die Christen zueinander getreten und hatten leise miteinander gesprochen und sich umarmt und geküßt und einer dem anderen ein Zeichen über die Stirn und die Brust gemacht — so — der Erzähler machte das Zeichen der Bekreuzigung nach.

Und dann war in der großen Loge, wo der Prokonsul saß, jemand aufgestanden und hatte mit einem Tuche gewinkt.

Darauf waren die Soldaten alle hinausgegangen und hatten die große Pforte des eisernen Gitters, das rings um den Sandplatz unten ging, fest hinter sich zugemacht und mit einer Stange verriegelt.

Und Amoibas, der Limonenhändler, der grade neben ihm gesessen, hatte gesagt, das wäre auch gut, daß sie die Tür ordentlich zumachten, denn wenn eins von den Ludern herauskäme, das könnte eine angenehme Geschichte geben. Aber andere hatten gemeint, es wäre keine Gefahr; das Gitter wäre so hoch, daß kein Löwe darüber wegspringen könnte, und ganz dicht und fest.

Dann hatten die Löwen da unten mit einemmal noch viel lauter zu brüllen angefangen als vorher; und alles hatte sich angestoßen und gesagt: „Jetzt geht's los."

Dann war es gewesen wie ein Rollen, und dann wie ein Krach, und mit einemmal waren aus den Versenkungen, die hinter dem eisernen Gitter waren, drei Käfige von unten herauf gefahren, und in jedem von den Käfigen war ein Löwe gewesen.

Und wie die Löwen das helle Licht sahen und die Menge von Menschen, waren sie zuerst ganz still geworden und hatten die Augen zugekniffen, als ob sie nicht wüßten, was los sei. Und in der ganzen Arena hatte man auch nicht einen Atemzug gehört; denn es war doch gewesen, als wenn jedem einzelnen das Herz im Leibe stillgestanden hätte.

Und dann waren die eisernen Falltüren vor den Käfigen in die Höhe gezogen worden. Und in dem großen Gitter waren Ausschnitte gewesen, so, daß in jeden Ausschnitt grade immer eine Käfigtür hineinpaßte; und nun hatten die Löwen hinausgekonnt.

Aber zuerst waren sie gar nicht herausgekommen, sondern hatten sich in die Ecke des Käfigs gedrückt; und es hatten erst

Soldaten hinter die Käfige treten und von hinten an die Wand pochen müssen. Da waren sie dann aufgestanden und langsam, langsam in den Sand hinausgetreten.

Und in der Mitte von dem Sandplatz hatten sich die Christen zusammengedrängt, alle in einen Haufen, und sich mit den Armen umschlungen und die Köpfe nach innen gewandt, so daß sie mit dem Rücken gegen die Löwen standen und von ihnen nichts sahen. Amoibas aber, der Limonenhändler, hatte gesagt, das würde ihnen nicht lange helfen.

Darauf hatten die Löwen die Köpfe in die Höhe gehoben und man hatte sehen können, wie sie die Witterung aufnahmen und wie sie merkten, daß da etwas für ihren Hunger und Durst zu holen war. Und dann hatten sie angefangen, um die Christen herumzuschleichen, mit dem Bauche ganz dicht an der Erde, und mit den Schweifen hatten sie herumzufuchteln angefangen, erst nur langsam, dann aber immer stärker, so daß sie sich damit in die Weichen schlugen. Und dann hatte sich die Löwin — denn zwei waren Löwen, und das dritte eine Löwin — plötzlich niedergeduckt und mit einem Male war ein Gebrüll gewesen, so gräßlich, wie man es gar nicht beschreiben kann, und im nämlichen Augenblick hatte etwas Weißes im Sande gelegen, und etwas Gelbes drüber her, und das war eins von den Christenweibern gewesen, das die Löwin gepackt hatte.

Und wie sich das Weib unter den Klauen der Löwin gewälzt hatte, und das Blut aus ihrem Leibe hervorgekommen war, und wie die Löwen das sahen und das Blut rochen, da hatten sich ihre Mähnen aufgesträubt, daß sie wie Wälder standen und sie hatten auch zu brüllen angefangen, und dann mit einem Sprung, der eine von rechts und der andere von links, waren sie mitten unter den Christen gewesen, und hatten mit den Tatzen um sich geschlagen, und nach ein paar Augenblicken war kein einziger von den Christen mehr auf den Beinen gewesen, sondern einige gleich tot, und die anderen hatten sich davongeschleppt, und ihre Leiber waren ganz zerfetzt gewesen.

Darauf, als es soweit gewesen, waren wieder neue Christen herangebracht worden. Man hatte die große Pforte von draußen aufgemacht, aber immer ganz rasch und nur grade so lange, daß immer ein Mann oder ein Weib, was es nun grade war, hineingestoßen werden konnte. Und sobald die Löwen einen Neuen kommen sahen, waren sie gleich über ihn hergefallen, denn sie

waren jetzt ganz wütig geworden. Und Amoibas, der Limonenhändler, hatte gesagt, sie wären jetzt auf den Geschmack gekommen und witterten das frische Blut. Und wie nun auch diese zweiten Christen abgetan gewesen, da hatten sich die Löwen hingelegt und angefangen, sich die Tatzen zu lecken, als wenn sie hätten sagen wollen: sie hätten nun genug.

Aber da hatten die Zuschauer laut zu schreien begonnen und gerufen: „Weiter, weiter!"

Denn nun waren auch sie auf den Geschmack gekommen. Und Amoibas, der Limonenhändler, und er selbst, der Erzähler, und alle ringsumher hatten gerufen: „Weiter, weiter!"

Darauf waren dann die Wärter hereingekommen, die bei den Löwen waren, mit stahlgeflochtenen Peitschen und glühenden Stangen; damit hatten sie die Löwen in ihre Käfige zurückgejagt, und dann waren die Käfige wieder hinuntergerutscht, und die toten Menschen und die verwundeten waren hinausgeschleift worden, und alsdann hatten sie frischen Sand gebracht und auf den blutigen Sand geschüttet, daß alles da unten wieder ganz sauber aussah.

Alsdann waren wieder zwölf Christen hereingebracht worden, und diesmal, als sie erschienen, hatte man ihnen von allen Galerien entgegengebrüllt; denn jetzt fürchtete man sich nicht mehr, sondern freute sich, denn es war ja ein fabelhaftes Schauspiel.

Und diesmal hatten sie den Christen rote Tücher um die Schultern gehängt, und es sollte sich auch gleich zeigen, warum, denn mit einemmal hatten sie von draußen die große Pforte aufgestoßen, die zum Sandplatz führte, und dann war ein Hallo gewesen, und plötzlich waren wilde Stiere hereingaloppiert gekommen. Und als die die roten Tücher sahen, hatten sie gleich die Köpfe gesenkt und den Boden gescharrt, und dann mit einem „hui" waren sie mitten unter den Christen gewesen und hatten sie auf die Hörner genommen und hochgeworfen, daß man sie nur so fliegen sah.

Und da hatten sie auf den Galerien angefangen, in die Hände zu klatschen und mit den Füßen zu trampeln und zu lachen und zu toben, denn es hatte doch auch zu spaßhaft ausgesehen! Zu spaßhaft!

Und so war das weiter gegangen. Immer wieder waren

Christen hereingebracht worden, und immer neue Tiere waren gekommen; Tiger und Leoparden und dann wieder Löwen.

Es hatte auch allen so gut gefallen, daß, als nun wieder einer in der großen Loge des Prokonsuls aufgestanden war und verkündet hatte, daß es jetzt zu Ende sei, alle gemeint hatten, daß es schade sei, schade!

Und Amoibas, der Limonenhändler, hatte laut gerufen, daß es noch viele Christen in Antiochien gäbe, und die müßten alle daran. Und darauf hatten sie von allen Galerien geantwortet und geschrien, ja, die müßten alle daran, denn es wäre nichtswürdiges Volk.

Der Erzähler war zum Ende gelangt. Ein allgemeines dumpfes „Ah!" löste die Spannung, mit der man ihm gelauscht hatte.

„Daß man so etwas hatte versäumen müssen!"

Der Hausbesorger, der in tiefes Sinnen versunken war, blickte auf.

„Wie bist du denn zu dem blaugeschlagenen Auge gekommen?" fragte er. „Hat's eine Prügelei gegeben?"

Der Erzähler murmelte etwas Unverständliches, er wollte nicht recht mit der Sprache heraus, wie es schien.

„Na, hat dich etwa auch einer von den Stieren auf die Hörner genommen? Siehst beinah so aus."

Alles lachte. Der Bursche schüttelte ärgerlich den Kopf.

„Wenn's so weiter geht bei uns im Haus, könnte es schon dahin kommen," meinte er.

Der Hausbesorger sah ihm ins Gesicht.

„Wieso? Was soll das heißen?"

„Ach — nun —"

„Also was?"

„Ja — der Amoibas," erzählte er, „der Limonenhändler, hatte so komische Reden geführt, als sie aus der Arena hinausgingen."

„Was hatte er gesagt?"

„Er war mit einemmal stehen geblieben, mitten auf der Treppe, und hatte zu ihm gesagt, so laut, daß alle anderen es hören mußten: ‚Dich kenne ich übrigens; du bist aus dem Hause des Cyprianus.'"

Die Zuhörer rückten wieder näher.

„Und was hast du darauf gesagt?“ forschte der Hausbesorger.

„Was soll ich gesagt haben? — ‚Freilich bin ich aus seinem Hause,‘ habe ich gesagt. ‚Das weißt du doch aber,‘ hatte der Amoibas dann geschrien, ‚was man von dem erzählt? Daß das ein ganz verfluchter Zauberer sein soll?‘“

Der alte Hausbesorger fuhr auf.

„Nicht so laut,“ sagte er, indem er sich entsetzt umsah.

Der Kreis rückte enger um den Erzähler zusammen; dieser senkte die Stimme.

„Darauf habe ich gar nicht gewußt, was ich erwidern sollte. Und alsdann hat der Amoibas gesagt: ‚Es ist doch bekannt, daß er sich ein totes Weib hat ins Haus bringen lassen, und die hat er in seinem Hause wieder lebendig gemacht.‘“

Ein unterdrücktes Flüstern wurde laut:

„Damit hat er die Christin gemeint.“

Der Hausbesorger winkte zur Ruhe.

„‚Das ist nicht wahr,‘“ fuhr der Erzähler fort, „habe ich ihm geantwortet, ‚was du da von meinem Herrn erzählst.‘ Darauf aber ist er mir ganz dicht unter die Augen getreten, so daß er beinah auf meinen Füßen gestanden hat, ‚das soll nicht wahr sein?‘ hat er gesagt, ‚das soll nicht wahr sein? Die Soldaten haben es selber gesagt, die ihm das Weib haben ins Haus bringen müssen, daß sie tot gewesen ist, mausetot! Und dann hat er sie in ein Zimmer bringen lassen und auf ein Lager legen lassen und Arzneien und Salben gemischt, und darauf ist sie wieder lebendig geworden. Das hat einer von Euch selbst neulich auf dem Markt erzählt.‘“

Der Hausbesorger schnellte vom Sitze auf.

„Wer ist das gewesen? Wer hat das getan?“

Es erfolgte natürlich keine Antwort. Niemand hatte es getan. Der Alte mußte sich zur Ruhe geben.

„‚Und das Weib‘, hatte der Amoibas weiter gesagt, ‚ist eine Christin gewesen, die sie zu Tode geprügelt hatten. Und der Cyprianus ist dabei gewesen und dabei hat er sich in das Weib verliebt. Darum hat er sie zu sich bringen lassen, denn er hat gewußt, daß er sie wieder aufwecken konnte mit seinen Beschwörungen, und er hat gewollt, daß sie ihm gehören sollte alsdann. Und jetzt denkt alle Welt da draußen, sie wäre tot, und unterdessen ist sie gar nicht tot, sondern sie lebt — und während sie ins Gefängnis gehört und vor die wilden Tiere,

wie die andern, lebt sie da bei ihm in Herrlichkeit und Freuden.'"

Ein abermaliges Geflüster von allen Seiten unterbrach den Erzähler. Beinah wie Zustimmung zu dem, was der Amoibas gesagt hatte, klang es daraus hervor.

„Ruhe!" gebot noch einmal der Hausbesorger. Er wandte sich wieder an den Burschen. „Und dann habt Ihr Euch geprügelt?"

„Gleich darauf," berichtete dieser, „ist's soweit gekommen. Denn weil der Amoibas so laut schrie, hat sich immer mehr Volk um uns versammelt, und alle haben gehört, was er von unserem Herrn erzählte. Darum habe ich ihm gesagt: ‚Halt's Maul!' Und da hat er angefangen, mir die Faust unter die Nase zu halten und hat gebrüllt: ‚Was soll ich? Das Maul soll ich halten? Das sagst mir du, der du einem verfluchten Christen dienst?' Und wie er das gesagt hat, habe ich ihn am Halse gekriegt und habe gesagt: ‚Das ist gelogen!'

„Er aber hat mir gleich eins ins Gesicht versetzt und geschrien: ‚Es ist nicht gelogen! Sondern, wer eine Christin versteckt, ist selbst nichts anderes als ein verfluchter Christ! Und darum wird man nächstens kommen ihm das Haus ausräuchern, und ihn selbst samt dem Weibe! Und Euch alle dazu!'

„Und wie wir uns nun so gepackt hielten, bin ich so wütend geworden, daß ich ihn niedergeworfen habe, daß er die Stufen der Treppe hinuntergekollert ist. Dabei hat er fürchterlich geschrien und gesagt: ‚Schlagt den Christen tot! Den verfluchten Christen tot!' Und mit einemmal, eh' ich mich versah, sind eine ganze Menge, wohl zwanzig, dreißig, über mich hergewesen, mit Fäusten und Stöcken und was sie zur Hand hatten — und da habe ich schauderhafte Prügel gekriegt und bin froh gewesen, wie ich endlich habe davonlaufen können und mit dem Leben heraus war."

Die letzten Worte waren mit unwilligem Brummen vorgebracht worden. Jetzt schwieg der Erzähler und rieb sich die Glieder. Eine schwüle Stille war eingetreten; keiner sprach ein Wort; jeder dachte sich sein Teil.

Das waren ja angenehme Aussichten, die sich da eröffneten!

„Jetzt alle miteinander hinaus und zur Ruhe!"

Der alte Hausbesorger war es, der den Befehl gab. Er stand hochaufgerichtet, während sich die Dienerschar wie ein summender Hornissenschwarm hinausdrängte; er hatte einen möglichst

barschen Ton angenommen. Aber seine Festigkeit war nur Maske. In seinem Innern wühlte die Unruhe und schwere Besorgnis.

Wenn er nur hätte sagen können, es ist alles nicht wahr. Aber war's denn nicht wahr? Das Weib war ja im Hause, und der Herr wie toll mit ihr. Und dann neulich im Garten, wo er ihn hatte wankend und schwankend dahingehen sehen — und dazu das, was die Magd erzählt hatte, wie sie den Herrn auf den Knien hatte liegen sehen, und wie er sie angestiert hatte —

Ihr Götter —!

Ob er sich nicht ein Herz fassen und gleich vom Fleck zu ihm hineingehen und ihm alles sagen sollte, was er eben gehört hatte? Was die Leute draußen sich erzählten?

Aber es war Mitternacht vorüber. Und dazu die ehrfürchtige Scheu, die er ein Leben lang gefühlt und die jetzt zur Angst geworden war.

An der Tür von Cyprianus' Gemächern kehrte er um. Er konnte sich nicht entschließen. Kopfschüttelnd schlich er zurück in seine Kammer und streckte sich auf das Lager, und schlaflos lag er bis an den Morgen.

An diesem Morgen aber begegnete ihm etwas, das seine Unschlüssigkeit mit einem Schlage beendigte:

Ganz in der Frühe war er auf den Markt gegangen. Heut von keinem Sklaven begleitet. Erfahrung hatte ihn gewitzigt.

Als er auf dem Rückweg und nicht weit mehr vom Hause war, trat jählings ein Mann auf ihn zu — Aglaiades. Er hatte ihn gleich wiedererkannt, obschon er verändert aussah; gar nicht mehr so rosig und rund wie ehemals, sondern bleich und mit eingefallenen Wangen.

„Ja — du erschrickst," sagte Aglaiades, als er den Alten zurückprallen sah, „du hast ein schlechtes Gewissen."

„Warum — sollte ich —?" stammelte der Alte.

„Warum du sollst?" erwiderte Aglaiades mit wuterstickter Stimme, „weil du den Hehler machst für den Spitzbuben, deinen Herrn!"

„Laß mich gehen —"

Der Alte wollte weiter — aber der andere hielt ihn an der Schulter fest.

„Zu Euch kommt man nicht hinein — darum sollst du mir

hier draußen Rede und Antwort stehen. Ist es wahr, daß Cyprianus die Tochter des Edusus in seinem Hause hat?"

„Die — Tochter wessen?" fragte der Hausbesorger.

„Die Tochter des Rhetors Edusus, Praxidike."

„Ich weiß nicht — ob sie so heißt," erwiderte er stammelnd.

Von unten auf sah ihm Aglaiades in die Augen. Es war ja wirklich möglich, daß der Alte ihren Namen gar nicht kannte.

„Aber daß er ein Weib in sein Haus hat schaffen lassen, aus der Basilika, vom Richterstuhle hinweg — weißt du davon auch nichts?"

Darauf konnte der Alte nichts erwidern.

„Daß er sie hegt und pflegt wie eine Königin, und um ihre Tür herumschleicht und nach ihrem Hauche wittert wie ein brünstiger Stier, ist das auch nicht wahr? Auch nicht wahr?"

Dem Hausbesorger zitterten die Glieder. Darauf konnte er nicht nein sagen.

„Jetzt hab' ich dich," fuhr Aglaiades fort, indem er den Alten mit einem Stoße von sich entfernte, „und weiß, was ich wissen wollte!"

Die Augen flackerten ihm wie irrsinnig vor Wut; er hob die geballte Faust:

„Aber sage deinem Herrn" — und die Zähne knirschten ihm aufeinander — „dem Räuber, dem Diebe Cyprianus, daß er mich kennen lernen soll!"

Damit drehte er sich um, und im Abgehen wandte er noch einmal das Haupt, schüttelte noch einmal die Faust, und dann verschwand er um die nächste Straßenecke.

Halbtot vor Entsetzen kam der Alte nach Haus. Kaum, daß er sich Zeit ließ, den Marktkorb niederzusetzen, dann stürzte er, so wie er ging und stand, in Cyprianus' Gemach.

„Herr! Herr!"

Aber er kam nicht einmal gleich dazu, seinen Bericht zu erstatten.

„Gedulde dich," gebot Cyprianus. Er war beschäftigt; Nachricht war gekommen aus dem Frauengemach; die Pflegerin stand vor ihm und brachte leise ihre Neuigkeiten vor, Neuigkeiten, die das Gesicht des lauschenden Mannes mit einem Freudenschein überstrahlten.

Gestern zum ersten Male war Praxidike aufgestanden. Sie

hatte einen Gang durch das Gemach gewagt; zunächst mit beiden Armen auf die Schultern der Dienerinnen gestützt. Nach einer Ruhe von einer halben Stunde hatte sie sich von neuem erhoben; diesmal hatte sie lächelnd alle Hilfe abgelehnt.

„Es geht schon allein."

Uud dann war sie allein durch das Gemach geschritten, und nicht durch das eine nur, sondern auch durch das anstoßende und das dritte, die ganze Zimmerflucht entlang. Anfänglich noch ein wenig vorsichtig, dann immer fester auftretend, und endlich ganz sicher.

Heute früh dasselbe, und heut nachmittag wollte sie in den Garten gehen.

Heut nachmittag in den Garten! Und sie wußte nicht, in wessen Haus sie war? Die Dienerinnen hatten ihr nichts verraten? Sie hatten ihr nichts verraten. Ein paarmal noch hatte sie gefragt, aber sie hatten es ihr nicht verraten. Immer, wie das erstemal, wie Cyprianus es sie gelehrt, hatten sie geantwortet. Wie nachdenkend hatte sie alsdann das Haupt gesenkt, als wenn sie sich bemühte, zu erraten, wer es wohl sein möchte. Und jedesmal war dann das Lächeln gekommen, das heimliche Lächeln, das ganz leise und mit einer zarten Röte in ihrem Antlitz aufgestiegen war.

Und heut nachmittag würde sie in den Garten kommen? Bestimmt?

„Ganz bestimmt."

In tiefer, glückseliger Erregung atmete Cyprianus auf. Heut nachmittag also würde sie alles erfahren; im Garten würde er ihr entgegenkommen.

Er wandte sich an die Pflegerin.

„Ihr habt Eure Sache gut gemacht; geh zurück zu ihr; es ist gut; es ist alles gut."

Dann kehrte er sich um, zu dem Hausbesorger, der noch immer an der Tür stand und mit hohlen Augen zu ihm herüberblickte.

„Was bringst du? Was ist?"

Mit fliegenden Gliedern trat der Alte heran.

„Gefahr ist, Herr! Gefahr an Leib und Leben für dich und dein Haus und uns alle!"

Die Kinnbacken wackelten ihm, indem er die Worte, beinah schreiend, hervorstieß. Erstaunt sah Cyprianus auf ihn herab.

„Werde ruhig und sprich vernünftig — was für Gefahr?“

„Um des Weibes willen, Herr! Um — der Christin willen!“

Er sah dem Gebieter in die Augen, als wollte er in seinen Augen lesen, ob all das Vernommene wirklich wahr sei, als wollte er ihm ins Gewissen reden.

Cyprianus blieb vollkommen ruhig.

„Wieso — um des Weibes willen? Was ist mit dem Weibe?“

Jählings stürzte der Alte vor ihm nieder; mit beiden Armen umfing er die Knie des Herrn.

„Gib sie fort aus deinem Hause, Herr! Tu sie hinaus! Tu es gleich!“

Cyprianus zuckte auf.

„Bist du verrückt geworden?“

Er wollte sich losmachen; der Alte hielt ihn fest.

„Laß mich los,“ gebot Cyprianus.

Aber zum erstenmal im Leben gehorchte der Sklave nicht. Mit verdoppelter Leidenschaftlichkeit umschlang er den Gebieter.

„Du weißt nicht, was sie draußen reden, Herr! Du weißt nicht, was sich vorbereitet, Herr! Wenn du sie nicht fortschickst, werden sie kommen und dein Haus stürmen und das Weib mit Gewalt fortreißen! Und wenn du sie nicht freiwillig hergibst, werden sie sie totschlagen, und dich mit ihr, und uns alle dazu, und dein Haus dir anzünden —“

„Sage deutlich und vernünftig, was geschehen ist, was du weißt!“ unterbrach Cyprianus das Geschnatter. Und bei dem tiefen Donnerklang der Stimme kam dem angstbetörten alten Manne die Gewohnheit der Unterwürfigkeit und damit einigermaßen die Ruhe wieder.

So zusammenhängend er es vermochte, erzählte er, was er gestern abend von dem Sklaven gehört hatte, und dann seine heutige Begegnung mit Aglaiades. Mit allen Farben, die ihm die angsterhitzte Phantasie verlieh, malte er seinen Bericht; mit allen Tönen des Entsetzens trug er ihn vor.

„Wenn du ihn gesehen hättest, Herr, den Aglaiades! Wenn du ihn gesehen hättest! Wie ihm die Augen im Kopf gingen und die Zähne aufeinanderschlugen! Und du weißt, was für einen Anhang er hat, unter den Reichen, den Vornehmen!“

Cyprianus hatte lautlos zugehört; mit keiner Bewegung den

Berichterstatter unterbrochen. Der Alte war überzeugt, daß seine Erzählung den tiefsten Eindruck gemacht hatte. Er blickte auf — und sah einen Mann vor sich stehen mit lächelndem Gesicht, mit einem so weltverloren träumerisch glückseligen Gesicht, als hätte man ihm die freudenvollste Botschaft gebracht. Gefahr schwoll gegen sie an — und er konnte sie beschützen! — Gegen ihn selbst heulte die Wut da draußen auf; die Vernichtung, die sie bedrohte, bedrohte auch ihn — gemeinsames Schicksal über ihr und über ihm — eine Wollust, wie er sie nie geahnt hatte, glühte in seinen Organen auf.

Leiden sollte er, was sie erlitt, vielleicht gar den Tod — sterben — aber mit ihr zusammen würde es sein, ihren Leib in seine Arme geschlungen, ihre Brust an der seinen, ihr letzter Hauch verströmend in seinen Hauch, ihr letzter Gedanke bei ihm, und der seine bei ihr! Trunkenheit der Vernichtung! Jetzt erst gehörte er dem Christenweibe ganz, denn mit einem Male fühlte und begriff er, was die Seelen dieser Menschen stark machte und unbezwinglich wider eine tobende Welt, was sie jauchzen ließ inmitten tödlicher Qualen.

Er wandte sich um, und ein mitleidiges Lächeln ging um seinen Mund, als er den Alten noch immer auf den Knien liegen sah, mit weit aufgerissenen Augen zu ihm aufblickend, den er nicht verstand.

„Steh auf,“ sagte er gebietend, „komm mit.“

Er wandte sich nach der Tür; gehorsam sprang der Hausbesorger auf und, ohne ein Wort zu verlieren, ging er hinter dem Herrn drein.

Cyprianus trat in das Bibliothekzimmer; aus einem Schranke, der in die Wand eingelassen war, nahm er einen großen Schlüssel. Der Alte kannte ihn; es war der Schlüssel zu den Kellergewölben drunten.

„Bringe Licht.“

Der Hausbesorger eilte hinaus und kam gleich darauf mit brennender Lampe zurück.

Cyprianus nahm ihm die Lampe aus der Hand, öffnete die schmale Pforte, die sich in der Seitenwand des Zimmers befand und schritt die enge Treppe hinunter, die gleich vom Bibliothekzimmer in die Kellergewölbe führte.

Bis zum letzten Raume schritt er hindurch; dann blieb er stehen. Er befand sich in dem Gelaß, in dem er sein Schätze verwahrte.

An den Wänden rechts und links standen große hölzerne Kufen. Cyprianus warf die Deckel zurück — sie waren gefüllt mit gemünztem Silber und Gold.

Diesen Raum hatte der Hausbesorger noch nie betreten. Das flackernde Licht der Lampe spielte über das glitzernde Metall. Im Hintergrunde des Gewölbes, aufragend in seinem dunklen Mantel wie ein düsteres Götterbild, stand der geheimnisvolle Mann, der ihm geheimnisvoll gewesen war, solange er lebte, und der ihm jetzt wie ein dämonisches Wesen erschien. Es war ihm, als müßte er niedersinken und anbeten. Aber Cyprianus ließ ihn nicht dazukommen.

„Höre mich an," sagte er; seine Stimme war mild und gelassen, aber so fest, daß man ihr anhörte, daß in jedem Worte ein Entschluß steckte, wie ein eiserner Kern. „Was ich tue, das weiß ich, und es ist meine Sache. Was in Euch vorgeht, das weiß ich auch — aber ich verlange nicht von Euch, daß Ihr meine Sache zu der Eurigen macht. Du hast mir gesagt, daß meinem Hause Gefahr droht, und ich weiß, daß du recht hast. Heut noch, ich bin davon überzeugt, wird Aglaiades mit seinen Spießgesellen kommen. Er wird das Weib herausverlangen — ich aber werde das Weib nicht herausgeben. Ich werde mein Haus nicht verlassen — und es wird dann geschehen, was geschehen soll. Weil ich aber dich und die anderen nicht in ein Schicksal verstricken will, das ich aus freiem Willen mir selbst bereite, so sage ich dir, du bist frei und kannst gehen."

„Herr" — wollte der Alte auffahren. Cyprianus schnitt ihm das Wort ab.

„Ich befehle dir, daß du vom Fleck aus hingehst, alle Sklaven und Sklavinnen meines Hauses zusammenrufst und ihnen in meinem Namen verkündigst, daß sie allesamt frei sind und gehen können aus meinem Hause. Und weil ich nicht will, daß Ihr als Bettler aus einem Hause hinausgeht, in dem Ihr es gut gehabt habt, so gebiete ich dir, daß du sie herunterrufst, hierher, in dieses Gewölbe. Und was du da siehst, das Silber und Gold, das soll Euch gehören, alles. Ein jeder mag sich davon nehmen, soviel als er will, und soviel ein jeder tragen kann, das soll sein eigen sein."

„Herr! Herr! Herr!" Der Alte hielt sich nicht mehr; aufheulend stürzte er zu Füßen des Gebieters.

„Was tust du?"

Er umschlang ihn mit beiden Armen; dicke Tränen liefen ihm über das Gesicht.

„Was bleibt dir, wenn du deine Sklaven gehen läßt? Wenn du dein Hab und Gut hingibst? Wenn du dein Haus zerstören läßt?"

Er hatte den Kopf an Cyprianus gepreßt, er konnte das Lächeln nicht sehen, mit welchem dieser auf ihn herabsah; hätte er es gesehen, so würde er es nicht verstanden haben.

Cyprianus strich mit der Hand über das graue Haupt des alten Dieners.

„Sorge dich darum nicht; all diese Dinge brauche ich nicht mehr." Dann machte er sich von ihm los und schritt dem Ausgange zu.

„Tu jetzt, wie ich dir geboten habe; rufe die Sklaven hierher; jede Stunde bringt die Gefahr näher, und wenn du zögerst, könnte es für Euch alle zu spät werden."

Der Hausbesorger war auf den Knien liegen geblieben.

„Und — du?" rief er dem Davonschreitenden nach.

„Ich gehe derweilen in den Garten."

„Und willst du nicht Abschied nehmen von deinem Gesinde? Sollen sie dir nicht danken für alles, was du an ihnen getan hast und heute tust?"

In der Türe drehte Cyprianus sich noch einmal um.

„Noch eins sollst du ihnen sagen — wenn sie das hören, werden sie nicht mehr zu mir kommen."

„Was —?" stammelte der Alte.

„Sage ihnen, daß Cyprianus heute ein Christ geworden ist."

Er wandte sich und schritt langsam davon.

Stieren Blicks, mit herabhängendem Unterkiefer, blickte der Hausbesorger hinter ihm drein. Es war ihm, als hätte er einen Schlag auf den Kopf bekommen, als würde er nie im Leben mehr einen Gedanken fassen können, als müßte er sich besinnen, wo er war und wer der Mann dort im dunklen Mantel war, mit dem er soeben gesprochen hatte und der jetzt langsam vor seinen Augen entschwand.

Cyprianus ging die Treppe hinauf, durch die Gemächer des Hauses in den Garten hinaus. Bildete er sich das nur ein, oder war es Wirklichkeit, daß er eigentlich schwebte, während er zu schreiten glaubte? Ein Gefühl war in ihm, als wäre alle Erdenschwere des Körpers von ihm gesunken, als wäre er

nur noch so etwas wie fließende Luft, als wandelte er wie auf Wolken.

Sinnend blieb er stehen; war ihm nicht einmal erzählt worden von einem Menschen, der auch dieses erdenüberfliegende Gefühl in sich verspürt hatte? Wer war es gewesen und wo? Ein stilles Leuchten ging über sein Gesicht; er stand an dem Baum, an dem er neulich gestanden hatte; er blickte hinüber zu der verhangenen Tür des Frauengemaches; beide Arme breitete er sehnsüchtig aus — „o du — von Quellen genährt, deren Rauschen unverstanden an meinen Ohren vorüberging — Blume, ersehnte, komm an meine Brust!"

Während er die Laubgänge des Gartens durchmaß, vernahm er aus dem Hause da vorn ein dumpfes Getöse; laufende Schritte gingen hin und her, Türen wurden aufgerissen und zugeschlagen; dazwischen ertönten Stimmen, Rufe, unterdrücktes und lautes Geschrei. Endlich beruhigte sich der Lärm, und nach einiger Zeit wurde es ganz still. Wie wenn Wasserfluten in dem Hause getobt und nun einen Ausweg gefunden und sich verlaufen hätten. Cyprianus lächelte vor sich hin.

„Sie haben ihren Raub in Sicherheit gebracht und sind hinaus!"

Er kehrte nach dem Hause zurück. Keine Seele begegnete ihm; öde und leer gähnten seine Gemächer ihn an. In allen Gemächern sah er die Spuren der Verwüstung, die von der flüchtenden Horde darin zurückgelassen worden war. Als er sich wieder dem Garten zuwandte, huschte etwas an ihm vorbei — die beiden Mägde waren es, die er ihr zu Pflegerinnen gegeben hatte.

„Wartet einen Augenblick," sagte er, „Ihr kommt spät, und ich fürchte, sie werden Euch nichts übriggelassen haben."

Er ging in sein Bibliothekzimmer, wo er einiges Geld für den täglichen Gebrauch verwahrte. Das Geld war noch da. Alles, was er noch fand, raffte er zusammen.

„Ihr seid treu gewesen und gut — ich danke Euch, danke Euch." In die Hände der schluchzenden Frauen drückte er seine letzte Habe; dann ließ er sie zur großen Pforte hinaus, schloß hinter ihnen die Pforte mit eisernem Riegel zu; wandte sich — und nun war er allein mit ihr in seinem Hause, einsam und allein mit ihr in der Welt!

Mittag war längst vorüber, die Sonne nicht mehr fern vom Untergange. Cyprianus kehrte zum Garten zurück.

Als er einige Schritte in dem Magnoliengange gemacht hatte, konnte er plötzlich nicht weiter. Ein Taumel überfiel ihn, so daß er an den nächsten Baum treten und sich daran halten mußte; das Herz im Leibe schlug ihm auf, als wollte es ihn erschlagen. Am oberen Ende des Baumgangs, langsam auf die Stelle zuschreitend, wo er sich befand, erschien ein Weib.

Sie war seiner noch nicht gewahr geworden; ein Myrtengebüsch verbarg ihn vor ihren Blicken; er hatte noch Zeit, sich zu fassen und sie anzusehen.

Wie ein Mensch nach überstandenem Siechtum zu gehen pflegt, mit zögernden, kleinen Schritten, so bewegte sie sich.

Ihre Arme hingen herab; den Nacken trug sie hoch; ihr Haupt war aufgerichtet, und ihre Augen blickten fast starr vor sich hin.

Er sah in ihre Augen. —

Kam es daher, daß ihre Wangen etwas eingefallen waren gegen früher, oder war es der ungeheure Ernst in den Augen, dem man ansah, daß nichts ihn mehr zerstreuen würde, was ihnen den beinah überirdischen Ausdruck verlieh? Wie Kohlen, die nach innen glühen, so sahen sie aus.

Jetzt, als sie nur wenige Schritte noch entfernt war, und er das Rauschen ihres Kleides auf dem Gartenwege vernahm, trat er hinter dem Gebüsch hervor, mitten in den Baumgang vor sie hin.

Wie angewurzelt blieb sie stehen; kein Glied an ihrem Leibe regte sich; sie sah ihn an. Und indem er ihren Blick auf sich ruhen fühlte, war es ihm, als stände er im Feuer.

Dann wandte sie sich langsam ab, und es sah aus, als wollte sie den Weg zurück- und von ihm hinweggehen.

Rasch trat er auf sie zu; er wollte sie ansprechen; seine Lippen aber stammelten; nur einen unverständlichen Laut brachte er hervor.

Als sie das vernahm, wich sie einen Schritt zurück und streckte, wie abwehrend, beinah wie beschwörend, beide Arme gegen ihn aus.

„Störe mich nicht mehr!“ rief sie.

In ihrer Stimme war ein dumpfer Klagelaut, in ihren Augen eine tiefe Angst.

Vor dem Richter hatte sie gelächelt und gelacht, allen Schrecken der Hölle hatte sie getrotzt und vor ihm fürchtete sie sich und wich zurück!

Verzweiflung übermannte ihn. Zu ihren Füßen stürzte er nieder; er griff nach dem Saume ihres Gewandes.

„Justina!“ schrie er auf.

Als sie den Namen aus seinem Munde vernahm, sanken ihr die Arme herab; sie wurde regungslos, wie sie vorher gewesen war. Es sah aus, als horchte sie, als lauschte sie in die Ferne, wie ein Mensch einem Echo lauscht, das er nur halb versteht.

„Justina,“ sagte er noch einmal, „fliehe nicht vor mir. Ich bin gekommen, und dein Gott ist jetzt der meine.“

Nun wandte sie sich voll nach ihm hin; ihr Oberleib beugte sich vornüber; das starr gewordene Antlitz fing an, sich zu erweichen; in den Augen wachte die Holdseligkeit wieder auf, die süße, die einst darin gewesen war, als sie im Feigenbaume vor ihm stand. Ihre Lippen bewegten sich; aber er hörte nicht, was sie sagte. Er sah nur, wie sie vor ihm stand, wie das Licht wieder zu spielen begann in den blonden Locken, und das heilige Feuer in ihrer glutvollen Seele. Und er sagte sich, daß er es gewesen, der dies reizende Geschöpf, diesen leuchtenden Tropfen himmlischen Taues dahingegeben hatte in die Hände der Mörder, hatte zertreten lassen von den Füßen der Barbaren!

Ein namenloser Jammer überschwoll ihm das Herz. Er griff nach ihren herabhängenden Händen, und in ihre Hände drückte er schluchzend das tränenüberströmte Gesicht.

Sie aber ließ ihm ihre Hände, sie zog sie nicht zurück. Und ob es nun daher kam, daß er sie zu sich herabzog, oder ob sie freiwillig kam — plötzlich war ihr blondes Haupt dicht zu seinen finsteren Locken niedergebeugt. Dicht an seinem Ohre spürte er ihre Lippen, und in sein Ohr kam ihre Stimme, tief, klangvoll und doch voll unaussprechlich süßer Schelmerei:

„Du törichter Mann, bist du nun endlich gekommen?“

Mit einem dumpfen Schrei des Entzückens flog Cyprianus vom Boden empor. Seine Brust ging steigend herauf und herab; er wollte sprechen, die Welt vor ihr ausschütten, die er im Herzen fühlte — aber alles, was er vermochte, war, daß er beide Arme nach ihr ausbreitete.

„Justina,“ stöhnte er hervor.

Und nun war es, als höbe sich auch von ihrer Brust etwas, das darauf gelegen hatte, lange und schwer, wie eine schwere Last. In seine ausgebreiteten Arme trat sie hinein bis dicht heran an seine Brust; dann hob sie die Hände zu den überragenden Schultern des Mannes empor und lehnte sich still an seine Brust.

„Nun will ich dir erklären," flüsterte sie, „warum ich vorhin gesagt habe ‚störe mich nicht mehr': Vom ersten Tage an, siehst du, als du zum erstenmal in meines Vaters Haus tratest, und ich noch ein Kind war, jedesmal, wenn ich dich sah, war etwas in mir — so merkwürdig — so wie bei keinem anderen Menschen. Und dann, als Er nun in mich gekommen war, und du wieder zu uns kamst, damals, weißt du, am Feigenbaum — und ich dich ansah — nach so langer Zeit zum erstenmal — da war mir —" dichter und wie schamvoll drängte sie ihr Haupt an ihn, so daß er den Duft ihres Haares an seinem Antlitz spürte — „da war mir — als hätte Er mir erscheinen wollen in eines Menschen Gestalt."

Lautlos hielt Cyprianus sie an sich gepreßt. Er fühlte, wie die zarte Gestalt an seiner Brust erzitterte; wie einem wunderbaren Märchen lauschte er dem Geständnis lebenslanger Liebe, das stockend wie ein kristallener Quell von ihren Lippen rann.

„Und darum," fuhr sie fort, „sagte ich dir damals: ‚komm' — denn ich meinte, es könnte nicht anders sein, und du müßtest lieben, was ich liebte, und wärest schon da, wo ich war — und als du nun doch nicht kommen wolltest, und so zornig wurdest, da — verstand ich das alles nicht mehr, da glaubte ich, du wärest der Versucher, der mich hinwegreißen wollte von Ihm. Und da sagte ich mir, daß alles gewiß nur ein Blendwerk sei, und ein Spuk, der Seine Gestalt angenommen hatte — und um mich zu retten davor, bin ich entflohen und habe gelacht."

Sie schwieg. Dann fügte sie leise und beinah schmollend, wie ein liebliches Kind, hinzu:

„In der Nacht darauf aber habe ich gelegen und geweint die ganze Nacht."

Atemlos, wie gebannt, hatte Cyprianus zugehört. Wie ein dunkler Sturm rauschte sein Leben an ihm vorüber, sein verdüstertes, einsames, vergrolltes Leben. Voll Grimm und Haß, voll Eifersucht und mit allen Stacheln verletzter Eigenliebe im Herzen, so hatte er ihrer gedacht — und in Tränen hatte sie

wach gelegen und ihm nachgeweint, dem geliebten, verlorenen Manne. Vor seinem Herzen hatte sie gestanden: „Laß mich hinein!“ — und wie ein Wütender hatte er die Pforten seines Herzens vor ihr zugeschmettert! Vor seinen Händen war es gewesen, das ersehnte Gut — und wie ein Wahnsinniger war er daran vorübergestürmt!

O Tor! O blinder, tauber, törichter Mann!

Heißer drückte er sie an sich; wieder fühlte sie, wie die Tränen ihm herniederrannen; die Locken auf ihrem Haupte feuchteten sich davon. Da aber richtete sie das Gesicht zu ihm empor; mit den weißen, kleinen Händen wischte sie über seine Wangen und trocknete ihm die Tränen hinweg.

„O, jetzt aber,“ sagte sie, „weine nicht mehr; es ist ja nun alles, alles gut.“

Bebend am ganzen Leibe umschlang er sie; mit zuckenden Lippen küßte und küßte er ihr Gesicht.

„O du Teure,“ sagte er, tief aus der Tiefe der Brust, „du Ersehnte, Gefundene, Heiligtum meiner Seele und meiner Welt!“

Wortlos aneinander geschmiegt, standen die beiden Menschen. Plötzlich richteten sie gleichzeitig das Haupt empor — ein Geräusch war zu ihnen gedrungen — was war es gewesen?

Als wenn ein Windstoß über den Garten dahingegangen wäre — und doch war die Luft vollkommen windstill; kein Wipfel regte sich, kein Blatt an den Bäumen.

Auch war es nicht eigentlich wie ein Windstoß, sondern wie ein dumpfer, schwerer Hauch, wie ein Atemzug, der über die Mauer des Gartens herübergeweht war, als stände außerhalb der Mauer irgend etwas Ungeheures, etwas, wie ein mächtiges Tier, das schnaubend herumschlich.

Und jetzt erhob es sich draußen wie ein Geflüster, wie ein unterdrücktes Gewirr von Stimmen, von unzähligen. Und dann kam ein Tasten von Händen an der Gartenpforte, ein Drücken, Rütteln und Schütteln, ob die Pforte nicht nachgeben und aufgehen würde. Und jetzt vernahm man ein Reiben und Knirschen an der äußeren Mauerwand, als wenn Leitern angelegt würden, um darauf hinaufzusteigen und hinüberzusteigen in den Garten. Und plötzlich wußten die beiden Menschen, was da draußen vorging und was sich für sie bereitete.

Mit einer jähen Bewegung richtete Justina sich auf.

„Sie kommen, mich zu holen,“ sagte sie.

Ihre Stimme war klanglos; ihr Gesicht, das sich unter seinen Küssen gerötet hatte, weiß wie Schnee; ihre Lippen lagen hart aufeinander; vom Kopf bis zu Füßen schien sie in einen Eisstrom getaucht.

„Um dich zu holen und mich,“ sagte Cyprianus.

Sie richtete die Augen auf ihn.

„Denn dein Schicksal ist das meine,“ setzte er hinzu.

Als sie das vernahm und den Sinn seiner Worte begriff, sprang sie wie eine wandelnde Flamme auf ihn zu, in seine Arme, an seine Brust.

„Du wirst nicht von mir gehn?“

„Ich werde nicht von dir gehn.“

Mit beiden Armen umschlang sie ihn. Er fühlte an seinem Leibe die herrliche Wärme ihres erglühenden Leibes.

„Nichts wird uns trennen? Und keine Gewalt?“

„Nichts wird uns trennen, und keine Gewalt.“

Ein rauher Schrei brach von ihrem Munde; mit stammelnden Lippen suchte sie nach seinen Lippen; mit trunkenen Küssen verzehrte sie seinen Mund.

„O, das ist gut! Das ist gut!“

Er fühlte ihr Herz, das wie ein Hammer gegen sein Herz schlug.

„Mit dem gleichen Atemzug werden wir die Erde von uns stoßen, und im gleichen Augenblick aufgehen im unermeßlichen Licht!“

Inbrünstig drückte er sie an sich.

„Mit gleichem Atemzug,“ sagte er in tiefem, bebendem Jubel, „und im gleichen Augenblick.“

Er wollte sie mit sich hinwegziehen, denn schon sah er, wie Hände und Arme über den Mauerrand griffen. Sie widerstand.

„Aber — wenn sie uns voneinander reißen?“ fragte sie, „wenn wir im letzten Augenblick nicht beieinander sind? Uns nicht mehr sehen, nicht mehr hören, nicht mehr fühlen?“

Mit sieghafter Zuversicht blickte er ihr in die Augen:

„Beieinander werden wir sein, so wie wir jetzt es sind, und der Tod wird uns dahinnehmen, wie zwei Blüten an einem Stock.

„Komm nun,“ fügte er hinzu. Er schlang den Arm um sie, er warf seinen Mantel um sie, daß er sie beide bedeckte,

und dann mit zärtlicher Gewalt riß er sie mit sich fort, nach dem Hause zu.

Als sie dort anlangten, hörten sie auch vor dem Hause das Murren und Toben einer Menschenmasse, die das Haus belagerte. Gegen die Haustür wurde mit Stöcken gestoßen; auf das Türschloß hämmerten sie mit schweren Steinen.

Cyprianus sah den Augenblick kommen, da die Tür nachgab. Dann würde die Meute hereinbrechen; sie würden ergriffen werden, zerrissen und zertreten. Dann würde es doch vielleicht so kommen, wie sie gesagt hatte, sie würden fern voneinander, und es würde ein schmählicher Tod sein.

Sein Entschluß war gefaßt.

Über dem Gewölbe, in dem er seine Schätze verwahrt hatte, neben dem Hause aufragend, zwei Stockwerke höher als dieses, erhob sich ein Turm. In dem Gewölbe drunten befand sich die eiserne Eingangstür.

„Komm mit mir!"

Und hastig zog er Justina hinter sich drein. Mit fliegenden Schritten waren sie durch das Bibliothekzimmer, auf die Treppe hinaus, in die Gewölbe hinunter. Mit schwerem Ächzen ging die lange nicht gebrauchte, halb verrostete Pforte des Turmes auf; im Augenblick, als sie dröhnend hinter ihnen ins Schloß fiel, erscholl aus den vorderen Räumen des Hauses ein wüstes Gebrüll. Die Pforte hatte nachgegeben; die Verfolger waren herein; wie wilde Tiere tobten sie durch Gänge und Gemächer. Dann kam ein Geheul der Enttäuschung und Wut; die Beute war entschlüpft, der Zauberer und seine Geliebte waren nicht da.

Aus dem Garten kamen die Verfolger und vereinigten sich mit denen, die von vorn hereingebrochen waren. Sie hatten den ganzen Garten abgesucht — im Garten waren sie auch nicht.

Aus dem Hause pflanzte es sich auf die Straße hinaus: „Sie sind nicht mehr da!"

Auf der Straße aber wußen sie schon Bescheid. Eine Totenstille war plötzlich eingetreten; alle Köpfe richteten sich in die Höhe. Auf dem flachen Dache des Turmes war ein Mann erschienen, der stumm herabblickte auf die quirlende Menge — Cyprianus. Wie aus Erz gegossen stand die ragende Gestalt, finster sich abhebend vom abendroten Himmel.

Einen Augenblick währte der Bann; dann war er abgeschüttelt, und ein tausendfältiges Geschrei brüllte empor.

Ein Hagel von Steinen flog zu ihm hinauf; nur die wenigsten gelangten bis in seine Nähe. Er schien es kaum zu bemerken, er rückte und regte sich nicht.

Nun erhob sich eine einzelne, schrille Stimme. Sie ging von einem Manne aus, der mitten unter dem Pöbel stand, dessen Kleidung aber verriet, daß er nicht zum Pöbel gehörte, sondern ein Vornehmer war.

„Bringt Feuer!“ rief er.

Sein Schrei kam heiser hervor, wie aus einer zerrissenen Kehle, wie das jappende Gebelfer eines wütenden Hundes.

Tobend wurde die Losung aufgenommen:

„Bringt Feuer! Räuchert ihn aus!“

Eine wütende Geschäftigkeit begann. Laufende Schritte entfernten sich und kamen zurück. Man brachte Stroh, man brachte glühende Kohlen. Das Stroh wurde um Stöcke und Spieße gewickelt. Die Strohwische wurden in Brand gesetzt, und mit den auflodernden Fackeln stürmten sie in das Haus hinein.

Die reiche Ausstattung des Hauses, die Schätze von Büchern und Papieren boten dem Feuer eine reiche, überreiche Nahrung. Wenige Augenblicke, und der rote Feuerschein leuchtete aus allen Öffnungen des Hauses. Ein dicker Qualm durchbrach das Dach. Flammenzungen leckten dazwischen; sie vermehrten sich; ein Funkenregen stob empor, und indem das Dach des Hauses mit tosendem Krachen in sich zusammenstürzte, stieg eine mächtige Feuersäule senkrecht in die windstille Abendluft, den Turm umklafternd mit rauschenden Armen.

Und jetzt, als das Prasseln der Flammen jeden menschlichen Laut erstickte, und der Widerschein der Glut in den flimmernden Augen und den verzerrten Gesichtern da draußen sich spiegelte, erhob sich ein Ton, der alle Herzen mit Staunen erfüllte und alle Ohren zu horchendem Lauschen zwang.

Mitten aus den Flammen stieg er auf; und es klang wie ein Lachen, wie ein jauchzendes, beinah wild jauchzendes Lachen, aufsteigend aus den Tiefen einer menschlichen Brust, auf der Höhe des Tons in einem schmetternden Triller verweilend, wie ein Triumphschrei, der den besiegten Feind verspottet und verhöhnt.

Dann sah man, wie der Mann dort oben, der immer noch regungslos gestanden hatte, sich herniederbog. Aus dem Innern des Turmes stieg etwas empor, eine helle Gestalt, eine Frauen-

gestalt, weiß aufleuchtend inmitten von Rauch und Qualm. Beide Arme breitete ihr der Mann entgegen; wie von einem Windhauch emporgeschnellt, flog das Weib in seine Arme; und von Funken umsprüht, wie zwei Wesen, die nicht der Erde angehörten, hielten sich beide, Brust an Brust.

Aus der Menschenmenge dort unten erhob sich kein Laut; kaum daß sich ein Glied bewegte; das Brausen und Rauschen der Flammen war alles, was man vernahm.

Und nun sah man, wie der Mann das Weib mit dem rechten Arm umfing; langsam stiegen sie hinab in den feuerumloderten Turm, als wenn sie das Brautlager suchten, das sie sich dort drinnen bereitet hatten, als wenn kein anderer, kein Fremder dabei sein sollte in dem geweihten Augenblick, da sie Auge in Auge und Seele in Seele sich auflösen würden im großen, unendlichen Licht.

Schritt für Schritt tauchten sie nieder — einen Augenblick noch waren sie zu sehen — dann nicht mehr — und von da an hat sie kein menschliches Auge mehr erblickt.

Der Bann, der die Menge hielt, dauerte noch immer an. Nur ein dumpfes Aufatmen ließ sich vernehmen, als die Gestalten verschwanden. Dann wurde alles wieder still, und blieb still, bis daß endlich eine ungeheure Lohe, wie aus einem Schlote, aus dem Turme hervorbrach. Das Feuer war in den Turm eingedrungen — was da gelebt hatte in dem Turm, lebte nicht mehr.

Das Zerstörungswerk war vollbracht. Haus und Turm mochten in sich selbst zusammenbrechen und verbrennen. Die Menge begann, sich zurückzuziehen.

Nur einer war, der nicht vom Flecke weichen wollte, weil er behauptete und immer wieder behauptete, sie wären nicht tot.

Alles wandte sich nach ihm um. Der Mann schien den Verstand verloren zu haben. Er wollte durchaus in das brennende Haus hinein — mit Gewalt mußte er festgehalten werden.

„Wer war es denn?"

Es war der, welcher vorhin gerufen hatte: „Bringt Feuer."

Von den Vornehmen einer, Aglaiades hieß er.

„Und ich habe es gesehen! Ich habe es gesehen!"

Immerfort wiederholte er es; immer von neuem versuchte er, an den brennenden Turm zu gelangen.

„Was hatte er denn nur gesehen?"

Nur die Zunächststehenden vernahmen, was er sagte; von ihnen erfuhren es die anderen.

Man schüttelte die Köpfe, als man es hörte. Dann fing man an, zu überlegen: es klang ja ganz unglaublich, aber — ein Zauberer war er doch gewesen. Schließlich — wer konnte wissen? —

* *
*

Am nächsten Tage begannen einige es zu glauben; am darauffolgenden war es ein allgemeines Gerede, und am dritten Tage ließ sich jedermann in Antiochien darauf totschlagen: man hatte gesehen, wie aus dem brennenden Turme ein feuriger Drache aufgestiegen und im nächtlichen Dunkel verschwunden war — auf dem Drachen reitend, die jauchzende Geliebte im Arm, der Zauberer Cyprianus.



Der Liebestrank



I

Wer heutzutage Deutschland bereist, wird manchmal an Städten vorüberkommen, die eingebettet im stillen, weiten Lande, wie versunken liegen in Beschaulichkeit, wie träumend in tiefem Schlaf.

Bruchstücke von Mauerwerk ragen aus dem Grün der Vorgärten, andeutend, daß einstmals eine Ringmauer dagewesen ist, die den ganzen Ort umschloß. Wenn man hineintritt und die Straßen der Stadt durchwandelt, so bleibt man unwillkürlich stehn, horchend, als müßte man einem Nachhall lauschen.

Nachhall von was? Man weiß es kaum. Von einem Tone, der nicht mehr ist, der aber dagewesen ist, das fühlt man, einstmals, vorzeiten.

Zwischen den Häusern der modernen Zeit, meistens unschönen, von dürftigen Gedanken eingegebenen Bauten, ragen hochgetürmte Giebel empor, aufgebaut von einem anderen, älteren Geschlecht, dessen Augen künstlerischer zu schauen, dessen Hände machtvoller zu bilden wußten, als Augen und Hände der Jetztzeit.

Aus engumschlossenen Winkeln erheben sich die steinernen Riesenleiber uralter Kirchen, die ihre Türme, häufig mit abenteuerlichen Helmen gekrönt, emporheben, als wollten sie damit in den Himmel stoßen, anklopfen am Himmelstor, um Einlaß zu begehren für gläubige Seelen.

Dann kommt man auch wohl an einen Platz, einen weiten, stillen, beinah verödeten Platz, und inmitten des Platzes steht ein großes, altes, palastartiges Haus, mit einem Eingangsportal, so breit, daß viele Menschen darin aus- und eingehen könnten, mit hohen Fenstern in allen Geschossen, mit einer stattlichen, mächtig emporgeschwungenen Treppe im Innern, auf der viele Menschen hinauf- und herabgestiegen sein mögen.

Jetzt aber gehen nur noch Knaben mit Schultornisterchen auf dem Rücken durch die Pforte aus und ein, die Treppe hinauf und herab — das alte stolze Gebäude ist seiner einstigen Würde entsetzt; eine Realschule oder etwas derartiges ist aus dem geworden, was einst eine Universität war.

Also eine Universität ist in der Stadt gewesen?

Allerdings, und da rechts und links, wo die stillen Straßenzeilen sich öffnen, sehen Sie noch die Häuser, in denen die Uni-

versitätslehrer gewohnt haben, die magistri, professores, die viri doctissimi et amplissimi.

Also eine alte Universitätsstadt. —

Nun begreift man das Gefühl der Öde, das man empfunden hat, als man die Gassen durchschritt, das Bedürfnis, einem Nachhall zu lauschen von Tönen, die man nicht mehr vernimmt.

Nicht daß die Stadt menschenleer wäre. O nein.

In den Straßen rollen die Wagen, treiben sich die Fußgänger; auf dem Marktplatze schwatzen und hadern die Weiber — aber einstmals haben die Augen der Welt über die Ringmauern der Stadt hereingesehen, und jetzt haben sie sich abgewandt.

Es ist, als ginge man durch einen Saal, in dem vorzeiten eine vornehme Gesellschaft bei edlen Weinen und geistig angeregtem Gespräch gesessen hat, wo jetzt eine untergeordnete Menge bei Bier und Tabak unter plumpem Gelächter sich breit macht.

Der große, warme Strom, der die Menschheit befruchtet, der Strom des Geistes ist einst durch die Stadt hindurchgegangen — jetzt ist er zurückgetreten, und wie Mühlen, die nicht mehr mahlen, so stehen die alten Häuser in den alten Straßen, herniederblickend aus verschlafenen Fenstern, als wollten sie fragen, wo die Wellen geblieben sind, die früher ihre Räder trieben.

Denn jetzt ist's damit aus.

Nur hier und da noch gähnt das Kellerloch einer alten Weinstube zur Straße hinauf; und wenn man hinabsteigt, so findet man in dem alten, mit Spitzbogen gewölbten Raum uralte hölzerne Bänke und Tische, und in den Tischen, mit Messer und Meißel eingegraben, Namen, die man nicht mehr zu entziffern vermag.

„Namen von ehemaligen Studenten," erklärt einem der Wirt.

Und was für Studenten haben da gesessen!

Nicht Knaben, die aus dem Halfter der Schulpflicht losgelassen, vorläufig nur einen Gedanken haben, sich gütlich zu tun für erzwungenen Fleiß durch semesterlanges Faulenzen und durch Biertrinken, sondern Jünglinge, denen die Herzen brannten, Männer, die nachholen wollten, Menschen, die nach Erkenntnis dürsteten und zu lernen verlangten, zu lernen.

Die Sprachen der ganzen Welt ertönten damals in den winkligen Gassen der kleinen Stadt, denn aus allen Ländern der Welt kamen sie daher, um von dem neuen Lebensquell zu schlürfen, den die Hand des deutschen Mönches aus der Erde geschlagen hatte, und der im deutschen Lande floß.

Erlauchte Geister, wie Giordano Bruno, welche draußen ihre Reife erlangt hatten, hielten sich für völlig ausgereift erst dann, wenn ihre Wurzeln eine Zeitlang deutsches Erdreich genossen, wenn sie zu Wittenberg einem Melanchton, Jonas und Bugenhagen gelauscht hatten.

Aus Wittenberg kehrte Hamlet der Dänenprinz mit seinem Studiengenossen Horatio heim an den väterlichen Hof; nach Wittenberg sehnte er sich zurück, als er erkannt hatte, daß er der Mann nicht war, um eine aus den Fugen gegangene Welt wieder einzurenken.

Und solch eine alte, kleine, winklig um die Universität herumgebaute deutsche Stadt war es auch, von der im Munde der Menschen geflüstert und gemunkelt wurde, daß alldort ein geheimnisvoller Mann säße, ein gefährlicher, der seine Seele dem Teufel verschrieben, dafür aber, solange er lebte, Macht erlangt hatte über Menschen und Welt. Doktor Faustus nannte er sich, und die Taten, die er vollbrachte, waren wunderbar.

Ja, wer Gott im Himmel erkennen wollte, der mußte nach Deutschland gehen, und wer das Gelüsten fühlte, in die Schrecken der Hölle zu blicken, der mußte ebendahin gehen. Da, hinter der Ringmauer, in den hochgegiebelten Häusern, neben den uralten Kirchen und in dem großen Hause auf dem weiten Platz, da saßen die wunderbaren Männer, die einen lehrten, führten und vielleicht auch verführten.

Und jetzt — — —

Die Universität ist aufgehoben, hinübergeschafft nach irgendeiner neuen großen Haupt- und Weltstadt; die Professoren sind ausgewandert, die Studenten fortgeblieben und ihre Namen, mit Messer und Meißel in die Tische der Weinstube gekratzt, das ist alles, was noch an sie erinnert.

Auf einer solchen Tischplatte, in einer Stadt von dieser Art kann man, wenn man sich die Mühe des Suchens nicht verdrießen läßt, und falls die Tischplatte nicht seitdem den Weg alles Holzes, ins Feuer, gewandelt sein sollte, mit ungefügen

Zeichen einen Namen eingegraben finden, aus dem man nach längerem Buchstabieren „Zantebur“ herauslesen wird.

Die Hand, die den Namen geschrieben hat, muß nicht weniger ungefüge gewesen sein als der sonderbare Name selbst; und so verhielt es sich in der Tat.

Nicht viel anders als ein junger Bär sah er aus, der Junker Erik von Zantebur, der aus seiner Heimat droben im Pommerland in die alte Stadt kam, um hier an der Universität studia humaniora zu treiben und sich im Verkehr mit gebildeten Menschen ein wenig zu striegeln.

Der alte, kleine, schmächtige, hinter Büchern und Pergamenten verhuzelte Magister des römischen Rechts, bei dem er wohnen sollte — Schiffmacher hieß er und Naupegos nannte er sich, indem er, der Sitte der Zeit gemäß, seinen deutschen Namen ins Griechische übersetzt hatte — war geradezu erschrocken, als der sechs Fuß lange, ungeschlachte junge Kerl auf der Hausdiele plötzlich vor ihm stand.

Wie eine Mähne hing dem Ankömmling das zottige blonde Haar über die Stirn ins Gesicht, so daß seine Augen, die zwei blauen Saphiren gleich im Kopfe lagen, wie hinter einem Gitter hervorschauten.

Als der Zantebur den Schreck im Gesicht seines alten Hauswirts sah, ging ein Lächeln über sein Gesicht, und dieses Lächeln war so breit und gutmütig, daß dem Magister wieder besser wurde und er sich entschließen konnte, in die Tatze, die der Riese ihm treuherzig zum Gruße entgegenstreckte, seine dünnen Gelehrtenfinger hineinzulegen und sie sich zerdrücken zu lassen.

Nachdem dies besorgt war, sah Zantebur sich um, ob noch jemand da wäre, den es zu begrüßen galt — und allerdings war noch jemand da.

In der Tür, die hinter dem Magister offen geblieben war und die aus der Hausdiele in die Wohngemächer führte, standen zwei Mädchen; das eine davon eine hohe, volle, beinah üppige Gestalt, mit kecken, lachenden Augen im Kopf, das andere kleiner, blässer, dürftiger, mit großen, stummen Augen zwischen flachen Schläfen.

„Hier sieht der Junker meine Töchter,“ sagte Magister Naupegos, indem er mit der Hand kurz auf die beiden Mädchen wies. „Ulrike die eine genannt, Aurelie die andere. Oder vielmehr,“ verbesserte er sich, „weil es gut ist, in allem Ding der

Ordnung zu folgen, so die Natur gesetzt hat, dies hier Aurelie, die ältere, und Ulrike, die jüngere."

Dabei zeigte er, diesmal etwas länger mit der Hand verweilend, zuerst auf die kleinere, dürftigere der beiden Schwestern, dann auf die hochbusige Gestalt.

Nun wußte Zantebur Bescheid. Und weil er die Augen nicht von den Mädchen gelassen hatte, entging es ihm auch nicht, wie verschieden sie die Erklärung des Vaters über den Altersunterschied aufnahmen, der zwischen ihnen bestand. Ulrike, die jüngere, mit einem lauten Auflachen, Aurelie, die ältere, ganz still mit einer leisen Röte im blassen Gesicht, mit dem Einkneifen des ohnehin schon etwas schmalen Mundes.

Erik Zantebur strich sich die Locken aus dem Gesicht. Er brauchte dazu beide Hände, denn es war, wie wenn er einen Vorhang lüften müßte.

Dann, als er das Haar zurückgeworfen und sein Gesicht enthüllt hatte, war es, als ginge eine Sonne auf und als wehte ein Hauch von der grasigen, blumigen Erde draußen durch die stockige Luft des Gelehrtenhauses. Solch ein Licht strömte von dem nordisch jugendlichen Antlitz, von der weißen, rosig überglühten Haut, solch eine Welle von Menschentum, von unberührter, strotzender Lebensfülle umfloß die ganze, mächtige Gestalt.

Er trat auf die beiden Mädchen zu, und mit einer täppischen Bewegung streckte er der Ulrike seine Hand entgegen. Indem seine Blicke dabei auf der schönen Gestalt ruhten, übergoß sich sein ganzes Gesicht mit dunkler Glut und in seinen Augen flackerte ein solches Gefallen, ein so unverhohlenes Begehren auf, daß es beinah drollig wirkte.

Die schöne Ulrike hatte es ihm auf den ersten Blick angetan.

Das Mädchen erwiderte die ungeschlachte Huldigung mit einem etwas spöttischen Lächeln. Sie schien an dergleichen gewöhnt.

„Hoffe, es wird dem Junker bei uns gefallen," sagte sie leichthin, indem sie die zarten Fingerspitzen in die weite Handöffnung tauchte, die ihr entgegengähnte.

Zantebur öffnete den Mund zu einem blöden Lächeln; er erwiderte auch etwas, aber niemand konnte verstehen was; nur einige gurgelnde Laute brachte er hervor.

Er war wie gebannt.

Unablässig, wie ein Wilder, der zum erstenmal ein Gemälde

sieht, starrte er das schöne Geschöpf an. Auch als er jetzt die Hand der Ulrike fahren ließ, um die Schwester zu begrüßen, ließ er die Augen nicht von ihr.

Wie mechanisch streckte er der Aurelie die Hand zu.

Merkwürdig aber war es zu sehen, wie anders die Aurelie seine Begrüßung erwiderte als vorhin die Schwester.

Das zarte weiße Gesicht übergoß sich mit einem Purpur, nicht weniger tief als die Glut in Zanteburs Antlitz gewesen war; die großen Augen weiteten sich — es sah beinah aus, als zitterten die Augäpfel; und weil ihre Hand zu klein war, die ganze Bärentatze zu umfassen, die sich ihr darbot, so umspannte sie mit ihren schmalen, weißen Fingern zwei Finger seiner Hand, den Zeigefinger und den dritten, und drückte sie.

Weder der Vater aber, noch die Schwester oder Zantebur hatten auf sie hingesehen; und so blieb das alles unbeobachtet.

Zantebur schien überhaupt vergessen zu haben, daß er ihr die Hand gereicht hatte; nach einiger Zeit erst fühlte er, daß ihn da immer noch etwas an den zwei Fingern festhielt.

Beinah unwirsch riß er die Hand zurück — er hatte ein so sonderbares Gefühl gehabt; als wenn ein Schlänglein sich um seine Finger gelegt und sich in angespannten Windungen darumgeschlungen hätte.

Schlangen aber konnte er, als echter Deutscher, nicht leiden.

Daher mochte es kommen, daß der Blick, den er jetzt auf die Aurelie senkte, etwas finster war; und als er nun in das Gesicht des Mädchens und die großen Augen darin mit den zitternden Augäpfeln sah, die so merkwürdig zu ihm aufschauten, blieb ihm wieder, sowie vorhin der Ulrike gegenüber, der Mund halb offen stehn, und er wußte nicht, was er sagen sollte.

Um so genauer aber wußte er, was er fühlte, daß ihm diese da, die Aurelie, lange nicht so gut gefiel wie die andere, die Ulrike; nein, eigentlich gar nicht.

Nachdem auf diese Weise Bekanntschaft gemacht und die Begrüßung zu Ende war, führte der Magister Naupegos seinen neuen Hausgenossen über die breite, dunkelbraune Holztreppe in das höher gelegene Stockwerk hinauf, um ihm hier seine Wohnräume anzuweisen. Platz genug war da; das alte Haus war geräumig; der Magister mit seinen beiden Töchtern bewohnte es allein. Die Mutter der Mädchen war schon vor Jahren gestorben.

Dann, als der Abend kam, wurde es in dem großen, alten Hause ganz dunkel und ganz still.

Der Magister saß in seiner Stube, in schweinslederne Folianten vergraben und kümmerte sich um niemanden und nichts.

Er hatte ja wohl gehört, als es zu dämmern angefangen, wie auf der Hausdiele fremde Stimmen ertönt waren und Schritte in rauschenden Gewändern — „wird wohl die Ulrike sein," hatte er für sich gedacht, „die da wieder abgeholt wird von jungem, losem Volk, Studenten und lustigen Weibern zu irgendeiner Lustbarkeit" — aber er hatte gelernt, sich nichts mehr daraus zu machen. „In dem Mädchen steckt nun einmal das leichte Blut — ich werde es nicht mehr ändern."

Und so versenkte er sein gelehrtes Haupt in das Corpus juris, in Ulpian und Papinian und vergaß die Ulrike und da draußen die Welt.

Ganz hinten aber in dem großen alten Hause, zu ebener Erde, nach dem Hofe hinaus, war ein Zimmer und in dem Zimmer stand ein Bett, und auf dem Rande des Bettes, beim flackernden Licht einer Öldochtlampe saß ein Weib, und das war die Aurelie.

Sie hatte die Ellbogen an die Seiten und die Arme über den Leib gelegt, ganz eng und ganz fest; ihre Augen hafteten an der Diele; starr und steif, wie leblos saß sie da.

Denn in dem Weibe ging etwas Großes vor, etwas Schweres, beinah Furchtbares: in dem Herzen, über dem sich die dünnen, schmächtigen Arme verschränkten, als wollten sie es hinunterdrängen in die Tiefe der Brust, war eine Liebe erwacht, eine heiße, verzehrende, verzweifelnde Liebe.

II

Der Augenblick, als Erik Zantebur die Hände emporgehoben und die Locken vom Gesicht gestrichen hatte und als das Antlitz darunter erschienen war, das weiße rosig überglühte, der Augenblick war es, an dem ihre Erinnerung haftete und hing, um den ihre Gedanken kreisten und kreisen würden von nun an immerdar, das fühlte sie. Der Glockenton war es gewesen, der einmal in jedem Menschenleben ertönt, dem einen zum Heil, dem anderen zum Verderben.

Aus den großen, starren, weit geöffneten Augen rollten

zwei lautlose Tränen herab — sie wuße, daß es eine Totenglocke war, die ihr geläutet hatte.

Abgesondert von den Menschen und der Welt, eingeschlossen im Hause, für das sie sorgte, weil die leichtfertige Schwester sich nicht darum bekümmerte, lebte sie in Einsamkeit und Stille dahin. Heut nun, als der fremde, wundersame Mann erschien, war ihr gewesen, als bräche der Frühling mit stürmender Gewalt in das öde, einsame Haus.

Als sie die Luft gespürt hatte, die von ihm ausging, die starke, Leben atmende Luft, war alles wach geworden in ihr, was da schon angefangen hatte einzuschlafen, zu verdorren, zu verkümmern, Begierden, Wünsche, Hoffnungen.

In ihrem Herzen, das zu versanden begonnen hatte, war plötzlich ein Garten aufgeblüht, ein Garten, in dem die Vögel zwitscherten, durch den die Träume dahingingen, wie große, wandelnde, geheimnisvoll duftende Blumen.

Die Lippen ihres Mundes schlossen sich bittrer aufeinander, die Arme preßten sich enger an die Brust — ein Irrgarten! Denn sie hatte ja gesehen, wie er an ihr vorüber, auf die Ulrike blickte, immer und immer nur auf die Ulrike!

So wie die Menschen alle nach ihr nicht fragten, sondern nur nach der Schwester, so nun auch er! Er, zu dem alle Organe ihres Leibes und ihrer Seele aufschrien: „Ich liebe dich" und der ihre Hand von sich geschleudert hatte, halb widerwillig, und auf sie herabgesehen hatte mit finsterem Blick.

Indem sie so saß, schlangen sich plötzlich von hinten her zwei Arme um ihren Leib; an ihre tränenfeuchte Wange schmiegte sich ein Gesicht, ein altes, welkes Gesicht, und eine Stimme flüsterte ihr ins Ohr: „Weint mein Aurikelchen?"

Das Mädchen hatte seine Stellung nicht verändert, war von der plötzlichen Berührung auch nicht erschrocken, sie wußte, wer die Trösterin war, und war es gewöhnt, daß sie lautlos, wie sie jetzt eben getan, zu ihr hereintrat.

Die Dorothee war es, die alte Schaffnerin des Hauses, die beide Mädchen auf den Armen getragen hatte, als sie noch Kinder waren, und die seit dem Tode der Mutter aus ihrem Küchenwinkel das Haus und die Insassen des Hauses mit ihren Augen verfolgte und mit ihren Gedanken überwachte.

Die Aurelie war ihr Liebling; mit der Ulrike wußte sie nichts mehr anzufangen; die lief an ihr vorüber in die Welt.

An jener aber gab es zu trösten, und grade jetzt; denn sie hatte es mit angesehen, die Dorothee, aus einem Winkel, wo niemand sie gesehn hatte, wie er heut gekommen war, der Zantebur, und die Schwestern begrüßt hatte. Und als sie nachher die Aurelie hatte davongehen sehen, hatte sie gewußt, was die Glocke geschlagen.

„Weint mein Aurikelchen?"

Aus dem Namen, der ihr fremd war, hatte sie sich einen bequemeren, zärtlicheren zurechtgemacht.

„Sehnt sich nach dem Junker, der heut ins Haus gekommen ist? Muß nicht weinen, das Herzenskind. Wird sie einst lieben, der Junker, der goldene Junker. Habe die Lineamente befragt; wird sie einst lieben."

Sie hatte sich, indem sie so flüsternd sprach, auf die Bettstatt neben Aurelie gesetzt; mit dem rechten Arm drückte sie das regungslose Mädchen an sich wie ein Kind; mit der linken Hand trocknete sie ihr die Tränen.

„Wird mich einst lieben?"

Aurelie sprach es nicht aus, aber ihre Augen, die sich mit stummer, staunender Frage auf die Alte richteten, sagten, was sie dachte.

„Ist ein junges Blut," fuhr die Dorothee flüsternd fort, „und Jugend ist Wachs, und Wachs läßt sich biegen."

Dichter schob sie den Mund an Aureliens Ohr: „Wir werden ihn biegen. Es gibt Mittel und Wege — und ich kenne sie; für mein liebes Aurikelchen will ich sie brauchen."

Sie ergriff die eine Hand des Mädchens und drückte sie. „Mußt es mir sagen, Herzenskind, bist du ihm gut? Bist ihm so gut, daß du Leben, Leib und ewige Seligkeit dafür ließest, wenn du ihn bekämst? Mußt es mir sagen — sonst kann ich dir nicht helfen."

Ein zuckendes Kopfnicken war alles, was die Gefragte zu erwidern vermochte.

„Dann also jetzt einmal," redete die Alte weiter, „denk' jetzt einmal an ihn, so stark als du kannst. — Tust du's?"

„Ich denke an ihn," kam es hauchend von den Lippen des Mädchens.

„Siehst du sein Bild?"

„Ich sehe sein Bild."

„Dann also jetzt, sprich mir nach, was ich spreche."

Und plötzlich wurde die wispernde Stimme dumpf und hohl, indem sie vor sich hin sprach:

„Knochen und Blut
Brenn' ihm mit Glut;
Arm und Bein
Fange ihm ein;
Bind' ihn mir ganz,
Mutter im Glanz,
Mutter im Leid,
Maria, dreimal benedeit."

Mit einem dumpfen Stöhnen sank das Mädchen an die Brust der Frau; sie fürchtete sich.

Die Alte schob ihr die Hände ineinander, so daß sie gefaltet im Schoße lagen.

„Mußt es nachsprechen, Herzenskind, sonst kann ich dir nicht helfen."

Stockend und würgend brachte Aurelie die seltsamen Reime hervor, die sie aus dem Munde des Weibes gehört hatte.

In ihrer großen, schwieligen Hand drückte diese die beiden kleinen, zarten Hände zusammen.

„Jeden Morgen beim Aufstehn, jeden Abend, wenn du zur Ruh' gehst, mußt du das sprechen. — Wirst du's?"

Aurelie nickte. Die Dorothee schob sich näher an sie, so nahe sie vermochte.

„Und nun hör', was ich sage: Immerfort mußt du an ihn denken, immer und immer, so stark als du kannst. An nichts anderes darfst du denken, als nur an ihn; immer sein Bild mußt du vor den Augen haben."

Hastig nickte das Mädchen; das würde ihr nicht schwer werden.

„Er wird hinausgehn," fuhr die Alte fort, „deine Gedanken müssen hinter ihm dreingehn; er wird sich umtreiben mit Buben und in Schenken, deine Gedanken müssen neben ihm sitzen auf der Bank. Wenn er den Becher hebt, müssen deine Gedanken die Lippen tauchen in seinen Wein. So spinnst du das Garn um ihn, das ihn dir bindet — verstehst du?"

Aurelie verstand. Immer gieriger fing sie an, die Worte des alten Weibes in sich einzusaugen; mit beiden heißen Händen hielt sie deren Hand umspannt.

Wie zwei Verschwörerinnen saßen die Frauen nebeneinander.

Noch einmal sank die Stimme der Dorothee zu leisestem Flüstern herab.

„Und morgen, wenn er aus dem Hause ist, mußt du hinaufgehen, wo er wohnt; aus seinem Bette das Tuch mußt du nehmen, und aus deinem Bette das deine. Und dein Tuch mußt du in sein Bett, sein Tuch in dein Bett tun, also daß er morgen zur Nacht in deinem Bettuche und du in dem seinigen schläfst. — Wirst du's?"

Aurelie zitterte am ganzen Leibe; eine flammende Hitze überströmte sie vom Kopf bis zu den Füßen.

„Dann von seinen Hemden," belehrte die Alte weiter, „mußt du nehmen, morgen eines und dann wieder eines, und also jeglichen Tag. Und aus seinem Hemd, da wo das Hemd auf der Brust aufliegt, mußt du ein Stück schneiden, und aus deinem Hemd, das du getragen, an der Stelle ein Stück einsetzen, und aus seinem Hemd das Stück mußt du in deines einsetzen, und also mußt du es tragen. — Wirst du's?"

Sie würde, ja, ja, ja, sie würde so tun! Flüsternd, heimlich und verstohlen, wie düstere Belehrung und schauerndes Verständnis gingen die Worte von der einen zu der anderen.

Mit beiden Armen umfing die Alte den zarten Leib des Mädchens.

„Und alsdann werden wir's ihm mischen, was er trinken soll. Das mußt du ihm mischen, ich aber werde dir sagen, was es sein wird, was du pflücken mußt, wie du's mischen mußt; das ist dann das letzte, und alsdann wird das Wachs sich biegen."

Die glühende Wange des Mädchens lag an dem Gesicht des Weibes.

„Wird er kommen?"

„Er wird kommen."

„Wird er mich lieben?"

„Lieben wird er's, der goldene Junker, das Herzenskind, das Aurikelchen, lieben!"

Zwischen beide Hände nahm sie das schmale, zarte Gesicht, einen zärtlichen Kuß drückte sie auf ihre Lippen.

„Geh nun zur Ruh' und tu wie ich dir gesagt, und denke an ihn, denke, denke."

Lautlos, wie sie gekommen, war sie hinaus. Hinter ihr erlosch das Licht.

In dem Bett, darauf sie gesessen, lag die Aurelie, schlaflos in die Nacht starrend mit offenen Augen, nicht verlangend nach Schlaf, weil das Bild des Mannes vor ihren Augen stand, des wundersamen, geliebten Mannes.

In der Stadt aber, unter den Studenten, entstand in den nächsten Wochen ein Gerede, daß des Magisters Naupegos schönes Töchterlein Ulrike sich einen Zottenbären eingefangen habe, vom Strande des nordischen Meeres, und ihn hinter sich führte an einem Ringe, den sie durch seine Nase gelegt.

Das war Erik Zantebur, der wie ein Verblendeter, Besessener hinter dem Mädchen herlief.

Frühmorgens stand er im Hause hinter Türen und Treppenpfosten und lauerte, bis sie erschien. Der Tag hatte für ihn nicht angefangen, bevor er sie nicht gesehen. Wenn sie aus dem Hause ging, ging er hinter ihr drein; wo sie kam und erschien, da kam und erschien auch er. In den Hörsälen der Universität, auf den Gassen und in den Schenken wurde ein Geraune und Gerede, ein Lächeln und Lachen.

„Hat sie denn die Panther und Leoparden abgeschafft, die sie in ihrem Dienste hatte?“

Darunter waren die welschen Studenten gemeint, die der schönen Ulrike, wie alle Welt wußte, den Hof machten und bei ihr Gnade gefunden hatten.

„Nein, die hat sie auch behalten. Aber sie will das ganze Tierreich zu ihren Füßen haben.“

In der Schankstube am Markt, wo der beste Wein verzapft wurde und die Studenten sich am zahlreichsten versammelten, wurde eine Zeichnung herumgezeigt, die brüllendes Gelächter erweckte; ein Student, der des Stiftes mächtig war, hatte sie entworfen: auf einem Löwen reitend war die Ulrike dargestellt, als Ariadne, nur mit einem Pardelfell bekleidet. Die Füße hatte sie in die Mähne des Löwen gestemmt, der schmunzelnd unter seiner schönen Last dahinging.

In den Händen führte sie Zügel, und mit den Zügeln regierte sie einen Panther und einen Tiger, die vor dem Löwen einhertrotteten, verliebten Blickes sich umsehend nach ihr.

Endlich aber hatte sie um den nackten Leib eine Schnur geschlungen, und an dieser Schnur, am Nasenring geleitet, trabte hinter dem Löwen ein Bär daher, ein großes, zottiges, unge-

schlachtes Tier, das sich das Maul beleckte, als wenn es ihn nach Honig gelüstete.

Jedes der Tiere zeigte ein Gesicht, das sofort erkannt und unter Jubelgeschrei benannt wurde.

Am unverkennbarsten aber war das Gesicht des Bären.

„Das ist der Junker aus Pommerland!“

Und natürlich war es niemand anders als dieser, Erik Zantebur.

Von alledem erfuhr die Ulrike, und als sie es erfuhr, wollte sie sich halbtot lachen.

Ja, sie ging soweit, daß sie das Bild zu sehen verlangte, sie hetzte ihre welschen Panther hinterher, daß sie es ihr zur Ansicht verschafften, und als sie es vor Augen hatte, prüfte und musterte sie mit eitler Ruhe, ob sie getroffen sei und errötete nur ein wenig, als sie sich in solcher Art dargestellt sah.

Von dem allen hörte auch die Aurelie, und als sie es hörte, wollte sie sich halbtot weinen.

Eifersucht, Liebe und Verzweiflung zerrissen ihr das Herz.

Und ein Geflüster und Gemunkel von dem allen drang auch zu den Ohren Erik Zanteburs und machte die dumpfe Hitze, die in seinem Blute war, noch heißer, die wütige Verdrossenheit, die ihn erfüllte, noch wütiger.

Denn ihm war schlecht zumute.

Er lief hinter der Ulrike drein, und sie ging vor ihm her, und er fühlte, daß er jahrelang hinter ihr würde dreinlaufen können, ohne daß er ihr näher kam.

Von Zeit zu Zeit ein verstohlener Blick, so daß er gleich mit einem Sprunge heran war, und gleich darauf ein spöttisches Lachen, daß er wieder zurücktaumelte, wie von einem kalten Strahl ins heiße Gesicht getroffen.

Wie ein Irrlicht tänzelte sie vor ihm her.

Und dabei immer die anderen um sie her, die es soviel besser verstanden sie zu umschmeicheln, als er; die anderen, namentlich die verfluchten Welschen! Die so lieblich zu flattern, so anmutig zu reden wußten, die alles konnten, was er nicht konnte; denn flattern konnte er nicht, anmutig zu plaudern verstand er nicht.

Was denn konnte er?

Nur lieben. Mit allen Säften und Kräften seiner strotzenden jungen Natur lieben.

Aber danach verlangte sie ja nicht.

Hin und wieder mochte ihr wohl ein Gefühl kommen, daß es eigentlich Gold war, was ihr geboten wurde, unverfälschtes; aber es war ein ungemünzter Barren. Sie konnte das Gold nur brauchen, wenn es ihr in handlicher Form gebracht wurde. Mit einem Goldbarren kann man sich nicht putzen.

Und nun also erfuhr er, daß seine Verliebtheit ruchbar geworden war, daß man darüber lachte.

Wenn er nur gewußt hätte, wer die Spötter waren! Nur herausbekommen hätte, was das für ein Bild war, von dem er munkeln hörte, wer es verfertigt hatte! Aber man hütete sich, ihm genaueres zu sagen.

Hinter seinem Rücken lachte man wohl, aber nicht ihm ins Gesicht.

Man fürchtete sich vor dem Goliath. Man hatte ein Gefühl, daß es ein böser Handel werden könnte, mit dem sechs Fuß langen Berserker anzubinden.

Niemand spürte Lust, den Raufdegen kennen zu lernen, den er an der Hüfte trug.

Also fühlte sich der Zantebur fortwährend wie von einer Menge umringt — und wenn er darauf zuging, war niemand da; hörte fortwährendes Lachen und Zischen in seinen Ohren — und wenn er stehn blieb, um zu lauschen, war alles stumm und niemand hatte gesprochen.

So etwas macht den schwachen Menschen nervös, den starken aber wild.

Und zu dem allen kam jetzt noch etwas hinzu, etwas Merkwürdiges, das er nicht verstand, sich nicht zu erklären vermochte; es war ihm, als wäre er nie mehr allein.

Wo er auch ging und stand, immer ging etwas hinter ihm, immer stand etwas neben ihm.

War es ein Gedanke nur, oder war's etwas Körperliches? Manchmal fühlte er es so stark, daß er stehen blieb, sich umzusehen — niemand und nichts war zu sehen.

Dennoch war es da, unabläßig und überall.

Manchmal war es, als sähe es ihn mit Augen an, dann wieder, als spräche es zu ihm, manchmal sogar, als faßte es ihn körperlich an der Hand.

Und immer wenn dies geschah, war es, als ringelte sich ein Schlänglein um zwei Finger seiner Hand, um Zeigefinger und

dritten, beide Finger zusammenpressend in engen und immer engeren Windungen, mit leidenschaftlicher, beinah wilder Gewalt.

Des Morgens, wenn er auf der Treppe stand, hinter den Treppenpfeiler gedrückt, um der Ulrike nachzuschauen, die aus dem Hause ging, dann kam es wie ein Hauchen in sein Ohr: „Törichter Mann, der du dich hinwirfst dem Weibe, das nichts wissen will von dir; der du vorübergehst — vorübergehst —"

Dann sanken ihm die Hände herab, die sich gegen den Pfeiler gelehnt hatten.

Was war das? Woher kam das? War es sein eigenes Herz, das sich aufbäumte gegen den Zwang der verrückten Sinne? Denn in dem Augenblick fühlte er wirklich, wie unwürdig es war, dies erbärmliche, vergebliche Schmachten.

Und so ging es weiter den ganzen Tag.

Wenn er im Hörsaale saß, den Worten des Magisters lauschend, immer nur träumend von der schönen Ulrike, dann wurde das Knistern des Papiers, das vor ihm lag, zum leisen Kichern, dann war es wie eine Hand, die vor seiner Stirn und durch seine Gedanken wehte: „Denke nicht an sie, denke nicht immer an sie."

Und in der Schenke, wenn er auf der Bank saß, den großen Trinkkrug mit Wein gefüllt vor sich, wenn er den Deckel des Krugs zurückwarf und in die dunkelrote Flut hinabsah, die die Höhlung füllte, jedesmal war es ihm dann, als blickte ihm aus dem Weine etwas entgegen, wie Augen, die aus der Tiefe auftauchten, an der Oberfläche schwammen und schwebten.

War das etwas, das sich im Weine spiegelte? Etwa sein eignes Gesicht? Nein.

Und so stark war die Vorstellung, daß es ihn fast eine Überwindung kostete, den Krug an die Lippen zu setzen, weil es ihm war, als würde er die Augen mit hinunter trinken und in sich hinein.

Und dagegen sträubte er sich; denn er fühlte ein grimmiges Widerstreben gegen dieses rätselhafte Etwas, das ihn begleitete, ihn verfolgte; er fühlte, daß es ihn losreißen wollte von der Ulrike, sich hineindrängen wollte zwischen ihn und zwischen sie. Und darum war es ihm eine feindliche Macht, darum haßte er es und wütete dagegen auf.

Denn er wollte nun einmal nicht von ihr lassen; er hatte seinen stierköpfigen Trotz darein gesetzt, sie dennoch zu gewinnen.

Und so beschloß er, um der elenden Not denn endlich ein Ende zu machen, einfach vor sie hinzutreten und sie zum Weibe zu begehren.

Sobald er den Entschluß gefaßt hatte, wurde er ruhiger, und gleich am nächsten Morgen wollte er zu ihr sprechen.

III

Früh am anderen Tage kleidete er sich sorgfältig an, und als er damit fertig war, griff er zu dem Becher, der wie gewöhnlich auf seinen Tisch gestellt war und seinen Frühtrunk enthielt.

Die alte Schaffnerin war es, die Dorothee, die jeden Morgen, noch wenn er im Bette lag, geräuschlos in das Nebenzimmer trat und ihm den Trunk hinstellte. Ob sie es war, die ihn mischte, oder wer sonst es war, das wußte er nicht; er fragte auch nicht danach.

Es war ein Gemisch von gewärmtem Wasser und gewürztem Wein.

Heut also wie an allen Tagen ergriff er den Becher und als wenn er sich Mut trinken wollte, stürzte er den Inhalt in einem einzigen langen Zuge hinunter.

Als er den Becher geleert hatte, hielt er ihn, bevor er ihn niedersetzte, wie nachdenkend, einen Augenblick in der Hand.

War das nur eine Einbildung, daß der Wein heut etwas anders geschmeckt hatte, als gewöhnlich? Ein Duft war darin gewesen, fremdartig und lieblich wie von einem unbekannten Gewürz, wie von einer Zutat, die bisher nicht daran gewesen war.

Aber er hatte keine Zeit zu verlieren, wenn er der Ulrike noch begegnen wollte, bevor sie zum Kirchgange das Haus verließ.

Rasch trat er auf die Treppe hinaus, und kaum daß er dort angelangt war, öffnete sich drunten bereits die Tür, die von der Wohnstube auf die Diele führte, und die Ulrike erschien.

Ein halber Blick hatte ihr gezeigt, daß er wie gewöhnlich dort oben war; jetzt aber blieb sie stehen, denn mit schweren Schritten kam er die Stufen herunter, auf sie zu.

Daß er rot im Gesicht war, so oft er mit ihr sprach, das war sie gewöhnt; aber so in Glut getaucht wie heut hatte sie sein Gesicht noch niemals gesehen.

War ihm der Frühtrunk zu Kopfe gestiegen?

Fast hätte man es denken können, fast glaubte er es selbst, denn in seinem Hirn war ein ungewohnter, lastender Druck.

Aber das war wohl nur die Verlegenheit, die ihn überkam, als er ihr nun gegenüberstand und in das reizende Gesicht sah, das ihn so herausfordernd anlächelte.

„Jungfrau," sagte er, und es klang beinah als stammelte seine Zunge, „ich — hätte mit Euch zu sprechen."

„Sprecht, Junker," erwiderte sie, und ihre Stimme kam so silberklar hervor, daß sie sich, im Vergleich zu der seinen, anhörte wie ein rieselnder Quell neben einer tropfenden Dachrinne.

Von neuem wollte er zum sprechen ansetzen, aber er kam nicht dazu; eine unerwartete Störung trat ein.

Die große Pforte, die von der Hausdiele auf den Hof ging, wurde von außen geöffnet, und durch die Pforte trat die Aurelie herein.

Um diese Stunde hatte er sie niemals gesehen. Seit ihrer ersten Begegnung hatte er sie überhaupt kaum wiedergesehen.

Und heut plötzlich kam sie, und grade jetzt!

Beinah wie eine Nonne war sie gekleidet, in ein schlichtes einfarbiges Gewand, mit einem dunklen Kopftuch ums Haupt, unter dem ihr schmales, bleiches Gesicht noch schmaler und bleicher erschien, als es von Natur war. Sie bewegte sich so geräuschlos, daß man ihren Schritt auf der Diele nicht vernahm; sie blickte grade vor sich hin, nicht rechts noch links, sagte nicht guten Tag, noch irgendein Wort; indem sie von der Hofpforte auf die Haustür zuging, die grade gegenüber war, hätte man denken können, man sähe eine Nachtwandlerin am hellen, lichten Tage.

Hinter der Ulrike ging sie vorbei, und als sie grade im Rücken der Schwester und diese zwischen ihr und dem Zantebur war, wandte sie das Haupt zu ihm herum und sah ihn an.

Und der Blick war so merkwürdig, so anders als alles, was der Zantebur jemals gesehen hatte, daß er wie gelähmt an seiner Stelle stand und die Augen nicht losreißen konnte von der schmächtigen Gestalt.

Wie eine Bitte war es darin, und mehr als eine Bitte, wie ein Sichauflösen und Vergehen; und daneben eine so unbezwingliche Kraft, ein so lautlos gebieterisches „du mußt!", daß er sich unwillkürlich und beinah wie im Traum anschickte, dem Mädchen nachzugehen, als sie jetzt zur Haustür hinaustrat.

Erst das Gelächter der Ulrike rief ihn wieder zur Besinnung und ließ ihn stillstehn.

Es war das silberhelle Lachen, das er an ihr kannte; aber heute klang es ihm so grell, heute schnitt es in seine aufgestörte Seele.

„Wir verschieben's auf ein andermal, was der Junker mir zu sagen hat?“ meinte sie schnippisch, als sie ihn noch immer wortlos mit blödem Ausdruck vor sich stehen sah.

Ein letzter spöttischer Blick, dann mit einer kecken Schwenkung warf sie das Haupt herum; die Haustür fiel hinter ihr ins Schloß und der Zantebur blieb allein.

Auf den Treppenstufen setzte er sich nieder, das Haupt in die Hände gestützt, beide Hände in das lange, zottige Blondhaar gewühlt. Die Stunde war verpaßt — ein dumpfer Nachhall zitterte in ihm nach: die Stunde und das Leben.

Welch teuflischer Zufall war es gewesen, der die Aurelie grade heut, grade jetzt hereingeführt hatte, daß sie wie eine Spinne, die uns über das Brot kriecht, durch die entscheidende Stunde seines Lebens hatte dahinschleichen müssen?

Ja — wie eine Spinne!

War es nicht wie das lautlose Kriechen einer Spinne gewesen, als sie so geräuschlos über die Diele dahinschlüpfte?

War es nicht wie der Basiliskenblick der Spinne gewesen, als sie das Gesicht zu ihm umwandte und die Augen auf ihn richtete?

Immer und immerfort mußte er des Blicks gedenken — und er knirschte, daß er es mußte.

Was ging ihn das Mädchen an? Das hagere, magere, bleiche Geschöpf?

Dennoch konnte und konnte er nicht davon los.

Als wenn an der Stelle, wo der Blick ihn erfaßt hatte, ein Pfeil in ihn eingedrungen sei, so war ihm zumute; ein Pfeil, der sich nicht wieder herausreißen ließ, nachhaftend in der Wunde, schwärend im Blut.

Seit ihrer ersten Begegnung hatte er die Aurelie kaum ein einziges Mal wieder gesehen, ihrer nie mehr gedacht — woher kam es denn nun, daß ihm der Blick ihrer Augen so bekannt erschienen war? So, als wenn er eigentlich täglich und stündlich in diese Augen geblickt hätte?

Woher kam es, daß seine Gedanken, die einzig und allein

der Ulrike gegolten hatten, plötzlich wie mit dem Messer durchgeschnitten gewesen waren, als jene erschien? Daß sie noch jetzt nicht zu der Ulrike zurückzugelangen vermochten, sondern immer und immerfort hinter der anderen herliefen, hinter der sie doch nicht herlaufen wollten, die er nicht mochte, die er — die er haßte?

Taumelnd stand er auf.

Und als er jetzt mitten auf der Hausdiele stand, erhob er den Kopf, mit weit geöffneten Nasenflügeln die Luft einziehend.

Er spürte einen Duft, der vorhin nicht da gewesen war, als er der Ulrike von der Treppe entgegenging. Die Ulrike also konnte es nicht sein, von der er ausging; hinter der Aurelie mußte er zurückgeblieben sein, wie ein Hauch ihrer Persönlichkeit, eine Erinnerung.

Und dieser Duft — lieblich, stark und durchdringend, wie von einem fremdartigen, wohlriechenden Kraut — wo war er ihm schon einmal begegnet, und wann?

Und jetzt fiel es ihm ein, daß es heut morgen gewesen war, als er den Frühtrunk hinabgestürzt und den Becher in der Hand gehalten hatte, weil der Wein so anders geschmeckt hatte als gewöhnlich, so — so —

Er reckte den Hals, er wandte das Haupt, langsam, wie suchend, von rechts nach links, als sähe er das Haus, in dem er nun seit Wochen wohnte, zum erstenmal, als wollte er jede Ecke und jeden Winkel in dem vom Alter geschwärzten Holzgebälk durchstöbern und durchforschen. Ein Wort kam ihm in Erinnerung, das ihm zugeraunt worden war, als er seine pommersche Heimat verließ: „Nimm dich in acht. In den Städten, wo die Gelehrten sitzen, treiben sie gefährliche Dinge. Da ist man dem Teufel und seinen Werken näher als bei uns. Da gibt es Männer, die mit Spiegeln hineinsehen in die Erde, Weiber, die bei Nacht umhergehn, Kräuter pflücken und Tränke daraus kochen, mit denen man das junge Männerblut heiß macht und toll."

Mit beiden Händen, wie es seine Gewohnheit war, schob er das Haar aus dem Gesicht, unter dem Haar kamen die blauen Augen hervor, diesmal nicht mit dem gutmütig lächelnden Ausdruck wie damals, als er den Magister begrüßt hatte, sondern mit einem drohenden, gefährlichen, beinah wilden Blick.

In Gedanken versunken stierte er vor sich hin — ob dies ein Haus war, wo solche Dinge — ?

Seine Hände ballten sich zu Fäusten.

Langsam kehrte er zurück, die Treppe wieder hinauf, die er heruntergekommen war, und droben in seinem Zimmer schnallte er den Raufdegen um.

Er hatte ihn noch nie gebraucht bis heut — als er jetzt danach griff, war es, als spränge die Waffe an seine Hüfte, wie ein lebendiges Tier: „Ruf mich — ich bin da."

So trat er auf die Straße hinaus. Und auf der Straße begegnete er einem Landsmanne, einem Studenten, der aus Pommern war, wie er, und mit dem er zusammenhielt.

Der Zantebur, dem der Kopf zu wüst zum Lernen war, forderte ihn auf, mit ihm zum Weine zu gehen, aber der andere wollte zuvor in den Hörsaal. Also wurde vereinbart, daß der Zantebur vorausgehen und den Landsmann in der Weinstube erwarten sollte. In einer Stunde käme er nach.

Pünktlich nach einer Stunde erschien er.

Als er eintrat, sah er den Zantebur auf der Bank sitzen, beide Arme über die Tischplatte gestreckt, zwischen seinen Armen stand, mit zurückgeworfenem Deckel, der Weinkrug, und über den Weinkrug war das Gesicht des Zantebur gebeugt, als sähe er alle sieben Wunder der Welt darin.

Lachend schlug ihn der Landsmann auf die Schulter. Darauf erhob der Zantebur das Haupt, und ein verstörtes Gesicht blickte zu dem lachenden Genossen auf.

Aus dem Weine waren ihm wieder die Augen entgegengetaucht, und heute hatte er sie erkannt: es waren keine anderen als die, welche er vorhin auf sich gerichtet gesehen hatte, die Augen der Aurelie.

Der Landsmann setzte sich neben ihn.

„Weißt du, Kamerad," sagte er, „deine Verliebtheit macht allgemach einen Duckmäuser aus dir. Solltest ein Ende machen der Sache."

Der Zantebur schnaufte aus heiserer Kehle. Dann sah er sich um, ob niemand ihn hörte, und rückte dem Genossen näher.

„Ich glaube, es steht eine zwischen uns, die mich nicht heranläßt an die Ulrike."

Der andere wurde nachdenklich. Solche Dinge waren vorgekommen.

„Steht es so," entgegnete er, „so weiß ich dir Rat. Hast du von dem Aulander gehört? Dem Nekromanten?"

Zantebur hatte nie von ihm gehört.

„Das ist einer,“ fuhr der andere fort, „der macht Jagd auf Teufelswild, kennt ihre Schliche, der kann dir sagen, ob's ist, wie du meinst. Geh zu ihm, wenn's dunkelt, steck' einen Goldgulden ein, den leg' ihm auf den Tisch. Nachher warte ab, was weiter geschieht. Weißt nicht, wo er wohnt?“

Zantebur wußte nicht, wo er wohnte.

„Also will ich dich führen. Wenn's dunkel wird, halte dich fertig; ich hole dich ab.“

Und so geschah es.

Eine verrufene Gegend der Stadt war es, in die Zantebur geführt wurde, als der Abend sank. An der Stadtmauer lief eine schmale Gasse entlang.

Schlimmes Gesindel, liederliche Weiber hausten in der Gasse; und in der Mitte derselben stand ein finsteres, einstöckiges Haus, dessen Pforte verriegelt war, dessen Fenster sich hinter eisernen Stäben versteckten.

Zanteburs Begleiter schlug mit dem Türklopfer gegen das Tor.

Er tat es in dreimal drei Schlägen, erst langsam, dann schneller, zuletzt ganz schnell.

Das schien ein Zeichen zu sein, das man drinnen verstand. Wie von unsichtbaren Händen wurde die Pforte aufgetan.

„Jetzt mußt du allein hineingehen,“ belehrte ihn der Gefährte. „Geh die Stiege hinauf; eine Tür wird offenstehn. Da geh hinein. Wirf deinen Goldfuchs auf den Tisch, daß man es hört — nachher warte ab, was geschieht.“

Damit drückte er ihm die Hand, zog den Mantel ins Gesicht und ging seines Weges.

Zantebur trat in das Haus und tappte sich durch den Flur eine enge, steinerne Wendeltreppe hinauf.

Im ersten Stock, zur rechten Hand, wie der Genosse ihm gesagt hatte, war eine Tür; die Tür war offen; ein finsteres Gemach gähnte ihm entgegen.

Er trat hinein.

Aus der fernen Tiefe des Gelasses dämmerte ein Lichtschein, wie von einer Esse herrührend, in der glühende Kohlen lagen.

Ohne ein Wort zu sprechen, holte Zantebur seinen Gold-

gulden aus der Tasche und warf ihn auf den Tisch, der inmitten des Zimmers stand, so daß es krachte.

Darauf blieb alles vorläufig still.

Nach einiger Zeit aber kamen schlürfende Schritte aus dem Hintergrunde des Gelasses, und mit einer Öldochtlampe in den Händen schlich eine Gestalt heran. Es war ein kleiner Mann in langem, braunem Rock, mit altem, verrunzeltem Gesicht, mit einem fuchsigen Spitzbart, der das Gesicht umrahmte.

Ohne einen Blick an den Ankömmling zu verlieren, schlich er bis an den Tisch, nahm den Goldgulden auf, den Zantebur auf den Tisch geworfen hatte, und auf einer Wage, die auf dem Tische stand, wog er die Münze.

Die Prüfung fiel zu seiner Zufriedenheit aus; das Gold war vollwichtig. Er winkte dem Zantebur, ihm zu folgen.

Sie schritten bis in den Hintergrund des Gemaches. Zantebur bemerkte erst jetzt, wie tief es war.

Im fernsten Winkel angelangt, fuhr der Nekromant mit seiner Lampe in die Höhe, und plötzlich flammte ein helles, weißes Licht auf.

Zantebur hätte kaum zu sagen gewußt, was für eine Flamme es war und wo sie herkam.

Der Nekromant setzte sich und deutete auf einen Stuhl ihm gegenüber.

„Was steht zu Diensten?" fragte er, nachdem Zantebur Platz genommen hatte.

Seine Augen ruhten beobachtend auf dem Gaste; seine Stimme hatte einen bissigen, höhnischen Klang.

Ja — was stand zu Diensten? Leicht ging dem Zantebur die Sprache überhaupt nicht vom Munde; jetzt schien es, als wollte sie ihm gänzlich versagen. Die fremdartige, unheimliche Umgebung — und dann — von seiner Seele sprechen zu sollen. Ihm war zumute, wie einem Mädchen, dem vom Arzte zugemutet wird, sich zu entkleiden.

„Es ist — eines Weibes wegen," würgte er endlich unbehilflich heraus.

Der Nekromant blinzelte unter seinen buschigen, roten Augenbrauen.

„Wünscht ein Mittelchen, der Herr, um sie zu kirren?"

Zantebur schüttelte den Kopf.

„Ich glaube, es steht eine dazwischen. Es geht etwas hinter mir drein, verfolgt mich."

„Eh hm" — der Nekromant ließ ein Räuspern hören. Das war etwas anderes; paßte in sein Handwerk.

„Hat's der Herr schon seit längerem gespürt?"

„Ja."

„Weiß der Herr eine, von der er meint, sie könnte es sein?"

Ein dumpfes „Ja" bestätigte, daß Zantebur solch eine wußte. Der Nekromant strich sich mit den flachen Händen über die Knie.

„Öffne der Herr das Wams," gebot er.

Zantebur schaute befremdet auf.

„Öffne der Herr das Wams," wiederholte jener.

Zantebur nestelte langsam das Wams auf.

Der Nekromant ergriff seine Lampe, stand auf und trat zu ihm heran. Mit spitzen Fingern schob er das Wams auf Zanteburs Brust auseinander und leuchtete darunter.

„Trägt geflickte Hemden der Herr?" sagte er mit spöttischem Grinsen, indem er auf eine Stelle in Zanteburs Hemd tupfte.

Zantebur folgte der Richtung der Finger — was er noch nie bemerkt hatte, sah er jetzt, daß in die Brust seines Hemdes ein Stück von einem fremden Leinen eingenäht war.

Der Nekromant trat zurück.

„Sind die anderen Hemden alle so?"

Zantebur wußte es nicht. Hatte seine Hemden daraufhin noch nie angesehen.

Der Nekromant stellte die Lampe beiseite und setzte sich wieder.

„Hat man ihm etwas zu trinken gegeben, dem Herrn?"

Zantebur glaubte so. Heut morgen der Frühtrunk hatte so absonderlich geschmeckt.

„Wie denn?"

Das konnte Zantebur nicht beschreiben. So nach etwas Fremdem, nach einem unbekannten Kraut.

Der Nekromant verließ abermals seinen Sitz, ging hinter die Esse, die im Hintergrunde des Raumes glühte, und kam mit einer Phiole zurück. Er zog den Stöpsel heraus und hielt dem Zantebur das Gefäß unter die Nase.

„Roch es so?"

„Ja! Jawohl! Jawohl!"

Aus der Phiole quoll der Duft, den er heute früh an dem Frühtrunk bemerkt hatte, den die Aurelie zurückgelassen hatte, als sie die Hausdiele überschritt.

Der Nekromant verschloß das Glas wieder; ein höhnisch verächtliches Lächeln ging um seinen Mund.

„Causa mere vulgaris", murmelte er vor sich hin. „Eine ganz gewöhnliche Geschichte."

„Hat er Brennen im Blute und Hitze im Kopfe gespürt, der Herr, nachdem er getrunken?" erkundigte er sich.

Beides hatte Zantebur verspürt.

Der Nekromant schnippte mit den Fingern; er wußte Bescheid. Er machte ein Gesicht wie ein Polizist, dem von einem Bauernfang berichtet wird und der aus der Beschreibung heraushört, daß es sich um eine ganz plump gefädelte Sache handelt.

Solche Geschichten kamen ja alle Tage vor. Ein Tränklein mit den ganz gewöhnlichen Mitteln hergestellt, ein bißchen Odermennig, ein bißchen Bingelkraut und dazu dann Eisenkraut, Verbene, das der Nordlandsmensch nicht kannte.

Er sah sich sein Gegenüber an, den großen, blonden ungefügen Jungen. Er tat es mit einer gewissen Geringschätzung; er verachtete ihn, der sich durch so etwas fangen ließ, und verachtete diejenige, die ihm den Trank gemischt hatte. Das Einnähen von Stücken aus ihren Hemden in seine Hemden — lauter Dinge, die zum ABC der Nekromantik gehörten. Eigentlich unter seiner Würde, daß man ihn, den großen Aulander, mit solchen Stümpereien behelligte.

Er winkte dem Zantebur aufzustehen. Das helle Licht erlosch; die Konsultation war beendigt.

„Muß die Augen ein bißchen aufmachen, der Herr," sagte er in einem Tone, wie man einem Knaben, einem nicht übermäßig begabten, Verhaltungsmaßregeln erteilt; „muß sich die Dinge etwas ansehen, die man ihm zu trinken vorsetzt. Ist hier nicht wie in pigris campis, in den trägen Gefilden seiner Heimat, wo die Geister einschlafen und erfrieren; hier sind die Geister wach, kommen zusammen aus allen Landen, sind Feuerspeier darunter und Feuerfresser."

Meckernd rieb er sich die Hände, wie ein Kriminalist, der mit der Gefährlichkeit seiner Verbrecher renommiert.

„Das, was ihm geschehen ist, dem Herrn, will nicht viel bedeuten; ist nichts. Ein philtrum hat man ihm verabreicht,

ein Liebestränklein, ganz gewöhnliche Arbeit. Muß sich die Hände ein bißchen ansehen, die ihm zu trinken mischen. Sind noch ungeübte Hände, Schülerhände, noch nicht gefährlich, könnten es später einmal werden; arbeiten jetzt noch mit ganz simpeln Mitteln. Die's ihm gebracht hat, steht noch draußen vor dem ersten Kreis, ist noch ein Stümperlein. Wär' schier zu glauben, sie hätte sich nur ein Späßlein machen wollen mit dem Herrn, einen Versuch machen wollen an ihm, ob's glücken würde. Muß sich das Weiblein ein wenig ansehen, der Herr; bei Nacht werden solche Tränklein gebraut. Vielleicht gelingt's ihm, und er ertappt sie einmal, während sie darüber her ist."

Mit dem Öldochtlämpchen hatte er dem Gast hinausgeleuchtet.

Zantebur trat über die Schwelle; die Tür fiel dröhnend hinter ihm zu. Er stand auf der Straße.

Zu all der dumpfen Qual, die ihn peinigte, jetzt auch noch die Lächerlichkeit! Denn der Nekromant hatte ihn doch eigentlich ausgelacht.

Das, was ihn unglücklich machte, eine ganz gewöhnliche Geschichte! Vielleicht nur ein Versuch, den das Weib mit ihm angestellt hatte, die Wirkung ihrer verfluchten Kunst zu erproben! Dazu war er ihr gut? Wie eine glühende Welle stieg die Wut in ihm auf und überschwemmte seine Sinne und Gedanken.

Wenn ihm jetzt etwas unter die Finger kam —

Langsam, als wären ihm die Glieder zu Blei geworden, setzte er sich in Bewegung und schritt die Gasse entlang.

In den offenen Haustüren standen Dirnen und Weiber, die kichernd und lockend hinter ihm herriefen; der hochgewachsene Mann stach ihnen in die Augen.

Zantebur packte an den Griff seines Raufdegens. Am liebsten wäre er über sie hergefallen — aber noch zwang er sich nieder.

Als er jedoch das Ende der Gasse erreichte, stand dort ein Haufe von Männern, Studenten wie es schien, in ihren Mänteln, Raufdegen an den Hüften, wie er.

Zantebur schritt geradenwegs auf sie zu. Nur ein Wort sollte einer sagen — so —

Indem er näher kam, hörte er, wie sie flüsterten und lachten; deutsche Sprache und welsche durcheinander. Solche waren also auch darunter.

Er ging mitten in der Gasse; mitten in der Gasse standen auch sie. Nicht einen Zoll bog er zur Seite; mitten durch den Haufen wollte er hindurch. Und wirklich, indem die riesige Gestalt dahergetrappt kam, wichen sie nach rechts und links aus.

Das war aber nur die Eingebung eines Augenblicks, der ersten Überraschung und Unschlüssigkeit. Indem er jetzt in herausfordernder Haltung, ohne Wort und ohne Gruß quer durch sie hindurchschritt, kamen sie zur Besinnung.

Ihre Köpfe waren auch nicht mehr ganz kühl; getrunken hatten sie alle.

„Wenn's mit dem Honig nichts ist, nimmt der Bär mit Heuschrecken vorlieb," sagte eine laute, helle Stimme aus dem Haufen heraus.

Zantebur blieb stehn. Alles wurde still. Die Stille dauerte nicht lange.

„Wenn man die schöne Ulrike nicht haben kann, holt man sich Trost an der Stadtmauer." Es war dieselbe Stimme, die vorhin gesprochen hatte; noch lauter als vorhin und von einem giftigen Lachen begleitet.

Auf dem Absatz drehte Zantebur um. Es war so dunkel, daß er die einzelnen nicht zu unterscheiden vermochte.

Ohne ein Wort zu sagen, schritt er mitten in den Haufen hinein, auf die Stelle zu, von wo die Worte gekommen waren; aufs Geratewohl griff er hinein, packte irgendeinen am Mantelkragen, riß ihn aus der Schar heraus und schlug ihn mit einem Faustschlag zu Boden.

Ein wütendes Knurren, wie von einer Hundemeute, schlug gegen ihn auf. Aus dem Knurren wurden laute Schimpfworte: „Pommerscher Bär! Trampeltier! Verdammter Hund!"

Einer drängte den anderen auf ihn zu; Zantebur war umringt, von allen Seiten gestoßen.

Plötzlich schwenkte er die Arme wie zwei Mühlenflügel; im nächsten Augenblick war der Raufdegen aus der Scheide.

Ein allgemeines Klirren war die Antwort; alles zog vom Leder; an den Fenstern der Häuser ringsum erschienen Weiber- und Mädchengesichter. „Ein Raufhandel! Ein Raufhandel!"

Eine atemlose Stille von wenigen Sekunden, und dann, mit einem dumpfen Gebrüll stürzte der Zantebur sich auf die Gegner.

Vor dem Anprall der ungefügen Menschenmaschine wich alles unwillkürlich zurück. Ein einziger war beherzt genug, ihm

standzuhalten; zwischen ihm und dem Zantebur entstand ein wütender Kampf.

Aber er dauerte nicht lange.

Gegenüber der Hünenkraft des pommerschen Junkers waren die Finten und Paraden des Gegners Spiegelfechterei.

Ein gellender Schrei des Gegners, und von Zanteburs Klinge mittendurch gerannt, fiel der Student auf das Steinpflaster und wälzte sich in seinem Blut.

Lautlos stürzten die anderen heran, den gefallenen Kameraden aufzuheben.

Den Degen in der Faust, wartend, ob noch einer kommen würde, stand der Zantebur, aufragend im Dunkel der Nacht wie eine Schreckgestalt, wie ein Moloch.

Kein zweiter kam. Er warf den Degen in die Scheide, wandte sich ab und ging hinweg.

Indem er dahinschritt, fühlte er etwas in sich, was er noch nie gefühlt hatte; als wenn ein wildes Tier in seinen Eingeweiden säße, ein wildes Tier, das immer dagewesen war, bis heut aber geschlafen hatte.

Zum erstenmal in seinem Leben hatte er Blut vergossen. Seine Arme zuckten am Leibe, seine Hände öffneten und schlossen sich. Immer noch einmal fühlte er, wie es gewesen war, als seine harte Klinge in den weichen Menschenkörper eingedrungen und durch ihn hindurchgegangen war. Wie die Wut in ihm satt geworden war in dem Augenblick. Satt bis zur Wollust, wie es dem Verdurstenden Wollust bereitet, zu trinken, zu trinken.

Und das wilde Tier in seinem Innern leckte sich die blutigen Tatzen und knurrte heiseren Tones: „Mehr, mehr, mehr."

Wie von einem Magneten gezogen, ging er durch die winkligen Gassen der Stadt, auf das Haus zu, in dem er wohnte, in dem der Magister wohnte, die Ulrike und — die Aurelie.

Hinter ihm und neben ihm erwachte ein dumpfes Lärmen und Rumoren in den Gassen.

Schweigende Männer gingen an ihm vorbei; flüsternde Weiber trippelten vorüber. Es kümmerte ihn nicht. Gleichgültig, was hinter ihm war — sein Ziel lag da vorn.

Vermutlich war der Lärm von dem Raufhandel gehört und die Sache schon ruchbar geworden — ihm gleichgültig. Alle seine Sinne und Gedanken waren wie zusammengepreßt unter einer ungeheuren Last; unter dem dumpfen Drucke schoß ein

einziger Gedanke, wie eine Stichflamme hervor: „Bei Nacht werden solche Tränklein gebraut — vielleicht gelingt's ihm und er ertappt sie, während sie darüber her ist."

So hatte der Nekromant gesagt, das war sein letztes Wort gewesen, das hatte er behalten, als hätte es sich ihm ins Hirn gegraben mit einem Meißel.

Im Winkel hinter der alten Kirche, wo das Haus des Magisters stand, war alles totenstill. Das Haus so dunkel, wie ausgestorben.

Er trat in den Hausflur. Alles dunkel und still. Er blieb stehn. Was wollte er eigentlich? Suchen wollte er, suchen und finden. Die Hände, die in den höllischen Sumpf gegriffen und ihm das Teufelsgift ins Blut gegossen hatten!

Aber wo sollte er suchen und wie? Er kannte in dem Hause eigentlich nur seine Wohnung und die Treppe, die zu seiner Wohnung führte.

War nicht das Mädchen heute früh vom Hofe hereingekommen?

Ohne weiteres Besinnen stieß er die große Pforte auf, die von der Hausdiele auf den Hof ging. Dunkel und schweigend wie das Haus, lag der Hof vor ihm.

Aber da ganz im Hintergrunde, wo das Hintergebäude, das am Hofe entlang lief, eine Ecke machte, war da nicht ein Lichtschein am Boden?

Er ging tiefer in den Hof hinein, bis daß er um die Ecke des Hintergebäudes herumsehen konnte — er blieb stehn.

Wenige Fuß über dem Boden, zu ebener Erde, war ein erleuchtetes Fenster, das nach hinten, auf den Hausgarten hinausging.

Das Licht aus diesem Fenster war es, das er vorhin bemerkt hatte.

Ob hier —?

Er mußte an das Fenster schleichen, mußte hineinsehen; bei seiner Körperlänge war das nicht schwer. Zuvor aber schnallte er den langen Raufdegen ab, damit sein Klirren ihn nicht verriet.

Er tastete unter das Wams — alles in Ordnung; er fühlte den Dolch, der ihn nie verließ.

Nun trat er unter das Fenster, und bevor er noch hineingesehen, wußte er, daß er am richtigen Orte war. Durch Fugen und Ritzen der Fensterbekleidung quoll aus dem Innern des

Raumes der durchdringende Geruch, den er heut früh und heut abend bei dem Nekromanten eingeatmet hatte, der Verbenenduft.

Hier also war es, wo es bereitet wurde.

Er hob das Gesicht empor. Vor dem Fenster war im Innern ein Vorhang, aber er schloß nicht, ließ den Blick des Draußenstehenden hineindringen.

Zantebur konnte sehen, was dort drinnen geschah, und nun — sah er.

Der Raum war allem Anschein nach eine Küche. In der Mitte des Gelasses stand ein Herd von Backsteinen; in dem Herde glühte ein Kohlenfeuer; über der Glut war eine eiserne Pfanne aufgestellt, aus der ein dampfender Qualm stieg.

Das war die Ausstattung — und nun die Menschen.

Im Hintergrunde, in eine Ecke gedrückt, stand ein altes Weib. Zantebur glaubte sie zu erkennen: die alte Schaffnerin des Hauses, die er hie und da flüchtig gesehen hatte. Er beachtete sie nicht weiter.

Seine Aufmerksamkeit wurde von der anderen in Anspruch genommen, die außer jener in dem Zimmer war. Diese andere war die Aurelie.

Sie stand hinter dem Herde, über die Glut gebeugt, einen Löffel in Händen, mit dem sie in der Pfanne rührte.

Und wie sie aussah!

Ob es der Hitze wegen war, oder weil die finsteren Gebräuche bei der Zubereitung des Zaubertranks es so vorschrieben — ihr Oberleib war fast entblößt. Nur ein ganz dünner Flor umhüllte ihre Brust und ließ die zarte, schneeweiße Haut sehen; ihre Arme waren nackt; das braune Haar war entfesselt und floß am Rücken hinunter. Aus ihrer gebeugten Stellung richtete sie sich jetzt auf; sie legte den Löffel nieder, breitete beide Hände über die Mischung in der Pfanne, als wenn sie einen Zaubersegen darüber spräche; ihre Lippen bewegten sich.

Dann schritt sie um den Herd herum, einmal, zwei- und dreimal. Indem sie zwischen Herd und Fenster hindurchging, kam sie dicht an dem Zantebur vorüber, der ganz nah herangetreten war, sein Gesicht beinah an die Scheiben drückte.

Wenn das Fenster offen gewesen wäre, hätte er hineinlangen, sie am langen, flatternden Haar ergreifen können — und dann — —?

Er schaute um sich.

Wenige Schritte von der Stelle, wo er stand, war eine Tür in dem Hinterhause, die auf den Garten hinausging.

Ob die Tür offen war? Ob man durch sie in das Gemach hineingelangte?

Aber noch hatte er nicht Zeit und Muße, zu untersuchen. Zu mächtig fesselte ihn das, was er dort drinnen sah.

Die Aurelie hatte ihren Umgang um den Herd vollendet; jetzt stand sie wieder dahinter.

Sie nahm den Löffel wieder auf und tauchte damit in die Pfanne.

Die Alte setzte einen zinnernen Becher vor sie hin, in diesen füllte die Aurelie das Gebräu, das sie zurechtgekocht hatte.

Der Zantebur knirschte; seine Fäuste ballten sich wie im Krampf.

Das war der Trank für morgen früh, das Höllengift, das ihm ins Blut gegossen werden, sein Blut heiß machen sollte und toll.

„Aber du irrst dich! Es wird anders kommen!" Nicht seine Lippen sprachen es aus; nur sein Herz tat einen furchtbaren Schwur.

Und jetzt, — was geschah?

Hoch aufgereckt stand die Aurelie, die nackten weißen Arme weit ausgebreitet, die dunkelleuchtenden Augen vor sich hinblickend, auf das Fenster zu, hinter welchem der Zantebur stand, so daß dieser gerade hineinsah in die weitaufgerissenen Augen des Weibes, und mit lauter, hallender Stimme begann sie etwas zu sprechen.

Was war es, was sie sprach?

Zantebur konnte es nicht verstehen — aber er mußte es verstehen; und auf die Gefahr hin, daß er bemerkt wurde, drängte er das Ohr ganz nah an die Fensterscheibe.

Etwas Gereimtes schien es zu sein, was sie sprach, Verse:

„Arm und Bein
Fange ihm ein,
Bind' ihn mir ganz,
Mutter im Glanz,
Mutter im Leid,
Maria, dreimal benedeit."

„Binde ihn mir —" da war es heraus, da hatte er es gehört, da wußte er's!

Alles, was er nicht begriffen und verstanden hatte, die Wochen lang, was ihn verfolgt, was ihn gequält und zur Verzweiflung gebracht hatte, da war es erklärt!

Da stand sie vor ihm, die seinen Willen unter den ihren geknechtet hatte, die sich an ihm aufgeringelt hatte wie die Schlange, ihn herausgerissen hatte aus seiner Freiheit und an sich gebunden mit Fallstrick und Netz! Die ihn zum Gespötte gemacht hatte und heute zum Totschläger!

Seine Besinnung versank in einer wüsten, tosenden Flut. Mit einem Sprunge war er an der Pforte, die in den Garten hinausging.

Die Pforte gab nach.

Ein Griff — und er hatte die Klinke der Tür in der Hand, die sich links in den Raum öffnete, in dem sich die Weiber befanden. Und im nächsten Augenblick erschien er, furchtbar wie die verkörperte letzte Stunde, auf der Schwelle des Gemaches.

Ein gellender Schrei ertönte: beide Hände an den Kopf gedrückt, entfloh die alte Schaffnerin durch die Tür, die aus dem Hintergrunde der Küche in die Wohnräume des Hauses führte.

Wenn sie gewollt hätte, so hätte die Aurelie auch zu entkommen vermocht, denn der Zantebur stand wie betäubt. Aber sie entfloh nicht.

Mitten im Zimmer stand sie, dem Zantebur gegenüber, und sah ihn an; sah ihn an, wie er da aufragte, noch höher aufgereckt in der grimmigen Spannung aller Nerven und Sehnen, als er von Natur schon war, fast riesengroß, mit dem zurückgeworfenen blonden Mähnenhaar, mit den Augen, die wie blaue Stahlklingen aus dem Gesicht hervorschossen, wie das Urbild der Mannheit, die zur Vergeltung kommt, zur Strafe und zum Gericht.

Sie wußte, wem der Grimm dort galt, daß sie es war, über deren Haupt das Verhängnis schwebte, aber kein Entsetzen war in ihrem Gesicht, sondern im Gegenteil, fast ein verborgenes, geheimnisvolles Lächeln. Ein Zucken ging um ihren Mund, ein leises Beben durch alle Züge ihres Gesichts, so daß es beinah aussah, als zitterten die Augäpfel in ihren Augen, die, weit aufgetan, starr an dem schrecklichen Manne hingen, starr und mit dem Ausdruck todestrunkener Lust.

Und jetzt, in der lautlos furchtbaren Stille, die zwischen den beiden Menschen war, reckte sie beide Arme nach rechts und nach

links und so, mit ausgebreiteten Armen, als wenn sie ihn umarmen wollte, schritt sie auf ihn zu. War das Hohn? War es der Glaube an die Unfehlbarkeit ihres Zaubers? Das Bewußtsein, daß er ihr dennoch gehörte, trotz Widerstand und Sträuben und Wut?

Ein dumpfer Laut riß sich von den Lippen des Zantebur los; seine Hand fuhr unter das Wams; im nächsten Augenblick war sein Gesicht wie eine finstere Wolke über dem Gesicht des Weibes; und sie sah den Blitz in der Wolke auffahren, die funkelnde Klinge des gezückten Dolches.

Als sie das gewahrte, knickten ihr die Knie ein, sie sank an die Brust des Mannes, ihn umschlingend mit dem rechten Arm.

Ein irres Lächeln umflatterte ihren Mund, und mit der linken Hand schob sie den Flor vom Busen, so daß die nackte weiße Brust sich ihm darbot.

„Da hinein —“

Hatte sie so gesprochen? Hatte sie es nur angedeutet mit winkendem Auge?

Zantebur hätte es nicht zu sagen vermocht, denn der einzige Laut, dessen er sich nachher erinnerte, war das Seufzen gewesen, — der tiefe, qualvolle und doch wie alle Qualen entlastende Seufzer des Weibes, als sein mordender Stahl mit einem Stoße in ihre Brust gedrungen war.

Indem sie den Stoß empfing, hatte sie die Augen geschlossen; ein Zittern, als wenn sich das Mark in ihren Gebeinen schüttelte, durchlief ihren ganzen Körper; und so, mit geschlossenen Augen, das Haupt enger und immer enger andrückend an ihn, lag sie an seiner Brust, hing sie in seinem Arm.

Hätte der Zantebur sie aus dem Arm gelassen, so wäre sie zu Boden gefallen — das widerstrebte ihm.

Also hielt er sie, und sah herab in ihr Gesicht, in das zarte weiße Gesicht, das er in solcher Nähe niemals gesehn, das er eigentlich, so kam es ihm vor, überhaupt noch niemals gesehn, und sah das geheime Zucken ihrer Lippen, hörte das leise Strömen ihres Hauches, der über seine Brust dahinging, sah die weißen Augenlider mit den langen braunen Wimpern über ihre Augen gesenkt, und die fein verästelten feinen blauen Äderchen in den Lidern — all die Wut und Glut, die ihn bis jetzt durchtobt hatte, war geschwunden.

Eine tiefe Stille, eine wundersame Kühle war in seiner Brust.

Indem er das Zittern des Frauenleibes an seiner Brust verspürte, überkam ihn ein nie gekanntes, grausig süßes Gefühl.

Und jetzt erhob sich die linke Hand des sterbenden Weibes und tastete nach seiner Hand, die immer noch den Griff des Dolches in ihrer Brust umspannt hielt, und als sie sie gefunden hatte, die grausame Hand, umfaßte sie sie mit den zarten, länglichen, weißen Fingern und drückte sie zärtlich, zärtlich, zärtlich.

Der Atem stockte in der Brust des Zantebur; an seinem Leibe regte sich kein Glied; er stand — und blickte — und lauschte.

Und jetzt schlug sie langsam die Augen auf und sah ihn an.

Er konnte dem Blick nicht ausweichen, der Blick hielt ihn fest; auch wenn er es gekonnt, wäre er nicht ausgewichen. Denn was für Augen waren das!

Als wenn sich ein Abgrund vor ihm auftäte, so war es dem Zantebur, eine fremde, wunderbare Welt. Eine Tiefe ohne Ende, aus der es winkte, wie mit sehnenden Armen, aus der es herauftönte mit lockenden Stimmen: „Komm doch, komm."

Und jetzt, indem sie den Blick nicht von ihm ließ, tat sie die Lippen auf.

„Ach — zürne mir nicht, daß ich dich so geliebt habe," langsam sprach sie es und mit schwerer Zunge.

Dann schwieg sie, und der Zantebur schwieg auch und horchte und wartete, daß sie noch einmal sprechen sollte. Denn solange er lebte, hatte er solchen Ton von Menschenlippen noch nie gehört, solchen süß zitternden, wehmütig dahinschwindenden, solchen, Herz, Leib und Seele des Hörers in Liebe zerschmelzenden Ton!

Und als sie noch immer nicht wieder sprach, drückte er sie fester an sich, als wollte er sie wecken, als wollte er sie auffordern und zwingen, daß sie spräche.

Aber indem er so tat, löste sich ihr Haupt von seiner Brust, fiel schwer hintenüber; wie eine Welle floß das lange, braune Haar, — und er erkannte, daß sie nie mehr sprechen würde auf dieser Erde.

Als er dessen innewurde, packte ihn ein Zittern, so daß es war, als schüttelte sich das Mark in seinen Knochen; die Tränen stürzten ihm aus den Augen und überströmten ihre jungfräuliche Brust, und wie einen Kinderleib hob er die Gestalt des entseelten Weibes in seinen mächtigen Armen empor und drückte

sie an sich. Dabei rief er ihren Namen laut, immer lauter, verzweiflungsvoll.

Sie vernahm ihn nicht mehr.

Aber eine andere hörte die seltsamen Laute: die alte Schaffnerin, die Dorothee, die verstohlen in die Tür zurückgeschlichen kam, durch die sie entflohen war, und dort nun stand, hinstarrend auf das unbegreifliche Schauspiel.

Als wenn er nicht glauben wollte an ihren Tod, so herzte, so wiegte der Zantebur die Aurelie an seinem Herzen; als wenn er Zwiesprache hielte mit der Toten, so flüsterte, stöhnte und schluchzte er auf sie herab; dabei senkte er die Lippen auf sie nieder und überflutete ihr Mund und Wangen und Augen mit wütenden, lechzenden Küssen.

Also war es eingetroffen, was sie ihr prophezeit hatte, die alte Dorothee, der weinenden Aurelie, als sie neben ihr gesessen, auf dem Bettrande in der einsamen Nacht, daß er sie einst lieben würde, der goldene Junker, der Zantebur, nach dem sie verlangte.

Nun liebte er sie — so liebte er sie — aber freilich, nun war es zu spät.

Es war zu spät — und endlich, als er fühlte, wie der Leib, den er herzte, immer starrer wurde in seinen Armen, das Gesicht, das er küßte, immer kälter unter seinen Lippen, kam auch der Zantebur zu der Erkenntnis, daß es zu spät und daß alles verloren war und dahin.

Er richtete das Haupt auf, und mit den Augen, die nicht mehr blau aussahen, sondern wie totes, aschfarbenes Grau, winkte er die Alte heran.

Ohne ein Wort zu sagen, legte er den Leib der Aurelie in ihre Arme, dann, ohne noch einmal umzublicken, wandte er sich ab und über die Schwelle, über die er hereingetreten war in furchtbar schreckender Jugendherrlichkeit, taumelte er hinaus, wie ein Hirsch, dem die Hunde an der verröchelnden Kehle hängen.

Den Weg ging er zurück, den er gekommen war, über den Hof; dabei stieß er an den Raufdegen, den er vorhin abgeschnallt und zur Seite gestellt hatte.

Klappernd fiel ihm die Waffe vor die Füße — er hob sie nicht auf — „bleib du — wozu brauch' ich dich noch?"

In die Hausdiele trat er und blieb stehen.

Wohin sollte er nun? In seine Wohnung hinauf? Nimmermehr! Nie mehr zurück in das Haus, sondern fort, auf die Straße hinaus und irgendwohin, nur fort, fort, nur fort.

Als er die Haustür aufstieß und hinausblickte, sah er den Platz vor dem Hause von Fackeln erhellt; die Scharwache war gekommen, ihn zu verhaften wegen des Totschlags an dem Studenten.

Studenten in dichten Haufen, Männer und Weiber füllten den sonst so menschenleeren Platz.

Man hatte sich darauf gefaßt gemacht, daß er sich zur Wehr setzen, daß es nicht ohne heftigen Kampf abgehen würde — alles war erstaunt, als es ganz anders kam. Schweigend, gesenkten Hauptes, ließ er die Fesseln an seine Hände legen.

Der Führer der Wache wurde unsicher. „War er's denn wirklich gewesen?"

Zwanzig Stimmen gaben Antwort statt einer. Die Genossen des Erschlagenen drängten heran.

„Er ist es gewesen, der den Studenten umgebracht hat! Kein anderer als er!"

Als der Zantebur vernahm, daß es deshalb war, daß er gefangen genommen wurde — denn er hatte bis dahin wie in einer Betäubung gestanden und nichts von dem allen begriffen, was sich mit ihm begab —, als er vernahm, daß es sich darum handelte, um die Lumperei, und an das Grauenvolle dachte, das da hinter ihm geschehen war, in dem dunklen, schweigenden Hause, von dem sie alle nichts wußten, diese Narren da, nichts wußten und nichts ahnten, reckte sich plötzlich seine gebeugte Gestalt in ihrer riesenhaften Länge auf, und ein wildes Gelächter brach von seinen Lippen.

Die Häscher wichen zur Seite.

Im weiten Umkreis von den Fackeln umgeben, stand der Zantebur.

Niemand würde ihn gehalten haben, so sah es aus, wenn er davongegangen wäre.

Da aber schlug die Wut der Studenten in hellen Flammen auf.

Ein allgemeines Geschrei brach aus. Die Raufdegen flogen aus den Scheiden.

Im nächsten Augenblick war der Zantebur von allen Seiten

umringt und wie ein Sieb von Stößen durchlöchert und durchbohrt.

Er stürzte zur Erde.

Sofort trat eine tiefe Stille ein.

Einer der Häscher war hinter ihn gesprungen und hielt den Kopf des Sterbenden empor.

Sein Gesicht war dem Hause zugekehrt, darin er gewohnt hatte, aus dem er soeben gekommen war.

Und plötzlich richtete er sich mit halbem Leibe auf, und mit einer Stimme, die so mächtig aus der Brust kam, daß man sie von einem Ende der Stadt bis zum andern hören mußte, rief er: „Aurelie! Aurelie! Aurelie!“

Die Studenten stießen sich flüsternd untereinander an. Hatte der kommende Tod ihm schon die Sinne umnachtet, daß er statt der Ulrike, die er doch meinte, die Aurelie anrief?

Ein Rätsel — und der einzige, der es zu erklären vermocht hätte, hatte keine Zeit mehr dazu.

Denn unter der Anstrengung des letzten Schreies brach dem Zantebur das Blut aus allen Wunden; sein Leben strömte hin; er streckte sich nieder und ließ es dahingehen.

Und indem es rieselnd, wie der Saft aus einem jungen Baume, verrauschte, war es ihm, als versänke er langsam, langsam in einem Abgrunde, in einer Tiefe ohne Ende, aus der es sich zu ihm emporhob wie mit sehnenden Armen, aus der eine süße, klagende, lockende Stimme rief: „Komm doch — komm doch — o komm!“

Die Alten und die Jungen



Und weil nun der alte Nachtkönig zu dem jungen Tagkönige gesagt hatte, daß er ihm seine Tochter nicht zur Frau geben wollte, obschon doch der Tagkönig die Prinzessin so sehr liebte, denn sie war über alle Maßen schön, und obschon doch auch die Prinzessin den jungen Tagkönig sehr liebte, so sagte der Tagkönig zu der Prinzessin, daß er sie von ihrem Vater entführen wollte und fragte sie, ob sie mit ihm gehen wollte. Und darauf erwiderte die Prinzessin und sagte, ja, sie wollte mit ihm gehen, wohin daß er sie führte. Nur einige von ihrem Gefolge, sagte sie, die sollten auch mit ihr gehen, denn niemand wollte gern bei dem alten Nachtkönige sein, weil er so finster war und schrecklich, und niemand ihn liebte. Aber die Prinzessin liebten alle, und den Tagkönig auch, weil er so jung war und schön und gütig gegen alle.

Und weil nun dem Nachtkönige die Nacht gehörte, dem Tagkönige aber der Tag, und der alte Nachtkönig nur in der Nacht sehen konnte, bei Tag aber gar nicht, sondern da war er ganz blind, so besprachen sich der Tagkönig und die Prinzessin, daß sie am nächsten Morgen davonfliehen wollten in sein Reich.

Und wie nun der nächste Morgen anbrach, da klopfte es an die Tür von der Prinzessin, und da stand auch schon der Tagkönig davor und hielt seine weißen Pferde am Zügel, und die Pferde die hatten Flügel, so daß sie durch die Luft fliegen konnten. Und da kam die Prinzessin gegangen und schwang sich auf eins von den Pferden, und hinter ihr kamen einige von ihrem Gefolge, die schwangen sich auch auf die Pferde, und dann ritten sie davon, so schnell wie der Wind.

Aber nun dauerte es nicht lange, da erfuhr der alte Nachtkönig, daß seine Tochter ihm entflohen war. Und da wurde der Nachtkönig furchtbar böse und stieg eilend auf den Turm. Aber weil er doch nun blind war bei Tage, so konnte er nicht sehen, wo sie entlang ritten, und weil die Pferde durch die Luft flogen, konnte er auch nichts hören von ihnen.

Aber nun hatte die Prinzessin ein schwarzbraunes Hündchen, das sie über alle Maßen liebte. Und wie die Prinzessin sich auf das Pferd geschwungen hatte, da war ihr das schwarzbraune Hündchen nachgelaufen, und die Prinzessin hatte sich herniedergebeugt und es zu sich genommen auf das Pferd, weil sie sich doch nicht trennen konnte von dem Hündchen.

Und wie sie nun so dahinritten, so schnell wie der Wind,

wurde das schwarzbraune Hündchen vergnügt und vor Freuden fing es an zu bellen.

Und wie das Hündchen bellte, so hörte es der Nachtkönig, und da wußte er mit einemmal, wo seine Tochter war, und da nahm er einen furchtbaren Donner zur Hand und verfluchte seine Tochter und all ihr Gefolge, daß sie versteinern sollten und stehen an dem Orte, wo sie gerade waren, von Stund an bis in alle Ewigkeit. Und wie er so gesprochen hatte, schleuderte er den Donner hinter ihnen drein, und da verwandelte sich die schöne Prinzessin in einen hohen Berg voll Eis und ewigem Schnee, und alle, die mit ihr entflohen waren, verwandelten sich auch in Berge, und standen rechts und links zu ihren Seiten, und das schwarzbraune Hündchen ward auch ein Berg, aber nicht so weiß wie die anderen, sondern schwarz und braun, wie es gewesen war im Leben, und stand zu den Füßen der Prinzessin, so wie es vor ihr gestanden hatte, als es noch lebte, und die Prinzessin noch lebte.

Und dem Tagkönige hatte zwar der Donner nichts anhaben können, den der Nachtkönig geschleudert hatte. Aber helfen konnte er seiner lieben Prinzessin doch nicht, und befreien konnte er sie auch nicht. Und so mußte er allein weiterziehen, ohne sie, und war traurig über alle Maßen. Und nun hatte er doch die Prinzessin so sehr geliebt, und liebte sie auch jetzt noch immerfort; darum, jeden Morgen, wenn er aufstand, und jeden Abend, wenn er sich zur Ruhe legte, blickte der Tagkönig da hinüber, wo seine Prinzessin jetzt stand als ein hoher weißer Berg. Und wenn die Augen des Tagkönigs sie trafen, die so stark waren wie die Sonne, dann fühlte es die Prinzessin ganz tief in ihrem versteinerten Herzen, und dann war es, als würde sie noch einmal lebendig für eine kurze Zeit, und dann wurde der hohe weiße Berg, der jetzt die Prinzessin war, so rot, daß es aussah, als ob er glühte.

Und das alles hat sich begeben, lange bevor es Menschen auf der Erde gab. Und wie dann Menschen auf die Erde kamen und wie sie die Berge so stehen sahen, einen neben dem anderen, und alle so voll Eis und Schnee, und in ihrer Mitte den allerhöchsten und schönsten Berg, da sagten sie sich, daß das gewiß nicht durch Zufall so gekommen sein konnte und zerbrachen sich den Kopf, wie es geschehen sein möchte und nannten den hohen weißen Berg die Jungfrau, und den anderen Bergen, die

rechts und links neben ihr standen, gaben sie auch Namen, von Männern und von Frauen, denn sie sagten, das sind sicherlich einmal Männer und Frauen gewesen, wie der hohe Berg in der Mitte."

* *
*

Die Lippen, von denen diese seltsame Geschichte in monotonem Gleichklang dahergekommen war, verstummten; der langen Erzählung folgte ein anhaltender trockener Husten. Ein Husten, der die eingesunkene Brust der Erzählerin heftig, beinah krampfhaft erschütterte.

Daß sie auch wieder die Unvorsichtigkeit begangen hatte, im Gehen soviel und so zusammenhängend zu sprechen! Der Arzt hatte es ihr doch ausdrücklich verboten.

Aber der Egon hatte doch so flehentlich gebeten, „o Mooschen, bitte, erzähl' mir was" — so zärtlich hatte er den Arm um die schmächtigen Hüften der Mutter geschlungen, so innig hatte er sich an sie genestelt, die Mantille der Mutter über seine Schultern ziehend, so daß er, wie an sie angewachsen, neben ihr einherging — wie hätte sie ihm widerstehen sollen, dem Jungen, dem einzigen, den sie hatte, dem Liebling.

Solch ein schöner Sommertag war es gewesen, und so wohl hatte sie sich heute gefühlt. Da hatte sie denn beschlossen, die Frau Kantor Apel, heut einmal einen recht schönen Spaziergang zu machen mit ihrem Egon, ganz weit hinaus bis zu der Stelle, die sie vor allen liebte, an den Weiher, der draußen vor der Stadt im Erlenwalde lag. Wer weiß denn auch, hatte sie stumm in sich hineingeseufzt, wie oft es mir noch vergönnt sein wird, mit ihm zu gehn. Denn der böse Druck da drinnen auf der Brust wurde ja immer schwerer und das Atemholen mühseliger von einem Tage zum anderen. Also waren sie hinausgezogen, den Damm, an den Pappeln entlang, und draußen am Weiher waren sie unter dem grünen Gewölbe von Erlen und Rüstern auf- und abgegangen.

Und jetzt, indem der Abend zu sinken begann, kehrten sie zur Stadt zurück und da eben war es geschehn, daß der Egon den Arm um ihre Hüften geschlungen und sich an sie geschmiegt und „o bitte, Mooschen, erzähle mir was" gesagt hatte.

Mooschen — wie er nur auf das sonderbare Wort verfallen war! Aus „Mutter" und „Mama" hatte er es sich zu-

sammengesetzt, denn beide Ausdrücke genügten ihm für die Zärtlichkeit nicht, mit der er an der Mutter hing, für die unbeschreibliche, zitternde Liebe. Und wie es die Frau durchdrang, die kleine, schmalbrüstige Kantorsfrau, wenn das Gesicht ihres Jungen sich an sie drückte und seine Augen an ihrem Gesicht hingen, mit einem Ausdruck —

Und so hatte sie denn alle Warnungen des Arztes und den mahnenden Druck in der Brust und alles vergessen und angefangen, dem Egon das Märchen zu erzählen, das sie wie so viele andere, die sie ihm schon erzählt hatte, aus ihrer eigenen Jugend bewahrt haben mochte, das seltsame Märchen von der Entstehung der Berner Alpen.

Anfangs nur langsam sprechend und so, als ob sie sich besinnen müßte, war sie nach und nach immer tiefer in den Strom der eigenen Erzählung hineingeraten, bis daß sie selbst wie eine Traumwandlerin neben dem lauschenden Jungen einherging.

Wer sie so gesehen hätte die beiden, wie sie aneinander geschmiegt den Damm entlang gingen und über die Brücke und dann, von der Brücke rechts abbiegend, die Straße am Wasser entlang, die zu ihrem Hause führte, der würde zwei weltentrückte Menschen gesehen haben.

Der Knabe, er mochte etwa zehn Jahre zählen, war für sein Alter schon ziemlich aufgeschossen, so daß sein blonder Lockenkopf der Mutter beinah bis an das Kinn reichte. Seine Gestalt war hager, beinah abgezehrt; Beine und Arme dünn wie zerbrechliche Stöcke, und über dem schmächtigen Leibe, dessen Brust sich ganz zwischen den Schultern verkroch, schwebte auf langem dünnen Halse ein blasses, längliches Gesicht. Der Mund in dem Gesichte war beständig halb geöffnet, so daß man die langen weißen Zähne darin sah, die einen beinah bläulichen Schimmer hatten.

„Aber auch ganz das leibhaftige Ebenbild von der Mutter," sagten die Nachbarn, wenn sie hinter dem Jungen dreinschauten, und dann begleitete ein vieldeutiges Kopfschütteln diese Worte. Denn die Mutter — na — man wußte ja, wie es mit der stand.

Indem die Mutter erzählte, hatte der Kleine den rechten Arm um sie geschlungen, mit der linken Hand hatte er die alte schwarzseidene Mantille von den Schultern der Mutter zu sich

herübergezogen, so daß sie nun beide, indem er den Zipfel der Mantille an seiner linken Schulter festhielt, wie unter einer gemeinsamen Hülle dahinschritten. Und so, während sie sprach, horchte er lautlos, wie gebannt ihren Worten, die Augen wie in wachem Traume weit aufgerissen und vor sich hinblickend, ohne zu sehen, was um ihn her geschah, oder wer an ihnen vorüberging.

Jetzt, nachdem die Mutter ihre Erzählung beendet hatte, verharrte er noch eine Zeitlang in seiner Versunkenheit, dann ließ er langsam den Zipfel der Mantille aus der Hand gleiten und wandte das Haupt zur Seite.

„Siehst du, du Ami," sagte er in vorwurfsvollem Tone, „was das schwarzbraune Hündchen für Unheil angerichtet hat?"

Der, an welchen sich diese Worte richteten, war ein kleiner, auffallend häßlicher Hund, halb Pinscher, halb Spitz, der Mutter und Sohn auf ihrem Spaziergange begleitet hatte und jetzt, da er schon sehr alt zu sein schien, müde und verdrossen hinter beiden einherwatschelte.

Sobald der Ami seinen Namen nennen hörte, setzte er sich in etwas raschere Gangart, dann blieb er vor dem Knaben stehen, indem er mit einem beinah gebieterischen Ausdruck zu ihm empor sah und das Endchen verlängerten Rückgrats, das seinen Schwanz bedeutete, in lebhaften Schwingungen hin- und herbewegte.

Der Knabe war mit der stummen Zeichensprache offenbar vertraut. Ohne ein Wort zu verlieren, beugte er sich nieder und hob den Hund zu sich empor, und so, den Ami auf dem Arme, setzte er neben der Mutter den Weg zu ihrer Behausung fort, die sie nach wenig Schritten erreichten.

Das Gebäude bestand aus einem nach der Straße gelegenen einstöckigen Vorderhaus und einem Hinterhause von mehreren Stockwerken, das nach dem Flusse hinausging. Im Hinterhause, zwei hohe, steile Treppen hinauf, wohnte der Kantor Apel mit seiner Familie; im Vorderhause, zu ebener Erde, die Witwe Hauschka und ihre Tochter Sibylle.

Die zwei Fenster an der Hauschkaschen Wohnstube lagen so dicht über dem Straßenpflaster, daß jemand, der daran vorüberging, beinah mit halbem Leibe sichtbar wurde. Unbemerkt konnte niemand vorbei.

An diesem Nachmittag waren beide Fenster besetzt; hinter

den Scheiben eines jeden sah man einen weiblichen Kopf. An dem vorderen, der Haustür zunächst, saß Frau Hauschka, die Witwe des vor einem Jahre verstorbenen Polizeiwachtmeisters Hauschka, hinter ihr, an dem zweiten Fenster, die Sibylle. Der große Kopf der Witwe war niedergebeugt auf eine Handarbeit, der kleine Kopf der Sibylle war gleichfalls gesenkt auf eine Schiefertafel, auf der sie mit spitzem Griffel eifrig Zahlen schrieb. Von Zeit zu Zeit richtete sich die Frau auf, drückte das Gesicht an die Fensterscheiben und blickte hinaus, die Straße hinauf, als erwartete sie jemanden — jedesmal, sobald die Mutter hinaussah, fuhr auch der Kopf der Sibylle in die Höhe, an das Fenster, und ihre Augen gingen in der gleichen Richtung wie die der Mutter. Dann kehrte die Witwe zu ihrer Handarbeit zurück, und das Mädchen vertiefte sich wieder in ihre Rechenexempel auf der Schiefertafel.

Es sah aus, als wenn die beiden weiblichen Wesen, obschon sie kein Wort miteinander sprachen, von einem und demselben Gedanken beherrscht würden, und die beiden hin- und hergehenden Köpfe nahmen sich aus wie zwei Marionetten an einer Schnur.

Nicht komisch jedoch, sondern durchaus unerfreulich schien der Anblick auf die Kantorsfrau zu wirken, die jetzt mit ihrem Egon die Straße herabkam und langsam an den Fenstern vorüberging. Sie wandte das Gesicht nicht zur Seite; offenbar hatte sie die beiden beobachtenden Köpfe schon von ferne bemerkt. In den eingefallenen Wangen des blutlosen Gesichtes stieg eine leise hektische Röte auf; die Lippen, die eben noch halb geöffnet gewesen waren, um möglichst viel Luft einzusaugen, preßten sich aufeinander; in den Augen erschien ein Gemisch von ärgerlichem Widerwillen und ängstlicher Verlegenheit. Man sah ihr an, wie unangenehm es ihr war, daß sie durchaus, um nach ihrer Wohnung im Hinterhause zu gelangen, durch das Vorderhaus hindurch, bei den Hauschkas vorbei mußte.

Wenn's nur möglich gewesen wäre, unbemerkt an ihnen vorüber zu gelangen — aber daran war nicht zu denken.

Im Augenblick, als die „Apelschen" an ihren Fenstern entlang kamen, stand Frau Hauschka von ihrem Stuhle auf, die Handarbeit in den Korb werfend; die Sibylle flog förmlich von dem Fenstertritt, auf dem sie gesessen hatte, herab und kaum, daß Frau Apel die Haustür, die mit einem Gewicht beschwert

war, nicht ohne einige Anstrengung geöffnet hatte und in das Haus eingetreten war, wurde auch schon die Hauschkasche Stubentür, die sich gleichfalls auf den Hausflur öffnete, von innen aufgerissen und die Witwe erschien auf der Schwelle.

Die kleine Kantorsfrau blieb stehen, indem sie hilflos das Haupt senkte; der Egon, immer noch den Ami auf dem Arm, drückte sich hinter die Mutter. Sie konnten nicht weiter. Ein Hindernis war in ihren Weg getreten — und was für eines.

Die Witwe Hauschka war ein großes, beinah massives Weib. Das schwarze Kleid, das sie trug, umspannte den Rumpf des Leibes und die Arme so eng und prall, daß es aussah, als könnte es die Fülle, die es umschloß, kaum bändigen, als würde das eingezwängte Leben alle Nähte sprengen. Die Züge des Gesichts waren grob geschnitten, aber nicht ohne sinnlichen Reiz; der runde Kopf war von kohlschwarzem Haar bedeckt, das in dicken Flechten darum geschlungen war.

Indem sie auf die Schwelle trat, erdröhnte diese unter der Last der gewichtigen Gestalt. Unter dem schwarzen Kleide kamen die Füße hervor, in Hausschuhen, mit schneeweißen Strümpfen bekleidet, breit und lang wie Plättbretter.

Lautlos standen sich die Parteien gegenüber; denn wie Gegnerinnen sahen die beiden Frauen aus, beinah wie zwei feindselige Vögel, zwischen denen ein Brocken liegt, den der eine verteidigen, der andere erobern will. Auf der einen Seite die Kantorsfrau, ein armseliges, flügellahmes Huhn, an die Wand gedrängt, beinah in die Wand hinein, mit hängendem Kopfe, nur auf Abwehr und Verteidigung bedacht — auf der andern Seite die Witwe Hauschka, in ihrer brutalen Gesundheit, wie ein großer schwarzer Rabe, mit den grellen schwarzen Augen auf die dürftige Gestalt ihr gegenüber herabblickend, jeden Augenblick bereit, mit klatschenden Flügeln zum Angriff überzugehen.

Bestand denn ein Kampf zwischen ihnen? Die beiden Frauen mochten es wissen, mochten auch den Brocken kennen, der zwischen ihnen lag und den die eine der andern abjagen wollte. Ob es dem armen, blassen Spitzschnabel da drüben gelingen würde, ihn für sich zu retten? Die schwarze Witwe schien es zu bezweifeln; sie fühlte sich ihres Sieges wohl schon ziemlich gewiß. Das sah man ihrem Gesichte an, auf dem höhnischer Triumph und geringschätziges Mitleid durcheinander lächelten.

Diese elektrische Spannung dauerte indessen nur wenige

Sekunden, dann wurde die Stille durch die laute, beinah schreiende Stimme unterbrochen, die hell und grell aus der Kehle von Frau Hauschka hervorkam.

„Na, Frau Kantor? Kleinen Spaziergang gemacht bei dem schönen Wetter? Ist auch wahr, ein schönes Wetter heut. Sind Sie auch nicht zu weit gewesen? Nein? Nicht müde gegangen? Auch nicht zu viel gesprochen unterwegs? Ich frag' ja nur, weil ich immerfort an Sie denken muß. Sie wissen ja, wie Sie sich in acht nehmen müssen. Fühlen Sie sich denn gut? Ja?"

Wie eine kalte Dusche, unter der man nicht zu Atem kommt, so ging dieser Schwall über die schmächtige Kantorsfrau dahin. Sie konnte den Kopf nicht aufrichten; wie eine körperliche Last fielen ihr die Worte auf den Kopf, als würde sie mit jeder der Fragen um die Ohren geschlagen. Diese plumpe, zudringliche Neugier! Der abscheuliche Hintergedanke, der hinter jedem Worte lauerte, den der kreischende Ton der harten Stimme verraten hätte, auch wenn die Worte feiner und geschickter gewählt gewesen wären! Wie sie das alles empfand, die zarte Frau, wie sie ihr widerwärtig war, die große, grobe, schwarze Person dort gegenüber, die sie hier festnagelte auf dem Hausflur, ohne zu fragen, ob ihr damit gedient sei oder nicht! Und dabei diese Hilflosigkeit, diese Unfähigkeit, dem Weibe mit gleicher Münze zu dienen! Keine andere Macht in ihr, als sich in sich selbst zu verkriechen und zu verstecken!

Weil sie doch nicht ganz stumm dastehen konnte, raffte sie sich endlich zu einer Antwort auf. Sie tat es, indem sie an der schwarzen Witwe vorbeisah.

„Gott sei Dank, ich fühle mich ja recht wohl," sagte sie, „und darum habe ich heute —" weiter brachte sie es nicht. Ein böser Hustenanfall schnitt ihr die Worte ab, ein Husten, der so heftig war, daß sie sich gegen die Wand lehnen, das Tuch aus der Tasche ziehen und es vor den Mund drücken mußte.

Daß ihr auch das begegnen mußte! Jetzt! Im Angesicht der Feindin! Während sie keuchend mit dem Husten rang, glaubte sie zu fühlen, wie die runden schwarzen Augen da drüben in ihrer Brust wühlten.

„Vielleicht ein Glas Wasser gefällig?" fragte die Witwe Hauschka, „sonst habe ich auch sehr gute Brustbonbons — soll ich Ihnen davon eins holen?"

Ein stummes Kopfschütteln dankte für ihre Bereitwilligkeit. Die schwarze Witwe fand nichts weiter zu tun, als daß sie einige unverständliche Laute von sich gab, die wie mitleidige Teilnahme klingen sollten. Dann, nachdem der Anfall vorüber war, schlug sie eine laute Lache auf. „Aber der Junge!" rief sie, „da trägt er wahrhaftig den Ami wieder auf dem Arm! Kann denn das Tier nicht von alleine laufen?"

Der Knabe, an den sie sich gewendet hatte, schickte einen scheuen, feindseligen Blick zu ihr empor.

„Er ist so müde," entgegnete er. Dabei drückte er den Hund noch fester an sich und streichelte ihm das struppige Fell.

Die Witwe Hauschka kreischte von neuem auf.

„Müde! Und hat vier Beine? Wovon soll ein solches Tier denn müde sein?"

Dann wandte sie sich wieder an die Mutter.

„Aber wissen Sie, Frau Apel," sagte sie, „ich spreche im Ernst; das sollten Sie doch wirklich nicht leiden, daß der Junge den Hund so immer mit sich trägt. Er ist doch auch nicht von den Stärksten, und das Tier da ist ja viel zu schwer für ihn."

Der Knabe erwiderte nichts. Statt aller Antwort küßte er schweigend den Hund auf den Kopf. Es sah aus, als hätte ihn der wegwerfende Ausdruck „das Tier da" in dessen Seele verletzt. Als er jedoch das Gesicht wieder erhob, fesselte etwas anderes seine Aufmerksamkeit: hinter dem Rücken der Mutter war die Sibylle auf einen Stuhl gestiegen, so daß sie jetzt über die Schultern der Mutter hinwegsah, in der einen Hand hielt sie die Schiefertafel, in der anderen den Griffel, mit dem sie auf das Exempel deutete, das sie vorhin ausgerechnet hatte; dabei nickte sie dem Knaben zu und winkte ihm mit den Augen „komm herein."

Egon errötete und setzte den Ami auf die Erde.

„Mooschen," sagte er leise, „ich glaube, die Sibylle hat mir etwas zu sagen."

Ein schwaches Lächeln ging um die dünnen Lippen von Frau Apel; sie schüttelte den Kopf.

„Aber Junge," sagte sie vorwurfsvoll, „hast du dir schon wieder deine Aufgaben von ihr machen lassen?"

Sie hatte die Hand auf seinen Kopf gelegt und stand noch eine Zeitlang, nachdenklich vor sich hinblickend, als ob sie noch etwas sagen wollte, als ob sie mit einem Entschluß kämpfte. In-

dem sie das Mädchen, das gerade so alt wie ihr Egon sein mochte, auf den Stuhl steigen sah, war es ihr, zum ersten Male vielleicht, zum Bewußtsein gekommen, wie ähnlich es der Mutter sah. Ganz derselbe runde Kopf, mit schwarzen Haarflechten umwickelt, ganz dasselbe grobe aber hübsche Gesicht, die gleichen dunklen, grellen, lebendigen Augen, und indem sie auf den Stuhl sprang, ganz die Bewegungen der Mutter, rasch, heftig, beinah leidenschaftlich. Und der Egon, wie er gleich zu Kreuze gekrochen war, sobald sie ihm gewinkt hatte. Augenscheinlich hatte er gar nicht recht gewollt; augenscheinlich mochte er das Mädchen eigentlich gar nicht — aber wie sie ihm winkte, gab es für ihn nur noch eins: gehorchen. Freilich — sie hatte ja die Zauberrute in Händen, mit der sie ihn zur Nachgiebigkeit zwang, die Tafel, auf der sie das Exempel für ihn ausgerechnet hatte, das er eigentlich hatte ausrechnen sollen, so daß er nachher bloß hinaufzugehen und einfach abzuschreiben brauchte, was die Sibylle ihm zurechtgemacht hatte, so daß er sich nachher wieder hinsetzen und den Ami streicheln und an die Märchen der Mutter denken und weiterträumen konnte.

Ob sie es dem Jungen nicht ernsthaft verbieten sollte, daß er sich von der Sibylle immer die Rechenaufgaben machen ließ? Aber dann wäre er wahrscheinlich nie damit fertig geworden, hätte womöglich Strafen in der Schule bekommen. Der Gedanke war ja ganz unerträglich. Also, was blieb anderes übrig, als die Dinge gehen zu lassen?

Eine tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich der Frau, die ganze Qual des feinen, schwächeren Wesens, das von einem groben, stärkeren verschlungen wird; die Hauschkas fraßen die Apels auf.

Die Tochter riß den Sohn an sich, und die Mutter — indem Frau Apel an diesen Gedanken rührte, schoß die Röte, wie eine Stichflamme, über ihre hageren Wangen. „So komm also nach," sagte sie hastig zu dem Jungen, „ich gehe voran. Guten Abend —" sie hatte hinzusetzen wollen „Frau Hauschka", aber sie konnte nicht; der Name blieb ihr im Halse stecken.

„Guten Abend, Frau Kantor," kam es, wie aus einer Trompete, von der anderen Seite zurück, und die Frau Kantor wendete sich, um den Hof und über den Hof hinweg das Hinterhaus zu gewinnen, wo sie wohnte. Indem sie es tat, glitt ihr Blick noch einmal über die Gestalt der schwarzen Witwe, und

in dem Blick war alles, was sie vorhin nicht zu sagen vermocht, vielleicht nicht zu sagen gewagt hatte, ein stummes, leidenschaftliches, verzweifeltes „ich weiß Bescheid".

In dem vollsaftigen Gesicht der Witwe zuckte keine Wimper, und der Blick glitt an ihr ab wie eine Flamme, die keine Kraft zum Brennen mehr hat, wie das letzte Auflodern eines verschwelenden Reisighaufens, der keine Gefahr mehr bringt, der in kürzester Zeit in sich zusammenfallen muß, wenn man sich nicht die überflüssige Mühe geben will, ihn noch auszutreten.

„Wirklich nicht mehr nötig," mochte die stolze Witwe denken, indem sie der armen Gestalt nachblickte, wie sie langsam, langsam über den Hof schlich, um noch langsamer die Treppen zu ersteigen, die zwei fürchterlichen Treppen, die sie überwinden mußte, um in ihre Wohnung zu gelangen. Wer es mit angesehen hätte, das gebrechliche Menschenwesen, das sich keuchend, an das Treppengeländer geklammert, von Stufe zu Stufe hinaufwürgte, wer in diese von Bitterkeit überkochende Seele hätte hineinschauen können, der würde gewußt haben, daß man nicht in die große Welt und die Weltgeschichte hinauszugehen braucht, um Tragödien zu finden, daß man ihnen begegnen kann auch da, wo der Wellenschlag des Lebens zu ebben scheint, in den Hinterhäusern einer kleinen Stadt.

Sobald aber die Kantorsfrau den Rückzug angetreten, wurde es auf dem Flur, den sie verlassen hatte, lebendig. Wie ein kleiner Stoßvogel kam die Sibylle an der Mutter vorbei auf den Knaben zu; ihre Wangen waren ganz rot vor Erregung.

„Egon! Egon! Ich hab' dir dein Exempel ausgerechnet! Ganz prachtvoll ist es aufgegangen! Morgen kriegst du in der Klasse Nummer eins!"

Mit beiden Händen hielt sie die Schiefertafel vor ihn hin, auf der ein langes Divisionsexempel in Zahlenreihen prangte; dann, mit huschender Geschwindigkeit, stellte sie die Tafel an die Erde, sorgfältig, damit sich nichts verwischte, den oberen Rand gegen die Wand lehnend, und dann stürzte sie sich wieder auf den Knaben, der noch immer stumm und blöde ohne ein Wort zu sagen und ein Glied zu rühren dastand, wo er gestanden hatte. Mit den kleinen nervigen Händen faßte sie ihn an beiden Schultern und schüttelte ihn; ganz dicht schob sie ihr Gesicht an das seinige und blickte ihm aus nächster Nähe mit den funkelnden schwarzen Augen in die blaßblauen verträumten Augen hinein.

Endlich, als wenn sie sich gar nicht genug tun könnte mit zärtlicher Neckerei, drückte sie ihre kleine bräunliche Nase auf die seine, die lang und weiß aus dem länglichen Gesicht hervorragte, und rieb sie daran. „Muh — muh — muh —“ sagte sie, und dabei wollte sie sich ausschütten vor Lachen.

„Aber Sibylle,“ gebot die Witwe Hauschka, die in die Stube zurückgegangen war, „sei doch nicht so wild mit dem Jungen. Du weißt doch, daß man sich mit ihm in acht nehmen muß.“ Die Kleine brach in ihren Liebkosungen ab; ihr Gesicht wurde plötzlich ernst.

„Egon,“ flüsterte sie, „bist du krank? Tut dir was weh?“

„Was soll mir denn weh tun?“ gab der Junge ziemlich unwirsch zur Antwort. „Natürlich bin ich ganz gesund.“ Er beugte sich nieder, um die Schiefertafel vom Boden aufzunehmen. Die Sibylle aber kam ihm zuvor.

„Erst muß ich dir doch noch zeigen, wie es herauskommt,“ erklärte sie eifrig, „sonst merkt's am Ende der Lehrer morgen, daß du es nicht selber gemacht hast. Die Probe habe ich auch gleich gemacht, die mußt du dir erst ansehn. Komm nur herein.“

Sie hatte den Arm um den Hals des Jungen geschlungen; ob er wollte oder nicht — und augenscheinlich wollte er eigentlich nicht — er mußte ihr in das Zimmer folgen.

Hinter dem Knaben kam der Ami hereingewackelt. Gegen diesen aber erhob die Witwe, die sich wieder an ihre Handarbeit gesetzt hatte, energischen Widerspruch.

„Der Hund bleibt draußen,“ erklärte sie, „Hunde kommen in meine Wohnung nicht herein!“

Egon stand mitten in der Stube und blickte unschlüssig betrübt auf seinen vierbeinigen Freund. Einen Augenblick schien niemand zu wissen, was nun werden sollte; dann aber geschah etwas ganz Merkwürdiges. Mit einem Schritte war die Sibylle an der Stubentür und schlug sie zu. Der Hund, der nicht hereingesollt hatte, war im Zimmer.

Die Witwe Hauschka machte eine Bewegung, als ob sie auffahren wollte, aber sie blieb sitzen. Vor ihr stand die Sibylle, beide kleinen Fäuste in die Hüften gestemmt, die Mutter anblitzend mit einem Paar funkelnder, beinah wütiger Augen. „Der Ami tut niemand was zuleide,“ erklärte sie, „und außerdem hat der Egon ihn so lieb!“

Jedes der Worte war von einem Kopfnicken begleitet; wie eine Strafpredigt war es, die sie an die Mutter richtete. Der ganze Vorgang machte einen drollig sonderbaren Eindruck — und das Sonderbarste war, daß die große Witwe keine Wort erwiderte. Mit einem Murren, das so ungefähr wie „es ist ja gut“ klang, beugte sie sich über ihre Handarbeit.

Die Sibylle wandte sich ab; sie hatte gesiegt.

„Sag' dem Ami, daß er sich hübsch artig hinlegen soll,“ kommandierte sie dem Egon, „und jetzt komm her.“

An der Hand zog sie ihn zu dem Fenstertritt, auf dem sie vorhin gesessen hatte, und dort mußte der Knabe sich an ihrer Seite niederlassen, während Ami sich vor den beiden Kindern niederkauerte. Sie hatte die Schiefertafel wieder vorgenommen; ernsthaft und emsig wie ein Schulmeister begann sie, dem Jungen das Exempel vorzurechnen, und eine Zeitlang hörte man in dem Zimmer nichts als die flüsternde Stimme des Mädchens, das eifrig auf den immer schweigenden Knaben einsprach.

Es dauerte eine geraume Zeit, bis daß der Egon zur Mutter hinaufkam. Als er bei ihr eintrat, war es im Zimmer fast schon dunkel; Frau Apel hatte noch kein Licht angezündet. Sie saß in der Sofaecke und blickte zum Fenster auf den Strom hinaus, hinter dem die Nacht wie eine große, dunkle Wand heraufstieg.

Als der Knabe die Mutter so regungslos dasitzen sah, setzte er sich rasch an ihre Seite und schlang sich mit beiden Armen um sie, indem er den Kopf an ihre Brust drückte.

Frau Apel legte die Hand auf sein Haupt; ihre schmalen weißen Finger glitten leise durch seine Locken.

„Hast du vom Vater nichts gesehn?“

Ihre Frage kam zögernd heraus, beinah so, als fürchtete sie sich vor der Frage.

„Vater ist eben zur Frau Hauschka hereingekommen,“ erwiderte der Egon, „er hat gesagt, ich sollte nur immer vorangehn.“

Wäre der Knabe weniger arglos gewesen, so würde er bemerkt haben, wie die Hand der Mutter, die ihm durch die Locken gestreichelt hatte, plötzlich innehielt. Vielleicht würde er auch gefühlt haben, wie der Leib der Mutter, an den er sich drängte, ganz steif wurde, ganz hart, wie der Leib eines Menschen im Krampf.

Fast noch lautloser, noch regungsloser als vorhin saß sie

da, in die Sofaecke gedrückt wie ein stummes, taubes, totes Stück Holz. Unterdessen wurde es im Zimmer finsterer und immer finsterer.

„Mooschen," sagte der Egon, der sich vor der Dunkelheit fürchtete, „soll ich nicht die Lampe anstecken?"

Es war, als wenn der zärtliche Ton den Bann sprengte, der die Frau gefesselt hielt. So stark ihre kraftlosen Arme vermochten, drückte sie das Haupt des Kindes, seinen ganzen Oberleib an sich. Ihr Gesicht fiel auf seinen Scheitel, und aus ihrer Brust drangen dumpfe, unartikulierte, schluchzende Laute.

Nicht wie die Umarmung einer Mutter, die ihren Liebling beschützt, indem sie ihn umarmt — wie die Gebärde eines Ertrinkenden, der nach dem Strohhalm greift, so sah es aus.

Der Knabe lag in ihren Armen, bewegungslos wie ein kleiner Ballen. Vielleicht war er an Auftritte dieser Art gewöhnt, vielleicht trug seine eigene duldsame Natur dazu bei, daß er kein Wort sagte.

Er merkte wohl, daß da etwas vor sich ging, was er nicht verstand; aber in seiner träumerisch lässigen Art ließ er alles geschehen, ohne zu fragen, was es war.

Endlich, als er fühlte, daß die Umarmung der Mutter weniger heftig wurde, stand er auf, um die Lampe anzuzünden; er mußte ja auch das Exempel noch abschreiben, das ihm die Sibylle ausgerechnet hatte.

Mit einer mühevollen Bewegung erhob sich Frau Apel vom Sofa; sie ging an den Schrank, um dem Jungen sein Butterbrot für den Abend zu schneiden.

Unterdessen war der Kantor bei Frau Hauschka eingetreten.

Sein Erscheinen war von der Witwe ebenso bemerkt worden, wie vorher das seiner Frau und hatte, wie es schien, die gleiche Wirkung hervorgerufen. Sobald er vor dem Fenster draußen sichtbar wurde, hatte sie sich vom Stuhle erhoben, die Handarbeit in den Korb geworfen und die Stubentür geöffnet. Anscheinend sollte ihm derselbe Empfang bereitet werden, der seiner Frau zuteil geworden war.

Anscheinend — denn wer genauer zugesehen hätte, würde wahrgenommen haben, daß die Frau, die jetzt die Tür aufriß, um dem Manne entgegenzutreten, eine andere war als die, welche vorhin die Frau „gestellt" hatte.

Wenn man den Kantor Apel ansah, erkannte man, daß sein Sohn, der Egon, die träumerischen blaßblauen Augen nicht von der Mutter nur, sondern auch vom Vater geerbt hatte, und vielleicht sogar noch mehr von diesem als von der Mutter.

Es war ein mittelgroßer, schlanker Mann von etwa vierzig Jahren, der sich etwas vornübergebeugt trug, was ihm einen gedankenvoll sinnenden Ausdruck verlieh. Das Haar trug er nach Musikerart halblang, so daß es bis ins Genick herabhing. Sein Gesicht hatte weiche, ansprechende Züge und war von einem dünnen blonden Bart umrahmt. Hierdurch, und durch einen träumerisch sentimentalen Zug, erhielt sein Antlitz eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Duldergesicht, mit dem auf modernen Bildern Christus dargestellt zu werden pflegt. Der ganze Mensch sah aus wie ein wandelnder Seufzer, wie die verkörperte Entsagung, wie jemand, der auf große Ziele verzichtet hat, die ein neidisches Geschick ihm verwehrt hat, zu erreichen.

Und dieses alles, was ihn als den ausgesprochenen Gegensatz zu dem groben, klotzigen Polizeiwachtmeister erscheinen ließ, der früher der Gatte der Witwe Hauschka gewesen war, machte ihn für diese zu einem Gegenstande der Bewunderung. Wenn sie die beiden miteinander verglich — und natürlich verglich sie sie immerfort — wie hahnebüchen war jener gewesen, wie ordinär! Und dieser da —

Als er jetzt die Straße daherkam, den Violinkasten unter dem Arm, der ihm das Aussehen eines großen Musikers verlieh, langsamen, beinah wankenden Schritts, das Haupt zur Erde gesenkt, und es dann und wann emporrichtend mit einem müden, elegischen Augenaufschlag, flammte ihr eine Röte über die Wangen, daß das ganze volle Gesicht, bis über die Schläfen und bis unter die Haarwurzeln in Glut getaucht erschien.

Wie interessant er aussah!

Ein tiefer, fast schnaubender Seufzer schwellte ihr die Brust und ein heißes, sinnliches Begehren stieg in ihrem Innern auf. Das große, starke, blut- und saftgefüllte Weib verlangte nach dem weichlichen, schwächlichen Manne. Und sie war nicht die Natur, um nur schmachtend zu ersehnen.

All diese leidenschaftliche Hitze erfüllte und umdampfte sie förmlich, als sie jetzt dem Kantor Apel auf der Türschwelle entgegentrat. Hatte sie vorhin der Frau wie ein kampfbereiter Rabe gegenübergestanden, so war es jetzt, als stellte sich dem

Manne ein glühender Ofen in den Weg. Herrn Apel schien das alles nicht neu zu sein und nicht besonders aufregend. Die Böhmin — denn im Hause und in der Nachbarschaft galt Frau Hauschka für eine Böhmin von Geburt — war eben ein bißchen in ihn verliebt. Mein Gott — ja, daran konnte er sie doch nicht hindern. Und warum sollte er denn auch? Es war ja schließlich ganz bequem, sich von einem weiblichen Wesen mit allen erdenkbaren, kleinen Liebenswürdigkeiten und Annehmlichkeiten umhäufen zu lassen, wenn man nichts dafür zu geben brauchte, als daß man eben da war. Denn zu irgendeiner leidenschaftlichen Empfindung reichte es bei ihm wohl überhaupt nicht. Das hörte man dem freundlichen, fast lässigen „guten Abend, Frau Nachbarin" an, mit dem er den beinah stammelnden Willkommensgruß der Witwe beantwortete.

Auch als sie ihm die Hand entgegenstreckte, legte er ruhig, und ohne ihren Druck zu erwidern, die seinige hinein. Wie heiß die große Frauenhand war, die sich um seine Hand schloß, wie sie zitterte und den Druck immer leidenschaftlicher, vielsagender verstärkte, das fühlte er vielleicht nicht einmal.

Frau Hauschka aber hielt ihn, um ihn nicht wieder loszulassen. Ohne zu fragen, ob er wollte oder nicht, zog sie ihn mit aller Kraft ihres starken Armes über die Schwelle ins Zimmer hinein.

„Kommen Sie doch ein wenig herein — man sieht sich ja so selten."

Zu diesen Worten, die sie mit halblauter Stimme vorbrachte, mußte er denn doch ein wenig lächeln. Ein müdes, träges Lächeln. Alle Tage mehreremal ging er an ihren Fenstern vorüber und jedesmal, wie eine Schildwache auf Posten, saß sie am Fenster.

Er sah sich im Zimmer um, indem er langsam den Hut vom Kopfe nahm.

„Da ist ja der Egon noch?"

„Er ist mit seiner Mama spazieren gewesen," nahm die Sibylle für ihn das Wort, die zugleich mit dem Knaben aufgestanden war und jetzt neben ihm stand, ihr braunes, kleines, rundes Gesicht an seine blasse längliche Wange schmiegend.

„So?" sagte der Kantor, „ja? War's hübsch?"

Der Knabe sah stumm zu ihm auf, als wüßte er nicht,

was er auf die Frage erwidern sollte. Wie hätte es denn nicht hübsch sein sollen, da er mit der Mutter gewesen war?

„Na, nun bist du aber wohl fertig und kannst zu der Mutter hinaufgehn?" wandte sich Frau Hauschka an den Jungen; und mit einem „ja, geh nur immer, ich komme gleich nach," bestätigte Kantor Apel die Richtigkeit ihrer Bemerkung.

Also nahm der Egon die Tafel der Sibylle unter den Arm; der Ami lief schwanzwedelnd vorauf, und beide gingen hinaus.

Nachdem sie befördert waren, schien die Witwe einen Augenblick zu überlegen; dann nahm sie den Kopf der Sibylle zwischen beide Hände und flüsterte dem Mädchen leise etwas zu, anscheinend einen Auftrag, der auch sie aus dem Zimmer entfernte. Die Sibylle nickte stumm zur Antwort und ging an die Tür; an der Tür blieb sie noch einmal stehen und sah mit ihren klugen, grellen Augen zurück, als wollte sie feststellen, daß der Kantor noch blieb — dann ging sie und verschwand.

Die Mutter drückte die Tür hinter ihr ins Schloß; beinah sah es aus, als wollte sie den Schlüssel umdrehen — aber das unterblieb. Und nun war sie mit dem Kantor allein. Dieser stand noch immer, den Geigenkasten unter dem Arm, mitten in der Stube, als wartete er auf weitere Befehle.

„Herr Kantor," sagte die Witwe Hauschka, „Sie stehen noch immer — nehmen Sie doch Platz."

Sie schob einen gepolsterten Armstuhl an den runden Tisch, der im Hintergrunde des Raumes stand.

„Und den Kasten da — erlauben Sie doch" — sie nahm ihm den Violinkasten ab. „Da ist die Violine drin — nicht wahr?"

Kantor Apel lächelte stumm; was sollte denn andres darin sein?

Die Frau setzte den Kasten zur Seite, behutsam, als hätte sie es mit einem rohen Ei zu tun. Und das war keine Komödie, sondern aufrichtiger Ernst. Sie hatte keine Ahnung von Musik, konnte sich kaum vorstellen, wie man Töne hervorbrachte — und dieser blasse, blonde Mann, der sich jetzt müde und elegisch in die Kissen des Armstuhles lehnte, konnte und verstand es. Nicht ein Instrument nur, er beherrschte drei: Orgel, Klavier und Violine! Mit bewunderndem Respekt sah sie zu ihm hinüber.

Jeden Sonntag zweimal, vormittags und nachmittags, ging sie in die Kirche, nicht um den Prediger zu hören, sondern weil sie wußte, daß er es war, der die Orgel spielte. Diese langen, bleichen Finger dort, die jetzt so lässig auf der Armlehne des Stuhles lagen, sie waren es, die aus dem mächtigen Instrumente die Tonfluten hervorlockten. Mit Gewalt mußte sie an sich halten, daß sie sich nicht auf seine Hand niederbeugte und ihm die Finger küßte. Sie unterließ es, weil sie es nicht wagte. Indem sie sich jetzt mit ihm allein befand, war sie wie von aller Kraft verlassen, nur noch ein von der Liebe überwältigtes Weib.

Sie schob einen zweiten Stuhl heran und setzte sich neben den Kantor, so dicht an ihn als sie vermochte, die Augen unabläßig auf seine Hand gerichtet.

Wenn sie diese Hand mit der plumpen Tatze des seligen Polizeiwachtmeisters verglich!

„Sie haben wieder Musikstunde gegeben?“ begann sie die Unterhaltung; denn der Kantor in seiner Trägheit dachte gar nicht daran, daß ihm eine Verpflichtung der Art obliegen könnte.

„Ja, was soll man machen,“ entgegnete er seufzend, „man muß doch leben.“

„Daß es Ihnen nur nicht zuviel wird,“ meinte sie, „ein so zarter Mann, wie Sie es sind.“

Herr Apel zeigte sein gewohntes Lächeln.

„Andere Leute,“ seufzte er, „haben wenigstens am Sonntag Ruhe; für mich geht's am Sonntag erst recht los.“

Die Witwe Hauschka nickte teilnahmsvoll.

„Ach, aber Herr Kantor,“ sagte sie dann, „was Sie aber den Menschen am Sonntag für Hochgenüsse bereiten!“ Sie hatte dem Drange nicht länger zu widerstehen vermocht und ihre Hand auf die Hand des Mannes gelegt. Seine dünnen, weißen Finger verschwanden unter der breiten, dunklen Hand des Weibes; sie drückte darauf und es war, als küßte ihre Hand die seine. Dabei hatte sie das Gesicht zu ihm erhoben, und der Feuerstrom, der aus ihren Augen zu ihm hinüberschoß, war so unzweideutig in seinem Ausdruck, daß sogar der kältliche, gleichgültige Mann davon berührt wurde. Eine matte Röte verbreitete sich über sein Gesicht. Sie war verstummt; er schwieg gleichfalls und blickte sie an und sah, wie der gewölbte Busen des Weibes sich in tiefen Atemzügen hob und senkte, wie die

grellen, dunklen Augen hinter einem weichen Schleier zu verschwimmen begannen. Es wurde ihm beinah zuviel, beinah unbehaglich. Er hatte ein Gefühl, als könnte es geschehen, daß sich das gewalttätige Weib plötzlich wie eine Feuersbrunst über ihn herstürzte und ihn auffräße mit Haut und Haaren.

Er ließ das Gesicht niedersinken und machte eine schüchterne Bewegung, als wollte er seine Hand, die wie unter einer Presse auf die Armlehne des Sessels gedrückt lag, an sich ziehen.

Dies brachte die Witwe zur Besinnung. Mit einem Seufzer ließ sie seine Hand frei, dann stand sie auf.

„Etwas zum Abendbrot darf ich Ihnen anbieten — ja?"

Der Kantor brummelte etwas vor sich hin, was ungefähr so klang, als ob seine Frau wohl mit dem Abendessen auf ihn warten würde. Aber die Einwendung war nur schwach, und die Witwe offenbar nicht gesonnen, Notiz davon zu nehmen.

Sobald sie etwas zu tun hatte, war ihre Energie wieder da. Mit einem raschen Schritte war sie hinaus, in das Nebenzimmer, wo sie ihre Vorräte verwahrte. Die Tür war hinter ihr offen geblieben; man hörte, wie sie den Speiseschrank aufriß. Dann vernahm man das Klappern von Tellern und das Klirren von Bestecken; gleich darauf war sie wieder zurück.

„Aber erst ein bißchen Licht machen."

Sie setzte die Petroleumlampe in Brand und stellte sie mitten auf den runden Tisch. Alsdann rückte sie das Abendbrot vor ihren Gast, eine frisch angeschnittene Schlackwurst, einen Napf voll Butter und in einem rotlackierten Korbe einen großen Laib Schwarzbrot. Teller, Messer und Gabeln, alles glänzte von Sauberkeit; die Eßwaren zeigten einfache, aber gute Beschaffenheit — eine gute Hausfrau, die Witwe Hauschka.

So mochte der Kantor Apel für sich denken, indem er ihr bei ihrer Hantierung zusah. Sie hatte den Brotlaib aus dem Korbe genommen, und mit dem großen, scharf geschliffenen Brotmesser fing sie an, Scheiben davon herunterzuschneiden. Dabei hatte sie die Ärmel des Kleides zurückgeschoben, so daß die starken, beinah mächtigen Unterarme nackt hervorkamen. Wie das Messer um das Brot herumging! Wie die Scheiben in den Korb flogen! Eine immer genau so stark wie die andere, wie mit der Maschine geschnitten.

„Aber Frau Nachbarin, genug!" rief der Kantor, als er sah, daß sie gar nicht aufhörte.

Aufatmend hielt sie inne und lächelte ihn an. Es sah wirklich aus, als hätte sie am liebsten den ganzen Brotlaib für ihn zerschnitten.

Dann mit derselben Geschwindigkeit und Genauigkeit, mit der sie eben die Brotscheiben abgeschnitten hatte, beschmierte sie mehrere davon mit Butter, reichlich auf jeder auftragend; endlich kam auch noch die Wurst an die Reihe, in die sie wieder rücksichtslos hineinsäbelte — und dann mit einem „nun bitte, Herr Kantor" schob sie Butterbrot und Wurstscheiben vor ihn hin, indem sie ihn mit einer Neigung des Hauptes zum Zulangen aufforderte.

„Aber Sie werden mich doch nicht allein abendbroten lassen?" wandte der Kantor Apel ein.

„Wenn Sie erlauben," versetzte sie, „esse ich auch ein bißchen mit."

Sie rückte den Stuhl, auf dem sie vorhin gesessen hatte, wieder an den Tisch und schob sich ein Butterbrot heran.

Der Kantor, dem die kräftige Nahrung frische Lebensgeister einzuflößen schien, lachte beinah.

„Daß Sie von Ihren eigenen Sachen essen, das soll ich Ihnen erst erlauben?"

Die Frau, die sich eben an das Essen hatte machen wollen, ließ den Teller unberührt, sie senkte die Augen, dann schob sie die Ärmel des Kleides wieder über ihre Arme. Sie schien erst jetzt zu bemerken, daß sie die Arme entblößt hatte; eine dunkle Röte übergoß ihr Antlitz.

„Ach wissen Sie," sagte sie zögernd, „wenn ich so neben Ihnen sitze — Sie sind doch eigentlich ein wunderbarer Mann."

„Wieso denn?" meinte kauend der Kantor Apel.

„Wenn ich des Sonntags in der Kirche bin," fuhr sie fort, „und Sie sitzen da so vor der großen Orgel, und das kommt so stark von da oben herunter — ich meine die Musik — und ich denke mir, das sind Sie, der das alles herausbringt —" sie unterbrach sich und sah ihm mit einem besorgten Ausdruck nah in die Augen — „tun Sie sich denn auch keinen Schaden dabei?"

Der Kantor fühlte sich wieder zum Lachen aufgelegt.

„Na, liebe Frau Nachbarin," erklärte er, „die körperliche Anstrengung ist dabei für mich ja nicht so groß. Hinter der Orgel, das wissen Sie doch wohl, stehen die Bälgetreter; die machen

den Wind für das Instrument. Ich brauche nur die Register zu ziehen und die Tasten anzuschlagen."

In gespannter Aufmerksamkeit hörte sie ihm zu.

„Das muß doch aber furchtbar schwer sein?"

„Ja nu," meinte er, „das muß man natürlich gelernt haben und verstehn, sonst ist man eben kein Organist."

Sie nickte bestätigend mit dem Kopfe. „Das ist es ja, was ich meine — Sie sind doch wirklich ein kunstreicher Mann."

Herr Apel lächelte; nicht mehr ganz das müde, träge Lächeln von vorhin, sondern ein etwas geschmeicheltes. Götter nehmen ja auch von jedermann Anbetung an — wie sollte dem Menschen Bewunderung nicht wohltun, auch wenn sie aus dem Munde der Unwissenden kommt. Namentlich, wenn sie so kommt, wie sie ihm hier dargebracht wurde, so naiv überschwenglich, so nicht nur mit dem Munde, sondern mit der gesamten Persönlichkeit. Im ganzen Hause, und mehr als das, in der ganzen Nachbarschaft, war die Witwe Hauschka als ein resolutes Weib bekannt und fast gefürchtet; und ihm gegenüber, dem dünnbärtigen Manne mit den blassen Augen und dem blassen Blut, wurde sie kleinlaut, ehrerbietig, beinah demütig. Wie sie so neben ihm saß auf dem Stuhle, der etwas niedriger war als der seine, das gesenkte Haupt nur von Zeit zu Zeit zu ihm emporhebend, kam er sich wirklich wie ein höheres Wesen ihr gegenüber vor. Es ward ihm zumute, als legte sich ein großer, schwarzer Bär zu seinen Füßen, der nichts weiter verlangte, als daß er die Füße auf ihn setzte und ihn träte.

Eine Zeitlang wurde es nun still; die beiden Menschen beschäftigten sich schweigend mit dem Verzehren ihrer Wurstbemmen. Dann stand die Witwe wieder auf.

„Will ich uns etwas zu trinken holen," erklärte sie; und bevor noch der Kantor zu einer Gegenrede Zeit gefunden hatte, war sie schon wieder im Nebenzimmer verschwunden.

Während sie draußen war, sah der Kantor nach der Uhr. Er stellte fest, daß es heute ziemlich spät werden würde, bis daß er nach Haus zu seiner Frau käme. Aber nun hatte er doch einmal eingewilligt, noch länger zu bleiben — und ein Glas Bier, so tröstete er sich, trank sich ja rasch.

Es war aber kein Bier, womit die Hauschka jetzt erschien; vielmehr trug sie, auf einer Platte sauber nebeneinandergestellt,

zwei große, gefüllte Gläser herein, aus denen ein leichter, duftender Dampf aufstieg.

„Ein Gläschen Grog, Herr Kantor," sagte sie freundlich ermunternd, indem sie die Platte auf dem runden Tische niedersetzte.

„Aber das wird ja zuviel, viel zuviel," wandte der Kantor ein. Er überlegte, daß er nun noch später zu seiner Frau kommen würde, als er geglaubt hatte; indem er jedoch so dachte, beugte er sich schon über das Glas und sog mit schnobernden Nasenflügeln das belebende Arom des kräftigen Grogs ein, den die Hand der erfahrenen Frau gebraut hatte.

Diesmal ließ sich die Witwe nicht erst nötigen, ihm Gesellschaft zu leisten; sie trank tapfer mit, beinah hastig; man hätte denken können, sie wollte sich zu irgend etwas Mut trinken.

„Manchmal denke ich so bei mir," fing sie an, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß auch der Kantor dem Getränk zugesprochen, „ob Sie denn auch bei sich zu Hause so in allem versorgt und verpflegt werden, wie es Ihnen zukommt."

Herr Apel blickte in sein Glas.

„Wie — meinen Sie denn das?"

„Gott ja," fuhr die Witwe Hauschka mit einem Seufzer fort, „es ist ja solch eine feine und aparte Frau — aber so zart, so zart. Und ein Mann wie Sie, dem müßte doch alles abgenommen werden. Um Haushalt, und was drum und dran hängt, müßte er sich gar nicht zu bekümmern brauchen."

Kantor Apel erwiderte nichts. Er rührte schweigend mit dem Löffel in seinem Glase, und sah die Sprecherin nicht an. Wie sonderbar das klang, als sie von „der feinen und aparten Frau" sprach, statt zu sagen „Ihre Frau", die sie doch meinte. Wie ihre Worte um die Sache herumgingen, schleichend wie das böse Gewissen, als ständen Gedanken dahinter, schlimmer als die Worte selbst, dunkle Gedanken.

Dem Kantor ging ein Schauer über das schwache Herz. Ein ahnendes Gefühl, daß die Worte nur eine Einleitung waren. Eine Einleitung zu was? Bei einer so entschlossenen Person, wie es diese schwarze Witwe war, die einen bei der Hand nahm und hinzog, wohin sie wollte, konnte man sich ja auf alles gefaßt machen.

In seiner ängstlichen Seele stieg ein unbestimmtes Bewußtsein auf, ein unheimliches, von Schuld, von Verrat, von einer

Verschwörung, in die er hineingerissen wurde, halb willig, halb wider seinen Willen, aber jedenfalls ohne die Möglichkeit des Entwischens. Denn was sollte er tun? Plötzlich aufstehn und davongehn? Das wäre doch zu unartig gewesen gegenüber der Aufmerksamkeit, mit der die Witwe ihn behandelte. Er hätte es ja auch nie und nimmer gewagt. Sein Glas war erst zur Hälfte geleert und außerdem schmeckte der Grog ganz ausgezeichnet.

Eine schwüle Hitze stieg ihm zu Kopf, während er über sein Glas gebeugt saß.

„Meine Frau — ist sehr gut," brachte er nach langer, peinlicher Pause stockend hervor. Das war seine Entgegnung, und das war alles.

„Das sage ich ja," versicherte die Witwe Hauschka eifrig, „das sage ich ja!" Ihre Stimme war vor Aufregung ganz laut, ganz hoch, beinah gellend geworden. „Eine so feine Frau, eine so aparte! In der Seele kann's einem ja leid tun, wenn man sieht, wie die Frau auszustehen hat, denn sie hat's doch nun einmal auf der Brust. Aber schrecklich! Das sage doch ich nicht, das sagt doch alle Welt."

Herr Apel ließ den Kopf noch tiefer niederhängen als vorher. Sein Gesicht nahm einen mürrisch sorgenvollen Ausdruck an. Was er da hörte, war ihm sehr unbequem.

Daß seine Frau leidend war, daß sie schwächer wurde von Tag zu Tage — er hätte ja blind sein müssen auf beiden Augen, wenn er das nicht gesehen hätte. Aber er wollte nicht daran erinnert werden. In seiner sentimental egoistischen Art war es ihm unangenehm, daran denken zu müssen, daß ein Wesen vorhanden war, das seiner Obhut, seiner Pflege und seiner Aufmerksamkeit bedurfte; bei seiner trägen Scheu vor allen Erschütterungen war ihm der Gedanke unerträglich, daß das alles einmal zu einer Katastrophe führen, daß einmal ein Tag erscheinen konnte, wo das Wesen, an das er sich so gewöhnt hatte, plötzlich nicht mehr da war. Also — wie Vogel Strauß, der den Kopf in den Sand steckt — möglichst wenig davon sehen, möglichst wenig daran denken.

Seine Frau machte es ihm in dieser Beziehung leicht, sie klagte und beklagte sich nie. Vielleicht weil sie die Natur ihres Gatten kannte, vielleicht aus eigener, angeborener Bescheidenheit. Was sie ihm einst als Frau zu geben vermocht hatte, das alles war ja längst aufgezehrt; zu geben hatte sie nichts mehr.

Sollte sie nun gar noch auf ihm lasten? Nein — nur das nicht. Und so ging sie neben ihm her, immer nur darauf bedacht, ihn nicht zu stören; weinend, nur wenn er es nicht sah; hustend, soweit es möglich war, nur wenn er es nicht hörte; in sich hineinschlingend alle Qual, in sich hinunterwürgend alle Verzweiflung, mit der Kraft, von der nur das Weib etwas weiß und die der Mann nicht versteht.

Denn in dem dürftigen, gebrechlichen Körper wohnte eine heiße Seele; sie hatte den Mann leidenschaftlich geliebt, liebte ihn wohl noch, obschon er seit langem neben ihr herging, wie er eigentlich immer neben ihr hergegangen war, kühl, lässig, beinah gleichgültig, obschon es ihr beinah wie etwas Unerlaubtes erschien, daß sie, das arme, schleppende Siechtum, ihn jetzt noch liebte. Daß er nur noch seine Gewohnheit liebte, wenn er sie zu lieben glaubte, das wußte sie ja längst. Mochte es denn sein, sie gab sich darein. Alles, nur ihn nicht stören, und ihm nicht lästig werden, indem sie sich ihm aufdrängte. Nur wenn eine andere kam und die Hand ausstrecken wollte nach ihm — dann wußte sie mit einem Male wieder, daß er ihr gehörte und keiner sonst; dann stand etwas in ihr auf — etwas —

Ein dumpfes Bewußtsein von diesem allem mochte es sein, was den Kantor Apel aus den Worten der Witwe angeweht hatte, was ihn so mißmutig die Stirn senken ließ.

Die Witwe Hauschka erkannte die Wirkung ihrer Worte wohl. Aber der weibliche Instinkt, der dem Blicke des Weibes das Innere des Mannes öffnet, sagte ihr, daß jetzt nicht nachgelassen werden durfte, daß der Augenblick gekommen war, wo dem schwankenden Seelenbrei da gegenüber die bestimmende Richtung gegeben werden mußte. Und wieder war es der Instinkt, der durch ihre Liebe zu dem Manne verschärfte Instinkt, der ihr die Worte auf die Zunge gab.

Mit einer hastigen Bewegung rückte sie den Stuhl, auf dem sie saß, so nah an seinen Lehnstuhl heran, daß sie den Ellbogen auf seine Armlehne stützte und mit ihrer Schulter beinah die Schulter des Mannes berührte.

„Von dem allen spreche ich ja nur“ — ihre Stimme war zu einem tiefen, warmen Flüstertone herabgesunken — „weil Sie mir bei dem allen so leid tun, so furchtbar leid.“

Der Kantor nickte seufzend vor sich hin; der Unmut, der sein Gesicht verschattet hatte, verwandelte sich in den Ausdruck

wehmütiger Entsagung. Sie hatte es getroffen. Sentimentale Naturen kennen nur eine Art des Mitleids, das Mitleid mit sich selbst. Er hatte selbst noch kaum gewußt, wie sehr er Teilnahme verdiente.

„Ich weiß ja, wie Sie sich das alles zu Herzen nehmen," fuhr sie fort, „darum sollte man eigentlich gar nicht davon sprechen. Aber ein Mann wie Sie, der es so braucht, daß ihm alles abgenommen wird, weil er doch so ganz andere Dinge im Kopfe hat und den Menschen solch hohe Genüsse verschafft — es ist doch ein Jammer mit anzusehn, wenn solch ein Mann nicht so gehalten wird, wie er sollte."

Sie saß zu seiner Linken. Mit einem jähen Griff faßte sie zu und fing seine linke Hand in ihren beiden Händen. Er fühlte, wie sie ihm mit der einen Hand die Finger zerdrückte, während ihre andere Hand sich in seinen Unterarm grub. Er fühlte es und ließ es geschehen und zog die Hand nicht zurück. Und plötzlich hob die Frau seine Hand an ihren Mund und drückte zweimal, dreimal die Lippen darauf, daß er die brennende Hitze spürte.

„Aber — liebe Frau Nachbarin," murmelte der Kantor.

„Was schadet es denn?" gab sie stammelnd, mit erstickter Stimme zurück. „Was schadet es denn?"

Sie ließ seine Hand von ihrem Munde, ohne daß sie sie aus ihren Händen gab; ihre Augen waren ganz nah an seinen Augen, ihr Mund ganz dicht an seinem Ohr.

„Solch ein Mann mit einer kranken Frau — solch ein Mann müßte eine Frau haben, wie er's braucht und es verdient, eine gesunde Frau, die ihm alles abnimmt, und für ihn sorgt, und —" sie hatte ihm diese Worte leise ins Ohr geflüstert, hastig und leise, als wüßte, als fühlte sie, welch eine Saat sie in seine Seele streute, eine Saat, aus der Unzufriedenheit aufwachsen würde, Treubruch und Verrat.

„Ist es nicht richtig, was ich sage —" fuhr sie in derselben Weise fort — „hab' ich nicht recht?"

Er fühlte ihren heißen Atem an seinem Ohr und auf seiner Wange; er fühlte, wie ihr Leib sich immer enger an ihn drängte. Statt aller Antwort murmelte er etwas Unverständliches.

„Gott — sehn Sie —" ihre Worte kamen von der Aufregung ganz zerhackt aus ihrem Munde, „es ist ja nicht, daß ich

von der Frau etwas Böses sagen wollte — sie kann ja nichts dafür — und macht's vielleicht, so gut sie's kann; aber wenn ich denke, wie andere für Sie sein würden —"

Sie brach im Worte ab. Mit beiden Händen umschloß sie in leidenschaftlichem Drucke seine Hand; ihr Gesicht, das an seinem Ohre gelegen hatte, schob sich herum, so daß es grade vor seinem Gesichte war, ihre Augen aus nächster Nähe in die seinigen tauchend.

„Gott — Mann —" in ihren Augen war eine Frage, „weißt du denn noch nicht, daß ich die Richtige für dich wäre?" Ihr Mund war seinem Munde unmittelbar gegenüber; in ihren zuckenden, glühenden Lippen war eine stumme Aufforderung: „Küsse mich doch!" Und da der furchtsame, lässige Mann immer noch nicht verstand, immer noch nicht kam, vergaß sie alle Zurückhaltung und Scheu, und mit einem dumpfen Laute preßte sie ihre Lippen auf seine Lippen.

So wuchtig war die Bewegung, daß der Kopf des Mannes vollständig an die Rücklehne des Stuhles gedrückt wurde, auf dem er saß; und als könnte sie sich nun gar nicht mehr genug tun, hielt sie ihn im Kusse wie festgenagelt an der Lehne fest.

Dem Kantor verging fast der Atem, und er fing an, sich gegen die gewalttätige Liebkosung zu sträuben.

Die Witwe zog den Kopf zurück und gab ihn frei.

Kantor Apel stand auf, er war ganz benommen; wußte gar nicht, was er sagen oder tun sollte.

In seiner Verlegenheit zog er die Uhr heraus.

„Es ist wirklich schon ganz spät geworden," sagte er, indem er an der Witwe vorüber nach seinem Geigenkasten blickte.

Die Witwe Hauschka hatte sich gleichfalls erhoben und stand jetzt auch stumm und schamvoll mitten im Zimmer.

„Aber erst wollen wir austrinken," sagte sie, als sie die Rückzugsbewegungen des Kantors bemerkte.

Sie deutete auf sein Glas, in dem sich noch ein ansehnlicher Rest befand, dann nahm sie das ihrige zur Hand und stieß damit an sein Glas an.

„Wollen wir einmal anstoßen," sagte sie. „Sie sind mir doch nicht böse?"

Ihrem Befehle gehorsam, erhob der Kantor sein Glas und stieß mit ihr an.

„Liebe Frau Nachbarin, alles, was Sie da gesagt haben, ist ja so richtig — aber — was soll man dabei tun?“

Während sie ihr Glas auf einen Zug leerte, trank er das seine in bedächtigen Schlucken aus, mit Behagen schmeckend, daß der Rest des Getränks, weil der Zucker am Grunde gelegen hatte, am süßesten war. Er fuhr sich mit der Zunge über die Lippen; dabei fiel ihm der feurige Druck ein, mit dem vorhin die Frauenlippen auf seinem Munde gelegen hatten. Und jetzt sah er die Frau da vor sich stehen, in der Pracht ihrer Gestalt, wie einen reifen Baum voll Saft und Früchten, den er kaum zu schütteln, nur anzustoßen brauchte, damit er ihm seine Früchte in den Schoß warf. In seinem dünnen, vom Grog durchwärmten Blute regte sich die Begehrlichkeit.

„Nein — warum sollte ich Ihnen böse sein?“ nahm er ihre Frage wieder auf, „Sie sind ja so liebenswürdig zu mir.“

Er war einen halben Schritt auf sie zugetreten, und es sah wirklich aus, als wollte er ihr aus freien Stücken die Hand reichen. In dem Augenblick aber stieß er beinah einen Schreckenslaut aus: die Feuersbrunst, vor der er sich vorhin gefürchtet hatte, fiel jetzt wirklich über ihn her. Dem halben Schritte, den er gemacht hatte, kam die Witwe Hauschka mit einem ganzen entgegen, dann riß sie ihn, so daß er beinah taumelte, in ihre ausgebreiteten Arme und an ihre Brust und bedeckte seinen Mund und seine Augen mit Küssen.

Der schwächliche Mann empfand sich in den Banden einer Gewalt, aus der es kein Entrinnen gab; die Brust des Weibes hob sich wogend an seinem Herzen; er fühlte, wie das warme, weiche, volle Antlitz sich wieder und wieder auf sein Gesicht drückte, und auch in ihm wurde bei alledem der Mann lebendig. Er schlang auch seinerseits die Arme um sie her und erwiderte ihr Küsse, erst zögernd, dann heißer und endlich leidenschaftlich.

Erst nach geraumer Zeit ließen sie sich aus den Armen. Dann, ohne ein Wort zu sagen, griff der Kantor nach seinem Hute und nach dem Geigenkasten. Er fühlte sich wie schwindlig, und beinah wankend erreichte er die Tür. Die Witwe nahm rasch die Lampe vom Tische auf, um dem Davoneilenden zu leuchten.

„Fallen Sie nicht auf der Treppe,“ rief sie ihm nach, als er mit hastigen Schritten den Flur entlang strebte.

„Nein, nein; gute Nacht.“

Flüchtig wandte er noch einmal das Haupt zurück, dann verlor er sich im Dunkel des Hinterhauses.

Während er die Treppe hinaufstieg, war ein Summen und Sausen in seinem Kopfe, ein dumpfes Wühlen in seiner Seele. Von Kindheit an fromm erzogen, durch seine Tätigkeit als Kantor und Organist immer in Verbindung mit der Kirche und in der Gewohnheit äußerlicher Frömmigkeit erhalten, stieg zum erstenmal in seinem Leben das Bewußtsein in ihm auf, daß er etwas begangen hatte, was man „Sünde“ nennt. Diese Vorstellung jagte ihm einen kalten Schauer über den Rücken.

Behutsam öffnete er die Tür seiner Wohnung. In der Wohnung herrschte völlige Dunkelheit und lautlose Stille.

Im Vorderzimmer, das seinen Arbeitsraum darstellte, stand die ausgelöschte Lampe auf dem Tisch. Er zündete sie an. Beim Scheine des Lichtes erblickte er auf dem Tische einen Teller mit Butterbroten. Seine Frau hatte ihm das Abendessen hingestellt.

Das war nun freilich nicht mehr vonnöten — aber indem er darauf niederblickte, war es ihm, als sähe er die kleine geduldige Frau, wie sie mit kummervoller Miene den Teller für ihn hinstellte, für ihn, der noch immer nicht kam.

Ob sie es erfahren hatte, daß er bei der Witwe unten gewesen war? Freilich, der Egon würde es ihr ja wohl gesagt haben. Abermals ging ihm der Schauer über den Rücken, und zugleich schnürte ihm etwas den Leib und die Kehle zu. Offenbar hatten sich Frau und Kind schon zur Ruhe begeben; daher erklärte sich die Stille in der Wohnung. Denn es war etwas Dumpfes in dieser Stille, etwas Erdrückendes, beinah Totes.

Er nahm die Lampe auf und trat in das Nebenzimmer ein, wo die Betten der Familie standen; in einem Alkoven sein Bett und das seiner Frau, in der Mitte des Raumes das Bett, in welchem der Egon schlief.

Er leuchtete hinein — der Knabe lag ruhig atmend in tiefem Schlaf; auf dem Fußende seines Lagers der Ami. Er leuchtete in den Alkoven. Regungslos lag die Frau in ihrem Bette. Schlief sie? Er beugte sich über sie. Indem er das tat, wandte die Frau, die auf der Seite gelegen hatte, sich auf den Rücken und sah zu ihm auf.

„Nu — Miezchen!“ sagte er, „schläfst du noch nicht?“

Sie gab keine Antwort und sah ihn schweigend an.

Ob es das Brustleiden war, das ihren Augen diesen eigentümlichen Glanz verlieh, oder das Licht der Lampe, das sich darin spiegelte — er glaubte noch nie einen so merkwürdigen Blick von ihr gesehen zu haben.

„Wie geht's denn, Miezchen?“ Er machte Miene, sie zu küssen. Unter der Bettdecke aber kam die Hand der Frau hervor und streckte sich ihm wie abwehrend entgegen.

„Nein, laß doch, Julius, du weißt ja, der Arzt will nicht, daß du mich so oft küssest.“

Er sah auf die hagere weiße Hand, die wie ein dünnes Blatt Papier vor seinem Gesicht schwebte; er sah in das abgehärmte Gesicht, in dem die Züge eckig und kantig heraustraten; er sah in die weit aufgetanen, großen, kummervollen Augen — und es fiel ihm ein, daß er die Lippen, die soeben mit ehebrecherischen Küssen in den vollen Wangen der Witwe drunten gewühlt hatten, auf die Lippen seiner Frau hatte drücken wollen.

Er bog sich zurück.

„Schlaf nur also, Miezchen,“ sagte er mit gepreßter Stimme. Dann trug er die Lampe wieder hinaus, warf draußen im Nebenzimmer die Kleider ab, löschte das Licht und schlüpfte im Dunkel zurück in sein Bett. So hoch er vermochte, zog er die Bettdecke über sich, als wollte er sich vor den Gedanken verstecken, die finster und mahnend ihn umwirbelten.

Nicht nur da droben im Hinterhause aber, auch im Vorderhause, zu ebener Erde, waren um diese Stunde noch zwei Augen, die eigentlich schlafen sollten und nicht schliefen, zwei kleine, dunkle, grelle Augen, die der Sibylle.

Das Kind war von seiner Sendung durch die Küche hinten zurückgekehrt, grade als die Witwe mit dem Grog, zu dem sie in der Küche heißes Wasser geholt hatte, nach vorn ging. Auf der Platte, die die Mutter trug, standen zwei Gläser — also war der Kantor noch da. Unhörbar wie eine wildernde Katze schlich die Kleine hinterdrein und an der Tür zum Vorderzimmer, die die Mutter hinter sich geschlossen hatte, stand sie nun regungslos, beinah atemlos, durch das Schlüsselloch beobachtend, was sich da vorn begab.

So hatte sie es mit angesehen, wie die beiden Menschen, mitten im Zimmer stehend, sich in die Arme fielen, sich herzten und küßten. Dieser Anblick hatte das Kind in eine geradezu

rasende Aufregung versetzt; die Tränen quollen ihm aus den Augen und die Glieder schlugen ihm wie im Fieberfrost. In dem kleinen Geschöpf war aber eine solche Kraft der Selbstbeherrschung, daß es auch jetzt keinen Laut von sich gab. Es wußte, daß es im Bett sein mußte, wenn nachher die Mutter kam; sonst gab es Schelte. Geräuschlos, hastig kleidete es sich aus und schlüpfte in sein weißes, reines Bett. Als nach längerer Zeit die Witwe Hauschka sich zur Ruhe begab, lag die Sibylle, anscheinend in festem Schlafe, unter ihren Decken.

Sauber wie die Witwe von Natur war, hielt und hegte sie ihr Kind, das sie abgöttisch liebte, mit peinlichster Sorgfalt. Alle Abend, bevor sie zur Ruhe ging, mußte die Sibylle ein weißes Schlafhäubchen auf das schwarze Köpfchen setzen. Auch daran hatte die Kleine trotz aller Aufregung gedacht. Das Häubchen unter dem Kinn zusammengebunden, die Augen fest zugekniffen, zusammengeringelt wie ein kleiner Dachs, lag sie in ihrem Bette, als die Mutter herantrat und einen leisen Gutenachtkuß auf ihr Haupt drückte.

Aber sie schlief nicht. Die Aufregung steckte noch immer wie ein glühender Eisenkern in ihren Organen und durchheizte sie; in ihrem kleinen, praktischen Kopfe baute sich ein Turm von Ereignissen auf, die sich notwendig aus dem ergeben mußten, was sie da vorhin gesehen hatte.

Und endlich hielt sie es, trotz aller Selbstüberwindung, nicht mehr allein mit sich aus.

Es war tief in der Nacht, als die Witwe Hauschka in ihrem Bette davon erwachte, daß etwas zu ihr hereingeschlüpft kam und sich mit den Armen um sie schlang, mit den Gliedern an sie nestelte, stöhnend, schluchzend, im Dunkel mit den Lippen ihr Gesicht suchend.

„Aber Sibylle — was machst du denn?“

Sie wollte auffahren und das Kind von sich schieben. Die Sibylle aber wickelte sich förmlich in sie hinein und hielt sie in den Kissen fest.

„Ach Mammi — Mammi — Mammi —“ dann war es, als wenn sie Atem schöpfen müßte — „wenn die Frau Apel stirbt, wird dann der Herr Kantor mein Papa werden?“

Wie von einer Nadel durch und durch gestoßen, zuckte die Witwe Hauschka auf.

„Jesus, Kind, was redest du?“

Von der lichtlosen Nacht umgeben, fühlte sie, wie eine Glutwelle sie vom Haupt bis zu den Füßen überströmte; kaum ihrer selbst mächtig, riß sie das Kind an sich und drückte ihr Gesicht, als wenn sie sich verstecken wollte, in den kleinen Körper hinein.

Alles, was von Zukunftsgedanken, von Zukunftsplänen halb uneingestanden in dieser letzten Zeit ihr durch Kopf und Herz gegangen war, alles, woran sie sich nur tastend, nur schleichend, nur mit bösem Gewissen herangewagt hatte, da stand es, jetzt plötzlich unbemäntelt, unverbrämt vor ihr, vor sie hingestellt in seiner ganzen Nacktheit durch die schrecklich einfältigkluge Frage ihres Kindes.

Die starke Frau zitterte und bebte an allen Gliedern; ein Stöhnen rang sich von ihren Lippen.

„Mammi," fing die Sibylle nach einiger Zeit wieder an, „wenn der Herr Kantor mein Papa wird, wird dann der Egon mein Bruder?"

„O du Kind — was redest du?" stammelte die Mutter.

„Mammi, ja, nicht wahr? Er wird es doch?"

„Wenn das alles so käme," hauchte die Mutter, „ja, wie sollte er dann nicht —"

Sie konnte nicht zu Ende sprechen, weil die Sibylle sich auf ihr Gesicht geworfen hatte und ihr die Worte unter einer Sturmflut von Küssen erstickte.

„O Mammi! Mammi! Mammi!"

Sie strampelte mit den Beinen; sie umrang und umschlang mit den kleinen Armen die mächtige Gestalt der Mutter; ihr ganzer Leib erzitterte, wie unter einem Schauer von Wonne und Seligkeit.

„Nun will ich wieder in mein Bett gehn, Mammi," sagte sie, „nun gut' Nacht, Mammi, gut' Nacht, Mammi," — und ebenso plötzlich, wie sie gekommen war, huschte sie wieder unter den Bettdecken der Mutter hinaus, zu ihrem Lager zurück. Ein leises Krachen der Bettstelle — und einige Augenblicke später verriet ein tiefes, gleichmäßiges Atmen, daß sie sanft und fest eingeschlafen war.

Von dieser Stunde an befand sich die Sibylle wie in einem Fieber der Erwartung.

Sie wußte, daß über kurz oder lang im Hinterhause ein schrecklicher Gast einkehren würde, der Tod, und der Schauder,

den ihre Kinderseele bei dem Gedanken empfand, wurde durch einen anderen, köstlichen Schauer abgelöst: dann wurde der Egon ihr Bruder und sie seine Schwester.

Von Zeit zu Zeit erschien der Arzt, um nach dem Befinden der Kantorsfrau zu sehen. Es fiel ihm auf, daß, so oft er an den Fenstern der nach der Straße belegenen Wohnung im Vorderhause vorüberging, ein kleines Gesicht hinter dem einen Fenster sichtbar wurde, das sich an den Fensterscheiben beinah platt drückte und ihn ansah wie eine Merkwürdigkeit.

Es war die Sibylle, die in seinen Zügen forschte, wie es da oben im Hinterhause stand.

Und eines Tages, als der Arzt wieder gekommen war, begegnete ihm, als er den Rückweg antrat, etwas Sonderbares: indem er den Flur des Vorderhauses durchschritt, öffnete sich die Stubentür, die auf den Flur ging, und ein kleines Mädchen mit schwarzem Haar, mit runden Gliedern und einem Paar schwarzer kluger Augen im Kopfe trat ihm in den Weg.

„Sie entschuldigen, Herr Doktor," und sie begleitete ihre Worte mit einem kleinen drolligen Knicks, „ich wollte nur fragen — ist es gesund, wenn Menschen spazieren gehn?"

Der Arzt mußte unwillkürlich lachen. Er faßte das kleine Ding unter das Kinn und hob das bräunliche, in Verlegenheit erglühende Gesichtchen empor.

„Nu sagen Sie mal, Mamsellchen, wie kommen Sie denn zu der Frage? Ja, natürlich ist es sehr gesund."

Hinter dem Mädchen erschien die Witwe Hauschka auf der Türschwelle.

„Ach Gott, Herr Doktor, entschuldigen Sie doch nur das Kind —"

Die Kleine aber ließ sich nicht aus der Fassung bringen.

„Weil doch der Egon," fuhr sie fort, „was der Sohn von der Frau Kantor Apel ist, jetzt so fast gar nicht mehr spazieren geht."

Der Arzt hielt ihr Kinn in seinen Fingern fest; augenscheinlich gefiel ihm die kluge kleine Energie.

„Da hast du ganz recht, mein Kind; ich habe es der Frau Apel auch schon gesagt; der Junge sitzt viel zuviel im Zimmer, muß viel mehr an die frische Luft. Bist du befreundet mit dem Egon?" fuhr er fort.

Auf diese Frage erwiderte die Sibylle nichts; sie befreite ihr Kinn aus der Hand des Arztes und senkte das Köpfchen.

„Dann will ich dir was sagen," bemerkte der Arzt weiter, „die Frau Apel ist jetzt ein bißchen schwach, kann nicht weit gehen, also solltest du hinaufgehen und den Jungen abholen, daß er mit dir spazieren geht."

„Ja — danke — will ich auch." Ein abermaliger, noch kürzerer Knicks, und mit einem Husch war die Sibylle im Zimmer verschwunden.

Der Arzt sah ihr lachend nach. Die Witwe Hauschka wollte noch einmal mit Entschuldigungen anfangen, aber er schnitt sie ihr ab.

„Das scheint ja ein resolutes Persönchen zu sein," meinte er. „Adieu."

Als die Witwe in das Zimmer zurückkam, fand sie bereits die Sibylle, die vor dem Spiegel stand und mit aller Sorgfalt Toilette machte. Sie hatte das zeisiggrüne Jäckchen angelegt, das eigentlich nur für Sonntagnachmittags bestimmt war; eben war sie im Begriff, den kleinen Strohhut, der ihren Hinterkopf bedeckte und sich wie eine Tüte nach vorn öffnete, aufzusetzen.

„Aber sag' mir doch, Kind," meinte die Witwe Hauschka, „willst du denn wirklich —?"

Zu weiteren Einwendungen gelangte sie nicht. In den Augen der Kleinen funkelte das „ich will", vor dem die große Frau unweigerlich den Rückzug anzutreten pflegte.

Die Sibylle band sich die Hutbänder unter dem Kinn zusammen.

„Aber Mammi — du hast doch gehört, was der Herr Doktor gesagt hat" — es fehlte nicht viel, so hätte sie mit den Füßen gestampft. Der Gedanke allein, daß man ihr ein Hindernis in den Weg legen könnte, machte sie schier wütig.

„Der Egon geht ja mit keinem Schritt mehr aus dem Haus. Das ist dem Jungen ja ganz ungesund. Also werde ich ihn abholen, daß wir zusammen spazieren gehn. Adieu Mammi."

Noch das kleine Sonnenschirmchen raffte sie an sich, und so, zum Ausgehen geschmückt, wutschte sie an der Mutter vorbei, über den Flur nach dem Hinterhause.

An der Apelschen Wohnung befand sich ein schmaler, durch ein eisernes Gitter geschützter Balkon. An den beiden Schmalseiten desselben waren in alten Zigarrenkisten Bohnen gepflanzt.

Die Bohnen waren an Bindfäden aufgerankt und die Bindfäden über dem Balkon verbunden, so daß sie jetzt, da die Bohnen in Blüte standen, eine Art von Laube bildeten. In dieser Laube saß die Frau Apel.

Sie hatte schon all diese letzten Tage dort gesessen, weil sie sich zu schwach zum Ausgehen fühlte. Ihr zur Seite auf einem niedrigen Stuhle saß der Egon, der auch, weil die Mutter nicht spazieren ging, nicht aus der Stube zu bringen war.

Auf seinen Knien hielt er ein aufgeschlagenes Bilderbuch, mit Darstellungen von Tieren, ein Buch, das er vor Jahren von der Mutter zum Geschenk erhalten hatte.

Eigentlich war er längst über das Buch hinausgewachsen, und man hätte sich füglich wundern können, daß der zehnjährige Junge noch an Bildern Gefallen fand, die für Knaben von sechs bis sieben Jahren berechnet waren; wenn man aber genauer zusah, erkannte man, daß er überhaupt gar nicht in das Buch hineinblickte, sondern nur darüber hinträumte. In der Richtung, in der die Mutter blickte, gingen seine Augen den Strom hinunter mit einem verschwommenen Ausdruck. Ob er überhaupt an etwas dachte? Er saß ja bei seinem „Mooschen" — wozu brauchte er noch zu denken.

In das traumverlorene Schweigen der beiden Menschen tönte unvermutet ein kurzes, scharfes Klopfen von der Tür herein. Noch bevor jemand „herein!" hatte rufen können, öffnete sich die Pforte und ein kleines, zierlich gekleidetes Persönchen trat ein, die Sibylle. Sorgfältig schloß sie die Tür hinter sich, dann machte sie einen Knicks und blieb stehen.

„Guten Tag, Frau Kantor, und ich wollte nur fragen, ob nicht der Egon ein bißchen mit mir spazieren gehn soll?"

In ihren grellen Farben, dem zeisiggrünen Jäckchen, dem gelben Strohhut auf dem schwarzen Haar, den schottisch karierten kleinen Sonnenschirm in der Hand, stach das Mädchen ganz merkwürdig von der farblosen Umgebung des Apelschen Zimmers, von den verdämmerten Gesichtern der Zimmerbewohner ab; sie sah aus wie ein brennendes Schwefelholz in dunkler Nacht.

Mutter und Sohn Apel waren so verdutzt, daß sie kein Wort herausbrachten; Frau Apel blickte stumm auf den kleinen Ankömmling, der Egon blickte stumm auf die Mutter.

„Weil doch der Herr Doktor gesagt hat," nahm die Sibylle

ihre Erklärungen wieder auf, „daß der Egon viel zu wenig ausginge und daß er mehr ausgehen müßte."

„Hast du denn mit dem Arzte gesprochen?" fragte Frau Apel.

„Ja, jetzt eben, wie er von Ihnen herunterkam," erwiderte die Kleine.

Frau Apel verstummte von neuem.

Wie sich da wieder einmal die Art dieser Leute äußerte, die rücksichtslos zugreifende Art! Und was das Ärgste war, das Mädchen hatte eigentlich recht; es ließ sich ihm gar nicht widersprechen. Der Junge kam ja wirklich viel zu wenig an die Luft, das hatte sich die Mutter längst gesagt. Nur weil sie es nicht übers Herz brachte, ihn hinauszuschicken, wenn er doch so gern neben ihr saß, hatte sie zugegeben, daß er Tag für Tag die langen Nachmittage auf der Stube hockte.

Und da mußte diese da kommen, diese kleine Kreatur, und ihr sagen, was sie zu tun hatte. Die erwachsene, bejahrte Frau kam sich dem Kinde gegenüber wie ein Schulmädchen vor.

„Ja, Egon" — sie errötete unwillkürlich, indem sie es sagte, „dann meine ich doch, es wäre das Beste, du gingst ein wenig mit der Sibylle spazieren?"

Mißmutig erhob sich der Knabe von seinem Sitz. Es machte ihm offenbar nicht das mindeste Vergnügen, mit der da zu gehen — aber der kleinen vernünftigen Willenskraft gegenüber gab es keinen Widerstand.

Er griff nach der Mütze, die am Nagel hing.

„Warte einmal," sagte die Sibylle, als sie sah, daß er schweigend die Türklinke nahm, „hast du nicht eine Bürste?"

Augenscheinlich hatte er den Ami auf dem Schoße gehalten; sein Rock war ganz mit den Haaren des Hundes bedeckt.

„Wozu denn?" fragte der Egon schmollend.

Sein Widerspruch blieb unbeachtet. Auf der Kommode lag solch ein Ding, wie die Sibylle es brauchte; sie stellte das Sonnenschirmchen aus der Hand, ergriff mit beiden Händen die Kleiderbürste und schrubberte den Jungen, der sich das alles stumm und mit einem übellaunisch erstaunten Ausdruck gefallen ließ, förmlich ab. Aufatmend gab sie ihn endlich frei.

„So — jetzt können wir gehen."

Sie nahm das Schirmchen wieder auf; ein abermaliger

Knicks: „Adieu, Frau Kantor" — und dem Egon voran verließ sie das Zimmer. Ami watschelte hinter den Kindern drein.

Sobald sie aus der Haustür auf die Straße getreten waren, blieb die Kleine stehen.

„Jetzt mußt du mich führen," sagte sie, und dabei schob sie ihren linken Arm unter seinen rechten.

Der Junge wollte gar nicht, murrte und knurrte etwas von „solcher Dummheit" — aber die energische kleine Hand ließ ihn nicht los.

„Solange wir in der Straße gehn," erklärte sie, „paßt sich das so."

Und also, ob er wollte oder nicht, mußte er die Sibylle an seinem Arme führen. Und während er schwankenden Ganges, hängendes Kopfes dahinschritt, ging das Mädchen an seiner Seite mit leuchtenden Augen, überglüht von Wonne und Seligkeit. Ihre Augen blitzten herausfordernd nach rechts und links, mit der Hand, die in den Rockärmel des Knaben griff, lenkte und leitete sie dessen taumelnden Gang; ihre Schritte knallten förmlich auf den Fliesen des Trottoirs — so energisch setzte sie die kleinen Füße auf.

„Das klingt ja wie ein Pferd, wie du gehst," meinte der Egon.

Die Sibylle lachte vergnügt auf.

„Ich habe auch Hufeischen an den Stiefeln — guck mal her!"

Sie blieb stehen, bog den einen Fuß herum, so daß die Sohle nach oben kam; der Stiefelhacken war mit einem stählernen kleinen Bogen eingefaßt.

„Wozu ist denn das?" fragte der Junge.

„Da halten die Stiefel länger," erklärte sie eifrig, „und man läuft die Hacken nicht schief. Hast du keine?"

„Nein" — er hatte keine.

„Aber dann solltest du's deiner Mama doch sagen, daß sie dir welche machen läßt," fuhr sie belehrend fort, „es ist ja viel praktischer, als wenn man keine hat."

Der Egon erwiderte nichts. Was das wieder einmal für ein Gedanke war! Er sollte der Mutter sagen, wie sie für ihn die Stiefel machen lassen sollte! Auf solche Ideen konnte doch auch nur die Sibylle kommen.

Die beiden Kinder setzten ihren Weg fort, die Straße entlang, bis sie an die Gasse gelangten, die auf die Brücke

mündete. Als sie auf der Brücke waren, blieb die Sibylle wieder stehen.

„Warte einmal — hast du dein Taschentuch bei dir?"

Wie würde er denn kein Taschentuch bei sich haben?

Die Sibylle zog den Arm aus seinem Arme; er mußte das Taschentuch hervorholen. Über dem Wasser wehte ein kühler Wind. Sie trat vor den Jungen und knüpfte ihm das Tuch um den Hals.

„Wozu soll denn das?" knurrte er unwirsch.

Die Kleine ließ sich nicht stören.

„Es ist hier so windig, du erkältest dich ja" — und mit der emsigen Bedachtsamkeit einer Erwachsenen knüpfte sie an dem Tuche fort, bis daß es seinen Hals umschloß. Sobald das erreicht war, ergriff sie wieder seinen Arm und ließ sich von ihm bis an das Ende der Brücke führen. Dort angelangt, verwandelte sie sich jedoch in eine Art von Wirbelwind; sie riß sich von dem Egon los und links um die Ecke biegend, galoppierte sie den Damm entlang, der am Flusse dahinging.

„Ami, Ami," rief sie dabei mit kreischender Stimme, „fang mich, Ami, fang!"

Der Hund nahm keine Notiz von ihrer Aufforderung und trottete faul und gemächlich hinter dem Knaben her, der langsam hinter dem Mädchen dahinschritt.

Jetzt kam die Kleine zurück, spannte ihr Sonnenschirmchen gegen den Hund aus und zog es wieder ein, indem sie stoßende Bewegungen gegen ihn machte.

„Kß — Ami — kß — kß!" rief sie.

Sie wollte den Hund, so schien es, mit Gewalt aus seiner Trägheit wecken, wollte durchaus, daß er sich mit ihr beschäftige, und geriet in Verzweiflung, weil er es nicht tat.

„Läuft denn der Ami niemals?" fragte sie, indem sie atemlos stehen blieb.

„Wenn ich laufe, läuft er auch gleich," versetzte der Egon.

„Aber dann lauf doch einmal!"

„Ach, wozu denn," meinte er, „das macht ja so müde."

Aber die Sibylle faßte ihn unter den Arm und riß ihn mit sich fort, daß er sich in Trab setzen mußte. Sobald der Ami dies gewahrte, kam er blaffend hinter beiden hergelaufen. Die Sibylle juchzte vor Entzücken; der Egon aber machte sich von ihr los und blieb stehen.

„Der Ami darf aber gar nicht soviel laufen; er ist ja viel zu alt dazu.“

„Wollen wir ihn tragen?“ fragte die Kleine.

Das leuchtete dem Jungen ein, und im nächsten Augenblick saß der Ami wieder auf seinem Arme.

Das Mädchen ging neben ihnen her.

„Kann ich ihn auch mal tragen?“ erkundigte sie sich.

„Ich glaube aber nicht, daß er bei dir bleiben wird,“ erwiderte der Knabe, indem er stehen blieb.

Er versuchte, den Hund in die Arme des Mädchens hinüberzugeben, das Tier aber weigerte den Gehorsam, wandte sich von der Sibylle ab und sprang zur Erde.

„Siehst du,“ sagte der Egon, „er läßt sich von keinem tragen, als nur von mir.“

„Hat er dich denn so lieb?“ fragte sie.

„Ja, mich hat der Ami sehr lieb.“

„Lieber als alle anderen?“ forschte sie weiter.

„Ja, ich glaube, er hat mich am liebsten von allen.“

Die Kleine erwiderte nichts und setzte ihren Weg schweigend neben dem Egon fort. Mit staunenden Augen sah sie ihn von der Seite an. Sie hatte sich alle erdenkliche Mühe mit dem Hunde gegeben, und er machte sich nichts aus ihr — der Egon gab sich gar keine Mühe mit ihm, und der Hund liebte ihn mehr als alle anderen. Er war doch ein zu merkwürdiger Junge.

Von dem Laufen und dem Schleppen des Hundes war der schwachbrüstige Knabe müde geworden. Rechts von der Dammböschung befand sich eine Sandgrube.

„Wollen uns ein bißchen setzen,“ entschied er.

Die Sibylle folgte ihm. Der Egon lehnte sich, halb liegend, in den weichen gelben Sand, sie setzte sich ihm gegenüber. Der Knabe ließ die Augenlider herabsinken; es sah aus, als würde er im nächsten Augenblick einschlafen. Das Mädchen bohrte die Spitze des Schirmchens in den Boden, stützte das Kinn auf den Griff des Schirmes und sah den Knaben an. Kein Wort wurde gesprochen; unverwandt und unablässig ruhten die dunklen, wachen Augen auf dem schläfrigen Jungen. Wie er so dalag mit dem blassen, müden Gesicht, die Glieder in lässiger Trägheit aufgelöst — merkwürdig — das war der einzige Gedanke in dem kleinen, runden, schwarzen Kopfe des Mädchens; merkwürdig!

Was er für weiße, zarte Haut hatte, im Vergleich zu ihrer derben, bräunlichen Haut — er kam ihr wie ein vornehmeres Wesen vor, beinah wie ein höheres; sie fühlte etwas wie Bewunderung.

„Du — Egon," fing die Sibylle nach einiger Zeit an, „habt Ihr auch Geographiestunde in der Schule?"

Natürlich hatten sie Geographieunterricht.

„Gestern haben wir von der Schweiz gehabt und von den Alpen — habt Ihr auch schon von den Alpen gehabt?"

Der Egon glaubte sich zu entsinnen, daß er schon etwas davon gehört hatte.

„Ich weiß auch, welches die höchsten Berge von den Alpen sind — weißt du's auch?"

Der Egon schwieg. Wenn er es gewußt hatte, so hatte er es offenbar schon wieder vergessen.

„Der Montblanc," belehrte ihn die Sibylle, „und das Finsteraarhorn und die Jungfrau."

Als der Junge den letzten Namen hörte, stützte er den Ellbogen auf und richtete sich aus seiner liegenden Stellung auf.

„Die Jungfrau," sagte er, „das ist gar kein eigentlicher Berg."

„Was soll's denn sonst sein?" fragte die Sibylle.

„Das ist früher einmal ein Mensch gewesen," fuhr er fort, „eine Prinzessin, und die ist verwandelt worden und ein Berg geworden, und die Berge, die rechts und links davon sind, auch."

Er hatte den träumerischen Blick in die Ferne gewandt.

Die Sibylle sah ihn erstaunt an, dann brach sie in lautes Lachen aus.

„Das ist doch alles Unsinn."

Der Knabe errötete und sah das lachende Mädchen mit einem zornigen Ausdruck an.

„Das ist gar kein Unsinn!"

„Aber ein Mensch ist doch nur ein paar Fuß groß," meinte die Sibylle, „und die Jungfrau ist — ist — wart' einmal, ich hab's behalten — ist beinah viertausend Meter hoch."

„Es war auch kein eigentlicher Mensch," verteidigte sich der Egon, „sondern die Tochter von dem Nachtkönig, und der Nachtkönig war ein Riese, also war seine Tochter auch eine Riesin."

Die Sibylle sperrte Mund und Nase auf.

„Wer ist denn das — der Nachtkönig?" fragte sie.

Der Knabe zuckte verächtlich die Achseln. Das Mädchen war doch zu dumm!

Jetzt glitt die Kleine von dem Sandhaufen, auf dem sie, dem Egon gegenüber, gesessen hatte, herab, so daß sie beinah zu seinen Füßen zu liegen kam.

„Wie war denn das alles?“ forschte sie, „erzähl' mir's doch.“

Der Knabe schien anfänglich keine Lust zu haben — endlich bequemte er sich.

„Da war also ein alter König — und das war der Nachtkönig. Und da war auch ein junger König — das war der Tagkönig“ — und nun erzählte er in fortlaufendem Flusse das ganze Märchen herunter, das er von der Mutter gehört hatte. Er erzählte es genau mit den Worten, die die Mutter gebraucht hatte; während er alles vergessen hatte, was er in der Schule vernommen, hatte er von dem, was ihm die Mutter gesagt, jedes Wort und jede Wendung auswendig behalten.

Er hielt, während er sprach, die Augen unverwandt in die Ferne gerichtet. Die Sibylle unterbrach ihn mit keinem Laut, sie war ganz still und ernsthaft geworden, blickte staunend zu seinem Gesichte auf. Alles, was sie da erlebte, erschien ihr ganz wundersam, beinah unbegreiflich.

In ihrem kleinen, nüchternen Kopfe war gar kein Begriff von dem, was man ein Märchen nennt — und nun diese sonderbare abenteuerliche Geschichte und der blasse, träumerische Junge, der die Geschichte aus sich herausspann, als wäre sie in ihm geboren worden. Sie vermochte sich keine Rechenschaft darüber zu geben, wie ihr eigentlich zumute war; das, was sie da vernahm, war ja völlig unmöglich, geradezu Unsinn — dennoch konnte sie nicht lachen. Der Junge kam ihr wie ein geheimnisvolles Wesen vor, sie fühlte etwas wie ehrfürchtige Scheu. Daher entstand, nachdem er geendigt hatte, zunächst ein lautloses Schweigen.

„Woher weißt du denn alles?“ fragte sie alsdann mit schüchtern verhaltenem Tone.

„Meine Mama hat's mir gesagt,“ erwiderte der Egon.

Abermals versank das Mädchen in Nachdenken; das war doch wieder überaus merkwürdig.

Erwachsene Menschen waren in ihrer Vorstellung der Inbegriff von allem Vernünftigen — und nun erfuhr sie, daß die Mutter des Jungen dort, eine nicht nur erwachsene, sondern

eigentlich schon bejahrte Frau, ihrem Sohne Dinge erzählte, die doch unmöglich so gewesen sein konnten, wie sie dieselben erzählte.

„Das ist doch aber alles nicht wahr?" wagte sie sich endlich schüchtern hervor.

Der Egon fuhr auf.

„Warum soll's denn nicht wahr sein?"

Die Kritik, die sie an der Erzählung seiner Mutter zu üben wagte, empörte ihn. Ihm selbst war die Frage, ob das alles tatsächliche Wahrheit sei oder nicht, offenbar noch nie in den Sinn gekommen.

„Ja aber," meinte die Sibylle, „wenn's wahr wäre, würde es der Lehrer uns doch auch gesagt haben?"

Der Egon wurde ganz rot im Gesicht. Das Mädchen war doch zu unbequem mit seinen Einwendungen!

„Ich hab' dir doch gesagt," erwiderte er, „daß das alles geschehen ist, lange bevor es Menschen auf der Erde gegeben hat. Wer kann denn wissen, was damals für Dinge vorgekommen sind."

Der kleine schwarze Kopf senkte sich wieder grübelnd zu Boden; man sah ihm an, wie ernsthaft die Frage darin erwogen wurde, ob das Vernommene möglich oder unmöglich sei. Es fiel ihr ein, daß sie in der Religionsstunde gehört hatte, wie nach dem Untergange von Sodom uud Gomorrha das Weib des Lot in eine Salzsäule verwandelt worden war. Also mußte sie sich gestehen, daß es nicht undenkbar war, daß der Nachtkönig seine Tochter in einen Berg verwandelt hatte. Dann aber kam ihr ein neues Bedenken:

„Ja aber, siehst du — Pferde mit Flügeln, und die in der Luft fliegen können, die gibt's doch nicht? Glaubst du denn, daß es welche gegeben haben kann?"

Auf diese Bemerkung erwiderte der Egon nichts, weil er nichts zu erwidern wußte. Fliegende Pferde hatte auch er noch nicht gesehen. Er begnügte sich damit, schweigend die Achseln zu zucken, und er tat es mit verächtlicher Gebärde. Die Art, wie die Sibylle seine Erzählung aufnahm, erschien ihm untergeordnet und dumm. Ohne es zu wissen, empfand er die Ungeduld, die sich der phantasievollen Natur bemächtigt, wenn ihr der phantasielose, nüchterne Verstand gegenübertritt.

Ihrerseits wurde die Sibylle gar nicht fertig mit ihren Ein-

drücken. Es stand jetzt völlig fest für sie, daß die Erzählung nicht wahr sei, und also war es wirklich so, daß die Frau Apel ihrem Jungen Lügen vorerzählt hatte. Das begriff sie gar nicht; das veranlaßte sie zu den eigentümlichsten Empfindungen über die Frau Apel. Sie dachte an ihre eigene Mutter — bei der wäre so etwas doch ganz undenkbar gewesen. Solche praktische, wahrheitsliebende Frau!

Ihre Augen richteten sich stumm auf den Knaben. Wieviel besser es doch für ihn sein würde, wenn ihre Mutter auch die seine wäre. Und sie seine Schwester! Wie sie dann für ihn sorgen würde! Und der Gedanke überströmte sie mit so jäher Gewalt, daß sie aufsprang, die Arme um den Hals des Knaben warf, ihre Wange an die seine drückte und ihn herzhaft küßte.

„Aber Sibylle" — wehrte sich der Junge.

Die Sibylle aber zog ihn vom Boden empor.

„Jetzt müssen wir nach Hause," erklärte sie. „Es wird sonst spät und du erkältest dich."

Indem sie auf dem Damme zurückgingen, hing sie sich in seinen Arm, ganz lastend und schwer; es bereitete ihr ein so unbewußtes Vergnügen. Sie bemitleidete den Jungen, bewunderte ihn trotz alledem, und mehr als je liebte sie ihn.

Anfänglich, indem sie so dahinschritten, sprachen sie nicht. Der Egon aus allgemeiner Redefaulheit, die Sibylle, weil sie immerfort über das eben Erlebte nachdenken mußte.

Nach einiger Zeit unterbrach sie das Schweigen: „Du, Egon, erzählt dir dein Papa auch solche Geschichten, wie deine Mama?"

„Nein" — der Papa erzählte ihm nichts.

Das Mädchen lauschte auf; das war ein Fingerzeig; und in ihrem rasch kombinierenden Kopfe baute sich sogleich eine ganze Reihe von Schlußfolgerungen auf. Der Kantor Apel war anderer Art als die Frau; dem Kantor Apel war es sicherlich nicht lieb, daß die Frau Apel so war, wie sie war; darum kam er so oft zu ihrer Mutter, zu der Witwe Hauschka, mit der er sich viel besser verstand. Darum saß er so lange bei ihr, unterhielt sich mit ihr, und —

Sie hatte die Erklärung für das gefunden, was sie neulich durch das Schlüsselloch mit angesehen hatte; wie eine Offenbarung kam es über sie. Und von dem Drange des Menschen beseelt, eine neue Offenbarung möglichst rasch an den Mann zu bringen,

drängte sie sich aufgeregt dichter an den Knaben: „Du — Egon — soll ich dir was sagen?“

„Hm — was denn?“

„Dein Papa“ — und sie machte den Hals so lang als sie vermochte, um den Mund dicht an sein Ohr zu bringen — „hat meine Mama lieber als deine.“

Die Wirkung ihrer Worte war eine ganz andere, als sie erwartet hatte; der Egon brach in lautes Lachen aus. Ja, er lachte so herzhaft, wie sie ihn heut und vielleicht überhaupt noch nie hatte lachen hören. Und es war kein gequältes, sondern ein aufrichtiges Lachen. Die Sibylle erschien ihm in diesem Augenblick namenlos einfältig.

Sein Vater sollte eine andere Frau mehr lieben als seine eigene Frau! Und noch dazu jene da, die große, schwarze, garstige Witwe Hauschka, die ihm doch sicherlich ebenso widerwärtig war wie ihm, dem Egon und dem Mooschen! Denn daß der Vater in allem und jedem genau so empfand wie er, daß er an der Mutter mit der gleichen leidenschaftlichen Liebe hing wie der Junge, darüber war diesem noch niemals auch nur die Ahnung eines Zweifels aufgestiegen. Und jetzt erzählte ihm die Sibylle solche Sachen! Das sah ihr wieder einmal ähnlich; zu solchen Ideen konnte sich doch nur die Sibylle versteigen. Schon den ganzen Nachmittag hatte sie ihn mit ihren überflüssigen Einwendungen und Bedenken gelangweilt und nun kam sie mit so etwas. Das war aber wirklich nicht mehr zum Ärgern, das war nur noch zum Lachen. Die reine Prahlerei war es. Sie hielt sich für so unbändig klug, die Sibylle — wahrscheinlich, weil sie für ihn die Rechenexempel besorgte — daß sie vor lauter Klugheit auf ganz verrückte Gedanken kam. Und weil sie so von ihrer eigenen Überlegenheit überzeugt war, übertrug sie das auch auf ihre Mutter. Natürlich. Die Witwe Hauschka, die schwarze Böhmin, seinem Vater lieber, als die zarte, feine, gebildete Mutter! Wenn er nicht zu gutmütig und zu faul gewesen wäre, so hätte er's der Sibylle einmal ordentlich ins Gesicht gesagt, wo ihre Mutter hingehörte, ganz unter sie, ganz tief unter seine Mutter und natürlich ebenso tief unter seinen Vater. Aber wozu noch viel Worte verlieren; die Sache war ja zu abgeschmackt. Also begnügte er sich damit zu lachen, und er lachte so lange fort, bis daß die Sibylle beinah ärgerlich wurde.

„Dabei ist aber gar nichts zu lachen,“ sagte sie.

„Wie soll man denn nicht lachen," versetzte der Knabe, „wie kann denn jemand eine andere Frau lieber haben, als seine eigene? Das ist doch alles Unsinn. Das sieht doch jeder Mensch ein."

Die Sibylle zuckte in seinem Arm.

„Will's dir beweisen!" stieß sie hervor.

Er fing von neuem an zu lachen. Sie wollte ihm beweisen, das sie besser Bescheid wüßte mit seinen Eltern, als er!

„Also mal" — forderte er sie höhnisch heraus.

Aber es erfolgte keine Antwort. Sie war im Begriff gewesen, ihm den Vorgang zu erzählen, den sie mit angesehen hatte, wie sein Vater mit ihrer Mutter mitten im Zimmer gestanden, wie sie sich umarmt, geherzt und geküßt hatten — aber im Augenblick, als sie den Mund auftat, vermochte sie es nicht. Die Erinnerung kam ihr wieder an das Grausen, als sie ihre Mutter in den Armen des fremden Mannes erblickt hatte, die furchtbare Aufregung, die sie ausgestanden hatte und die ihr jetzt, indem sie daran dachte, beinah von neuem die Tränen in die Augen jagte.

Sie konnte nicht. Das schwarze Köpfchen, das so keck nach allen Seiten umhergefahren war, hing hernieder; lautlos, wie gebrochen und geknickt schlich sie neben dem Egon her.

Dieser war jetzt der Triumphierende.

Das hörte man dem spöttischen Tone seiner Stimme an, als sich die beiden im Hausflur zum Abschied die Hände reichten.

„Na, gute Nacht, du — Schlaue, und sei nicht gar zu schlau." Damit rief er den Ami an sich und erstieg mit ihm die Treppen im Hinterhause, während die Sibylle ganz kleinlaut, ganz anders als sie gegangen war, zu der Mutter zurückkehrte. Sie vermied es, die Mutter anzusehen, gab auf alle Fragen einsilbige Antworten, band den gelben Strohhut vom Kopf, zog das zeisiggrüne Jäckchen aus, alles ganz still, ganz stumm, und sobald sie konnte, kroch sie ins Bett.

Inzwischen war der Egon zu der Mutter hinaufgekommen.

Frau Apel hatte den Balkon verlassen, weil ihr die Abendluft zu kühl wurde; in der Sofaecke im Nebenzimmer fand ihr Junge sie vor und dort, wie gewöhnlich, stürzte er mit Liebkosungen über sie her.

„Na, Junge," fragte sie mit ihrer schwachen Stimme, „wie ist's denn gewesen?"

„Ach Mooschen" — und er schlang sich mit beiden Armen um sie — „wie soll's gewesen sein? Langweilig. Die Sibylle ist doch zu dumm!"

„Das kannst du aber doch nicht sagen," meinte sie, „da du dir von ihr die Rechenexempel machen läßt?"

„Darauf bildet sie sich aber so fürchterlich viel ein," entgegnete er, „und hält sich für die Klügste von der ganzen Welt und will alles besser wissen, und tut nichts, als immerfort fragen und fragen — es ist ganz gräßlich! Und zuletzt, vor lauter Schlauheit, stellt sie ganz blödsinnige Behauptungen auf, aber wirklich gradezu blödsinnig —"

Die Erinnerung kam ihm zurück und mit der Erinnerung das Lachen; aufprustend drückte er den blonden Lockenkopf an die Brust der Mutter.

„Was war denn so komisch?" fragte die Kantorsfrau.

„Der Papa, hat sie gesagt, hätte ihre Mama lieber als dich."

Er schüttelte sich vor Lachen, so daß sein Kopf an der Brust der Mutter hin- und herflog — und über den törichten Knabenkopf blickten zwei Augen in die Luft, weit aufgerissen, öde und leer wie die Augen eines Totenkopfes, die Augen der Frau, die Augen der Mutter, der der lachende Junge, ohne es in seiner kindischen Einfalt zu ahnen, jetzt eben das Herz gebrochen hatte.

Frau Apel gab keinen Laut von sich, regte und bewegte sich nicht; die Glieder waren ihr erstarrt, als wäre sie plötzlich in eiskaltes Wasser gestoßen worden. In ihren Ohren war ein Geräusch wie von läutenden Glocken, und das Geräusch wurde zu Worten, und die Worte waren die, welche das Mädchen gesprochen hatte: „Dein Papa liebt meine Mutter mehr als deine."

Nicht einen Augenblick kam ihr der Gedanke, daß es anders sein könnte. In der gräßlichen Wirklichkeit, die sich da vor ihr auftat, gab es keinen Winkel mehr, wo sie sich hätte verstecken, keinen Fetzen Täuschung mehr, den sie als augenblicklichen Trost hätte um sich breiten können. Sie hatte es ja kommen sehn — nun war es da. Und nun war alles zu Ende und aus, und das Todesurteil gesprochen.

Ein Schmerz, wie sie ihn so furchtbar noch nie gefühlt hatte, zerriß ihr die Brust. Mit beiden Händen mußte sie den Kopf

des Jungen anfassen und von ihrer Brust hinwegdrängen; es war ihr, als erstickte sie, als wäre das blonde Haupt eine Zentnerlast geworden, die ihr die Brust zermalmte.

Der Egon aber hielt die Bewegung der Mutter für nichts anderes als die gewohnte Zärtlichkeit, mit der sie ihm die Locken streichelte. Er war mit seinem Bericht noch nicht zu Ende.

„Natürlich habe ich sie fürchterlich ausgelacht,“ erzählte er weiter, „und darauf da hat sie gesagt, sie wollte es mir beweisen. Und da habe ich gemerkt, was für eine Aufschneiderin die Sibylle ist; denn wie ich ihr darauf gesagt habe, daß sie's doch beweisen sollte, hat sie gar nichts sagen können, sondern hat hübsch den Mund gehalten und hat auch nicht ein Wort mehr herausgebracht, bis wir nach Hause gekommen sind.“

Er schlang mit erneuerter Zärtlichkeit die Arme um die Mutter und wollte wieder den Kopf an sie drücken. Frau Apel hielt ihn mit aller Kraft, deren sie noch fähig war, von sich ab.

„Laß das,“ sagte sie. Der Ton kam heiser, kurz und rauh aus ihrer Kehle.

Der Knabe blickte unwillkürlich auf; in der Dunkelheit aber vermochte er den zerstörten Ausdruck im Gesicht der Mutter nicht mehr zu erkennen.

Seiner Gewohnheit folgend, stand er auf, um Licht anzuzünden.

Frau Apel wollte sich erheben, ihm das Abendbrot zurecht zu machen — sie konnte nicht aufstehn.

„Geh an den Schrank,“ sagte sie, „mach' dir ein Butterbrot.“

Das war dem Knaben etwas Ungewohntes. Er sah sich nach der Mutter um.

Diese bemerkte es.

„Mach' nur,“ sagte sie, „mußt es doch einmal lernen.“

Es schwebte ihr auf den Lippen, hinzuzufügen, „wirst dir dein Abendbrot nun bald immer allein bereiten müssen,“ aber sie sagte es nicht; mit aller Gewalt zwang sie den Jammer in sich hinein — sie hatte ja Übung darin.

Wenn sie ihn jetzt herausgelassen hätte — das fühlte sie — dann würde es ihr die Lippen aufgesprengt haben, dann würde aus dem Sprechen ein Klagen, aus dem Klagen ein Schreien

und aus dem Schreien ein Heulen geworden sein; dann war alles verloren, nicht nur sie selbst, sondern auch der da, der blonde, törichte, geliebte Junge, der da an dem Tische vor ihr saß und in sein Butterbrot hineinbiß und nicht ahnte, daß hinter ihm die Mutter in Verzweiflung verendete.

Sie blieb auch in ihrer Sofaecke sitzen, als der Egon nachher sein Schulheft herbeiholte und eine Aufgabe erledigte, die er für morgen noch zu machen hatte. Erst als es Zeit ward, daß der Junge zur Ruhe ging, erhob sie sich wankend von ihrem Sitz.

Und als der Egon alsdann in seinem Bette lag, auch der Ami schon auf das Fußende seines Lagers gesprungen war, um dort, wie gewöhnlich, die Nacht zu verbringen, trat die Frau an das Bett des Knaben und beugte sich zum Gutenachtgruße über ihn.

Der Junge war es gewöhnt, daß die Mutter ihn lange und zärtlich küßte — so lang, so innig, so inbrünstig war noch kein Kuß gewesen wie der, den er heut von ihr empfing. Auf sein Haar, seine Stirn, auf Augen, Wangen und Lippen drückte sie den Mund, immer noch einmal beginnend, wenn sie geendigt hatte. Kein Wort sprach sie dazu, keinen Laut gab sie von sich, keine Träne drang aus ihren Augen — er sollte nicht erfahren, was sich begab. Hinunter mit den Tränen, in das Herz, in das zerrissene, stoßende, schlagende Herz!

Der Egon schlief bald ein.

Wie lange er geschlafen haben mochte, konnte er sich nicht sagen, als er von einem Geräusch erwachte, wie er es nie vernommen hatte.

Er fuhr mit dem Kopfe vom Kopfkissen empor — aus dem Alkoven, wo die Betten der Eltern standen, kam ein Ton —

Wie ein Rasseln war es, wie das Rasseln einer eisernen Kette, die man über Pflastersteine schleppt. Und hinter dem Rasseln kam ein anderer Laut, ein Seufzen, aber kein hauchendes, weiches Seufzen, sondern ein Stöhnen, wie aus einer bodenlosen Tiefe, ein heiseres Keuchen, ein hartes Ächzen, und dazwischen Töne wie von stammelnden, zerrissenen, zerflatternden Worten.

Der Knabe lauschte — würde es nicht aufhören? Es hörte nicht auf, es wiederholte sich, ging so fort, wie es angefangen hatte.

Er horchte genauer — von der Stelle kam es her, wo das Bett der Mutter stand.

Also war es — ein jäher Schreck packte ihn im Genick; mit beiden Beinen fuhr er aus dem Bett, er riß den Vorhang zurück, der den Alkoven von dem vorderen Raume des Zimmers trennte.

„Mooschen —?"

Aus dem Dunkel kam ein erstickter Laut: „Zünde Licht an!"

Er schoß hinaus, in das Nebenzimmer; mit der brennenden Lampe kehrte er zurück. Er stellte sie auf das Nachttischchen, zu Häupten des Bettes, dann stand er, blöde staunend, ratlos, wie vor den Kopf geschlagen. Er verstand nicht, was er sah; nur eine beklemmende Ahnung faßte ihn, daß etwas Schreckliches sich begab.

War denn das wirklich seine Mutter? Sein Mooschen? Die Frau, die da vor ihm lag, mit den unnatürlich großen, stierenden Augen? Mit den Händen, die auf der Bettdecke umhergriffen? Mit dem ganz neuen, beinah furchtbaren Ausdruck im Gesicht, der die lieben, bekannten Züge so schreckhaft verwandelte?

„Mooschen" — wollte er noch einmal sagen — aber der Laut getraute sich kaum von seinen Lippen; er fürchtete sich.

Sie sah ja gar nicht auf ihn hin, nur immer gradeaus in die Luft, fragte gar nicht nach ihm, kümmerte sich nicht um ihn.

Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß sie gar nicht bemerkte, daß er barfuß, nur mit dem dünnen Nachthemd bekleidet, in der kühlen Nachtluft auf den nackten Dielen vor ihr stand?

In dumpfer Verwirrung preßte er die Hände ineinander. Er fühlte das Bedürfnis, irgendwie zu helfen, aber er wußte nicht wie. Darum kam ihm der Gedanke, zu beten. Seine Seele machte die erste Erfahrung, die erste schwerste Erfahrung des Kindes, wenn das Kind erkennt, daß es einen Augenblick geben kann, wo das ewig selbstlose Wesen, die Mutter, selbstisch wird, wenn es sieht und fühlt, daß die Mutter keine Gedanken mehr für ihr Kind hat, weil das eigene Leiden sie unfähig macht, an etwas anderes zu denken, als sich selbst.

Endlich aber ließ die Gewalt des Anfalls, dem die Kantorsfrau erlegen war, ein wenig nach; das Rasseln in der Brust

mäßigte sich. Sie konnte einen tieferen Atemzug tun, sie kam einigermaßen zu sich.

„Schieb mir das Kissen mehr in den Rücken," gebot sie flüsternd.

Der Knabe beeilte sich, ihrer Weisung nachzukommen. Instinktmäßig umfaßte er den Oberleib der Mutter und hob sie höher, so daß sie in eine mehr aufgerichtete Lage kam.

Sobald dies bewerkstelligt war, wandte die Frau den Kopf zur Seite, nach dem Bette ihres Mannes hin — mit einem öden Blick blieben ihre Augen daran hängen.

Das Bett war leer.

Er war noch nicht gekommen. Gewiß saß er wieder dort unten bei der Witwe Hauschka.

Der Knabe war der Richtung ihrer Augen gefolgt. Er sah den trostlosen Ausdruck darin.

Ob ihm eine Ahnung aufdämmerte, was der Blick sagen wollte?

Plötzlich kniete er am Bette der Mutter nieder.

„Mooschen," sagte er leise, „soll ich hinuntergehn und dem Vater sagen, daß er heraufkommen soll?"

Bei dem Klange der geliebten Stimme erweichte sich der starre Ausdruck in den Zügen der Frau. Sie wandte die Augen auf ihren Jungen; die abgemagerte Hand legte sich auf sein Haupt und blieb kraftlos darauf liegen.

Unter dieser Berührung löste sich die qualvolle Spannung in der Seele des Knaben; er brach in schluchzendes Weinen aus.

„Mooschen — was ist denn? Mooschen — was ist denn?" stammelte er unter Tränen.

Die Hand der Mutter wischte langsam an seinem Gesicht herab, während ihr übriger Körper regungslos in den Kissen lag.

„Weine nicht so," mahnte sie leise, „weine nicht so."

So gut er konnte, schluckte der Junge seine Tränen hinunter. Er vereinigte die Hände der Mutter in seinen Händen, drückte das Gesicht hinein und so blieb er kniend liegen.

Keines von beiden sprach ein Wort.

Eine Stille trat ein, daß man das Ticken der Pendeluhr aus dem Nebenzimmer vernahm, das erbarmungslose Ticken, das da verkündigte, daß etwas Unabwendbares kam und kam und kam.

„Wie hat sie gesagt?“ begann nach langer Pause die Kantorsfrau, „sie könnte es beweisen?“

Ihre Worte kamen langsam, mit schleppender Stimme hervor; kein Glied an ihrem Leibe regte sich; ihre Augen waren starrend, wie vorhin, in die Luft gerichtet.

Der Knabe richtete das Haupt auf.

„Die Sibylle? Was sie gesagt hat?“

„Sie könnte es beweisen?“ wiederholte die Mutter.

Der Egon drückte ihre Hände.

„Aber Mooschen, das war doch alles Unsinn. Ich hab' sie doch gefragt, wie sie's beweisen wollte, und darauf hat sie kein Wort sagen können.“

In seinem Gesicht war ein dumpfes Staunen. Hatte die Mutter denn über die alberne Geschichte weiter nachgedacht? Hing das alles etwa mit dem zusammen, was er jetzt eben erlebte?

Frau Apel blickte wieder stumm über den Knaben hinweg.

In ihrem zerrütteten Hirn war nur ein Gedanke noch: das Mädchen wußte etwas, hatte etwas gesehen. Was?

In ihren Fieberphantasien trat die Gestalt des Mädchens wie ein kleiner Teufel vor sie hin, wie ein Unhold, der über ein Geheimnis gebot, ein Gift, irgend etwas, das nur sie besaß. Dieses fürchterliche, schlaue, verschmitzte Mädchen und ihr unschuldiger Junge, dem sie nicht hatte sagen wollen, was sie wußte, weil er zu dumm war, es zu verstehen.

Und plötzlich ergriff sie die Verzweiflung des Menschen, der den Untergang vor Augen sieht und sich kopfüber hinunterstürzt, um nur ein Ende zu machen.

Ihre Hände zuckten in denen des Egon.

„Frage sie noch einmal!“

Der Junge verstand nicht, was sie wollte; blöde schaute er sie an.

Eine fürchterliche Ungeduld ergriff die unselige Frau.

„Frage sie noch einmal, wie sie's beweisen will!“

Der Knabe erschrak.

Von den Lippen, von denen er nur Liebe, Nachsicht und Geduld gewöhnt gewesen, kam ein fremder, schneidender, durch die Anstrengung, mit der er herausgestoßen wurde, beinah pfeifender Ton.

Er erschrak vor dem Ton, er erschrak vor dem Sinn ihrer Worte, die er ja nun verstehen mußte.

Ein unsagbares Grausen stieg in ihm auf, ein Bewußtsein, daß wirklich die Worte der Sibylle, die er der Mutter ahnungslos wiedererzählt hatte, daß sie es waren, die diesen ganzen schaurigen Zustand hervorgerufen hatten, daß die Worte etwas ganz anderes bedeutet haben mußten, als er geahnt hatte, etwas ganz Schreckliches. Es war, als wenn seine junge Seele jählings aus dem Traume der Kindheit geweckt und in Gegenden hinübergerissen wurde, wo sie sich nicht zurechtfand; als wenn ein Reif in seine Seele fiel.

Sein Gesicht wurde totenblaß; mit angstvollen Augen starrte er die Mutter an.

Aber die Mutter sah den Angstblick des Kindes nicht, sagte sich nicht, was für ein Auftrag es war, den sie ihrem Kinde aufbürdete.

Ein einziger, rasender, wahnwitziger Gedanke war noch lebendig in ihr: wissen! Erfahren, was das Mädchen wußte, was es hatte sagen wollen und nicht gesagt hatte, und dann sich das Wissen ins Herz stoßen, mitten hindurch, wie einen Pfahl, um daran zu verzucken, zu verenden, zu sterben!

Der Knabe wußte nicht mehr aus noch ein in seiner Bedrängnis.

„Aber Mooschen,“ sagte er, „heut kann ich sie doch nicht mehr fragen?“

„Geh morgen zu ihr,“ erwiderte die Frau.

Wieder zuckten ihr die Hände; wieder, weil der Junge nicht sogleich Antwort gab, überglühte sie die tödliche Ungeduld.

„Wirst du morgen zu ihr gehen und sie fragen? Wirst du morgen gehen?“

„Ja, Mooschen,“ versprach der Knabe, „ja, ja, ja. Werde doch nur ruhig, Mooschen, bitte, bitte, werde doch nur ruhig.“

Das Kind sprach der Mutter zur Vernunft.

Ob es ein Gefühl von dieser grausamen Umkehrung des natürlichen Verhältnisses, oder ob es das Bewußtsein war, daß er ihr den Willen tun würde, was sie beruhigte, die Frau kam aus ihrem Fieberparoxysmus wieder einigermaßen zu sich.

Abermals erhob sie die Hand und legte sie dem Kinde auf das Haupt.

„Trag die Lampe wieder hinaus,“ flüsterte sie, „und dann geh wieder in dein Bett.“

„Mach' nur," wiederholte sie, als sie den Jungen zögern sah, „du erkältest dich ja."

Sie bemerkte erst jetzt, daß er die ganze Zeit im Hemde zu ihrer Seite gekniet hatte.

Der Egon erhob sich.

Einen Augenblick stand er zaudernd, als überlegte er, ob er die Mutter küssen sollte, als wartete er, ob ihm der Mund der Mutter zum Kusse entgegenkommen würde — aber als nichts ihm entgegenkam, ergriff er die Lampe, trug sie ins Nebenzimmer hinaus, blies sie aus und schlüpfte alsdann in sein kalt gewordenes Bett zurück. Als er die Decke über sich zog, schlugen ihm die Zähne aneinander, im Frost des Leibes und der Seele.

Er kniff die Augen zu, er drückte das Haupt ins Kopfkissen, einschlafen aber konnte er vorläufig nicht wieder.

Daher kam es, daß er nach einiger Zeit vernahm, wie von draußen der Drücker in die Tür des Vorzimmers gesteckt wurde, wie sich dann einige Augenblicke später leise und behutsam die Tür des Schlafzimmers öffnete und wie jemand, den er im Dunkel nicht zu erkennen vermochte, leise hereingeschlichen kam, an seinem Bette vorbeitastete und hinter dem Vorhange des Alkovens verschwand.

Das war der Vater, der da hereinkam wie — ein Dieb in der Nacht.

Unwillkürlich hielt der Knabe den Atem an. Seine Glieder waren wie angenagelt. Es war ihm, als wäre seine ganze Brust mit Tränen gefüllt gewesen, die ihm das Herz abstießen. Und weinen durfte er nicht. Denn wenn er geweint hätte, wäre vielleicht der Vater an sein Bett gekommen und hätte gefragt, was ihm fehlte. Und vor dem Gedanken entsetzte er sich, vor dem Vater fürchtete er sich — fürchtete er sich so.

Und also riß er die Bettdecke über den Kopf und stopfte sich den Zipfel der Decke in den Mund und biß hinein, würgte sich hinein, und sein einziges Gefühl war: nie wieder ans Licht müssen!

Aber das Licht, das noch niemals ausgeblieben ist, weil ein Mensch sich davor zu verkriechen verlangte, so wenig wie die Nacht es jemals unterlassen hat, zur Erde herabzusteigen, weil eines Menschen Augen noch nach Helligkeit dürsteten, das Licht kam, und der nächste Tag brach an.

Und kaum, daß es Morgen geworden war, erfüllte ein

Summen, Wispern und Flüstern alle Treppen, alle Flure und alle Räume von Vorder- und Hinterhaus. Bei den Kantors stand es schlecht; mit der Frau Apel ging es zu Ende.

In dem großen, nie endenden Schauspiel, das sich vor unseren Augen abspielt, dem Leben, ist und bleibt ja doch für die große Masse der Zuschauer das Unglück des Nebenmenschen die Haupt- und Effektnummer. Und wenn der Tod hinzutritt, wird die Wirkung zur Sensation. Überall, wo ein Mensch stirbt, vollzieht sich ein Weltenschicksal, und wenn der große Geheimnisvolle eintritt, dann verwandelt sich auch das kleine Hinterhaus und in dem Hinterhause die nüchterne, dürftige Stube in eine geweihte Stätte, in einen Raum, der das ewige Geheimnis birgt.

Auch der beschränkteste Kopf und das engste Herz empfindet den Zusammenhang zwischen sich und dem Weltall, wenn der eisige Schatten an ihm vorüberweht, und für einen Augenblick fühlen sie sich verschwistert, die Angehörigen des Geschlechts, dem es auferlegt ist, mit wachen Augen hinauszublicken in den Schlaf, aus dem vergänglichen Licht in das bleibende Dunkel — die Menschen.

Schon seit langem war ja die Kantorfamilie der Gegenstand alles Interesses, alles Geklatsches in Vorder- und Hinterhaus.

In dieser Nacht, ganz plötzlich, war es mit der Frau viel schlimmer geworden, ganz schlimm.

Früh am Morgen hatte man den Kantor aus der Wohnung gehen sehn, wahrscheinlich, um den Arzt zu rufen.

„Und wenn Sie's gesehen hätten, wie der Mann ausgesehen hat!"

Nachher war dann auch der Junge herausgekommen.

„Aber wie denn — sollte der Junge heute dennoch in die Schule gehn?"

Nein — es war ja noch viel zu früh zur Schulstunde; auch hatte er keine Bücher bei sich gehabt, nicht einmal eine Mütze auf dem Kopf. In aller Aufregung war er die Treppe hinuntergelaufen, und zum Hause hinaus. Niemand wußte, wohin.

Niemand wußte es, mit Ausnahme einer. Diese eine war die Sibylle.

Denn vor den Fenstern der Hauschkaschen Wohnung war plötzlich der Egon erschienen.

Er hatte von draußen hineingeblickt und als er der Sibylle

ansichtig geworden, hatte er ihr gewinkt, herauszukommen. Unverzüglich war ihm das Mädchen gefolgt. Natürlich hatte auch sie schon gehört, was im Hause gemunkelt und geflüstert wurde. Hätte sie nichts gewußt, so würde sie es jetzt erfahren haben, als sie den Knaben ansah, der wie verwandelt war, dessen sonst so gleichgültige Augen in fieberhafter Glut brannten, dem die Glieder am Leibe in nervösen Zuckungen flogen.

Sobald sie aus der Haustür getreten war, ergriff er sie an der Hand und zog sie mit sich fort, die Straße hinunter, einem Platze zu, der für gewöhnlich schon menschenleer, jetzt zu der frühen Stunde ganz verlassen lag.

„Du —" fing er an — „meine Mama hat gesagt, du sollst mir noch einmal sagen, wie du das beweisen willst?"

Die Sibylle war so betroffen, daß sie ihre Gedanken sammeln mußte.

„Was denn?" fragte sie.

„Das von gestern, was du gesagt hast, von meinem Vater und von deiner Mutter und von meiner Mama."

Jetzt wußte die Kleine Bescheid.

„Gestern abend ist's wieder gewesen," sagte sie hastig, indem sie den Kopf dicht an seinen Kopf brachte, „und ich hab's wieder mit angesehen."

Der Knabe hielt ihre Hand fest und ließ den Kopf niederhangen.

Vor Aufregung hatte er den Schlucken bekommen; seine schmale Brust hob und senkte sich in gleichmäßigen Stößen.

„Ich habe hinter der Tür gestanden," fuhr sie fort, „und durch das Schlüsselloch gesehn. Mitten in der Stube haben sie gestanden, dein Papa und — und dann haben sie sich umarmt und geküßt."

Der Junge stand noch einen Augenblick wie zuvor, dann ließ er die Hand des Mädchens aus seiner Hand gleiten und ohne eine Wort zu sagen, ohne sich noch einmal umzusehen, ging er den Weg zum Hause zurück, den sie gekommen waren.

Die Sibylle flog hinter ihm her.

„Egon — was willst du denn tun?"

Sie warf den Arm um seinen Hals, als wenn sie ihn zurückhalten wollte.

Er ging weiter.

Es war, als hätte er gar nicht bemerkt, daß jemandes Arm

um seinen Nacken griff. In seiner Haltung war etwas, das früher nie darin gewesen war. Sein Kopf, der für gewöhnlich vornüber hing, stand aufgereckt auf dem Halse.

Die Sibylle sah ihm ins Gesicht.

„Du — Egon — ich will dir bloß etwas sagen —“

Er schien sie gar nicht zu hören; er blieb nicht stehn, er ging weiter.

Seine Augen blickten wie geistesabwesend starr vor sich hin.

Er erwiderte nichts, sagte nichts; der einzige Laut, der von ihm herkam, war der Schlucken, der sich anhörte, wie wenn man mit der Faust in ein leeres Faß schlägt.

So traten sie wieder in das Haus ein, so gingen sie über den Flur, und als die Sibylle bemerkte, daß er auch jetzt nicht die geringste Notiz von ihr nahm, ließ sie endlich den Arm von seinem Halse herabgleiten und blieb rat- und hilflos vor ihrer Stubentür stehen.

Ohne sich nach ihr umzusehen, setzte der Knabe seinen Weg ins Hinterhaus fort.

Als er jedoch vor der elterlichen Behausung angelangt war, konnte er nicht weiter.

Große schwarze Flecke erschienen ihm vor den Augen und es schwindelte ihm so stark, daß er sich gegen die Wand lehnen mußte, um nicht umzufallen.

Er tat es, indem er zwischen den ausgespreizten Händen den Kopf gegen die Mauer drückte. Die Kühle des Mauerwerks tat ihm wohl; er kam so weit zu sich, daß er die Tür, in der der Drücker steckte, öffnen und eintreten konnte.

Im Vorderzimmer blieb er stehen, er getraute sich nicht weiter. Er setzte sich auf einen Stuhl. Ein Angstgefühl lag auf ihm, daß er sich förmlich in sich zusammenkrümmte.

War das die Stube, in die er soviel hundertmal vergnügten Herzens eingetreten war, weil er wußte, daß er zu seinem „Mooschen“ kam?

Wieder ergriff ihn das Schwindelgefühl. Mit beiden Händen mußte er sich an dem Stuhl halten; es war ihm, als drehten sich alle Gegenstände um ihn her. Er schloß die Augen.

Ein Rascheln zu seinen Füßen weckte ihn. Vor ihm stand der Ami und blickte fragend zu ihm auf.

Mit einer jähen Bewegung beugte er sich nieder und hob das Tier zu sich empor. Die furchtbare Seelennot löste sich in

einem Strom von Tränen; lautlos, bitterlich weinte er in das Fell des Hundes hinein, den er an sein Gesicht gedrückt hielt.

Dies schien ihm wieder etwas zu Kräften zu helfen. Er stand auf, ohne den Hund aus den Armen zu lassen; er drückte ihn an sich, als wenn er Schutz bei ihm suchte; und so, den Ami in den Armen, trat er in das Zimmer ein, wo die Mutter lag.

Der Kantor war noch nicht zurückgekehrt, der Arzt noch nicht gekommen; Frau Apel war allein.

Der Vorhang vor dem Alkoven war zurückgeschlagen. Der Knabe trat an das Fußende ihres Bettes. So wie sie gestern nacht darin gelegen hatte, lag sie noch jetzt; es sah aus, als hätte sie seit dem Augenblick kein Glied gerührt.

Indem sie in das Gesicht des Knaben blickte, der mit niedergeschlagenen Augen vor ihr stand, erkannte sie, daß er Bescheid wußte.

Ein heißes Glühen flackerte in ihren Augen auf — nun würde sie erfahren.

Das Gesicht des Knaben war so blaß, daß es beinah ins Grünliche schillerte; an seinen eingefallenen Schläfen traten die Adern dick und blau hervor.

Vom Bette der Mutter kam ein unterdrückter, unverständlicher, ungeduldiger Laut — sie wollte also wirklich, daß er sprach?

Er wandte den Kopf zu ihr, langsam, langsam; die Augen von Mutter und Kind begegneten sich.

Wenn in der Seele der Frau noch etwas lebendig gewesen wäre von der einstigen Empfindung, so würde sie den Ausdruck in den Augen des Jungen verstanden haben, die flehende, jammervolle Bitte: „Frage mich doch nicht," würde begriffen haben, daß sie das unglückliche Kind, an das sie sich mit der Last ihrer verzweifelnden Seele hing, herabreißen mußte in das Grab, würde sich gesagt haben: „Tu's nicht; stelle nicht das Kind zwischen Vater und Mutter!"

Aber all diese Empfindungen und Erwägungen waren nicht mehr da; oder wenn sie noch vorhanden waren, so wurden sie erstickt und überschrien von dem einen, wütenden Begehren: Wissen! Wissen!

Sie deutete auf den Rand ihres Bettes. Der Junge sollte sich zu ihr setzen. Laut sprechen konnte sie nicht mehr.

Dem Winke gehorsam ließ er den Ami zu Boden. Mit schlotternden Gliedern trat er heran und setzte sich auf die Bettkante.

Er beugte das Haupt.

Die Mutter sprach nicht, nur von der Seite sah sie ihn an, und indem er ihren Blick auf sich gerichtet fühlte, war es ihm, als versengte ihn der Blick.

„Sie hat gesagt," — er hob an und hörte wieder auf; die Kehle war ihm wie verrostet.

Dicht an seiner Seite aber fühlte er, wie die Hand der Mutter krampfhaft über die Bettdecke strich. Er holte tief Atem.

„Sie hat gesagt — sie hat hinter der Tür gestanden — und durchs Schlüsselloch gesehn — und da hat sie gesehn — mitten in der Stube haben sie gestanden — der Papa und — dann haben sie sich umarmt — und geküßt."

Er hatte nicht mehr Zeit, die Wirkung seiner Worte zu erfahren.

Im Augenblick, da er geendigt, wurde die Tür des Vorderzimmers von außen aufgerissen, hastige Schritte kamen herein.

Das war der Vater!

Mit einem dumpfen Laute flog der Knabe empor, und als die Tür der Schlafstube aufgerissen wurde und in der Tür der Kantor erschien, floh er an ihm vorüber, gesenkten Hauptes, in das Vorderzimmer und mitten im Vorderzimmer blieb er stehn und kniff die Augen zu und drückte beide Hände an die Ohren.

Ein gräßliches Gefühl war in ihm, daß dort nebenan jetzt etwas Furchtbares geschehen würde.

Dort nebenan waren ja Vater und Mutter beisammen, und Vater und Mutter waren doch Feinde jetzt.

Und indem er so stand, drang wirklich ein Geräusch von dort drinnen ihm zu Ohren, ein Geräusch, wie wenn man Bettstücke zerwühlt, wie wenn eine Bettstelle unter einem sich bewegenden Körper kracht und knackt, dazwischen hastige, halblaut gemurmelte und geflüsterte Worte und dann ein Schrei — die Hände sanken ihm von den Ohren; seine Augen taten sich geisterhaft auf.

Und noch einmal kam der Schrei, ein rauher, heiserer, wilder Schrei.

Das war die Mutter — und mit einem gellenden Kreischen, seiner Sinne und Gedanken nicht mehr mächtig, warf sich der Knabe auf die Tür und riß sie auf und stürzte in das Schlafzimmer.

Die Frau hatte sich auf die Knie aufgerichtet; kniend lag sie im Bett.

Mit beiden Händen hielt der Vater sie umschlungen; er sprach auf sie ein, in fliegender Hast, immerfort und unaufhörlich, so daß seine Lippen gradezu flatterten.

Dann beugte er das Haupt, und es sah aus, als wenn er sie küssen wollte.

Und indem das geschah, sträubte sich die Frau in seinen Armen und mit einem rauhen, heiseren, wilden „nein“ stieß sie ihn von sich.

Und zugleich mit dem „nein“ kam etwas Rotes von ihren Lippen, etwas Dunkelrotes, erst in Tropfen, dann wie ein Strom.

Und indem der Knabe das sah, wußte er nicht mehr, daß der Vater noch da war, vor dem er sich fürchtete. Alles vergessend warf er sich über die Mutter her.

„Mooschen,“ schrie er, „Mooschen! Mooschen!“

In den Armen des Knaben sank die Frau rücklings über, in die Kissen des Bettes zurück.

Der Junge lag über sie hingestreckt, beide Arme ausgebreitet, von einem so furchtbaren Schluchzen durchschüttert, daß es aussah, als müßte das arme schwache Menschengewächs von den Wurzeln des Lebens dadurch losgerissen werden.

Mit beiden Händen ergriff die Mutter seinen lockigen Kopf, sie drehte sein Gesicht zu sich herum, ihre Lippen flüsterten etwas, was niemand mehr vernahm, der starre, schreckende Ausdruck wich aus ihren Augen, und noch einmal, mit dem glücklichen Lächeln der alten Tage, wenn das „Mooschen“ von den Lippen ihres Jungen zu ihr aufgeflüstert kam, senkten sich die Augen der Mutter in die Augen des Kindes.

Und dann kam ein Seufzer — — —

* *
*

Über dem Weiher im Erlenwalde, an dem die Frau Kantor Apel so gern mit ihrem Egon spazieren gegangen war, stiegen Hügel an.

Auf der Höhe dieser Hügel lag ein alter kleiner Friedhof. Er war nicht sonderlich gepflegt; man begrub nur arme Leute dort. Aber Bäume umringten ihn, blühende Sträucher beugten sich über die Gräber. Es war ein trauliches, stilles Fleckchen.

In früheren Zeiten, als sie noch Hügel ersteigen konnte, war Frau Apel manchmal mit ihrem Jungen die Höhe hinangestiegen.

Von droben öffnete sich ein herrlicher Blick auf den Strom und auf die alte Stadt, die an dem Strome lag. Sogar die Fenster ihrer Wohnung, mit dem Balkon davor, konnten sie von hier aus, undeutlich freilich, erkennen.

Da war es dann jedesmal eine Freude für die Kantorsfrau gewesen, wenn der Junge, neben ihr stehend, das Händchen ausstreckte und „da wohnt Mooschen" sagte.

Später hatte das aufgehört. Höhen und Hügel gab es für Frau Apel nur vom Ansehen noch.

Aber so oft sie mit dem Egon am Fuße des Hügels im Erlenwalde auf- und niederging, hatte sie bei sich gedacht: „Da oben werde ich einmal ruhen."

Und nun war es so weit.

Heut brauchte sie sich nicht mehr anzustrengen; man trug sie hinauf. Und unter einem großen Weißdornbusch senkte man sie in die Erde.

Das Trauergeleite, das ihr zu Grabe folgte, war nicht groß.

Hinter dem Sarge schritten der Kantor und sein Sohn. Einige mitleidige Nachbarsfrauen schlossen sich an, und stattlich ragte aus deren Mitte die mächtige Gestalt der Witwe Hauschka, in schwarze Seide gekleidet, hervor. Ihr zur Seite ging die Sibylle, ebenfalls ganz schwarz, wie ein kleines florumwundenes Licht neben einer großen Trauerkerze.

Die Bestattung vollzog sich rasch, unter wenig Worten und vielen Tränen.

Der Kantor Apel schluckte und schluchzte, und von seinem Schmerz bewegt, weinten die Nachbarsfrauen herzbrechend mit.

Auch die Witwe Hauschka hatte ihr weißes, sorgfältig zusammengelegtes Taschentuch hervorgeholt und drückte es wiederholt an die Augen.

Der einzige vielleicht, der nicht weinte, war der Egon. Wenn man ihn ansah, konnte man zweifelhaft werden, ob er überhaupt begriff, was vorging.

Aber niemand sah ihn an, niemand hatte Zeit, an ihn zu denken. Niemand — außer einer, der Sibylle. Die Sibylle sah nicht auf das Grab, in welchem der Sarg versank, hörte nicht auf die Worte des Predigers, ihre Augen hingen an dem Jungen, und mitten in dem feierlichen Grausen, mit dem der trauervolle Vorgang ihre Kinderseele erfüllte, spielte ein leises Flämmchen erwärmend um ihr Herz und eine Stimme flüsterte ihr zu: „Jetzt wird er dein Bruder."

Als dann alles zu Ende war und man sich zum Heimwege anschickte, richtete es die Witwe Hauschka so ein, daß sie an die Seite des Kantors kam. Und indem die Eltern voranschritten, gingen die beiden Kinder Seite an Seite hinter ihnen drein.

Die Witwe redete leise und eifrig auf den Kantor ein und man sah ihn wiederholt zu ihren Worten nicken. Offenbar bemühte sie sich, ihn zu trösten und ihre Trostgründe fanden willige Aufnahme.

Sie waren von der Anhöhe herabgestiegen und jetzt grade an der Stelle, wo der Weg am Erlenweiher abzweigte; um dem Geflüster der Nachbarinnen zu entgehen, schlug die Witwe vor, daß man diese vorausgehen lassen und in den Weg am Weiher einbiegen sollte.

Der Kantor willigte ein.

Frau Hauschka ergriff seinen Arm, und als die Sibylle das sah, wollte sie es der Mutter nachmachen und den Egon ebenfalls am Arme nehmen.

Aber es gelang ihr nicht. Der Junge stand wie ein Stock.

„Komm doch," forderte sie ihn auf.

Er kam nicht.

Er blickte auf den Waldweg, über den die Sonnenlichter spielten; er dachte daran, wie er den Weg da mit seinem „Mooschen" gegangen war, den Arm um sie geschlungen, auf und ab und ab und auf, und jetzt ging dort der Vater, Arm in Arm mit der fremden Frau, und das „Mooschen" kam nie wieder, erzählte ihm nie wieder, war nie mehr da, und alles um ihn her war anders, war neu, lauter fremde Menschen, die er nicht verstand, die ihn nicht verstanden — und die Tränen, die vorhin wie eingefroren hinter seinen Augen geblieben waren, jetzt kamen sie, brachen hervor, und mit hängendem Kopfe, hängenden Armen fing er an zu weinen, zu weinen —

Ratlos stand die Sibylle neben ihm. Die Witwe Hauschka wandte den Kopf.

„So kommt doch," rief sie mit ihrer grellen Stimme, als sie die Kinder noch immer am Eingange des Weges stehen sah.

Und auch der Kantor wandte sich zurück und es sah aus, als wollte er auf den Knaben zugehen.

Als der Knabe dies bemerkte, versiegten augenblicklich seine Tränen; sein Gesicht nahm den Ausdruck des Schreckens, beinah des Entsetzens an. Er trat auf die Sibylle zu, als wollte er sich hinter ihr verstecken.

Die Sibylle griff abermals nach seinem Arm, den er ihr jetzt ohne Widerstand überließ, dabei fühlte sie, wie sein Arm zitterte. Das kam wohl von dem Schreck her, den er soeben ausgestanden hatte; sie sagte nichts und zog ihn mit sich fort, hinter den Eltern her. Aber das Zittern ließ nicht nach; nicht sein Arm allein, sein ganzer Körper zitterte und bebte unaufhörlich.

„Warum zitterst du denn so?" fragte die Kleine, indem sie zum Gesicht des Jungen aufsah.

„Mich friert so," gab er zur Antwort.

Dabei klang es, als schlügen ihm die Zähne aneinander.

Es war ein heißer Nachmittag, zu Ende Augusts, und dabei fror ihn? Sonderbar.

Instinktmäßig zog die Sibylle ihren Arm aus dem seinen und schlang ihn um seine Schulter. Sie drückte sich an ihn, als wollte sie seinen frierenden Körper an ihrem warmen kleinen Leibe erwärmen. Es schien ihm auch wirklich gut zu tun; das fröstelnde Schauern in seinen Gliedern ließ etwas nach. Schweigend gingen sie in dieser Weise eine Strecke fort, hinter den Eltern her. Im Gesicht der Sibylle war ein Zucken, ein Wechseln der Farbe, als wenn sie etwas sagen wollte, das ihr auf den Lippen brannte und das sie nicht auszusprechen sich getraute.

Endlich hielt sie es nicht länger aus. Noch enger preßte sie sich an ihn.

„Du — Egon — soll ich dir was sagen?" In ihrer flüsternden Stimme war ein unterdrücktes Jauchzen, ein fernes Frohlocken: „Jetzt wird es nicht mehr sehr lange dauern, dann wirst du mein Bruder sein und ich deine Schwester."

Der Knabe wandte das Gesicht zu ihr herum; sein Gesicht

war ganz verstört. Er wollte fragen, aber er brachte keinen Laut hervor.

Für das Mädchen aber gab es kein Zurückhalten mehr. Alles, was sie seit Wochen, seit Monaten mit stummer, schauernder Freude vorauserlebt hatte, jetzt war es da. Sie mußte sich Luft machen, es mußte heraus.

„Jetzt wird's nicht mehr sehr lange dauern," fuhr sie fort, „dann wird dein Papa meine Mama heiraten und dann ist meine Mama auch deine Mama!"

Wie angewurzelt blieb der Junge stehn. Jetzt hatte er sie verstanden, und indem er sie verstand, umkrallte ihm ein fürchterlicher Schreck das Herz.

Eine Stiefmutter sollte er bekommen!

Unter den Märchen, die ihm die Mutter erzählt hatte, waren eine Menge gewesen, die von Stiefmüttern, von bösen Stiefmüttern handelten. Schon damals hatte ihn der Gedanke an eine solche mit Grausen erfüllt; mit angstvoller Zärtlichkeit hatte er sich an sein „Mooschen" geklammert, daß ihm nur so etwas nicht einmal begegnete! Nur so etwas nicht!

Und jetzt kam es wirklich. Das schreckende Wesen, das in seinen Träumen gespukt hatte, war leibhaftig geworden; dort vor ihm ging es, die wuchtigen Füße in den Boden pflanzend, als wollte es die Spuren austreten, die von den schwachen, zarten Füßen seiner Mutter geblieben waren.

Mit weit aufgerissenen Augen blickte der Knabe hinter ihr her; wenn er sich das Bild einer Stiefmutter ausgemalt hatte, das fürchterliche Bild, so hatte es immer grade so ausgesehen wie jene dort, die große, schwarze, böse Frau, an der nichts war, was ihn an sein „Mooschen" erinnerte, an der alles anders, alles das Gegenteil von dem war, was er geliebt, was er umarmt, woran er gehangen hatte.

Das Gefühl trostloser Vereinsamung überkam ihn mit so verzweifelter Gewalt, daß er die Augen nach allen Seiten gehen ließ, als suchte er einen Weg, um davonzulaufen, irgendwohin. Aber die Sibylle hielt ihn mit beiden Händen fest.

„Komm doch," sagte sie, „komm doch nur weiter; sonst werden sie böse."

Er gab seine Fluchtgedanken auf. Eine erbärmliche Furcht erfaßte ihn.

Wenn er nicht mitkam, würde die große, schwarze Frau

umkehren und ihn schlagen. Die Zähne klapperten ihm, und am ganzen Leibe zitternd ließ er sich von der Sibylle weiterschleppen.

Die Sibylle ging stumm neben ihm her. Sie versuchte nicht mehr, ihm zuzureden; ihr war so beklommen zumute, beinah als wenn sie sich schämen müßte. Aus ihres Herzens Freudigkeit hatte sie ihm gesagt, daß sie nun Bruder und Schwester werden würden — und seine Antwort war gewesen, daß er hatte davonlaufen wollen. Er wollte also gar nicht ihr Bruder werden? All ihre Freudigkeit war vergangen, und je lebhafter die beiden Erwachsenen da vorn miteinander zu sprechen begannen, um so einsilbiger wurde es zwischen den Kindern, die mit gesenkten Köpfen, immer weniger sprechend und endlich ganz verstummend hinter ihnen dreingeschlichen kamen.

Als man zu Hause anlangte, hatte der Kantor Apel von neuem Gelegenheit, über die Aufmerksamkeit der Witwe Hauschka zu erstaunen.

„Jetzt müssen Sie hereinkommen,“ erklärte sie, als sie in den Hausflur getreten waren, „und dann wollen wir zusammen Kaffee trinken.“

Sie hatte bei diesen Worten die Tür zu ihrer Wohnung geöffnet.

Mitten im Zimmer stand der Tisch, mit einem schneeweißen Tischtuche gedeckt, Kaffeetassen, Weißbrot und Butter darauf. Alles, wie es sich bei der Witwe Hauschka von selbst verstand, strahlend von Sauberkeit.

Der Kantor ließ sich nicht lange nötigen, und so zog die ganze kleine Karawane hinein und man setzte sich um den appetitlich angerichteten Tisch.

Während die Mutter hinausging, den Kaffee zu kochen, zerlegte die Sibylle mit ihren kleinen geschickten Händen die Weißbrote und beschmierte sie mit Butter. Sie glühte vor Eifer, und in die schwarzen runden Augen kehrte die gewohnte Lebensfreudigkeit wieder zurück.

Mit einer gewissen Feierlichkeit stellte sie den Teller vor den Kantor hin, dann schob sie einen zweiten vor den Egon.

„Fang immer an,“ sagte sie zu dem Jungen, „iß, Egon, iß.“

Sie war hinter seinen Stuhl getreten, sie hatte, indem sie ihm die Worte zuflüsterte, die Wange an seinen Kopf gedrückt; plötzlich warf sie beide Arme um seinen Kopf, so daß sie ihm

das Gesicht ganz verdeckte und drückte ihr Gesicht in die Locken auf seinem Haupte.

Der Junge saß still und wartete geduldig, bis sie ihn wieder freigeben würde.

Dies geschah, sobald die Witwe mit der dampfenden Kanne zurückkam.

Der Kaffee wurde in die Tassen geschenkt und mit dem Appetit von Menschen, die nach Gemütsbewegungen körperliche Stärkung suchen, machten sich der Kantor Apel und die Witwe Hauschka über Essen und Trinken her. Auch mit Appetit, wennschon etwas zögernder, griff die Sibylle zu; ihre Aufmerksamkeit war durch den Egon in Anspruch genommen, der am Tische saß, vor sich hinblickte und nicht aß und nicht trank.

„Na, Junge, lang' zu," sagte die Witwe Hauschka.

Bei dem harten Klange ihrer Stimme schrak der Knabe zusammen, tauchte den Löffel in die gefüllte Tasse und führte ihn zum Munde. Dann legte er den Löffel wieder nieder — es ging nicht.

Er beugte sich zu der Sibylle und flüsterte ihr etwas zu.

Die Witwe blickte über den Tisch.

„Sprich doch laut," gebot sie, „was hat er dir gesagt?"

Die Sibylle nahm für ihn das Wort.

„Der Ami ist immer noch oben eingesperrt und hat den ganzen Tag noch nichts zu essen bekommen."

„Du Gott ja," seufzte der Kantor, indem er sich die zweite Tasse einschenken ließ, „wer hat bei so etwas Zeit, an solch ein Tier zu denken?"

Eine augenblickliche Stille trat ein.

„Aber solch ein armes Tier kann doch nicht verhungern?" sagte die Sibylle.

„Aber hier kommt er nicht herein," erklärte die Mutter. Sie schien einen unüberwindlichen Widerwillen gegen den Hund zu hegen.

Wieder wurde es still; noch stiller als zuvor.

Die Worte hatten wie eine letzte Entscheidung geklungen.

Mit glasigen Augen blickte der Egon in die Luft. Das Schicksal des Ami war ebenso besiegelt wie sein eigenes; da war nichts mehr zu machen.

Der Kantor zeigte einen elegisch gleichgültigen Ausdruck —

es wäre auch grade der Mühe wert gewesen, sich eines solchen Tieres wegen aufzuregen.

Aber die Stille täuschte; nicht alle waren ruhig und zur Ergebung bereit. In der Sibylle kochte es, kochte und brodelte, so daß sich ihre kleine runde Brust über der Tischkante hob und senkte. Sonderbare Gedanken gingen durch ihren schwarzen, kleinen, klugen Kopf.

Was bedeutete denn der Widerstand der Mutter? Bloß, daß sie den Ami nicht mochte? Nein, sie konnte den Jungen nicht leiden, den Egon, das hatte die Sibylle schon lange gemerkt. Und weil der Ami dem Jungen gehörte und der Junge ihn liebte, paßte ihr der Ami nicht. Also so stand es? Sie schoß einen stummen Blick über den Tisch zu der Mutter hinüber, und als die Mutter den Blick auffing, wechselte sie die Farbe.

Ihren Kantor also wollte sie haben? Aber den Jungen nicht dazu? Ach so. Aber wußte sie denn nicht, daß sie ihn haben wollte? Die Sibylle den Egon? Daß er ihr Bruder sein sollte, daß sie seine Schwester sein wollte, wußte sie das nicht? Hatte sie es ihr nicht ausdrücklich gesagt? Jawohl hatte sie es ihr gesagt. Und jetzt trat sie ihr in den Weg? Und —

Und plötzlich flog der Stuhl, auf dem die Sibylle gesessen hatte, mit einem krachenden Stoße zurück, mitten im Zimmer stand die Sibylle.

„Aber ich will, daß der Ami herunterkommen soll! Ich will's und ich will's!"

Sie schrie die Worte mit gellender Stimme; ihre kleinen Hände waren zu Fäusten geballt; ihr Gesicht verzerrt und kreideweiß.

Der Kantor flog förmlich aus seinem Lehnstuhl empor. Es war, als wenn eine Bombe in dem Zimmer explodiert wäre.

Die Witwe Hauschka sprang auf und eilte auf die Kleine zu.

„Aber Sibylle? Aber Sibylle?" Und sie drückte das Kind an sich.

Die Sibylle sträubte sich gegen ihre Liebkosungen. Ein Tränenstrom brach aus ihren Augen.

„Aber der Ami soll hereinkommen dürfen," schluchzte sie wütend.

„Ja doch," begütigte sie die Mutter, „du kannst ja mit dem Jungen gehn, ihn holen."

Die Sibylle zog ihr Taschentüchlein hervor und wischte sich langsam die Tränen aus dem Gesicht. Dann ging sie auf den Egon zu.

„Komm," sagte sie im Befehlshaberton und ergriff ihn an der Hand.

Wie betäubt gehorchte ihr der Knabe und beide Kinder gingen hinaus.

Es dauerte nicht lange, so kehrten sie zurück. Winselnd vor Aufregung schwänzelte der Ami hinter ihnen drein. Der Hund war so ausgehungert, daß, sobald er die Milch und den Kaffee roch, er auf einen Stuhl sprang und mit beiden Vorderpfoten auf den Tisch stieg.

„Wirst du runter?" knirschte die Witwe Hauschka halblaut.

Sie wagte nicht, den Hund mit eigener Hand hinunterzujagen, denn die Sibylle stand grade vor ihr und nahm den Milchtopf vom Tische auf.

„Nimm den Ami herunter," gebot die Sibylle dem Egon, „ich werde ihm hier unten etwas geben."

Der Knabe hob den Hund in seinen Armen vom Tische und setzte ihn nieder.

Die Sibylle goß eine Untertasse voll Milch, brockte Weißbrot hinein und stellte die kleine Mahlzeit an den Boden.

Mit einem Sprunge fiel das Tier darüber her. Die Sibylle stand daneben und blickte nachdenklich auf den Hund herab. Dann kauerte sie sich zu ihm nieder und strich ihm über den Rücken.

„Du armer Ami," sagte sie, „wie du hungrig bist."

Die Untertasse war bald ausgeschlappt.

„Willst du noch ein bißchen haben?" fragte die Sibylle.

Sie nahm die Schale auf, um den Rest aus der Milchkanne hineinzugießen.

Als sie sich damit herniederbeugte, stieg der Hund schweifwedelnd an ihr empor, als wenn er sich bei ihr bedanken wollte.

„Du, Egon," rief die Sibylle ganz beglückt, „sieh doch nur her, der Ami wird gut zu mir!"

Der Knabe nickte stumm bestätigend. Er saß auf seinem Stuhle, sah allem zu, ohne eine Hand zu rühren. Er war so müde, daß er sich kaum mehr aufrecht halten konnte.

In seinem Kopfe war solch ein sonderbares Gefühl, als wenn sich ein Nebel darin ausbreitete, der immer dichter wurde, so daß er die Menschen umher nur noch in schwachen Umrissen erblickte und ihre Worte nur halb noch verstand.

„Ich glaube, der Junge muß zu Bette gehn," erklärte die Witwe Hauschka, „er fällt ja um vor Müdigkeit."

„Ja, ja, geh du nun hinauf und leg' dich zu Bett," bestätigte der Kantor.

Der Knabe erhob sich, und ohne den Vater oder die Witwe anzusehen, ging er auf die Tür zu. Dabei sah es beinah aus, als wenn er taumelte.

Der Hund lief ihm nach.

Die Sibylle sprang auf und schoß hinter ihm zur Tür hinaus.

Als sie in den Flur trat, stand der Junge gegen die Wand gelehnt.

Vor ihm stand der Ami, wartend, daß er auf den Arm genommen werden würde, und anscheinend erstaunt, daß es heute nicht geschah.

„Du, Egon," sagte die Sibylle, als sie ihn so unschlüssig sah, „möchtest du noch nicht hinaufgehn?"

Der Knabe wandte den öden Blick auf den Hof und das Hinterhaus.

„Ich fürchte mich so vor da oben," erwiderte er mit schwerer, beinah lallender Zunge.

Wie ein Pfeil drang das Wort in das Herz des Mädchens.

Sie verstand es ja nur zu wohl, daß er sich fürchtete. Würde sie sich denn nicht gefürchtet haben, wenn sie da hinauf gemußt hätte, wo die Frau vor kurzem gestorben war? Und dabei gar keine Möglichkeit ihm zu helfen.

Blitzschnell gingen alle Gedanken, deren sie habhaft werden konnte, durch ihren Kopf. Ob er nicht bei ihnen unten bleiben konnte? Aber wie hätte das gemacht werden sollen? Und ihre Mutter, die ihn nicht mochte. Aber er hatte ja seinen Vater — aber freilich, der —

Und plötzlich überkam sie die Empfindung von der Verlassenheit und Verlorenheit des unglücklichen Jungen mit so vernichtender Gewalt, daß sie in Tränen ausbrach.

„Du armer Egon," sagte sie, indem sie beide Arme um ihn schlang, „du armer Egon."

Sie drückte den Kopf an seine Brust und ihre Tränen flossen so stark, daß sein schwarzer Trauerrock ganz feucht davon wurde.

Aber der Nebel in seinem Kopfe ließ ihn das alles nur halb noch bemerken und empfinden.

Er richtete sich auf und mit wankenden Schritten ging er davon, über den Hof, in das Hinterhaus hinein.

Eine so unruhige Nacht wie diese hatte die Sibylle in ihrem jungen Leben noch nie durchgemacht. Sie war eingeschlafen, aber aus dem Schlafe aufgewacht, und indem sie nun in die schwarze Nacht hinausblickte, war ihr erster Gedanke, wie es wohl jetzt „da oben" aussehen möchte.

Der Gedanke ließ sie nicht wieder einschlafen. Sie hatte ein Gefühl, als müßten sich schreckliche Dinge bereiten.

Aus der Ferne kam der hallende Schlag einer Kirchturmuhr; grade Mitternacht.

Von Märchen wußte sie nichts — aber Gespenster, das war etwas anderes, und Gespenster kamen um Mitternacht. Vielleicht, daß grade jetzt die tote Kantorsfrau — und schauernd kroch sie unter die Bettdecke.

Länger als gewöhnlich schlief sie in den Morgen hinein.

Es war schon spät, als sie aufstand; in aller Eile mußte sie sich anziehen, um noch rechtzeitig zur Schule zu kommen, sonst wäre sie rasch noch einmal hinaufgelaufen, nach dem Egon zu sehen.

Als sie aus der Schule zurückkam, trat eben der alte Sanitätsrat aus dem Hause. Er zeigte ein besorgtes Gesicht.

Von wo kam denn der? Bei wem war er gewesen?

Auf dem Flur stand die Mutter im Gespräch mit einer Nachbarin. Das Gespräch wurde leise geführt; aber das letzte Wort, das die Mutter sagte, hatte sie verstanden: „Er wird wohl sterben."

Der Atem versagte dem Mädchen.

Wer würde sterben? Der Kantor? Aber der war ja gestern abend kerngesund gewesen, und wenn er es gewesen wäre, hätte die Mutter nicht so ruhig gesprochen. Also etwa —?

Hände und Füße wurden ihr eiskalt, ein dumpfes Brausen war in ihren Ohren.

Konnten denn Kinder sterben? Sie hatte über solche Dinge nachgedacht, wie Kinder es tun. Sterben war eine Sache der Erwachsenen. Erwachsene Leute waren alt und alte Leute mußten einmal sterben; nun ja. Das war einmal so eingerichtet. Aber ein Kind, nicht älter als sie, das sollte auch schon hinweg müssen? Unter die Erde hinunter? Nie mehr spielen? Nie mehr spazierengehn? So etwas war möglich?

Wie ein Bleigewicht fiel ihr der Gedanke auf das Haupt, machte sie ganz sprachlos, raubte ihr beinah die Besinnung.

Trotz allen Schauders aber war das Mitgefühl für den Jungen so stark in ihr, daß sie gleich zu ihm hinauf wollte. Nur der energische Befehl der Mutter vermochte sie, unten zu bleiben, bis daß sie zu Mittag gegessen hatte.

Dann aber ließ sie sich nicht länger halten.

In der Tür droben steckte der Drücker. Ganz leise öffnete sie, und auf den Fußspitzen, mit angehaltenem Atem, trat sie ein. Ihr war, als ginge sie etwas Wunderbarem, Unerhörtem entgegen.

Der alte Sanitätsrat war schon wieder gekommen; mit dem Kantor stand er vor dem Bette des Knaben, das aus dem Schlafzimmer in den Vorderraum geschafft worden war.

Die Kleine mußte um die beiden Männer herumschleichen, um an das Bett zu gelangen.

In dem Bette lag der Egon, ausgestreckt, mit geschlossenen Augen, die Hände auf der Bettdecke.

Als die Sibylle an das Kopfende seines Lagers trat, schlug er die Augen auf; er schien sie zu erkennen; indem sie sich niederbeugte, bewegten sich seine Lippen und die rechte Hand erhob sich ein wenig. Es sah beinah aus wie eine Begrüßung.

Der Arzt hatte die Kleine erkannt.

„Na, Mamsellchen," sagte er leise, indem er sie unter das Kinn nahm, „wieder Krankenpflegerin? Das ist recht."

Er wandte sich an den Kantor.

„Lassen Sie die Kleine nur bei ihm; Sie können doch nichts helfen, Sie haben ja gesehen, wie er sich aufregt, wenn er Sie sieht."

Geräuschlos setzte er einen Stuhl neben das Bett und bedeutete die Sibylle, Platz darauf zu nehmen. Dann ging er mit dem Kantor hinaus.

Die Sibylle war der Weisung des alten Arztes gefolgt. Nun saß sie zur Seite des Bettes, zwischen diesem und der

offenen Balkontür; denn weil es ein weicher, warmer Nachmittag war, hatte der Arzt angeordnet, daß die Tür offen bleiben und frische Luft herein sollte. Sie gab keinen Laut von sich, hielt sich mäuschenstill; unverwandt blickte sie auf den Knaben, der da vor ihr lag.

Die Augen waren ihm wieder zugesunken. Ein Bilderbuch lag aufgeschlagen auf der Bettdecke, ein altes Buch mit Darstellungen von Tieren; auf dem Buche lagen seine Hände. Wie matt die Hände aussahen, wie weiß, beinah durchsichtig. Das leinene Hemd, das seinen Körper umschloß, war auf der Brust ein wenig aufgegangen; durch den Spalt des Hemdes sah sie seine nackte Brust; wie weiß sie war. Und das Gesicht!

Immer war ihr das so merkwürdig gewesen, daß er so weiß war und sie so braun. Verstohlen, wenn er neben ihr ging oder saß, hatte sie auf ihre eigenen Hände niedergeblickt und sich bewundernd gestanden, was für eine vornehme Haut er im Vergleich zu ihr hatte. Immer war ihr der Junge darum so merkwürdig gewesen; all seine Gleichgültigkeit hatte sie geduldig ertragen, weil sie sich ihm gegenüber wie etwas Untergeordnetes empfand. Daß er unpraktisch war, daß sie eigentlich klüger war als er, daß sie ihn eigentlich nie so recht verstand, alles das war ja wahr — aber trotz alledem — etwas Geheimnisvolles war an ihm gewesen, beinah etwas Wunderbares.

Und jetzt wollte er das tun, was sonst nur die Erwachsenen und die Alten taten: sterben.

Sterben — wenn ihr jemals der Gedanke an so etwas gekommen war, hatte sie es sich nicht anders vorstellen können, als daß das ein wütendes Umherschlagen, ein sich Sträuben und Wehren sein müßte. Ihre energische kleine Natur bäumte sich dagegen auf. Und so still machte er es, so lautlos gab er sich dahin, beinah wie ein Licht, das von selbst erlischt, das man nicht einmal auszulöschen braucht.

Der wunderbare Junge!

Unwillkürlich falteten sich ihre Hände im Schoße; andächtig, wie in der Kirche, saß sie da, und in der feierlichen Stille des verglühenden Sommertages wandelte das große Geheimnis aller Dinge ahnungsvoll durch die junge schauernde Seele.

Ein schwaches Geräusch vor der Tür erweckte sie aus ihren Gedanken. Leise erhob sie sich, um nachzusehen, was es gäbe.

Der Ami war ausgesperrt gewesen und kam herein, da sie

die Tür öffnete. Ohne weiteres sprang er auf das Fußende des Bettes, auf dem er zu ruhen gewöhnt war, wenn der Egon im Bette lag.

Indem der Knabe die Berührung fühlte, schoben seine Augenlider sich ein wenig zurück. Er erkannte den Hund und der verlorene Schimmer eines leisen, leisen Lächelns ging über seine Züge.

Seine Hand tastete über das Bilderbuch und blieb an einer Stelle liegen.

Die Sibylle beugte sich nieder, um zu erkennen, auf was er deutete. Das Bild zeigte einen Hund.

„Das ist — der — Ami," sagte er.

Sein Sprechen war ein Lispeln, so leise, daß sie ihn nur verstand, weil ihr Kopf über seine Brust gebeugt und ihr Ohr dicht an seinem Munde war.

Der Hund auf dem Bilde zeigte zwar nicht die geringste Ähnlichkeit mit dem Ami; es war ein großer Bernhardiner oder Neufundländer — dennoch nickte sie bestätigend mit dem Kopfe; jawohl, es war der Ami.

Abermals trat ein langes, tiefes Schweigen ein. Der Hund blickte auf seinen kleinen Herrn, und als er von diesem, dessen Augen wieder geschlossen waren, keinen Blick empfing, richtete er die schwarzen Augen auf die Sibylle, als wollte er fragen: „Was ist denn hier los?" Die Sibylle legte den Finger an den Mund; es war ihr, als sei der Hund ein menschlich denkendes Wesen und als müßte sie ihm Schweigen gebieten.

„Streichle ihn — mal," kam es wieder von den Lippen des Knaben, „damit er — dir gut wird."

Sie kniete am Bette nieder und streichelte den Hund über Kopf und Rücken.

Der Hund drückte sein Köpfchen in ihre Hand und seine Zunge fuhr heraus, als wollte er ihr die Hand lecken.

„Er hat mir einen Kuß geben wollen," flüsterte die Sibylle dem Egon ins Ohr.

Die Hand des Knaben tastete umher, bis daß sie die Hand des Mädchens gefunden hatte. Regungslos ließ sie ihre Hand in der seinigen; es war das erstemal im Leben, daß er aus eigenem Antrieb nach ihrer Hand gegriffen hatte.

„Du — Sibylle," hauchte er, „ich will dir — den Ami — schenken"

Als die Kleine das vernahm, brach sie wortlos in Tränen aus, beugte sich schluchzend über den Knaben und hielt ihr Gesicht auf seine Brust gedrückt. Sie verstand was das Wort bedeutete. Das Einzige, Letzte, Liebste was er besaß, gab er dahin. Das hieß, daß er Abschied nahm. Und er schenkte es ihr — das hieß, er nahm Abschied im Augenblick, da er ihr gut geworden war, zum erstenmal!

Nun würde er nie wieder mit ihr spazierengehn, nun würde sie nie wieder Exempel für ihn ausrechnen auf ihrer Tafel — ein wütender Schmerz zerriß ihr armes, kleines Herz und mit beiden Armen warf sie sich über ihn hin.

„Ach Egon," stammelte sie unter Tränen, „ach Egon, ach Egon."

Indem sie das Gesicht auf seinen Leib preßte, fühlte sie, wie der Leib sich bewegte, wie die Brust sich hob und senkte, krampfhaft sich aufbäumte, und wie dann alles wieder ruhig wurde, regungslos und still.

Sie erhob das tränenüberströmte Gesicht und wandte es nach ihm um.

Seine Augen waren weit geöffnet und in den Augen war ein wunderbarer, staunender, fragender Ausdruck, und dann etwas — so Sonderbares —

Einige Augenblicke darauf kam es die Treppe des Hinterhauses herab, eilend, hastend, stürmend, in Sprüngen, immer zwei Stufen auf einmal, über den Hof fegte es hin, über den Flur und bei der Witwe Hauschka brach es ein. Die Sibylle war es, die schreiend hereingelaufen kam, schreiend, mit beideu Händen am Kopfe, die sich auf die Dielen warf, mit ganzem, plattem Leibe, so daß die Witwe erschreckt aufsprang und der Kantor ebenso, der bei der Witwe saß.

„Da oben! Daß doch nur jemand nachsieht, da oben! Ich glaube — der Egon — ich glaube — der Egon —"

Der Kantor wurde aschfahl im Gesicht und stürzte hinaus. —

Die Sibylle hatte richtig geglaubt; diesmal hatte sich der Egon nicht mehr aufgeregt, als der Vater an sein Bett trat. — —

Das Geschrei der Sibylle, ihr Klagen und Jammern war verstummt; eine erdrückende Stille lag auf Vorder- und Hinterhaus; es wurde dunkel.

Die Witwe Hauschka hatte ihre Lampe angezündet und saß mit einer Näharbeit an ihrem Tische. Von der Arbeit blickte sie auf; die Tür öffnete sich und die Sibylle, die vorher

hinausgegangen war, trat herein. Auf den Armen trug sie den Ami.

Sie blieb vor der Mutter stehn.

„Der Egon hat ihn mir geschenkt," sagte sie.

Die Mutter erwiderte kein Wort.

Die Sibylle ließ den Hund zur Erde, holte einen kleinen Korb aus dem Nebenzimmer, legte ein Kissen hinein und stellte ihn in die Ecke des Zimmers. Das war von nun an die Schlafstätte des Ami. Dann holte sie wieder eine Schale Milch mit eingebrocktem Brot — das war sein Abendessen.

Die Witwe Hauschka sah allem schweigend zu, ließ das Mädchen ohne Widerspruch gewähren, sagte kein Wort.

Der Hund hatte Bürgerrecht in ihrer Wohnung erlangt und er behielt es. Behielt es auch später, als die Witwe Hauschka längst schon Frau Apel geworden war und mit ihrem zweiten Manne, dem Kantor Apel und ihrer Tochter, der Sibylle, fern von hier in einer anderen Gegend der Stadt wohnte.

Auf der Straße aber stießen sich die Leute an, wenn sie des Nachmittags, beinah alle Tage und immer zu gleicher Zeit ein kleines, hübsches, saubergekleidetes Mädchen mit schwarzem Haar und schwarzen Augen die Straße dahingehen sahen, hinter ihr, einmal wie allemal, ein kleiner alter Hund, halb Pintscher, halb Spitz.

„Wie nur das hübsche Kind zu dem häßlichen Hunde gekommen sein mochte?"

Ja — wer das gewußt hätte.



Das wandernde Licht



An der kleinen Station, die nicht weit hinter Breslau an dem großen Schienenstrange liegt, der, Schlesien durchquerend, Berlin mit Wien verbindet, war zu später Abendstunde der Eisenbahnzug angekommen.

Es war keiner von den Kurierzügen; wenige Fahrgäste nur saßen in den Wagen verteilt; auf der Station stiegen nicht mehr als zwei Reisende aus. Dies waren zwei Männer, von denen der eine, der bejahrter und dicker als der andere war, sogleich von dem Gepäckträger des Bahnhofs in Empfang genommen und begrüßt wurde. Er schien am Orte bekannt zu sein, und das war natürlich genug, denn es war der Arzt, der in der kleinen, etwa zwei Meilen hinter der Station landeinwärts gelegenen Stadt seinen Wohnsitz hatte.

„Ist der Wagen da?" fragte er den Gepäckträger, dem er seine Reisetasche anvertraute; er war offenbar nur zu einem kurzen Ausfluge von Hause fort gewesen.

„Is da, Herr Dukter," erwiderte jener; „die Frau Dukter hat och den Mantel für'n Herrn mit eingelegt, wird aber nicht nötig sein, is scheenes Wetter heut abend zur Nacht."

Jetzt wandte sich der Arzt an den Mitreisenden.

„Wollten Sie nicht auch nach — fahren?" Und er nannte den Namen des Städtchens.

Der Angeredete bejahte. Er wollte am nächsten Tag noch weiter ins Land hinein; darum hatte er die Absicht gehabt, in der Stadt zu übernachten.

Mit einem raschen Blicke stellte der Doktor fest, daß außer einem Koffer nichts weiter an ihm hing.

„Wenn's Ihnen also recht ist," meinte er, „steigen Sie mit ein, und wir fahren zusammen."

Das wurde angenommen, und bald darauf rasselte der Wagen mit seinen Insassen durch das Gittertor des Bahnhofsgebäudes auf die Chaussee hinaus, die sich im Mondlicht wie ein weißes flimmerndes Band in das Land hinein verlor.

Es war, wie der Gepäckträger gesagt hatte, schönes Wetter heut abend zur Nacht.

Man befand sich im Juli; zu beiden Seiten der Chaussee stand das reifende Korn auf den Feldern; über dem weiten, flachen Lande lag die tiefe, süße Stille der Sommernacht, nicht unterbrochen, sondern nur eindringlicher gemacht durch das Gequak

der Frösche, in das sich von Zeit zu Zeit der dumpfe Ruf der Rohrdommel mischte.

Um die Fahrt zu verkürzen, bog jetzt der Kutscher von der Chaussee in einen Weg ab, der quer durchs Land einen Bogen der großen Fahrstraße abschnitt. Obschon man hier stellenweise durch sandigen Untergrund hindurch mußte, blieben die kräftigen Braunen, die vor den Wagen gespannt waren, in munterem Trabe, so daß man gut vom Flecke kam.

Nach einer halben Stunde etwa tauchten vor den Reisenden die dunklen Umrisse eines baumreichen Parks auf, und indem man näher kam, sah man über den Bäumen ein Haus emporsteigen. Vielleicht war es das Dunkel der Nacht, welches die Linien des Gebäudes undeutlich machte — jedenfalls erschien es, von hier unten gesehen, außerordentlich groß, beinah kolossal.

„Ist das das Schloß, das zu dem Park gehört?" unterbrach der zweite Reisende, der im Lande fremd zu sein schien, die Stille, die bisher im Wagen geherrscht hatte.

„Jawohl, das ist das Schloß," erwiderte der Arzt. „Ein gehöriger Kasten! Nicht wahr?"

Die Bezeichnung traf zu. Einem ungeheuren finstern Kasten sah das Bauwerk ähnlich, wie es in seiner schweren Masse, lautlos, scheinbar leblos, auf der Terrasse über dem Parke lag, und mit den schwarzen, lichtlosen Fenstern in die dunkle Nacht hinausstierte.

Indem die Blicke des Reisenden noch an dem merkwürdigen Bilde hafteten, griff der Kutscher mit einem plötzlichen Ruck in die Zügel, so daß die Pferde zum Stehen kamen.

„Herr Dukter," wandte er sich vom Bocke zum Wagen um, „itze sucht er wieder — da!"

Mit dem Peitschenstiele deutete er auf das Schloß hin; die Augen des Arztes und seines Begleiters folgten der angegebenen Richtung.

In dem toten Hause war es lebendig geworden.

Hinter einem der dunklen Fenster, und zwar demjenigen, welches sich an der äußersten Ecke des Hauses befand, dämmerte ein Lichtschein auf, der sich allmählich verstärkte, so daß es aussah, als käme eine Leuchte aus dem hinteren Teile eines weitläuftigen Gelasses langsam nach vorn.

Dann blieb das Licht stehen, flackerte eine Zeitlang hin und her, als würde die Leuchte von der Hand, die sie trug, im Kreise

umhergeführt; alsdann verdunkelte sich das erste Fenster, das danebenliegende wurde hell — das Licht wanderte. Man konnte wahrnehmen, wie es aus dem ersten Zimmer in das anstoßende Gemach ging. Dort blieb es abermals stehen, und der Vorgang von vorhin wiederholte sich. Aus dem zweiten wanderte es in das dritte, und so die ganze lange Flucht von Zimmern entlang, und jedesmal das flackernde Umherfahren, jedesmal aber hastiger, als würde die Hand, die die Leuchte trug, immer erregter, als suchte das Licht etwas in den Ecken der Gemächer, und fände nicht, wonach es suchte. Wie das Ringen einer stummen, verzweifelten Seele, beinah gespensterhaft sah das alles aus.

Zwölf Fenster befanden sich in der langen Front des Schlosses; an allen zwölf wanderte das Licht entlang, bis daß es endlich in das letzte, von dem ersten Zimmer entfernteste Gemach gekommen zu sein schien.

Hier wurden die Bewegungen noch ungestümer als zuvor, das Licht fuhr herauf und herab, daß es aussah, als suchte es am Fußboden umher.

„Itze is er in ihrem Schlafzimmer," sagte der Kutscher, der kein Auge von dem Vorgange verwandt hatte.

„Ja, jetzt ist er in ihrem Schlafzimmer," bestätigte der Arzt. In dem Augenblick aber trat eine neue Erscheinung ein: das Licht, das ganz tief am Boden umhergeglitten war, als suchte es unter Möbeln und Betten, wurde plötzlich hochgehoben und stand ruhig und still, ohne weiter umherzuirren und zu flackern. Es sah aus, als wäre eine andere, festere Hand hinzugekommen, die es der ersten abgenommen hatte und emporhielt. Dies dauerte einige Zeit, dann verdämmerte der Lichtschein nach dem Hintergrunde des Zimmers, verschwand sodann völlig, und gleich darauf lag das Schloß wieder finster und leblos da, wie es zuvor gelegen hatte.

„Itze is der Johann gekommen und hat ihn geheißen, vernünftig sein," sagte der Kutscher, indem er leise in sich hineinlachte, wie jemand, der sich gegrauelt hat und froh ist, daß der Spuk zu Ende ist.

„Es scheint," erwiderte der Arzt, „jetzt ist der Johann gekommen. Also — fahr auch zu."

Er lehnte sich zurück, der Kutscher schnalzte mit der Zunge, und die Pferde zogen wieder an. Wenige Minuten später lag das Schloß den Fahrenden im Rücken.

Der zweite Reisende, der das abenteuerliche Schauspiel schweigend beobachtet hatte, wandte sich jetzt an seinen Begleiter. Aus dem Gespräche des Arztes und des Kutschers hatte er entnommen, daß der rätselhafte Vorgang ihnen verständlich erschien.

„Können Sie mir denn sagen," fragte er, „was das alles für eine Bewandtnis hat?"

Es erfolgte zunächst keine Antwort. Der Arzt saß in seiner Wagenecke und brummte vor sich hin; er schien nicht recht aufgelegt, Auskunft zu erteilen.

„Sie sind wohl nicht aus der Gegend?" fragte er dann zurück.

„Nein — warum?"

„Hm — nu ja —" meinte der Arzt, „weil sonst — haben Sie nie von den Fahrenwalds gehört?"

„Fahrenwalds?"

„Nu ja — die Freiherren von Fahrenwald."

„Niemals gehört," versicherte der Gefragte.

Der Arzt brummelte wieder vor sich hin; es klang beinah wie Mißbilligung. Als echter Schlesier konnte er kaum begreifen, daß jemand von einem Geschlechte, wie das der Fahrenwalds, nichts wissen sollte.

„Gehört denen das Schloß?" fuhr der Reisende nach einer Pause fort.

„Nu, das versteht sich," entgegnete der Arzt, „der Baron, der jetzt da oben sitzt, ist der letzte von ihnen."

Er drückte sich tiefer in seinen Sitz.

„Aber wenn Sie fremd sind — es sind Sachen — man tut schon besser, man spricht nicht viel davon."

Der andere wurde immer neugieriger.

„Ist etwas los mit dem jetzigen Baron?"

„Nu — was soll mit ihm los sein?" sagte der Arzt, dessen Antworten immer zögernder wurden, „man könnte halt eben von ihm sagen: es blakt bei ihm ein wenig."

„Es — blakt?" fragte der Gefährte. „Was meinen Sie damit?"

Der Arzt lachte in sein feistes Doppelkinn.

„Nu, sehen Sie, das Gehirn der Menschen, damit ist's so ungefähr wie mit den Lampen. Bei den einen brennt das ruhig und manierlich, bei den andern flickert's und flackert's, und endlich gibt's welche, bei denen die Lampe blakt."

„Also — irrsinnig?“

Der Arzt schlug mit der Hand durch die Luft und wandte den Kopf nach der anderen Seite.

Eine längere Pause entstand.

Dann fing der andere wieder an.

„Und — er hat also eine Frau?“

Der Arzt warf den Kopf herum.

„Wieso?“ fragte er.

„Nun — weil Sie doch vorhin sagten, daß er jetzt in ihrem Schlafzimmer wäre.“

Der Arzt stieß einen schnaubenden Seufzer aus. Es war ihm offenbar nicht lieb, daß er so ausgeholt wurde, und er ärgerte sich, daß er schon zuviel gesagt hatte.

„Eine Frau,“ sagte er dann, „kann ja sein, daß er eine hat, oder wenigstens gehabt hat. Aber das ist eine Sache, wo es schon am besten ist, wenn man halt gar nicht davon spricht.“

Er seufzte noch einmal; seine Stimme sank herab, daß es wie ein Selbstgespräch klang: „Die Frauensleute — das ist ja manchmal nicht viel anders als die Schafe, die ins Feuer laufen, weil es glänzt. Nachher, wenn sie drin sind, merken sie, daß es auch brennt, aber dann ist's zu spät.“

Er schüttelte die Achseln und reckte sich auf.

„Aber wie gesagt — da wird alles mögliche geredt — denn wovon reden die Leute nicht — und wenn man nachher zusieht, wer etwas weiß, ist niemand, der etwas Sicheres weiß. Darum mein' ich schon, es ist halt das Beste, man spricht nicht davon. Und ich für mein Teil, ich meine, es ist gut, wenn einer keine Verpflichtung hat, sich um gewisse Dinge zu bekümmern. Dann soll er sich auch nicht darum bekümmern. Und ich habe keine Verpflichtung, mich geht's nichts an — also bekümmere ich mich nicht drum.“

Damit lehnte er sich tief in die Wagenecke zurück, wie jemand, der genug gesagt hat und nichts weiter sagen will. Der andere schien es zu fühlen und schwieg. Die Andeutungen des Arztes hatten ihm die Sache beinah noch dunkler gemacht, als sie gewesen war. Irgendein Vorgang mußte sich da oben abgespielt haben, vielleicht sogar ein schrecklicher, aber was?

Immerfort sah er das stumme Licht hinter den Fenstern des toten Hauses dahinwandern, von Zimmer zu Zimmer, wie ein schlummerloses böses Gewissen, immerfort das zuckende Umher-

fahren der Leuchte, das Suchen in den Ecken der Gemächer, am Fußboden entlang, unter Möbeln und Betten, das wilde verzweifelte Suchen. Wer war der nächtliche Wanderer? Wen suchte das Licht? Ein Schauder bedrückte ihm das Herz — was mochte das finstere Haus gesehen haben?

* *
*

In den Breslauer Gesellschaftskreisen war vor einiger Zeit eine Persönlichkeit aufgetreten, deren Erscheinen in den Familien, denen sie Besuch machte, jedesmal eine gewisse Aufregung, eine Mischung von geschmeicheltem Stolz und beklommener Sorge hervorrief. Das war der Baron Eberhard von Fahrenwald.

Alle Welt kannte den Namen und den Reichtum des Geschlechts, alle Welt aber munkelte auch, daß es mit den Fahrenwalds nicht recht richtig sei.

Jahrelang nach dem Tode des Vaters war der Baron Eberhard unsichtbar, wie verschwunden gewesen. Wo hatte er gesteckt? Einige behaupteten, er hätte Reisen um die Welt gemacht, andere, er wäre gar nicht von seinem Schlosse fortgekommen, sondern hätte vergraben und verborgen unter seinen Büchern gelebt, eine dritte Art von Berichterstattern endlich wußte zu erzählen, daß er ganz einfach in einer Anstalt untergebracht gewesen sei. Anverwandte, von denen man Gewisses und Genaues hätte erfahren können, waren nicht vorhanden; die Fahrenwalds waren wie ein alter, verdorrender Baum, der keine Äste mehr treibt, von dem nur noch der Stamm übrig geblieben ist.

Und nun tauchte diese geheimnisvolle Persönlichkeit plötzlich auf, machte Besuche und tat alles das, wodurch Menschen anzudeuten pflegen, daß sie mit Menschen verkehren wollen. Und doppelt auffällig — seine Besuche galten vornehmlich den Familien, wo Töchter im Hause waren. Was hatte das zu bedeuten? Etwa, daß er daran dachte —? Man konnte es den Eltern im Grunde nicht verdenken, wenn sie sich aufgeregt fühlten.

Einen Freiherrn von Fahrenwald zum Schwiegersohn zu besitzen, die eigene Tochter als Gebieterin eines großen Vermögens, als Besitzerin eines von aller Welt gepriesenen Herrensitzes zu wissen — unter normalen Umständen wäre es ja ein Ziel gewesen, „aufs innigste zu wünschen“. Aber so — wie nun einmal die Verhältnisse jetzt lagen —

Erklärlicherweise bemächtigte sich die Aufregung der Eltern in noch stärkerem Maße der Töchter selbst. Neugier mischte sich mit Grauen; es war eigentlich ein noch nie dagewesener Gesellschaftsreiz.

Sobald es feststand, daß der „verrückte Baron" — denn unter dieser Bezeichnung ging er kurzweg — zu einer Gesellschaft eingeladen sei und erscheinen würde, flogen die jungen Damen auf, von Haus zu Haus, herüber und hinüber, und es gab ein Gewisper und Geflüster, ein Kichern und Lachen, und ein wollüstig wonnevolles Graueln.

Wie doppelt begehrenswert man sich erschien! Wie man sich gegenseitig darauf ansah, auf welche von ihnen wohl der unheimliche Mensch die Augen richten, nach welcher von ihnen er die Hand ausstrecken würde! Die blühenden Wangen beugten sich zueinander, die kleinen Hände drückten sich mit gegenseitigem Verständnis — es war wie ein erregter Taubenschwarm, über dem der Habicht in Lüften steht.

Man kann sich hiernach vorstellen, wie eigentümlich und gepreßt der Empfang war, der dem Baron Eberhard von Fahrenwald zuteil wurde, so oft er in Gesellschaften erschien.

Seine persönliche Erscheinung und die Art seines Auftretens bestärkte alles das, war über ihn gemunkelt und geredet wurde.

Man wußte, daß er stets von seinem Diener begleitet wurde, der nie von seinen Schritten wich und ihm zu jeder Gesellschaft folgte.

Dieser Diener war ein langer, hagerer, eisgrauer Mann, mit einem von schweren Runzeln durchfurchten Gesicht, aus dem eine starke, gekrümmte Nase hervorragte. Stets in schwarzem Frack und weißer Krawatte, wie ein versteinerter Überrest aus der Zeit, da es noch große Herren und große Kammerdiener gab.

Nie hatte man ein Wort aus seinem Munde vernommen, kaum einmal hatte man gesehn, daß er nach rechts oder links blickte — an einem einzigen Gegenstande haftete sein Denken und Sinnen, das war sein Herr.

Jeden Abend, wenn er den Baron zu einer Gesellschaft begleitete, wiederholte sich ein seltsamer Vorgang: er stand hinter seinem Herrn und nahm ihm mit schweigender Würde den Mantel ab; währenddem wandte der Baron sich zu ihm um und sagte: „Geh nach Haus, Johann, und hole mich nachher

ab." Jedesmal, so oft der Baron dieses sagte, verneigte sich der alte Johann, feierlich wie ein Senator, nahm den Mantel seines Herrn an sich und ging nicht nach Haus. Im Dienerzimmer setzte er sich nieder, ernst, würdevoll und schweigsam, und wartete, bis die Gesellschaft zu Ende war. Sobald der Baron dann heraustrat, stand der Alte schon wieder da, den Mantel in beiden Händen, stumm, regungslos, wie eine Bildsäule. Natürlich hatten die Diener und Hausmädchen der Häuser, wo die Gesellschaften stattfanden, sich bemüht, den komischen alten Kerl zum Sprechen zu bringen und über seinen Herrn auszuholen, aber sie hatten ihre Versuche aufgeben müssen; sie hätten ebensogut zu einem Stein sprechen können; der Alte hatte nicht einmal getan, als ob er sie überhaupt vernähme.

Ein einziges Mal hatte er ein Lebenszeichen gegeben — der Fall war sorgfältig registriert worden — als einmal ein schnippisches Stubenmädchen in seiner Gegenwart gesagt hatte, nun würde der Herr Baron wohl nächstens heiraten und eine Frau Baronin nach Haus bringen. Er wäre so zusammengezuckt, erzählte das Mädchen, als er das gehört, daß es nicht anders ausgesehen hätte, als wenn er sich schüttelte, und dann hätte er sie mit einem Blick angesehen — ganz gräßlich, sagte das Mädchen. Und dann hätte er die Achseln gezuckt, ganz hoch hinauf, und alsdann wieder stumm dagesessen. Und das Achselzucken, das hätte ausgesehen, als wollte er sagen: „Was redst du denn? Weißt du denn nicht, daß er verrückt ist?"

Seitdem stand es für die Dienerschaft fest: der Baron von Fahrenwald war verrückt. Der alte Johann war sein Wärter, und der Wärter hatte es gesagt.

Und aus dem Dienerzimmer flüsterte sich das, wie es ja stets geschieht, in die herrschaftlichen Zimmer hinüber: der Baron von Fahrenwald war verrückt.

Und wer, der ihn ansah, hätte zweifeln können, daß es wirklich also war?

Wenn die Tür sich auftat und er hereintrat mit langsam schleppendem Schritt, ein langer, eckiger Mann, mit dunklem, fast schwarzem Haar, das bleiche, beinah marmorweiße Gesicht von dunklem Barte umrahmt, dann legte es sich unwillkürlich wie ein Alp auf die Anwesenden, Wirte und Gäste, Herren und Damen.

Und dieser Bann ging hauptsächlich von den Augen des Mannes aus, die ganz tief, wie zwei dunkle tiefe Löcher in dem bleichen Gesichte lagen, und aus denen ein starrender, suchender, bohrender Blick hervorgekrochen kam, langsam, beinah wie ein Wurm.

„Er sieht eigentlich kolossal interessant aus," hatte die junge Komtesse Karmsdorf, als sie ihn zum erstenmal erblickte, hinter dem Fächer hervor zu ihren Freundinnen gesagt, „aber da man weiß, wie es mit ihm steht, ist es des Interessanten denn doch ein bißchen zuviel."

Die Freundinnen hatten kopfnickend und kichernd bestätigt, daß es so sei, und als der Baron Miene machte, auf sie zuzutreten, waren sie samt und sonders, wie von einem panischen Schrecken erfaßt, nach einer andern Ecke des Saales entwischt, und es hatte nicht viel gefehlt, so hätten sie laut aufgekreischt.

So erging es dem Baron Eberhard von Fahrenwald. Die Wirte, die ihn eingeladen hatten, konnten sich seiner Begrüßung natürlich nicht entziehen. Aber wenn er alsdann mit schwerer, eckiger Verbeugung auf sie zutrat, sah man ihm an, wie wenig er in fröhlich ausgelassene Gesellschaft paßte. Er versuchte, sein Gesicht zu einem verbindlichen Ausdruck zurechtzulegen, zu lächeln, aber das Lächeln wollte sich so gar nicht mit dem bleichen, schwermütigen Gesicht verstehen, es sah aus, als täte es ihm weh.

Beim Tanze blieb er Zuschauer, am Kartenspiel nahm er nicht teil, so blieb er einsam, und das wiederholte sich in jeder Gesellschaft, so daß man sich unwillkürlich fragte, wie lange er die zwecklosen Besuche und Versuche fortsetzen würde.

Offenbar fühlte er das selbst, denn der Ausdruck dumpfer Schwermut in seinem Gesichte verstärkte sich von einem zum anderen Male, seine Bewegungen wurden immer schleppender, es sah aus, als ermüdete der Mann unter der Last des Daseins.

So näherte sich der Winter seinem Ende. Ein großes Ballfest wurde gegeben, dem der Baron, einsam und teilnahmlos wie gewöhnlich, beiwohnte.

Indem er, an den Türpfosten des Nebenzimmers gelehnt, dem wirbelnden Tanze zuschaute, der im Saale auf- und niederflog, richtete er plötzlich das Haupt zur Seite — es war ihm gewesen —

Auf einem Stuhle, dicht an die Wand gerückt, saß ein junges Mädchen. Sie nahm nicht teil am Tanze, offenbar, weil sie nicht aufgefordert worden war, ein Mauerblümchen, wie man zu sagen pflegt.

Wenn man sie ansah, begriff man das einigermaßen; sie hatte etwas Unscheinbares; sie war nicht besonders hübsch und, wie es schien, arm. Ein schmaler Silberreif um den Hals, das war der ganze Schmuck des jungen Körpers; ihr dürftiges weißes Tüllkleidchen stach von den Gewandungen ihrer reicheren, glücklicheren Altersgenossinnen ab.

Indem der Baron den Kopf nach ihr umwandte, bemerkte er, daß sie ihn schon längere Zeit von der Seite betrachtet hatte. Er sah zwei runde, nicht besonders schöne, aber unendlich gutmütige Augen, die stumm beobachtend, aber ohne Neugier auf ihm ruhten. Jetzt, da er zu ihr hinblickte, senkte sie die Augen, und er gewann Zeit, sie von seiner Seite zu betrachten.

Sie war in Verlegenheit etwas errötet; um den kleinen Mund, der sich ein wenig nach vorn zuspitzte, war ein unmerkliches Zittern; dadurch erhielt das ganze Gesichtchen etwas Trauriges, beinah, als wenn es mit verhaltenem Weinen kämpfte.

Er war also nicht der einzige Einsame heute abend; da war noch eine, und er sah es ihr an, sie fühlte sich unglücklich. Solch ein junges Mädchen, das zum Balle eingeladen, nicht zum Tanze aufgefordert wird und in der Ecke sitzen bleibt, leidet ja in Wirklichkeit ganz bitterlich; alle Qualen der Zurücksetzung lasten auf der armen jungen Seele.

Jetzt schrak die einsame Kleine leise auf, die Röte auf ihren Wangen wich einer tiefen Blässe, ihre Hände, die einen mageren Fächer im Schoße hielten, preßten sich zusammen — der Baron Eberhard von Fahrenwald hatte sich neben sie gesetzt. Sie hatte natürlich, wie alle anderen, von dem „verrückten Baron" erzählen gehört, und nun saß er plötzlich neben ihr, nicht durch Zufall, sondern weil er sie aufgesucht hatte. Es wurde ihr unheimlich zumute.

Vorhin, als sie den blassen einsamen Mann, dem man das Unglück am Gesicht ansah, an der Tür hatte lehnen sehen, war ihr Herz ganz von tiefem Mitleid erfüllt gewesen — jetzt fühlte sie nur die Angst, die ihr die Nähe des unheimlichen Menschen verursachte.

Eine Zeitlang saßen beide schweigend, dann erhob der Baron das Gesicht.

„Es tut mir so leid," sagte er, „daß ich nicht tanze, gnädiges Fräulein, sonst würde ich um die Erlaubnis bitten, Sie dort hineinführen zu dürfen."

Er hatte mit dem Kopfe nach dem Tanzsaale gedeutet; mit unwillkürlichem Staunen wandte sie sich zu ihm um und sah ihm ins Gesicht. War das die Stimme eines „Verrückten"?

Ein so tiefer, milder Wohlklang lag in den einfachen Worten; etwas so Sanftes, so Warmes, so Gütiges kam von ihm zu ihr herüber, daß es ihr war, als hätte eine Hand ihre Hand erfaßt, mit liebem, tröstendem Drucke.

Schweigend blickte sie ihn an und war sich kaum bewußt, daß sie es tat. Schweigend hielt er die Blicke in die ihrigen gerichtet; in seinen tiefen geheimnisvollen Augen erwachte etwas, wie eine sehnende Frage, wie ein Hoffen, das sich nicht hervorgetraut, wie ein verstohlenes Leuchten in lichtloser Nacht.

So saßen die beiden, von niemand beachtet, nach niemand fragend, wie zwei Leidensgefährten, die unausgesprochenes Verständnis zueinander führt, und nach einiger Zeit schob er, ohne ein Wort zu sagen, die Hand zu ihr hin, und ohne ein Wort zu erwidern, löste sich ihre kleine Hand vom Fächer, den sie immer noch krampfhaft umspannt hielt, und senkte sich zitternd in seine Hand. Und als sie nun den leidenschaftlichen Griff fühlte, mit dem er ihre Finger zusammenpreßte, erschrak sie; aber als sie dann fühlte, wie er sogleich, indem er ihren Schreck empfand, den Druck mäßigte, faßte sie neues Vertrauen. Welche Aufmerksamkeit sprach aus seiner Bewegung, welche Zartheit; es war, als streichelten seine Finger ihre erschreckte Hand, als spräche seine Hand: „Ich tue dir nichts, fürchte dich nicht."

Sie kamen dann ins Gespräch, und im Verlaufe desselben erfuhr er Genaueres über die Kleine.

Anna von Glassner hieß sie und war eine Waise. Ihre Eltern hatten ihr so gut wie nichts hinterlassen, und weil sie doch irgendwo bleiben mußte, war sie von einem entfernten Onkel, einem alten pensionierten Major und dessen Frau aufgenommen worden. Bei denen wohnte sie in Breslau, und es war nicht schwer, aus ihren Andeutungen zu entnehmen, daß der Aufenthalt ein ziemlich trübseliger war.

Die alten, kränklichen, kinderlosen Leute besuchten keine Ge-

sellschaften, weil sie sie nicht erwidern konnten; bei Gelegenheiten, wie die heutige eine war, ließen sie das junge Mädchen allein gehen und durch das Dienstmädchen aus der Gesellschaft abholen.

„Wollten Sie mir sagen,“ fragte sie nach einiger Zeit den Baron, „welche Zeit es ist? Ich darf nicht zu spät nach Haus kommen.“ Der Baron sah nach der Uhr. Sie raffte ihr dünnes Kleidchen zusammen. „Dann muß ich gehen.“

„So früh schon?“

„Mein Onkel und meine Tante schlafen so schlecht,“ erwiderte sie, „und haben es nicht gern, wenn ich sie so spät in der Nacht störe.“

Sie erhob sich; zugleich mit ihr stand er auf.

„Ich werde auch gehen,“ sagt er.

Sie senkte das Köpfchen und errötete.

Auf dem Flure draußen saß die Köchin, die sie erwartete. Eine Person mit groben, mißmutigen Zügen, der man ansah, wie wenig Vergnügen es ihr bereitete, daß sie, neben der gewöhnlichen Tagesarbeit, jetzt auch noch durch die Winternacht laufen mußte, um das „Fräulein“ nach Haus zu bringen.

Ein Paar Gummischuhe standen neben ihr, die sie dem jungen Mädchen mit nicht übermäßiger Verbindlichkeit zuschob. Während Anna ihre kleinen, mit weißen Atlasschuhen bekleideten Füße in die Überschuhe zwängte, stand der Baron hinter ihr und sah zu. Die Köchin trat heran und gab ihr den Mantel um, ein dickes, schweres Kleidungsstück von grobem, dunklem Tuch, unter dem die jugendliche Gestalt ganz unkenntlich und unförmlich wurde. Jetzt wandte sich Anna, und da sie den Baron noch immer stehen sah, wollte sie mit einer flüchtigen Neigung des Kopfes an ihm vorüber.

Mit einem hastigen Schritte war er an ihrer Seite.

„Darf ich Sie um eine Gnade bitten?“ fragte er.

Erstaunt, beinah erschreckt, blickte sie auf.

„Wollen Sie meinen Wagen benutzen, damit er Sie nach Haus bringt?“

Nun erschrak sie wirklich.

„Ach nein — wie könnte ich das — nein wirklich —“

Er wich einen halben Schritt zurück; ihre Schüchternheit erschien ihm als Angst; sie fürchtete sich also auch vor ihm. Als er so jählings verstummte, erhob sie unwillkürlich das Haupt. Sie sah, wie der Kummer in seine Züge zurückgekehrt war.

„Ich — weiß wirklich gar nicht —“ begann sie stockend. „Sie — sind wirklich — so gut zu mir —“

Wie neubelebt trat er wieder heran.

„Ach, wenn Sie es annehmen wollten,“ flüsterte er, „wenn Sie wüßten, was für eine Freude Sie mir damit bereiten würden.“

Nun konnte sie nicht mehr „nein“ sagen; mit einer leisen Neigung senkte sie das Haupt.

Der Baron wandte sich rasch zurück. Hinter ihm stand der alte Johann, den Pelzmantel seines Herrn in Händen, regungslos wie eine Bildsäule, mit starren, sonderbaren Augen auf den Baron und das Fräulein blickend.

„Ist der Wagen da?“ fragte der Baron.

Der Alte verneigte sich mit schweigender Würde. Hurtig fuhr der Baron in den Mantel, dann bot er Anna von Glassner den Arm.

„Darf ich Sie hinunterführen?“

Von ihm geleitet stieg das junge Mädchen die Treppe hinab; die Köchin folgte hinterdrein.

Vor der Haustür stand ein verdecktes Koupee mit einem mächtigen Pferde bespannt; zwei strahlende Wagenlaternen warfen ihr Licht in die Straße hinaus.

Anna wich beinah zurück — in solch eleganten Wagen sollte sie sich hineinsetzen?

Der Baron aber hatte bereits den Schlag geöffnet und bot ihr die Hand zum Einsteigen. Indem er ihre Hand ergriff, zog er sie an die Lippen, und sie fühlte, wie er den Mund darauf preßte, einmal, zweimal, leidenschaftlich.

„Leben Sie wohl,“ sagte er leise, „leben Sie wohl, ich sehe Sie wieder? Nicht wahr, ich sehe Sie wieder?“

Anna war keiner Antwort fähig. Wie in Betäubung stieg sie in den Wagen und sank in eine Ecke, nach ihr kam die Köchin, die sich gesperrt und geweigert hatte, und erst auf ein „nur zu“ des Barons sich zum Einsteigen entschloß.

Der Baron ließ sich Straße und Hausnummer angeben, rief sie dem Kutscher zu, und im nächsten Augenblick rasselte der Wagen von dannen.

In ihren Mantel gewickelt saß Anna da und fragte sich, ob das alles ein Traum sei, was sie erlebte.

Für gewöhnlich reichten ihre Mittel gerade zu einer Fahrt

auf der Pferdebahn — und jetzt sauste sie durch die Straßen von Breslau, daß das Pflaster unter den Rädern knatterte!

Die Köchin, die ebenfalls ganz sprachlos vor Staunen gewesen war, hatte angefangen, mit tastenden Händen den Stoff der Polster zu untersuchen, auf denen sie saß. Jetzt seufzte sie in Bewunderung auf.

„Du meine Gütte — gnä' Fräulen," sagte sie, „die reine Seide alles, die reine Seide!"

Die weibliche Neugier siegte über Annas Befangenheit; sie zog den Handschuh von der einen Hand und tastete ebenfalls auf den Wagenpolstern herum. Die Köchin hatte recht gehabt. Alles Seide — die Polster, die Wände des Wagens, alles Seide. Lautlos sank sie in ihre Ecke zurück. Was bedeutete das alles und wohin ging das alles?

Sie, das arme, unscheinbare Mädchen, das sich zu Gesellschaften ein paar armselige Fähnchen zusammenstückelte, um nur nicht gar zu erbärmlich gegen den Reichtum der andern abzustechen, plötzlich, wie durch die Hand eines Zauberers, mitten hineinversetzt in Fülle, Glanz und Pracht!

Ihr, an der die Menschen auf der Straße vorübergingen, wie an einem Nichts, die man auf Bällen in der Ecke sitzen ließ, weil es sich nicht der Mühe lohnte, mit ihr zu tanzen oder gar sie zu unterhalten — ihr näherte sich plötzlich ein Mann, einer der reichsten Männer von ganz Schlesien, und bat sie schüchtern, ängstlich und demütig, ihm zu erlauben, daß er seinen Reichtum in ihren Dienst stellen dürfe. Sie schloß die Augen; war das Wirklichkeit, was ihr geschah? Dann aber schrak sie innerlich auf: der Mann war ja ein Wahnsinniger; alle Welt sagte es ja? Und also war es nur die Phantasie seines kranken Hirns, die ihn zu alledem getrieben hatte, was er heute abend getan? Aber, indem der Schauder sie übermannen wollte, kam ihr die Erinnerung an den Ton seiner Stimme zurück, die zu ihr gesprochen hatte, wie noch keines Menschen Stimme je zuvor. Nein, nein, nein — es war ja doch nicht möglich; es konnte ja nicht sein!

Während Anna unter solchen wechselnden Empfindungen zu ihrer in der fernen Vorstadt gelegenen Wohnung fuhr, wanderte der Baron Eberhard von Fahrenwald, von seinem Diener gefolgt, zu Fuß nach Haus.

Sein Haupt, das für gewöhnlich zur Erde hing, war auf-

gerichtet, seine ganze Gestalt hatte etwas Aufatmendes, Befreites; ein Glücksgefühl wie heut abend hatte er in seinem ganzen Leben noch nicht empfunden.

Welche Wonne, daß das Mädchen arm war! Immer wieder vergegenwärtigte er sich den süßen Augenblick, als sie in ihrer Bescheidenheit gezögert hatte, den prächtigen Wagen zu besteigen — und dieser Wagen war der seinige! All die Behaglichkeit, all die weiche Üppigkeit, die sie jetzt umgab, kam ihr von ihm! Er lachte still glückselig vor sich hin. All sein Denken und Tun war ein beständiges brütendes Grübeln über sich selbst, über seinen Zustand über das Verhängnis, das auf ihm lastete — zum ersten Male konnte er an etwas anderes denken, an einen andern Menschen; und dieser andere Mensch, dieses liebe Wesen konnte glücklich werden durch ihn. Glücklich durch ihn, der sich wie ein zum Unglück Geborener, wie eine Last der Menschheit empfand! Hatte er nicht den dankbar erstaunten Ausdruck in ihrem bescheidenen Gesichtchen gesehen, hatten ihre Augen ihm nicht gesagt, daß er stark genug sei, um Glück auf Menschen ausgehen zu lassen? Ja, ja, ja, es war so, und unwillkürlich, indem er so seinen Gedanken nachhing, reckte er die Arme aus, als wollte er dem Kraftgefühle Ausdruck geben, das ihn durchströmte.

Einige Schritte hinter ihm kam der alte Johann. Den Kopf weit vorgebeugt, kein Auge von seinem Herrn verwendend, ging oder schlich er vielmehr hinter dem Baron einher. In seiner ganzen Haltung war etwas Beobachtendes, Lauerndes. Als er sah, wie der Baron die Arme ausreckte, war er unhörbar mit einem Sprunge ganz dicht hinter ihn herangekommen, das hagere Gesicht zu einer Aufmerksamkeit gespannt, die beinah feindselig aussah. Seine Hände, die er in den Taschen des Überziehers getragen, hatte er hervorgezogen und frei gemacht, so daß es den Anschein bekam, als bereitete er sich darauf vor, sich im nächsten Augenblick auf seinen Herrn zu stürzen, wie der Wärter eines Wahnsinnigen sich auf seinen Schutzbefohlenen stürzt, um ihn von irgendeiner schrecklichen Tat zurückzuhalten. Denn der Mensch da vor ihm war ja ein Kranker, ein Wahnsinniger, Verrückter, das wußte er ja wohl genau genug, er, der ihn als Kind auf den Armen getragen hatte, der ihn hatte heranwachsen sehen und um ihn gewesen war zu jeder Zeit und an jedem Orte. Und seit heute abend wußte er ja auch, daß er seine Auf-

merksamkeit verdoppeln und verdreifachen mußte. Für den unglückseligen Menschen da vor ihm gab es ja nur eine Möglichkeit zum Leben, Ruhe, Ruhe und immerdar Ruhe. Das hatte ihm vor Jahren der Arzt gesagt, und wenn es der Arzt nicht gesagt hätte, würde sein Instinkt es ihm verraten haben. Ein Tag mußte sein wie der andere, gleichmäßig, immer, immer gleichmäßig. Und heute abend hatte er mit ansehen müssen, wie dieser Mann anfing, sich zu verlieben!

Verlieben! Wohl etwa gar heiraten?

Er war ganz wütend, er knirschte beinah mit den Zähnen. So wenig also kannte der unglückselige Mensch seinen Zustand? Na — es war nur gut, daß er da war, der alte Johann; er würde schon acht auf ihn geben, ja, das würde er, ja!

Und er schob die Hände, indem er sie zu Fäusten ballte, in die Taschen seines Überziehers zurück, weil er sich überzeugt hatte, daß der Baron vorläufig nichts weiter Gefährliches unternahm.

Am nächsten Vormittag, und zwar am ziemlich frühen Vormittag, klingelte es an der Wohnung von Annas Onkel, und als die Köchin öffnete, ging ein verständnisvolles Grinsen über ihre Züge; der Herr von gestern stand vor der Tür, der Baron Eberhard von Fahrenwald.

Ein sprachloses Erstaunen bei dem Onkel und der Tante, ein glühendes Erröten bei Anna — und im nächsten Augenblick, noch bevor man ihn eigentlich hereingebeten hatte, stand er schon auf der Schwelle. Auch wenn man ihn abgewiesen hätte, er würde sich nicht haben abweisen lassen, das sah man ihm an. Seine Brust ging auf und nieder, und in dem bleichen Gesicht glühten die Augen wie Kohlen.

Beinah wie ein Spieler, der das letzte Geld auf eine Karte gesetzt hat, so sah er aus.

Es kostete ihn Mühe, die äußerlichen Regeln der Höflichkeit innezuhalten; seine Blicke hingen an Anna, unverwandt, beinah mit angstvollem Ausdruck, als fürchtete er, daß sie hinausgehen, daß sie ihm entfliehen könnte.

Nachdem er den alten Major und dessen Frau begrüßt hatte, trat er auf das junge Mädchen zu.

„Darf ich Sie sprechen?“ fragte er. „Darf ich Sie allein sprechen?“

Seine Stimme war heiser vor innerer Erregung.

Anna stand gesenkten Hauptes mitten im Zimmer. Herz und Kehle waren ihr durch die Angst wie zugeschnürt; sie hatte in diesem Augenblick die sichere Empfindung, daß sie es mit einem Wahnsinnigen zu tun hatte. Etwas Ähnliches schienen auch der Onkel und die Tante zu empfinden, die sich gegenseitig stumm fragend ansahen.

Der Baron bemerkte das alles. Plötzlich ging er auf die beiden alten Leute zu, streckte beide Hände aus und faßte den Onkel an der linken, die Tante an der rechten Hand.

„Ängstigen Sie sich nicht," sagte er, und das Wort kam feierlich aus der Tiefe seiner Brust; in seinen Augen war ein flammendes Leuchten.

Die beiden alten Leute sahen ihn ganz verdutzt an, machten eine verlegene Verbeugung und zogen sich in das Nebenzimmer zurück.

Anna stand noch immer, wo sie gestanden hatte. Als sie sich jetzt mit ihm allein sah, überkam sie die Angst so heftig, daß sie sich nicht mehr zu raten und zu helfen wußte. Sie zog ihr Taschentuch hervor, drückte es an die Augen und fing an zu weinen. Der Baron stand einige Schritte von ihr entfernt und sah ihr schweigend zu.

„Bin ich Ihnen denn so schrecklich?" fragte er endlich. Der Ton klang wieder so sanft und herzlich, daß sie einigermaßen zu sich selbst kam. Sie steckte das Tuch in die Tasche und schüttelte leise das Haupt.

„Denken Sie denn gar nicht mehr an gestern?" fuhr er fort. „Gestern abend waren Sie doch so — so lieb und gut, denken Sie denn gar nicht mehr daran?"

Er war zu ihr herangetreten und hatte sie an beiden Händen erfaßt; Anna fühlte, wie behutsam er sie berührte, trotzdem vermochte sie noch nicht, das Gesicht zu ihm zu erheben.

Er behielt ihre Hände in den seinigen.

„Gestern abend," sagte er, „bin ich so glücklich gewesen, und darum bin ich heut so früh wiedergekommen. Bitte, seien Sie doch nicht böse darum. Wenn Sie sich auch vor mir fürchten, dann habe ich ja niemand mehr."

Seine Stimme war ganz leise geworden.

„Denken Sie doch einmal," sprach er weiter, „Sie gehen auf der Straße, und indem Sie da gehen, sehen Sie einen Menschen am Wege liegen, dem irgendein Unglück geschehen

ist, und der ruft Sie um Hilfe an. Und Sie könnten ihm helfen, wenn Sie wollten, aber Sie fürchten sich und laufen davon — glauben Sie nicht, daß Sie sich einmal Vorwürfe machen würden, wenn Sie dann erfahren, daß der Mensch zugrunde gegangen ist?"

Das alles war so einleuchtend, kein Vernünftiger hätte es klarer auseinandersetzen können. Sie wurde wieder schwankend, wieder ganz verwirrt. Vor ihr stand ein Mann, der über Reichtümer gebot, von denen sie sich kaum eine Vorstellung machen konnte, und sagte ihr, daß sie ihm helfen könne, sie, die in der ärmlichen Wohnung, in einem fadenscheinigen Morgenanzuge, in Morgenschuhen mit abgestoßenen Spitzen, in aller Kläglichkeit eines ärmlichen, erbärmlichen Lebens steckte. War es denn möglich, das alles?

Sie erhob das Gesicht und sah seine Augen mit dem fragenden, flehenden Ausdruck vom gestrigen Abend auf sich gerichtet. Ja ja, es war ja derselbe Mensch — leise drückte sie seine Hände, und indem sie es tat, leuchtete sein Gesicht auf.

„Darf ich sprechen?" flüsterte er.

„Aber ich — Ihnen helfen —" stammelte sie — „wenn ich nur begriffe —"

Er zog sie an den Händen zu einem Stuhle.

„Kommen Sie," sagte er, „kommen Sie, bitte, setzen Sie sich, ich will Ihnen eine Geschichte erzählen, eine ganz kurze."

Sie setzte sich nieder, er schob einen Sessel neben den ihrigen, legte den einen Arm über die Rücklehne ihres Stuhles, so daß sein Oberleib sich zu ihr hinüberbeugte und sein Mund nahe an ihrem Ohre war.

„Ich kenne einen Menschen," begann er, und seine Stimme war so gedämpft, als wollte er verhüten, daß irgend jemand, außer Anna, seine Worte vernähme, „ich kenne einen Menschen, der in einem Boote auf einem Wasser fährt. Er sitzt ganz allein in dem Kahn, und das Wasser, auf dem er fährt, ist ein breiter Fluß, und der Fluß hat einen starken Strom, denn er fließt einem Abhange zu, über den er sich hinunterstürzen wird. Der Abhang ist gar nicht mehr weit und er ist sehr hoch, so daß man den Donner des Wassersturzes bereits hört. Und da treibt nun der Kahn hin, in dem der Mann sitzt. Und obschon er weiß, daß er zerschmettert werden wird, wenn er in den Sturz

gerät, läßt er den Kahn dennoch treiben und tut nichts, um ihn aufzuhalten — ist das nicht sonderbar von dem Mann?"

Er unterbrach sich und blickte Anna von der Seite an. Sie saß aufgerichtet, wie erstarrt, ihre Hände hatten sich ineinandergeschoben, ihre Augen blickten vor sich hin. Es ahnte ihr, wer der Mann war, von dem er erzählte.

Er beugte sich noch näher zu ihr.

„Soll ich Ihnen nun sagen, warum er das tut?"

Sie blieb regungslos; nur ihre bleichen Lippen bewegten sich.

„Warum?" fragte sie tonlos.

„Sehen Sie," fuhr er fort, „weil im Wasser neben dem Kahn etwas einherschwimmt, und weil er nichts tun und nichts denken kann, als immer und immer und immerfort auf das, was da neben ihm schwimmt, hinzublicken."

Seine Stimme sank zu einem heiseren Flüstern herab.

„Und das, was da schwimmt, sehen Sie, das ist etwas Schreckliches, etwas Gräßliches, das ist ein Ungeheuer, so etwa, verstehen Sie, wie die Seeschlange, von der die Schiffer erzählen, daß sie ihnen auf der See begegnet sei. So müssen Sie sich das denken. Mit einem schuppigen Leibe, verstehen Sie, und ganz lang. Und das Schrecklichste an dem Dinge, sehen Sie, das ist der Kopf. Der läßt sich eigentlich gar nicht beschreiben, aber er sieht so ungefähr aus, wie ein ungeheurer Papageienkopf. Ein Schnabel ist daran, ein großer krummer Schnabel, und zwei Augen sind in dem Kopfe —"

Er verstummte. Anna vernahm, wie sich die Luft in seiner Kehle zusammenpreßte, als fände sie keinen Ausweg.

„Die Augen," fuhr er fort, „sehen Sie, die sind es, auf die der Mann in dem Kahne immerfort hinschauen muß. Die Augen sind fürchterlich, ganz groß und ganz grün, wie die Augen von einem furchtbaren bösen Menschen. Und die Augen blicken immerfort zu dem Manne herauf, und wenn sie ihn ansehen, dann ist's wie ein Lächeln darin, wie ein grauenvolles, und als wollten sie sagen: ‚Ich habe dich, du entkommst mir nicht.' Und das, sehen Sie, das ist es, was den Mann gefesselt hält und gefangen hält und gebannt hält, daß er nichts tun und nichts denken und sich nicht helfen und nicht retten kann, obschon er hört, wie der Wassersturz immer näher und näher kommt."

Abermals verstummte er, und da auch Anna, von Grauen

versteinert, keinen Laut hervorbrachte, herrschte eine Zeitlang ein beklommenes Schweigen.

Dann tat er einen tiefen, seufzenden Atemzug und seine Stimme nahm wieder den ruhigen, sanften Ton vom gestrigen Abend an.

„Und nun, sehen Sie, nun kommt ein Augenblick, da gelingt es dem Manne, einmal für eine Sekunde den Blick über das Ding da im Wasser hinwegzubringen, und da sieht er am Ufer ein menschliches Wesen stehn. Und das menschliche Wesen, sehen Sie, das ist eine Frau, ein junges Mädchen, und er merkt, daß sie ihm schon zugesehen hat, eine ganze Zeitlang, und sich gewundert hat, was er da treibt. Und mit einemmal kommt ihm der Gedanke: wenn du dahin gelangen könntest, wo die steht, wenn du ihre Hand fassen könntest, daß sie dir hülfe, aus dem Kahn und dem Wasser herauszukommen, dann wärest du mit einemmal das Ding da los, das gräßliche, und brauchtest nicht in den Wassersturz hinunter und wärest gerettet! Und da, sehen Sie, faßt er mit einemmal das Ruder und wendet, und fährt auf die Stelle zu, wo sie steht — und dann, wie sie ihn kommen sieht, faßt sie der Schreck, weil sie denkt, er käme, um ihr ein Leides zu tun, und sie wendet sich, um davonzulaufen — und er sieht das, und schreit ihr nach — bleib doch, ich tue dir nichts! Sei doch barmherzig! Ich komme ja nur, damit du mich rettest! Und da —"

Mit einem Griffe hatte er ihre Hände erfaßt, sein Gesicht war dicht an ihrem Gesichte, so daß sie seinen keuchenden Atem auf ihrer Wange fühlte. Weiter bog er sich vom Stuhle und immer weiter zu ihr hinüber, bis daß er plötzlich auf beiden Knien vor ihr lag.

„Anna — was tut sie da? Anna — läuft sie dennoch fort? Läuft sie dennoch fort?"

Sein totenbleiches Antlitz war zu ihr erhoben, kalter Schweiß netzte seine Stirn, seine Augen hatten den Blick eines Menschen, der den Spruch über Leben und Tod erwartet, und an ihren Knien, an die seine Brust sich preßte, fühlte Anna das Herz in seinem Leibe pochen.

Ein namenloses Mitgefühl überschwoll ihr Herz. Ohne zu wissen, was sie tat, breitete sie beide Arme um sein Haupt, und indem sie in Tränen ausbrach, drückte sie das Gesicht auf sein Haupt.

„O Sie armer, unglücklicher Mann,“ sagte sie schluchzend.

Ein Stöhnen brach aus seiner Brust hervor. „Du gehst nicht? Du läufst nicht davon? Läufst nicht davon?“

„Nein, nein, nein, ich will nicht davonlaufen.“

Jählings fühlte sie sich von zwei gewaltigen Armen umfaßt. Er war aufgesprungen und hatte sie, wie ein Kind, an seine breite Brust gerissen.

„Ach du — mein Leben — meine Seligkeit — mein heiliges Heiligtum — mein Alles!“

Und er küßte, küßte und küßte sie.

Endlich beruhigte er sich einigermaßen, so daß Anna wieder zu Atem kam. Unter seinen Küssen und Umarmungen waren ihre Wangen ganz heiß geworden, so daß sie hübscher aussah als zuvor. Der Baron war einen Schritt von ihr hinweggetreten und blickte sie mit strahlenden Augen an, wie sie verwirrt und verschämt vor ihm stand. Sie drehte den Kopf zu ihm herum.

„Aber wenn ich nur wüßte, was ich tun soll?“

Mit einer stürmischen Bewegung hatte er sie an beiden Händen erfaßt.

„Gar nichts sollst du tun!“

Sie schüttelte langsam das Haupt.

„Gar nichts tun soll ich?“

Er lachte laut auf vor Vergnügen.

„Nur da sein sollst du und dir gefallen lassen, was ich tue.“

Sie lächelte leise. „Was wird denn das sein, was Sie vorhaben?“

Nun legte er beide Arme um ihren Leib, so sanft, so vorsichtig, als fürchtete er, sie zu erschrecken oder ihr weh zu tun.

„Dich glücklich machen,“ sagte er.

Das Wort kam so aus der Tiefe eines von Liebe erfüllten Herzens hervor, daß das junge Mädchen unwillkürlich an seine Brust sank.

„Du guter Mann,“ sagte sie. Ihre Augen suchten die seinen. Er hielt sie in den Armen, seine Hände strichen leise an ihren Seiten hinunter.

„Siehst du,“ sagte er, „indem ich dich so halte, ist mir, als wäre der ganze liebe Körper und alles, was darinnen ist, ein Gefäß, ein zartes, zerbrechliches, und daß es so zerbrechlich ist, das ist grade das Gute daran. Nun darf ich an nichts mehr

denken, als daß es in meinen Händen nicht entzweigeht, und das grade ist ja so gut. Siehst du, nun will ich in das Gefäß hineintun alles, was der Mensch sich für den Menschen ausdenken kann an Gutem und Glücklichem. Und wenn wir da draußen auf meinem Gute leben, das nun auch dein Gut ist, wir beide ganz allein, jedesmal, wenn dann ein neuer Tag anbricht, will ich nach deinem lieben Gesichte sehn; und du brauchst mir nie zu sagen, daß du mich liebst, das verlange ich nicht, nur ob du glücklich bist, will ich in deinem Gesichte sehn, und wenn ich das sehe, siehst du, dann werde ich glücklich sein, glücklich, o — so glücklich."

Seine Worte erstarben in einem tiefen, leisen Flüstern. Sie hielt das Haupt gesenkt, als wollte sie lauschen und immer länger lauschen; als er schwieg, richtete sie sich auf und wiegte das Haupt und legte beide Arme um ihn her.

„Wie, soll ich dir denn nicht sagen, daß ich dich liebe," sprach sie, und ihre Stimme war ruhig und fest geworden, „da ich dich jetzt schon liebe, von ganzer Seele, du teurer, du geliebter Mann."

Sie hielten sich schweigend umschlungen, dann richtete sie sich auf.

„Komm," sagte sie, „nun wollen wir den Onkel und die Tante rufen."

Sie faßte ihn an der Hand und ging mit ihm an die Tür des Nebenzimmers, die sie öffnete. Die alten Leute traten heraus und blieben verblüfft stehen, als sie Anna Hand in Hand mit dem Baron gewahrten.

Mit einem ruhigen Lächeln sah sie sie an.

„Lieber Onkel," sagte sie, „liebe Tante, ich teile Euch mit, daß ich mich mit dem Herrn Baron von Fahrenwald verlobt habe."

Am Nachmittag erst verließ der Baron seine Braut und deren Angehörige.

Als er die Treppe hinunterstieg und den letzten Absatz erreicht hatte, sah er im Hausflur einen Mann, der mit aufgeregten Schritten hin- und herging; es war sein Diener, der alte Johann.

Verwundert blieb er stehn; in dem Augenblick hatte der Alte den Kopf herumgedreht und seinen Herrn erkannt; er unterbrach seinen Gang und stand wie angewurzelt.

„Was soll denn das?“ fragte der Baron. „Ich hatte dir doch gesagt, daß du mich nicht begleiten solltest.“

Der Alte lüftete den Hut, ohne die Augen von seinem Herrn zu lassen.

„Gnädiger Herr blieben so lange —“ erwiderte er.

Der Baron lachte. Er war in so fröhlicher Stimmung, daß er sich über nichts geärgert hätte, am wenigsten über die übertriebene Sorgfalt seines alten Dieners.

„Hast gedacht, mir wäre ein Unglück passiert?“ meinte er. „Na, du kannst dich beruhigen.“

Er stieg die Stufen vollends hinunter und schlug ihn auf die Schulter.

„Will dir eine Neuigkeit sagen, Johann, ich habe mich verlobt.“

Der Alte riß die Augen weit auf und wich zwei Schritte zurück; der Mund stand ihm halb offen.

„Das Fräulein — da oben, im zweiten Stock?“ stotterte er.

„Jawohl, das Fräulein da oben, im zweiten Stock,“ erwiderte gutlaunig der Baron. „Und nächster Tage ist die Hochzeit.“

Er wandte sich nach der Haustür, und indem er ihm den Rücken drehte, konnte er nicht sehen, was der Johann hinter seinem Rücken für ein merkwürdiges Gesicht schnitt. Er warf einen wütenden, gradezu giftigen Blick nach der Treppe, die ins Haus hinaufführte, dann glättete er mit dem Ärmel seines Überrocks den Zylinderhut, den er noch in der Hand hielt, und während er das tat, neigte er das Haupt, wie jemand, der sich plötzlich in eine schwere Notlage versetzt sieht und Mittel und Wege überdenkt, die nun zu ergreifen sind. Dann stülpte er den Hut mit einem Rucke auf, biß die Zähne aufeinander und folgte seinem Herrn. Die Haustür fiel schmetternd zu, weil der Alte sie wütend ins Schloß geworfen hatte.

Am nächsten Tage ging bei Anna ein Brief ein.

Sie erhielt selten Briefe und zögerte ein Weilchen, den Umschlag zu öffnen. Die Handschrift war ihr nicht bekannt und sah so sonderbar aus; man hätte kaum sagen können, ob sie von einem gebildeten oder ungebildeten Menschen herrührte.

Endlich entschloß sie sich und nun las sie folgende Zeilen:

„Haben Sie denn auch bedacht, was Sie tun? Sie wissen

doch, daß der Mensch, mit dem Sie sich verlobt haben, ein Verrückter ist?"

Ein Name stand nicht darunter. Der Brief war unterschrieben: „Ein Wissender."

Anna hielt das widerwärtige Blatt in den Händen. Was sollte sie tun?

Das Beste bei solchen Gelegenheiten ist ja, demjenigen, vor dem man gewarnt wird, den anonymen Wisch ruhig zu zeigen, damit man kein Geheimnis vor ihm behält. Aber das war doch in diesem Falle nicht möglich. Durfte sie den unglücklichen Mann lesen lassen, wie das, wovon er sich an ihrer Seite zu befreien und zu erlösen hoffte, ihm in so roher und gemeiner Weise auf den Kopf zugesagt wurde?

Sie faßte sich kurz, riß den Brief samt dem Umschlage in Fetzen und steckte sie in den Ofen. Die Sache war abgetan.

Eine Stunde später kam der Baron, und nun pries sie ihren Entschluß. Er sah so heiter aus, so klar; man merkte ihm an, wie in Annas Gegenwart der dunkle Schleier sich hob und lüftete, der seine Seele umdüsterte. Hätte sie, deren Nähe ihm die Gesundheit bedeutete, ihn in sein Leiden zurückstoßen sollen, indem sie ihn daran erinnerte? Nimmermehr!

Heut brachte der Baron ihr den Verlobungsring mit, einen goldenen Reif, der einen Brillanten umfaßte. Mit schüchternem Erröten ließ sie sich den Ring an den Finger stecken, und während sie die Hand hin- und herdrehte, um das Licht in dem geschliffenen Steine aufzufangen, griff der Baron schon wieder in die Rocktasche. Er holte ein Schmuckschächtelchen hervor, das er vor ihren Augen aufspringen ließ. Anna blickte hinein und fuhr zurück. Ein goldenes Armband mit einem prächtigen Amethyst leuchtete ihr entgegen.

„Aber nein!" erklärte sie, „nein, nein, das geht ja nicht, daß du mich so überhäufst! Das kann ich ja nicht annehmen!"

Er sah glücklich lächelnd zu ihr hinüber.

„Aber Anna," sagte er, „weißt du denn nicht, daß ich mich beschenke, wenn ich dir ein Geschenk mache?"

Sie mußte es sich gefallen lassen, daß er ihren Arm ergriff und ihr das Armband umlegte. Die Haut an der Hand und dem Handgelenk war rot und aufgesprungen; man sah es ihr an, wie schonungslos die Hände des jungen Mädchens in

der Hauswirtschaft mitarbeiten mußten. Anna deutete mit den Augen daraufhin.

„Sieh doch nur selbst,“ sagte sie, „für solche Hände paßt doch ein so wundervolles Armband gar nicht.“

Der Baron hob ihre kleine gerötete Hand empor.

„Das ist Anna von Glaßner,“ sagte er. Dann schob er den Ärmel ihres Kleides so weit zurück, daß die weiße, zarte Haut des Armes sichtbar wurde.

„Und hier kommt die Baronin von Fahrenwald heraus,“ fügte er lächelnd hinzu. „In einigen Tagen sind auch die Händchen so weiß und zart wieder, wie das da.“ Er drückte die Lippen auf ihren entblößten Arm und schob das Armband so hoch hinauf, das es auf der weißen Haut lag.

„Siehst du,“ sagte er, „wie gut es sich hier ausnimmt!“

Sie mußte lächelnd zugestehen, daß er recht hatte, und dann siegte die weibliche Freude am Schmuck über alle ihre Bedenken.

Mit leuchtenden Augen fiel sie ihm um den Hals.

„Du wirst mich noch so verwöhnen, daß ich ganz hochmütig und schlecht werde.“

Er hielt sie an sich gedrückt.

„Sei was und wie du willst, nur sei glücklich.“

Es wurde alsdann zwischen ihnen verabredet, daß die Hochzeit möglichst bald stattfinden sollte.

„Wie ist es denn?“ fragte er, „möchtest du eine Hochzeitreise machen?“

Anna lächelte.

„Nicht wahr,“ sagte sie, „das ist doch dein Park, den sie das Schlesische Paradies nennen?“

„Wirklich?“ erwiderte er, „davon habe ich ja noch gar nichts gewußt.“

„Ja, ja,“ versicherte sie, „er soll ja auch wunderschön sein?“

„Nun, er ist groß genug, das ist wahr; nur vielleicht ein bißchen verwahrlost.“

Sie legte die Hände auf seine Schultern.

„Und da fragst du mich, ob ich eine Hochzeitreise machen will? Nach dem Schlesischen Paradies reise ich mit dir und da bleiben wir.“

„Das wolltest du? Wirklich?“ Man sah ihm die Freude an, die ihre Entscheidung ihm bereitete.

„Aber daß du nur keinen Schreck bekommst," fuhr er fort, „wenn du da hinauskommst; es ist etwas einsam, verstehst du. Ich habe da ganz allein mit meinem alten Johann gehaust."

„Ach Gott," versetzte sie, „das denke ich mir ja gerade so wunderschön! Siehst du, ich bin ja auch mein Leben lang so allein gewesen, so an die Einsamkeit gewöhnt. Nun richten wir uns das alte schöne Schloß ein, wie es für uns beide paßt, dann gehen wir durch den Park, und nicht wahr, den Park gibst du in meine Obhut? Ich denke mir das so köstlich, Gärtnerin zu sein?"

Sie war ganz lebhaft geworden; ihr Gesicht glänzte. Der Baron sah sie hingerissen an. Vor seinem Geiste erschien eine Reihe der lieblichsten Bilder: er sah seine junge Frau durch die düsteren Räume des alten Schlosses wandeln, wie den Geist des neuen jungen Lebens; er sah sie im Park umherschalten, anmutig zur Arbeit aufgeschürzt, und Haus und Garten wurden jung und lebendig und schön unter ihren Händen und seine Seele ward jung und freudig und stark in ihrer geliebten Nähe.

„Alles soll so sein, wie du es sagst," rief er jauchzend, indem er sie an sein Herz drückte, „sobald das Wetter einigermaßen wird, fahren wir hinaus und ich zeige dir alles, und dann kommen wir zurück und kaufen Tapeten und Möbel und Blumensamen und alles was der Mensch sich denken kann. Und nachher, da leben wir da draußen zusammen, wie auf einer Insel im weiten Meer. Wir beide ganz für uns, und fragen nach keinem Menschen und nach keiner Welt!"

Er war wie trunken von Freude, als er sie endlich verließ, und auch vor Annas Phantasie begann die Zukunft wie ein helles freundliches Land emporzusteigen.

Am nächsten Tage aber erhielt ihre fröhliche Stimmung einen Stoß. Genau zu der Stunde, an der gestern der anonyme Brief gekommen war, erschien heute, von derselben Hand verfaßt, ein zweites Schreiben.

Gar nicht erst aufmachen, sondern ohne weiteres in den Ofen stecken, das war Annas erstes Gefühl — aber die Neugier war stärker als die Wallung der Vernunft, und sie folgte dem verhängnisvollen Triebe, der in uns ist, Dinge, von denen wir wissen, daß sie uns gräßlich widerwärtig sein werden, daß sie unsern Seelenfrieden stören werden, recht genau und in der Nähe anzusehen.

Das, was sie heute las, war dies:

„Haben Sie denn das Verhältnis noch nicht gelöst? Noch immer nicht? Bedenken Sie sich, es wird Zeit! Es wird hohe Zeit!!!“

Diesmal war der Brief unterschrieben „der Warner“. Nun nachdem sie gelesen, stand sie da und bereuete, daß sie gelesen hatte. Es war ihr zumute, wie einem Kinde, das man vor giftigen Beeren gewarnt hat und das trotzdem genascht hat. Mochte sie das Geschreibsel auch zerreißen und in den Ofen stecken, vergessen konnte sie ja doch nicht, was darin gestanden hatte. Dazu kam der sonderbare Ton und die Form des Briefes; beides war so aufgeregt. Die drei Ausrufungszeichen am Schluß, und die Unterschrift war mit ganz merkwürdigen Schnörkeln verbrämt und verziert.

Das Ende ihres Überlegens war, daß auch dieser Brief in Fetzen ging und in den Ofen wanderte.

Am darauf folgenden Tage aber lauschte sie schon mit aller Spannung, ob auch heute der Briefträger erscheinen würde. Und richtig, als die Stunde schlug, klingelte es, und ein dritter Brief lag in ihren Händen. Heut überlegte sie schon nicht mehr, ob sie lesen sollte, oder nicht, mit einer Art von Heißhunger fiel sie darüber her.

Der unbekannte Verfasser betitelte sich heute „Prüfer von Herz und Nieren“; das, was er verkündete, lautete folgendermaßen:

„Verblendete!! Das gefällt Ihnen wohl, daß der unglückselige Mensch Sie mit Schmuck und Flitter überhäuft? Wollen Sie denn mit Gewalt blind und taub sein? Daran sollten Sie doch merken, daß er ein Wahnsinniger ist!! Ein Wahnsinniger!!!“

Ein unheimlicher Schauder überlief Anna, als sie diese Worte las. Es klang wie eine dumpfe Wut daraus, eine Wut gegen sie und zugleich gegen ihn. Sie versank in Gedanken, und so geschah es, daß der Baron sie überraschte, bevor sie noch Zeit gefunden hatte, den Brief zu vernichten. Sie hatte ihn grade noch in die Tasche stecken können, als er eintrat, und sie mußte sich beinah Zwang antun, um dem Bräutigam unbefangen und heiter entgegenzugehen.

Als er aber jetzt, vergnüglich schmunzelnd wie ein Kind, das jemandem eine rechte Überraschung zugedacht hat, eine große Schachtel zum Vorschein brachte, und als sie darin ein prachtvolles Perlenhalsband erblickte, fuhr sie zurück, und diesmal war es nicht Schüchternheit noch Bescheidenheit, was sie zurückfahren ließ, sondern Schreck, wirklicher, wahrhaftiger Schreck.

Die Worte des unbekannten Briefschreibers fielen ihr ein, und die schrecklichen Worte hatten ja recht gehabt; so rasend verschwenden konnte ja nur ein Wahnsinniger!

Mit hängenden Armen stand sie da und starrte, wie geistesabwesend, auf den Schmuck, der ihr vom dunkelblauen Sammet, auf dem er gebettet lag, entgegengleißte.

Der Baron hielt den geöffneten Schrein mit beiden Händen vor sie hin und lachte still in sich hinein. Er ahnte nicht, was in ihr vorging, und sah in ihrer Starrheit nur das hilflose Staunen der Armut, die sich plötzlich vom Reichtum überflutet sieht.

„Aber Anna," sagte er endlich, als sie noch immer wie leblos vor ihm stand, „freust du dich denn gar nicht ein bißchen?"

Sie hörte wieder den Ton seiner Stimme, sie blickte auf und sah sein Gesicht mit dem Ausdrucke unsäglicher Güte und Liebe auf sich gerichtet, und plötzlich brach sie in Tränen aus und fiel ihm schluchzend um den Hals.

Dieser Überschwall von Gebensfreudigkeit — das sollte alles nur eine Ausgeburt des Wahnsinns sein? Dieser Mensch, der sich auflöste, nur um ein Lächeln auf ihrem Gesicht hervorzurufen, das sollte ein Verrückter sein? Nein, nein, nein! Und sie drückte das Gesicht an seinen Hals und schüttelte, wie in Verzweiflung, das Haupt.

Der Baron stand ratlos. Diese Tränen sahen doch gar nicht wie Übermaß von Freude, sondern wie echter Schmerz aus. Bevor er aber noch zu Worte kommen konnte, fing sie an.

„Eberhard," sagte sie, indem sie die Arme von seinem Halse löste, „siehst du, es ist ja so himmlisch gut von dir, und ich bin dir ja so maßlos dankbar für alles, aber ich bitte, ich beschwöre dich, laß es genug sein, schenke mir nichts mehr."

Die Heiterkeit wich von seinem Gesichte.

„Ich hatte geglaubt," sagte er langsam, „es würde dir Freude machen — und nun willst du es gar nicht haben?"

Er schickte sich an, den Schrein zu schließen, und dabei

sah er so kummervoll aus, daß ein reißender Schmerz durch ihre Seele ging.

„Nein, nein," rief sie, „ich will es ja nehmen, gern nehmen, und ich bin dir ja so, so dankbar dafür, aber ich wollte ja nur sagen: dann nichts mehr, Eberhard. Laß es damit genug sein, bitte, versprich es mir, bitte, bitte!"

Er drückte den Kasten ins Schloß und sah sie an, als begriffe er nicht, was sie wollte.

Sie faßte seine Hand mit beiden Händen.

„Siehst du," sagte sie, „du mußt doch bedenken, daß ich an so etwas nicht gewöhnt bin; du weißt ja doch, daß ich ganz arm bin; ich habe doch früher nie Schmuck getragen, und an so etwas muß man sich doch allmählich gewöhnen. Und wenn das dann so mit einemmal, so massenhaft kommt, siehst du, Eberhard, lieber guter Eberhard, das mußt du dir doch selbst sagen, daß einen das gradezu ängstigt. Das erstickt einen ja und erdrückt einen und das hält man gar nicht aus."

Ihre Worte waren hastig erregt von ihren Lippen gekommen, aber sie beruhigten ihn. Er entnahm daraus, daß es wirklich nur die Armut in ihr war, die vor dem plötzlichen Reichtum erschrak.

„Du liebes, bescheidenes Kind," sagte er zärtlich, indem er den Arm um sie legte, „ich glaube wirklich, du hast vollkommen recht, und es war falsch, daß ich zu rasch gewesen bin. Aber du weißt ja doch, warum ich es getan habe und bist mir nicht böse?"

„Ich — dir böse sein —" erwiderte sie stockend, und die Tränen drängten ihr von neuem empor, so daß sich ihr die Kehle zuschnürte.

Er stellte den Schmuckkasten auf den Tisch.

„Also mag er da bleiben," sagte er, indem er seinen Ton zur Heiterkeit anstrengte, „und vorläufig genug damit."

Sie blieben dann noch eine Zeitlang beieinander, aber eine unbefangene, fröhliche Stimmung wollte nicht mehr recht aufkommen. Der Vorgang von vorhin wirkte in beiden nach, und zwischen ihnen, auf dem Tische stand der verhängnisvolle Schmuckkasten, der an dem allen schuld war.

Am nächsten Tage blieb Anna verschont; es lief kein Brief ein. Als der Baron indessen erschien, lag ein Schatten auf seinem Gesicht und in seinen Augen war ein dumpfes Glühen.

Anna erschrak einigermaßen, als sie ihn sah; sein Ausdruck war so anders als an den vergangenen Tagen.

Sie forschte nach dem Grunde seines Mißmuts, aber er wollte nicht mit der Sprache heraus.

„Bist du mir böse wegen gestern?“ fragte sie endlich, indem sie sich neben ihn setzte.

Er strich mit freundlicher Hand über ihr Haar.

„Nein, gar nicht, lieber Engel,“ sagte er, „verlaß dich darauf, gar nicht.“

Sie fragte nicht weiter, sie wollte nicht in ihn dringen, aber ihre Augen blieben stumm besorgt an ihm hängen.

„Ach weißt du,“ sagte er endlich, indem er sich aus seinem Brüten aufraffte, „es ist wirklich gar nicht der Rede wert, und es ist unrecht, daß ich dich damit quäle. Ich habe einen Auftritt mit meinem Diener gehabt, das ist die ganze Geschichte.“

Er war aufgestanden und ging im Zimmer hin und her. Anna folgte ihm von ihrem Sitze aus mit den Blicken.

„Mit deinem alten —“

„Mit meinem alten Johann, ja.“

„Aber ich denke,“ wandte sie ein, „er ist dir so treu und ergeben?“

„Freilich ist er das,“ gab er zur Antwort, „treu beinah bis zum Übermaß, und das ist es ja eben —“ er brach mitten im Satze ab und wanderte wieder schweigend auf und nieder.

„Siehst du,“ fuhr er nach einer Weile fort, „solche alten Diener, die man vom Vater überkommt, die einen als Kind auf dem Arm getragen haben, die einen immerfort begleitet haben, sind ja einerseits ein Schatz, und darum kann man sie nicht so aus dem Hause schicken, wie man es vielleicht mit andern machen würde.“

Ein Zucken ging über sein Gesicht und in seinen Augen flimmerte es, wie die Erinnerung an einen schweren Grimm, den er durchgemacht hatte.

„Du wirst doch nicht an so etwas denken!“ sagte Anna, indem sie aufstand. Eine innere Stimme flüsterte ihr zu, wie notwendig ihm die stetige Begleitung eines treuen, mit seiner Natur vertrauten Menschen sein mochte.

„Ich denke ja nicht daran,“ versetzte er, „nur das wollte ich sagen, siehst du, solche alten Diener werden andererseits auch

manchmal zu einer Art von Last. Sie wollen den Haushofmeister, gewissermaßen den Schulmeister spielen, und das — na, indessen —" er brach wieder ab. „Lassen wir die dumme Geschichte; sie ist abgetan und, wie gesagt, gar nicht der Rede wert."

Anna war zu ihm herangetreten und sah ihm bittend in die Augen.

„Mir zuliebe," sagte sie, „sei geduldig mit dem alten, treuen Menschen; er meint es gewiß so redlich und gut mit dir."

Der Baron blickte mit einem eigentümlichen Lächeln auf sie nieder.

„Das sagst du?" erwiderte er langsam. Seine Lippen bewegten sich, als wollte er noch etwas hinzusetzen; aber er sprach es nicht aus. Allmählich aber, indem seine Augen auf ihrem Gesichtchen ruhten, kehrte der Ausdruck stiller Beglücktheit in seine Züge zurück.

„Du bist ein Engel," sagte er, „und so gut, wie du selbst es gar nicht weißt."

Bald darauf verließ er sie.

Es war, wie der Baron gesagt hatte; zwischen ihm und dem alten Johann hatte es am Morgen dieses Tages einen Auftritt gegeben, einen merkwürdigen, schrecklichen Auftritt.

In sein junges Glück versenkt, hatte der Baron nicht weiter acht auf den Alten gegeben, sonst hätte es ihm auffallen müssen, daß dieser seit dem Tage, als er mit ihm das Haus verlassen hatte, wo Anna von Glaßner wohnte, ein seltsames Wesen angenommen hatte.

Jeden Vormittag, wenn der Baron ausging, um sich zu seiner Braut zu begeben, schlich der Alte geräuschlos hinter ihm drein. Dem Juwelierladen gegenüber, in den er seinen Herrn eintreten sah, auf der anderen Seite der Straße, stellte er sich auf und wartete, bis der Baron wieder herauskam; und wenn dieser zu Annas Haustür gelangt war, ahnte er nicht, daß wenige Schritte hinter ihm sein Diener stand und ihn mit Augen verfolgte — mit Augen, die etwas vom lauernden Ausdruck eines wilden Tieres hatten. Wenn er alsdann in die Behausung zurückgekehrt war, wo er mit dem Baron wohnte und wo ihm ein geräumiges Zimmer angewiesen war, setzte der Alte sich an den Tisch, der inmitten des Zimmers stand, und dort saß er Stunden und Stunden lang. Er aß nicht, er trank nicht, er rauchte nicht;

er war ganz versunken in dumpfes, stumpfes Brüten. Die einzige Tätigkeit, zu der er sich aufraffte, war, daß er sich alsdann erhob, eine große Schreibmappe auf den Tisch legte, Tinte und Feder herbeiholte und nun mit fanatischem Eifer zu schreiben anfing. Was er da schrieb — niemand sah es, denn niemand war dabei; jedesmal, bevor er an seine Schreiberei ging, riegelte er sorgfältig die Tür seines Zimmers ab. Es schienen jedoch Briefe zu sein; denn das Papier, worauf er schrieb, waren Briefbogen, und jedesmal, nachdem er geendigt und das Geschriebene wohl zehnmal mit gerunzelter Stirn und stumm glühenden Augen durchgelesen hatte, steckte er den Bogen in ein Kuvert, das er mit einer Adresse und Postmarke versah. Leise schloß er alsdann seine Tür wieder auf, steckte horchend den Kopf hinaus, und wenn er sich überzeugt hatte, daß niemand ihn hörte und sah, schlüpfte er behutsam aus der Wohnung, aus dem Hause, um den Brief in den nächsten Briefkasten zu stecken.

Abends fand der Baron, wenn er nach Haus kam, die Lampen in seinen Gemächern bereits angezündet, alles zu seinem Empfange bereit, und den alten Johann, einmal wie allemal fertig, ihn des Mantels zu entledigen, ihm den Tee zu bereiten und alles zu tun, woran er von jeher gewöhnt war. Was der Baron nicht beachtete, das waren die Blicke, mit denen der Alte ihn lauernd beobachtete, und was er nicht sah, das war, daß der Alte, nachdem er sich zurückgezogen hatte, draußen auf dem Flur stehenblieb, lautlos an die Tür gepreßt, hinter der sein Herr saß, stundenlang horchend, lauschend, ob er nicht da drinnen plötzlich ein verdächtiges Geräusch, irgend etwas vernehmen würde, das ihn nötigte, zuzuspringen und Hand anzulegen. Denn er wußte ja doch, daß da drinnen ein Wahnsinniger saß und daß es sein Beruf und seine Pflicht war, den Wahnsinnigen zu beobachten.

An dem Vormittag dieses Tages nun, als der Baron gefrühstückt und darauf dem Diener geklingelt hatte, damit er ihm beim Anziehen behilflich sei, hatte dieser sich, im Bewußtsein seiner Pflicht, ein Herz gefaßt und beschlossen, mit seinem Herrn einmal ein Wort zu reden.

Es kam ihm nicht leicht an, denn er war ein echter Schlesier, und daher steckte ihm ein knechtischer Respekt vor seinem Gebieter in Fleisch und Bein. Aber es mußte sein, es mußte.

Den Pelz seines Herrn in den Händen, trat er in das

Zimmer ein; als der Baron aber in den Mantel fahren wollte, ließ der Diener ihn sinken.

„Gnädiger Herr wollen mir eine untertänige Frage erlauben — gehen gnädiger Herr wieder zu dem Fräulein?“

Der Baron sah sich überrascht um; ein Lachen zuckte über sein Gesicht.

„Interessiert dich das so? Allerdings gehe ich zu ihr.“

Der Alte senkte das Haupt und stierte auf den Teppich.

„Nun, was gibt's? Worauf wartest du?“ fragte der Baron, indem er ein Zeichen machte, daß er den Pelz anzulegen wünschte.

„Gnädiger Herr, wollen entschuldigen,“ erwiderte der Alte, ohne die Augen zu erheben, „ob gnädiger Herr es sich nicht noch einmal überlegen möchten?“

„Was soll ich mir überlegen?“

„Daß gnädiger Herr das Fräulein wirklich heiraten wollen.“

Der Baron machte auf dem Absatze kehrt, so daß er seinem Diener unmittelbar gegenüberstand. Er war einen Augenblick ganz sprachlos vor Erstaunen.

„Was geht das dich an?“ stieß er hervor. „Was fällt dir denn ein?“

„Gnädiger Herr wissen ja doch,“ murrte der Alte mit hohler Stimme von unten herauf, „daß ich gnädigen Herrn von Kindesbeinen her kenne — daß ich vom seligen Herrn Baron —“

„Weiß ich, weiß ich, weiß ich alles!“ rief der Baron, indem er ungeduldig aufstampfte. „Was gehört das hierher?“

„Und daß ich weiß, was gnädigem Herrn gut tut und gnädigem Herrn nicht gut — weil ich doch weiß, wie es steht.“

Der Baron trat einen halben Schritt zurück.

„Wie was steht?“

Jetzt richtete der Alte das gesenkte Haupt soweit auf, daß er einen schrägen, lauernden Blick in die Augen seines Herrn bohren konnte. Seine Stimme wurde dumpf und leise.

„Wie es — mit gnädigem Herrn steht.“

Das bleiche Gesicht des Barons wurde noch um eine Färbung bleicher, so daß es ganz weiß aussah, und in dem weißen Gesichte glühten die Augen auf. Ein Zittern durchlief seine Gestalt, seine Hände schlossen sich, er konnte keinen Laut hervor-

bringen. So standen sich die beiden Männer stumm gegenüber. Am Leibe des alten Johann regte sich keine Fiber, nur seine Augen hafteten stieren Blicks an dem Baron. Er sah ja, daß der Mann dort unmittelbar vor einem Ausbruche von Tollwut stand, und Tobsüchtige darf der Wärter nicht aus den Augen lassen.

Es dauerte geraume Zeit, bis daß der Baron seine Fassung einigermaßen zurückgewann. Seine Brust keuchte, indem er zu sprechen begann; die Worte kamen abgebrochen heraus.

„Johann — weil ich weiß — daß du es gut meinst — will ich dir verzeihen, was du — da eben gesagt hast. Aber, wenn du es noch einmal tust, dann nimm dich in acht!“ Er hob den rechten Arm mit geballter Faust empor. „Nimm dich in acht!“ wiederholte er, „nimm dich in acht!“

Seine Stimme war immer lauter angeschwollen, so daß sie zuletzt beinah brüllend geworden war. Sein Körper schüttelte sich wie im Krampf. Dann plötzlich ließ er den erhobenen Arm sinken, warf sich stöhnend in einen Sessel und legte beide Arme auf die Lehne, das Gesicht auf die Arme drückend.

Regungslos stand der Alte; in seinen Augen war etwas, wie ein wilder Triumph, indem er auf seinen Herrn niederblickte. Wer hatte nun recht gehabt? War der Mann da, der unglückselige, etwa kein Wahnsinniger?

Zunächst sprach keiner von beiden ein Wort; eine schwüle, beängstigende Stille trat ein. Dann erhob der alte Johann wieder die Stimme.

„Und wenn gnädiger Herr heiraten, tut es gnädigem Herrn nicht gut.“

Der Baron erwiderte nichts; er gab überhaupt kein Zeichen, als hätte er gehört.

„Und wenn ein Fräulein kommt,“ fuhr der Alte fort, „und will den gnädigen Herrn heiraten, weil das Fräulein Frau Baronin werden möchte und reich werden möchte, weil sie selber nichts hat —“

Jetzt richtete der Baron das Haupt auf; seine Hand griff in den Stoffüberzug des Sessels, man sah, wie sie sich hineinkrallte, seine Augen drehten sich zu dem Alten herum, mit einem gefährlichen Ausdruck. Der Alte aber hörte nicht auf, wollte nicht aufhören; indem er des Mädchens gedachte, war es, als überkäme auch ihn eine dumpfe, schwelende Wut. Seine Augen

unterliefen rot. „Dann ist das nicht recht von dem Fräulein,“ polterte er rauh und rücksichtslos heraus.

In diesem Augenblick rollte der Stuhl, auf welchem der Baron gesessen hatte, bis mitten ins Zimmer; mit einem jähen Satze war der Baron aufgesprungen.

„Mach', daß du 'rauskommst!“ brüllte er den Alten an. Der Alte stand wie an den Boden gewachsen.

„Gnädiger Herr dürfen nicht heiraten,“ sagte er.

„Halt's Maul und mach', daß du 'rauskommst!“ donnerte der Baron noch einmal. Seine Hände flogen, sein Körper erbebte konvulsivisch. Es war aber, als wenn seine Aufgeregtheit den andern nur um so eisiger erstarren machte.

„Ein Arzt hat mir gesagt, der jetzt tot ist, wenn gnädiger Herr heiraten, werden gnädiger Herr jemanden umbringen.“

Kaum daß er das gesagt hatte, warf er jedoch den Pelz, den er immer noch in Händen hielt, über den nächsten Stuhl und zog sich eilends nach der Tür zurück. Der Baron hatte den schweren gepolsterten Sessel mit beiden Händen an der Lehne gepackt und mit einer Kraft, wie sie nur der Paroxysmus verleiht, emporgeschwungen. Es sah aus, als würde er den Alten im nächsten Moment zu Boden schmettern. Mit einer hurtigen Bewegung riß dieser die Tür auf und verschwand.

Eine halbe Stunde später, während er lautlos horchend in seinem Zimmer gesessen hatte, vernahm er, wie der Baron aus seinen Gemächern trat und mit schweren Schritten die Wohnung verließ. Er eilte an eines der nach der Straße gehenden Fenster und blickte ihm nach. Richtig — die gewohnte Richtung, er ging zu seiner Braut. Also doch! —

Der Alte kehrte in sein Zimmer zurück, warf die Mappe auf den Tisch und gleich darauf saß er wieder vor seinen Briefbogen. Heute knirschte das Papier unter seiner kratzenden Feder; seine Augen brannten, und die Muskeln seines Gesichts spannten sich zu einem Ausdruck grimmiger Verbissenheit, indem er schrieb.

Am Abende des Tages erhielt Anna von Glassner folgenden Brief:

„Zum letzten Male werden Sie gewarnt! Sie ruinieren ihn und gehen in Ihr Verderben! Heute war der unglückselige

Mensch dicht daran, daß er seinen Wärter und treuesten Begleiter totgeschlagen hätte.

Wer Augen hat, zu sehen, der sehe!!!

Der Pflichterfüller."

Scheinbar beruhigt war der Baron von Anna hinweggegangen, in seinem Innern aber saß die Erinnerung an das, was er mit dem alten Johann erlebt hatte. Und diese Erinnerung war wie ein gärender Keim in seinem Blute, sie ließ ihn nicht mehr zur Ruhe kommen.

Es erging ihm, wie es dem Menschen geht, wenn er sich mit einem anderen gestritten hat. Im Augenblick, da uns der Gegner seine Behauptung ins Gesicht wirft und wir sie ihm leidenschaftlich zurückschleudern, sind wir darüber hinweg — nachher, wenn die Leidenschaft verraucht ist, kommt das Wort uns wieder, leise, schleichend und in seiner Geräuschlosigkeit eindringlicher als vorher, und nun kommt das Grübeln, ob das Wort nicht vielleicht doch recht gehabt haben könnte.

„Ich weiß, wie es mit gnädigem Herrn steht" — immer wieder war es da, das Wort, immerfort und immerfort, wie der Wassertropfen, der unablässig auf den Kopf des Gefolterten fällt. Und indem es in seinem Ohre nachklang, war ihm, als käme das Ungetüm wieder herangeschwommen, von dem er Anna erzählt hatte, als höbe es die gräßlichen grünen Augen wieder auf, und das, was aus diesen Augen sprach, war ja nichts anderes als das: „Ich weiß, wie es mit dir steht."

Und, war es denn etwa so ganz unberechtigt? War nicht in ihm selbst etwas gewesen, das ihn mit Schauder erfüllte, wenn er daran zurückdachte? Immer wieder hörte er eine fürchterliche Stimme, die das Zimmer durchtönte, und das war seine Stimme; der Mensch, der so gebrüllt hatte, war er selbst gewesen. Immer wieder empfand er den Krampf, der plötzlich in seinem Rückenmark losgebrochen war, seine Glieder durchschüttelt, seinen Arm erhoben und seine Fäuste geballt hatte. Es ließ ihn gar nicht los; immer und immer wieder mußte er sich bis ins einzelne vergegenwärtigen, wie das gekommen, wie ihm dabei zumute gewesen war. Wie wenn etwas von außen über ihn herfiele, so war es gewesen, wie wenn ihn etwas anspränge, sich seiner bemächtigte, eine fremde, furchtbare Gewalt, beinah wie ein wildes Tier, das jählings in ihn eingedrungen war und aus

ihm hervortobte. Dazu diese plötzliche, unbegreifliche Kraft, die er in den Armen gefühlt hatte. Wenn er jetzt den schweren, gepolsterten Sessel anschaute, begriff er gar nicht, wie es ihm möglich gewesen war, ihn wie eine Keule emporzuschwingen. Und in dem Augenblick war es doch so gewesen, und in dem Augenblick war ihm das wuchtige Ding so federleicht erschienen. Unwillkürlich schloß er die Augen. Hatte er nicht gehört und gelesen, daß Menschen in der Tollwut eiserne Stangen zerbrechen? Was war das gewesen, was ihm die Muskeln so schrecklich gestählt hatte? Brütend saß er in seinem Zimmer und wagte sich nicht Antwort auf das zu geben, was in ihm fragte.

So also stand es mit ihm? Und wieviel hatte gefehlt, so hätte er seinen alten Johann niedergeschlagen und totgeschlagen. — Freilich, der Alte hatte ihn gereizt; aber wußte er denn nicht, wie er an ihm hing, treu wie ein Hund? Und er hätte ihn beinah umgebracht!

Und wie hatte der Alte von Anna gesagt? „Wenn ein Fräulein kommt und den gnädigen Herrn heiraten will, weil sie reich werden möchte —“

Hier aber sprang er auf. Das war falsch und gelogen, das wußte er, soweit war er noch vernünftig. Das waren die Gedanken, wie sie in einer Knechtsseele sich zusammenkleistern! Er wußte ja doch, daß er zu ihr gekommen war, nicht sie zu ihm. Mit den Armen griff er in die Luft. Daß sie nur da gewesen wäre in diesem Augenblick, daß er sie an sich hätte pressen können! Denn mächtiger und bestimmter als je zuvor empfand er in diesem Augenblick, daß es nur ein Heil und eine Rettung für ihn gab, und das war sie, an die er dachte, nach der er verlangte, Anna, Anna, Anna!

Wie eine Todesangst erfaßte ihn der Gedanke, daß sie ihm doch noch entgehen könnte, und mit krampfhafter Ungeduld sah er dem Tage entgegen, da sie Hochzeit machen würden, da sie ihm ganz gehören, immer und allerorts bei ihm und mit ihm sein würde.

Das nächste, was er darum zu tun beschloß, war, daß er seine Braut zu seinem Schlosse hinausführte. Sie sollte den Ort kennen lernen, wo sie mit ihm zusammen sein würde, die künftige Heimat.

Man befand sich zu Anfang April; der Winter war überstanden, aber noch nicht überwunden, er kämpfte noch mit dem

nahenden Frühling. Trotzdem wollte der Baron nicht länger warten. Es mußte etwas geschehen, wodurch Anna körperlich mit dem neuen Dasein verknüpft würde, und sie selbst hatte Lust dazu. Auch in ihr war ein Bedürfnis, die Umgebung des künftigen Lebens kennen zu lernen; daneben regte sich die Neugier, das schlesische Paradies endlich einmal mit Augen zu sehen.

So wurde der Besuch denn für einen der nächsten Tage beschlossen.

Mit seinem alten Diener hatte der Baron seit jenem verhängnisvollen Vormittage kein Wort mehr gesprochen; schweigend waren sie umeinander hergegangen; es war wie ein Waffenstillstand zwischen ihnen.

Als er damals seine Wohnung verließ, um zu Anna zu gehen, hatte Eberhard von Fahrenwald ernsthaft erwogen, ob er den Alten nicht fortschicken sollte. Es war das erstemal, daß ihm der Gedanke kam.

Er hatte ihn von seinem Vater ererbt und es bisher wie eine Art von Naturnotwendigkeit empfunden, ihn fortwährend um sich zu haben. An dem Tage zum erstenmal erhob sich eine Stimme in ihm, die ihm zurief: „Schick' ihn fort!“ Er würde ihm natürlich eine für seine alten Tage ausreichende, ja eine glänzende Pension zahlen, aber er wollte ihn los sein.

Als er dann aber zu Anna gekommen war, und diese für den Alten gebeten hatte, war sein Entschluß wieder schwankend geworden. Er war sich nun wieder bewußt geworden, daß er gegen den ausdrücklichen letzten Willen seines Vaters handeln würde, wenn er so täte, und sagte sich, daß er es doch gewesen war, der durch seine Heftigkeit den widerwärtigen Auftritt verschuldet hatte. Kampf mit sich selbst, das war ja nun einmal die Aufgabe, die ihm vom Schicksal auferlegt worden war, und dazu gehörte, daß er auch den Widerwillen, den unheimlichen, niederkämpfte, der sich in ihm gegen den Alten zu regen begann.

Also schwieg er; der alte Johann schwieg auch, und äußerlich schien es, als wäre alles, wie es früher und immer gewesen war.

Jetzt, am Tage, bevor er mit Anna hinauszufahren beschlossen hatte, befahl der Baron dem Alten, vorauszufahren und das Schloß einigermaßen zum Empfange vorzubereiten. Die Zimmer sollten gelüftet, in den Öfen und Kaminen sollte Feuer angezündet werden. In den Wegen des Parks, die vom Tau-

wetter jedenfalls aufgeweicht sein würden, hieß er ihn Sand aufschütten und an besonders morastigen Stellen Bretter legen. Endlich sollte für ein Frühstück gesorgt werden.

Alle diese Weisungen erteilte der Baron mit kurzem, bestimmtem Tone; der alte Johann nahm sie mit schweigender Unterwürfigkeit entgegen; er war in diesem Augenblick nichts weiter, als der demütig gehorsame Knecht.

Ein grauer, nasser Himmel lag über der Erde, als der Baron am nächsten Morgen mit seinem Kupee bei Anna von Glassner vorfuhr, um sie zum Bahnhofe abzuholen.

Als er bei ihr eintrat, stand sie schon reisefertig in ihrem grauen Reisemantel da. Lächelnd wickelte er einen Gegenstand, den er in Händen trug, aus dem umhüllenden Papier; es war ein Paar nagelneuer, mit Pelz gefütterter Gummischuhe.

„Das ist kein Schmuck," sagte er, „das darfst du annehmen, und im Park draußen wird es feucht sein."

Sie sah ihm dankbar ins Gesicht.

„Auch an so etwas denkst du?"

Sie setzte sich, um die Gummischuhe anzulegen, und dabei konnte sie nicht verhindern, daß er sich auf ein Knie vor ihr niederließ, um ihr beim Anziehen behilflich zu sein.

Zärtlich drückte er ihre kleinen Füße.

„Aber Eberhard!" mahnte sie.

Er sprang auf, schloß sie in seine Arme und küßte sie auf den Mund.

„Komm," sagte er, „heute fährst du als Anna von Glassner hinaus; das nächste Mal als Anna von Fahrenwald."

Nach einer Eisenbahnfahrt von etwa einer Stunde kamen sie an der kleinen Station an, von der man zum Gute des Barons gelangte. Als der Zug einlief, stand bereits ein grauhaariger Mann mit abgezogenem Hute und gebeugtem Rücken auf dem Bahnsteige; es war der alte Johann.

„Sieh, wie pünktlich und aufmerksam er ist," flüsterte Anna, mit dem Kopfe nach dem Alten deutend, dem Bräutigam zu. Dieser erwiderte nichts, und als Johann hinzutrat, um dem Fräulein beim Aussteigen behilflich zu sein, verhinderte er, daß er sie berührte.

„Ist der Wagen da?" fragte er kurz.

Der Wagen war da.

Indem sie dahingingen, drückte sie mit leisem Vorwurfe den

Arm des Bräutigams; er war so freundlich und gut, nur dem alten Diener gegenüber erschien er ihr so barsch.

Der Wagen war zugedeckt, weil es vorher geregnet hatte; jetzt aber hatte der Regen aufgehört.

„Möchtest du ihn lieber offen haben?" fragte der Baron.

„O ja," bat sie. Es war ja eine neue Welt, in die sie kam, und die will man doch gern ordentlich sehen können. Also wurde das Verdeck zurückgeschlagen; im Wagen befanden sich Fußsäcke und Decken; zwei prächtige Rappen stampften an der Deichsel. Der Überfluß kam ihr entgegen und breitete beide Arme aus.

Nachdem er sie in eine Wagenecke gepackt und sorgfältig in die Decken gewickelt hatte, setzte er sich neben sie; die Pferde zogen an und der Wagen rollte auf die Landstraße hinaus. Wege und Stege trieften von Nässe, in den Feldern rechts und links standen breite Wasserlachen, so daß sie wie Sümpfe aussahen; am Himmel, der kalt und grau wie Stahl war, taumelten die Wolken, vom Aprilwinde gejagt, in dicken schwärzlichen Ballen dahin. Alles in allem war es kein freundlicher Empfang, den die neue Welt dem jungen Mädchen bereitete.

Der Baron sah sie von der Seite an und sah, wie ihr Stumpfnäschen keck und vergnügt aus Hüllen und Decken in die graue Luft ragte.

„Ist dir kalt?" fragte er.

„Nicht im geringsten!" erwiderte sie.

„Aber schön ist es nicht?"

„Himmlisch," gab sie zur Antwort. „Was denkst du denn? So eine Stadtpflanze, wie ich; das ist ja die reine Wonne, so über Land zu fahren!"

Er war ganz glücklich und legte den Arm um sie; durch die Decken und Tücher, mit denen er sie umwickelt hatte, war sie aber ganz unförmlich geworden, so daß sein Arm nicht um sie herumreichte. Sie kicherte vor Vergnügen.

„Siehst du," sagte sie, „wenn du mich so weiter verwöhnst, werde ich noch so dick werden, daß du mich gar nicht mehr umarmen kannst — es fängt schon an damit."

Er hörte ihrem Geplauder zu. Wie ihn das beglückte, daß sie so zufrieden war! Wie wenig sie brauchte, um zufrieden zu sein!

Der Wagen war inzwischen von der Landstraße abgebogen

und quer durchs Land gefahren. Jetzt tauchten in einiger Entfernung die kahlen Baumkronen eines weit ausgedehnten Parks vor ihnen auf.

Plötzlich kam Annas Hand unter den Decken hervorgekrochen und erfaßte die Hand des Barons.

„Eberhard," fragte sie leise, indem sie sich zu ihm hinüberbog, „ist es das?"

Er sah ihr ins Gesicht.

„Das ist es," erwiderte er.

Sie verstummte; ihre Augen wurden groß und ernst.

„Gefällt es dir?" fragte er nach einiger Zeit.

„Es scheint ganz wundervoll," gab sie flüsternd zurück. Dann zeigte sie mit dem Finger nach vorn.

„Und das da — das ist das Schloß?"

Über den Wipfeln des Parks stiegen die Mauern eines großen Gebäudes finster empor.

„Das ist das Schloß," versetzte er.

Dann ergriff er ihre Hand, die langsam niedergesunken war. „Gefällt dir das auch?"

Sie nickte gedankenvoll mit dem Haupte. Nachdem sie dann ein Weilchen geschwiegen, schmiegte sie sich an ihn.

„Eberhard," bat sie leise, „könnten wir nicht am Parke aussteigen und durch den Park zum Schlosse gehn?"

„Wäre dir das lieber?" fragte er.

Sie nickte wieder; sie hätte kaum sagen können, warum, aber es war ihr wirklich lieber. Vielleicht, daß ihr das große düstere Gebäude unwillkürlich einen Schreck einflößte.

Der Park öffnete sich in das umgebende Gelände; weder Mauer noch Zaun schloß ihn ab.

Als jetzt der Wagen die Stelle erreicht hatte, wo die Parkwege sich mit der Fahrstraße kreuzten, befahl der Baron, anzuhalten.

„Also komm," sagte er zu Anna, „wir wollen aussteigen und zu Fuße gehen."

Rasch entledigte sie sich ihrer Umhüllungen, und auf seine Hand gestützt, sprang sie hinab.

Während der Wagen zum Schlosse weiterfuhr, schritten die beiden, Arm in Arm, in den Park hinein.

Ihr Weg führte sie eine Allee entlang, die von hochstämmigen, uralten Buchen gebildet wurde. In den blätterlosen

Wipfeln brauste der Wind, der immer stärker angeschwollen und jetzt beinah zum Sturm geworden war. Die Bäume neigten und beugten sich, die kahlen Äste schlugen klatschend aneinander, ein Chor von tausend seltsamen Lauten, ein Krachen, Pfeifen und Heulen erfüllte die Luft.

Unwillkürlich schloß Anna sich dichter an ihren Begleiter. Zum ersten Male setzte sie den Fuß auf Fahrenwaldschen Grund und Boden, und es war, als wenn die Geister und Dämonen, welche dieses Gebiet bewohnten, sie begrüßten.

Der Baron fühlte ihre ängstliche Bewegung; er sagte sich, daß er sie nun da hatte, wo er sie haben wollte, haben mußte, aber es war wie ein Gefühl des Unrechts in ihm. Er kam sich vor, wie ein Jäger, der in einem fremden Erdteile ein Wild gefangen und es in seine Heimat geschleppt hat. Wird das fremde Geschöpf sich an die Luft der neuen Umgebung gewöhnen?

In Gedanken verloren, waren sie schweigend fürbaß geschritten. Dann fing Anna an.

„Siehst du," sagte sie, „nun begreif' ich, warum sie deinen Park das schlesische Paradies nennen; das find' ich so schön, daß der Garten so offen ist; da können die armen, müden Leute, wenn sie von den Feldern draußen kommen, hereintreten und sich unter den schönen schattigen Bäumen erholen."

„Gefällt es dir?" fragte er zurück, „das freut mich. Früher, verstehst du, war ein Gitter rings um den Park herum; ich habe es fortnehmen lassen."

„Das hast du getan?"

„Ja," sagte er einfach.

Sie ruckte an seinem Arme; beide blieben stehn.

„Eberhard," sagte sie leise, indem sie ihm in die Augen sah, „weißt du, was ich glaube? Daß du der beste, gütigste Mensch bist, den es auf Erden gibt."

Er wandte das Haupt zur Seite, als wolle er ihrem Blicke ausweichen. Es gibt Menschen, die es nicht vertragen, daß man sich mit ihnen beschäftigt; vielleicht auch, daß er an den Vormittag zurückdachte, da er nahe daran gewesen war, den alten Johann zu erschlagen, und daß ihr Lob ihm darum ungerechtfertigt erschien — er erwiderte nichts und drückte nur hastig ihre Hände. Dann schlang er ihren Arm wieder in den seinen und setzte den Weg mit ihr fort.

Von der Allee bogen sie in einen Seitenweg ab, und indem sich nun der Park tief wie ein Wald vor ihr auftat, sah und empfand Anna erst, wie schön und herrlich er war.

„O Eberhard," fuhr sie bewundernd heraus, „wie muß das alles herrlich sein, wenn es erst Frühling wird und alles in Laub und Blättern steht!"

Nun warf er den Arm um sie her; sie fühlte seinen leidenschaftlichen Druck.

„Meinst du, daß es schön sein wird? Glaubst du, daß es dir gefallen wird? Daß du glücklich sein wirst? Glaubst du's?"

„Ja doch, ja — gewiß," erwiderte sie, indem sie sich bemühte, ihn den Schreck nicht fühlen zu lassen, den seine plötzliche Leidenschaftlichkeit ihr eingejagt hatte.

„Dann will ich dir etwas sagen," fuhr er fort, indem er sie eng an sich preßte, „sprich nie von mir! Hörst du? Sag' nie, daß ich gut bin! Von mir, siehst du, muß nie die Rede sein; das ist mir grade recht, ist mir das allerliebste! Nur du bist da, und du sollst glücklich und zufrieden sein. Siehst du, ich will mal ein Bild brauchen, damit du's verstehst: du bist für mich wie die Sonne, und ich bin wie die Erde. Und wenn die Sonne scheint, siehst du, dann ist die Erde glücklich, daß sie sich um die Sonne drehen darf. Und mehr will ich nicht und brauch' ich nicht. Und darum gibt's für die Sonne nur eine Verpflichtung: nämlich, daß sie da ist und leuchtet, weiter gar nichts. Und nun sag' mir, wirst du daran denken? Und da sein für mich und leuchten? Wirst du's? Versprichst du's?"

Was blieb ihr anderes übrig, als es zu versprechen? Aber während sie es tat, fühlte sie beklommenen Herzens, daß es nicht immer leicht sein mochte, nichts weiter als „Sonne" zu sein und immerdar zu leuchten.

Indem sie dem Schlosse näher kamen, lichtete sich der Park, das Baumdickicht blieb hinter ihnen und der Weg führte an Rasenflächen und Blumenbeeten vorüber.

Anna riß sich vom Arme des Bräutigams los und schlug in die Hände.

„O herrlich!" rief sie. „Hier beginnt mein Reich!"

Sie lief einige Schritte voraus und achtete nicht darauf, daß ihre Füße in dem aufgeweichten Boden beinah bis an die Knöchel einsanken. Zwischen den kahlen Blumenbeeten ging sie auf und ab.

„O Eberhard,“ rief sie, „Eberhard, wie sieht das hier aus! Da bekomme ich Arbeit! Da bekomme ich Arbeit!“

Der Baron war hinter ihr stehengeblieben.

„Geh nicht zu weit,“ warnte er scherzend, „du ertrinkst mir am Ende noch, bevor du an deine Arbeit kommst.“

Jauchzend flog sie zu ihm zurück. Blumen gab es also auch hier in dem verwunschenen Hause, und da wo Blumen sind, ist ja auch Licht! Im Augenblick aber, da sie ihm in die Arme fallen wollte, blieb sie jählings stehn. Jetzt erst bemerkte sie, was sie vorhin nicht gesehn hatte, daß sie unmittelbar vor dem Schloß standen.

Auf einem Unterbau von mächtigen Granitquadern, der nur von wenigen, engen, vergitterten Fenstern durchbrochen war, erhoben sich zwei Stockwerke, deren jedes zwölf Fenster zeigte. Himmelhoch sah es von hier unten aus, die Mauern ganz grau, beinah schwärzlich, wie angeblakt vom schweren Atem der Jahrhunderte; wie ein Gebirge lag es da, und obschon keine Sonne am Himmel stand, war es, als wenn es einen schweren Schatten über die Menschen würfe, die schweigend zu ihm aufblickten.

„Du mußt nicht erschrecken,“ sagte der Baron, als er in Annas Zügen den Eindruck wahrnahm, den die düstere Behausung in ihr hervorrief, „es ist ein altes Komtureigebäude, daher ist es so alt und sieht so finster aus.“

„Aber weißt du,“ erwiderte sie, indem sie sich in seinen dargebotenen Arm hing, „wenn du es mit frischer Farbe anstreichen ließest, würde es gewiß viel freundlicher aussehn?“

Er nickte zufrieden.

„Siehst du,“ sagte er, „das ist gleich ein vortrefflicher Gedanke. Ich merke schon, es kommt mit dir ein neuer Geist ins alte Haus.“

Er führte sie darauf durch eine Halle, die vom Garten nach dem Hofe hindurchging, und als Anna, mit offenem Munde, stehenbleiben und den großen, seltsam ausgeschmückten Raum betrachten wollte, zog er sie weiter.

„Komm,“ mahnte er, „es ist kalt hier drin.“

In dem schwachen Lichte, das durch enge Fenster hereinfiel, hatte sie nur soviel sehen können, daß die Wände von oben bis unten mit Jagdtrophäen und Jagdgeräten behangen waren. Hirschgeweihe, Wildschweinsköpfe und Köpfe von Elentieren,

mit lang herabhängenden Schnauzen, ragten aus den Mauern hervor; das Jagdgerät und die Waffen schienen uralt zu sein; ein riesiger Kamin, in dem kein Feuer brannte, befand sich in der einen Wand.

Sie traten auf den Hof hinaus, den auf der einen Seite das Schloß, auf der anderen ein Wirtschaftsgebäude umgab, und hier öffnete sich das Tor, das zu den oberen Räumen führte.

Durch einen Vorflur, dessen Boden mit Steinfliesen belegt war, und wo rechts und links zwei alte große Bilder an den Wänden hingen, Pferde in Lebensgröße darstellend, die von Stallknechten in der Kleidung des siebzehnten Jahrhunderts geführt wurden, gelangte man an die Treppe.

Es war eine Stiege von altem, dunklem Eichenholz, mit so flachen Stufen, daß man das Steigen kaum gewahr wurde. Schwere Geländer liefen zu beiden Seiten hinauf.

Anna wußte kaum, wie ihr zumute war, als sie in diese wuchtige, von Jahrhunderten gesammelte und aufgespeicherte Pracht hineinschritt; die Erinnerung an den Abend kam ihr zurück, als sie zum ersten Male in seinem Wagen nach Hause gefahren war.

Der Mann an ihrer Seite aber preßte ihren Arm und ließ ihr keine Zeit zum Besinnen.

„Hast du gehört,“ fragte er, indem er sie die Stufen hinaufzog, „wie die alte Treppe geknackt hat? Das ist eine gute Vorbedeutung; sie hat die neue Herrin erkannt und sie begrüßt.“

Stumm drückte sie ihm die Hand. Sie hätte so gern etwas Fröhliches erwidert, aber das fremdartige Neue, das sie umgab, lastete auf ihrer Brust.

Es war ein altertümlich gebautes und verbautes Haus mit lichtlosen Räumen. Die Treppe mündete in einen Flur, der keine Fenster hatte, sondern nur durch eine hoch oben im Dache angebrachte Glasscheibe soviel Helligkeit empfing, daß man die Gegenstände ringsumher erkennen konnte. Eine schmalere Treppe leitete vom ersten zum zweiten Stockwerke hinauf; der Haupttreppe gegenüber öffnete sich ein Gang, an dessen rechter, nach dem Hofe gelegener Seite sich eine Reihe kleiner, winklig ineinander geschobener Gemächer befand; die eigentlichen Wohn- und Staats-

zimmer lagen vom Eintretenden links, durch eine Glastür vom Flure getrennt.

Als der Baron mit Anna die Treppe bis zum ersten Stock hinaufgestiegen war, öffnete sich die Glastür und es erschien eine Gestalt, die Anna, in dem Dämmer, der sie umgab, kaum zu erkennen vermochte. Es war der alte Johann, der lautlos daranging, seinem Herrn und dessen Begleiterin die Mäntel abzunehmen.

Hinter der Glastür war noch ein Vorraum, und hier herrschte eine so völlige Dunkelheit, daß Anna nur tappend weiter zu schreiten vermochte. Plötzlich aber brach Licht herein. Der Baron hatte eine Tür geöffnet, die Anna nicht gesehn hatte; an der Hand zog er sie über die Schwelle, und mit einem unwillkürlichen „Ah" des Staunens und der Bewunderung stand sie mitten im Zimmer.

Der Raum, der sie umgab, war ein großer, viereckiger Saal, dessen Decke in gotischen Spitzbogen gewölbt war und dessen Wände von großen, vom Fußboden bis an die Decke reichenden Bücherschränken eingenommen wurden. Die Schränke waren durch dicke, rotbraune Holzsäulen voneinander getrennt, die kunstvoll, in Gestalt von Palmbaumstämmen ausgeschnitzt waren. In den Schränken drängte sich eine Masse von Büchern; vom Knaufe der Decke, in dem die Spitzbogen des Gewölbes zusammenliefen, hing ein schwerer, altertümlicher Kronleuchter herab und unter dem Kronleuchter, inmitten des Raumes, stand ein Frühstückstisch für zwei Menschen angerichtet.

Der Baron trat an den Tisch.

„Du mußt hungrig geworden sein," sagte er, „wollen wir gleich frühstücken?"

Anna aber stand in Staunen befangen und erstarrt.

„Nachher," erwiderte sie auf die Einladung des Barons, „erst muß ich mir das alles ansehen. Das ist ja zu merkwürdig!"

Sie ging von Schrank zu Schrank, sie befühlte mit den Händen die geschnitzten Säulen und sah erst jetzt, welche Fülle erfinderischer Kunst dahineingelegt war. An den Palmen kletterten, in Holz geschnitzt, Affen, Leoparden und andere fremdartige Tiere auf; in den Wipfeln, die sich unter der Deckenwölbung ausbreiteten, sah man Papageien und andere Vögel sich wiegen.

„Wie wundervoll," sprach sie staunend vor sich hin, „wie wundervoll."

Der Baron verfolgte schweigend ihr Umherwandern.

„Das ist Holzschnitzerei aus dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts," erklärte er.

Aus dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts — Anna blieb stehen und sah zu ihm hinüber. Das war ja ein königliches Besitztum — und in dem sollte sie gebieten? Sie, das dürftige Gewächschen des neunzehnten Jahrhunderts?

Sie trat vor den Kamin, in dem ein Feuer von mächtigen Holzscheiten prasselte; dann ging sie an die Fenster und bemerkte, daß sie auf den Park hinausgingen und daß sie sich hier am Ende der Schloßfront befand. Zu ihrer Rechten war die Tür geöffnet, durch die man in die anstoßenden Gemächer blickte. Die Türen all dieser Zimmer standen offen, so daß sich der Blick in einer schier endlosen Flucht von Räumen verlor, aus denen ein unbestimmtes Leuchten und Glänzen zu ihr drang. Sie ahnte, daß in allen diesen Gemächern eine gleiche Pracht wie in diesem ersten herrschen mochte. Stärker als Hunger und Durst war die Neugier.

„O Eberhard," sagte sie leise, indem sie die Hände zusammenlegte, „tu mir's zuliebe, zeig mir das alles erst. Frühstücken können wir ja nachher."

Er war bereit, und an seiner Seite ging sie nun über den spiegelglatten Parkettboden in das nächste Zimmer und von da weiter.

Die Räume waren, wie man das in alten Häusern findet, launenhaft unsymmetrisch gebaut; bald in Form von langen, schmalen Gängen, bald zu tiefen Gelassen ausgeweitet.

Allen gemeinsam aber war die reiche Pracht der Ausstattung. Ein altertümlicher schwerer Prunk herrschte in dem Mobiliar. Steifrückige Sofas, mit vergoldeten, in Löwenköpfen auslaufenden Armlehnen; Lehnstühle von schwarzem Ebenholz; dazwischen, einer jüngeren Epoche entstammend, kleine Stühle von zartem, vergoldetem Holz und Rohrgeflecht. Dunkelroter Sammet in dem einen, dunkelblauer Sammet in dem nächsten Zimmer, dann wieder Polster von goldgepreßtem Seidenstoff. An den Wänden große Spiegel in massiv goldenen oder silbernen Rahmen und eine Fülle von Bildern. Unter diesen, die sämtlich von älteren Meistern herrührten, vielfach hervorragende Werke; wie denn

überhaupt die ganze Ausschmückung der Räume den Eindruck erweckte, daß ein hochentwickelter Kunst- und Schönheitssinn zur geistigen Erbschaft der Fahrenwalds gehörte.

Am liebsten wäre Anna vor jedem einzelnen Bilde stehen geblieben; aber dann hätte sie bis zum Abend stehen können, und heut abend wollten sie doch wieder in Breslau zurück sein. Darum ließ sie sich von ihrem Begleiter weiterführen, und nur in einem der Gemächer machte sie unwillkürlich vor den Gemälden halt.

Es war dies ein gangartiger Raum, ungefähr wie eine Galerie. Auf der Tapete von dickem purpurrot gefärbtem Leder hing eine Reihe von Porträts, Männer und Frauen darstellend, offenbar die hauptsächlichen Vertreter des Geschlechts.

Aus dem sechzehnten Jahrhundert kamen sie hervor und gingen bis in die Neuzeit, eine gemalte Chronik der wandelnden Tracht und Kultur.

Die Augen des jungen Weibes hafteten an den Kleidungen, daneben aber beschäftigte es sie, den stark hervortretenden Zug von Familienähnlichkeit wahrzunehmen, der die Gesichter innerlich verband. Lauter edle, fein ausgearbeitete Physiognomien, mit bleichen Zügen und dunklen, schwermütigen Augen, eine Reihe von Menschen, von denen der vorhergehende immer dem nachfolgenden die schwere Bürde des Lebens auf die Schultern zu legen schien, froh, daß er sie nicht länger zu schleppen brauchte.

Annas Blicke gingen zu Eberhard hinüber, dem letzten Fahrenwald, der mit offenbarer Ungeduld an der Tür zum nächsten Zimmer ihrer wartete, und sie stellte fest, daß sein Äußeres ihn als echten Nachkommen seiner Vorfahren verkündete.

Als sie seine Ungeduld bemerkte, riß sie sich los, um ihm zu folgen, an der Tür zum Nebenzimmer aber hing ein Bild, das ihre Schritte wider ihren Willen bannte.

Ein alter, weißhaariger Mann, in langem schwarzen Rock, über den am Halse ein breiter, spanischer Spitzenkragen fiel, saß an einem Tische, auf dem sich Phiolen, Retorten und all die Geräte befanden, wie sie vorzeiten die Alchimisten gebraucht hatten.

Das aber, was den Beschauer an das Bild fesselte, waren die Augen des alten Mannes; diese Augen waren schrecklich. Stier und starr, mit einer Wut im Ausdruck, die lebendig ge-

blieben zu sein schien, nachdem der Körper des Mannes längst im Grabe zerfallen war, bohrten sie aus der Leinwand hervor.

Während Anna sprachlos vor dem Gemälde stand, trat der Baron zu ihr heran und faßte sie, beinah heftig, am Arm.

„Komm fort,“ sagte er. Der Ton seiner Stimme war rauh, wie nie zuvor.

Von dem unheimlichen Anblick gefesselt, stand sie noch immer. Jetzt wandte er sich nach der Tür, durch welche sie in die Galerie eingetreten waren.

„Hatte ich dir nicht befohlen, das Bild fortzunehmen?“

Sie drehte den Kopf — zu wem sprach er?

In der Tür stand der alte Johann, der, wie es schien, lautlos hinter ihnen drein gekommen war.

Sie sah, wie er langsam den Kopf vorstreckte und die Augen auf den Baron richtete.

„Gnädiger Herr,“ sagte er, „haben nichts davon befohlen.“

In dem Augenblick fühlte Anna, deren Arm in dem des Barons lag, wie ein Zucken durch dessen Körper ging. Seine Gestalt reckte sich in allen Gelenken, so daß er Anna um mehr als Kopfeslänge überragte.

„Wenn ich's also wirklich noch nicht befohlen haben sollte,“ fuhr er fort, indem er über sie hinweg sprach, „so befehl' ich es jetzt. Das Bild kommt fort von der Wand! Gleich auf der Stelle! Gleich jetzt!“

Nun kam der alte Diener, immer den Kopf vorgestreckt, und immer die Augen auf seinen Herrn gerichtet, zwei Schritte näher.

„Das soll fort? Das Bild von dem alten Herrn?“

„Ja — hast du mich nicht verstanden?“ erwiderte der Baron, und seine Stimme rollte dumpf empor.

„Wohin — soll ich's denn bringen?“

Der Baron überlegte einen Augenblick.

„Oben hinauf,“ befahl er dann, „in die grüne Kammer.“

In den Augen des alten Dieners zuckte ein grelles Licht auf; es sah aus, als traute er seinen Ohren nicht.

„Das Bild —“ fragte er, beinah drohenden Tons, „von hier fort? In die grüne Kammer?“

Und jetzt geschah etwas, das Anna mit eisigem Schreck überlief; von dem Manne an ihrer Seite, von dessen Mund sie

bisher nur Töne sanftester Güte vernommen hatte, kam plötzlich ein unbeschreibbarer Laut.

„Wenn dir das also nicht paßt," schrie er, „dann also anders: auf den Boden mit dem Bild!"

Der alte Johann erwiderte nichts, rührte sich aber auch nicht vom Fleck, nur sein Mund tat sich halb auf, daß man die langen Zähne darin sah.

In der Brust des Barons stieg etwas herauf, gurgelnd und rauschend, wie eine steigende Flut.

„Auf den Boden damit, hast du mich gehört?"

Diesmal schrie er nicht, er brüllte. Anna blickte auf; sein Gesicht war verzerrt.

Ein furchtbares Entsetzen überkam sie.

„Eberhard!" kreischte sie auf.

Als er den Schrei vernahm, senkte er den Blick zu ihr. Sie stand leichenblaß, mit schlotternden Gliedern, die Hände wie flehend und zugleich wie abwehrend zu ihm erhoben. In dem Augenblick war es, als knickte sein aufgestraffter Körper in sich zusammen, die lodernde Wut in seinen Augen erlosch, um einem maßlosen Erschrecken zu weichen, und mit einem dumpfen „o mein Gott" schlang er beide Arme um sie, riß sie an seine Brust, und so, indem er sie an sich gepreßt hielt, zog er sie aus der Galerie in das anstoßende Gemach, wo er sie auf ein Sofa niedersinken ließ.

Sobald sie Platz genommen, sank er kniend zu ihren Füßen, das Haupt in ihren Schoß gedrückt, die Hände um sie hergelegt, als fürchtete er, daß sie aufspringen und entfliehen würde. Daran aber hätte Anna wohl kaum gedacht, sie fühlte sich von dem eben erlebten Schreck ganz kraftlos und gebrochen. Sie mußte die Zähne aufeinanderpressen, damit sie nicht klappernd zusammenschlugen, ihre Glieder zitterten wie im Frost.

Als der Baron das Beben ihres Leibes verspürte, hob er das Gesicht zu ihr auf.

„Ängstige dich nicht," flehte er, „ängstige dich nicht."

Aber er sah ihre Augen mit stummem Grauen auf sich gerichtet.

„Es war ja um deinetwillen, daß ich so heftig wurde," fuhr er fort, „weil ich sah, daß das Bild dich erschreckte."

Und als sie noch immer nicht imstande war, ein Wort zu

erwidern, drückte er das Haupt wieder in ihren Schoß und schüttelte es und faßte sie fester mit den Händen.

„Geh nicht von mir!“ stöhnte er, „verlaß mich nicht!“

Bei diesem Worte wurde ihr wieder weich und warm. Schweigend breitete sie die Arme um ihn her, senkte das Gesicht auf sein Haupt und ein Strom von Tränen, der lautlos aus ihren Augen brach, verkündete, daß das Eis geschmolzen war, das sich für einen Moment um ihre Seele gelegt und sie von ihm getrennt hatte.

So saßen sie schweigend beieinander, lange Zeit. Das einzige Geräusch, das man vernahm, war das Knistern des Holzes im Kamin, das in sich zusammenfiel, um sich in Kohle zu verwandeln und danach zu Asche zu werden. Sonst regte sich kein Laut, und es war, als hauchten die alten Möbel, die Bilder an den Wänden die dumpfe Stille aus, die wie eine Last im Zimmer lag. Es war, als täten sich geräuschlos in Winkeln und Ecken und in der Luft umher Augen auf, dunkle, schwermütig forschende Augen, als blickten sie fragend auf die beiden in sich versunkenen Menschen dort, und als blinzelten sie sich gegenseitig zu, Gedanken tauschend, wie die Abgeschiedenen sie verstehen, die Lebenden aber nicht.

Endlich hatte Anna ihre Fassung wieder erlangt.

„Komm weiter,“ sagte sie, indem sie sich vom Sofa erhob.

Er stand auf.

„Nun wirst du wohl nichts mehr sehen wollen?“ fragte er.

Sie fühlte, daß sie ihm Mut machen müsse.

„O ja, gewiß,“ versetzte sie, „du hast es mir versprochen, und Versprochenes muß man halten.“

Sie hing sich in seinen Arm, sie bemühte sich, einen leichten Ton anzuschlagen und ihm zu zeigen, daß alles überwunden und vergessen sei.

So führte er sie denn weiter, bis daß sie am andern Ende der Zimmerflucht in zwei kleinere, freundlichere Gemächer gelangten.

„Siehst du,“ sagte er, stehen bleibend, „dies, hatte ich gedacht, sollte dein Wohnzimmer sein, und dort nebenan solltest du schlafen.“

Anna blickte umher.

„O ja,“ meinte sie, „hier könnte es mir wohl gefallen.“

Sie ging ans Fenster.

„Da hab' ich ja grade meine Blumen vor mir," sagte sie, indem sie in den Garten hinunterblickte. „Das macht sich alles ganz vortrefflich. Nur, weißt du, was ich möchte? Daß das Zimmer vielleicht eine andere Tapete bekäme."

Sie trat an die Wand und befühlte den dicken, dunkelbraunen Stoff, mit dem sie bekleidet war.

„Das ist ja alles ganz prachtvoll," fuhr sie fort, „und die eingepreßten Goldmuster gradezu kostbar, aber siehst du, ich bin nun einmal ein Kind unserer Zeit und möchte es gern ein bißchen heller haben und freundlicher."

Der Baron machte ein Gesicht wie ein vergnügtes Kind.

„Aber Anna," rief er, „das ist ja mein Gedanke gewesen von Anfang an! Alle Zimmer miteinander möchte ich umtapezieren lassen, damit mehr Licht in die alte Finsternis kommt. Und in Breslau habe ich ein Muster gesehen, weißen Untergrund mit goldenen und blauen Blumen, etwas reizend Freundliches, das suchen wir uns, gleich morgen, nicht wahr?"

Sie nickte ihm zu.

„Gleich morgen," sagte sie.

Er ergriff ihre Hände. Es sah aus, als wollte er sich bei ihr bedanken.

„Und andere Möbel darf ich dir auch hineinstellen? Nicht wahr? Diese alten, schweren Sessel mit den riesigen Lehnen, diese bauschigen Sofas, das ist doch alles nichts für dich? Nicht wahr? Etwas recht Zartes, Lustiges und Duftiges suchen wir uns aus, das erlaubst du mir? Nicht wahr? Hast du Rosenholz gern?"

Sie sah ihm in die Augen und wiegte das Haupt.

„Alles, was dir gefällt, wird auch mir gefallen, und was du mir schenkst, nehme ich gern."

Ein Freudenschein zuckte über sein Gesicht. Er machte eine Bewegung, um sie zu küssen, bevor er aber dazu gelangte, bog er den Kopf wieder zurück. Der ängstliche Ausdruck, mit dem er sie ansah, verriet, daß er sich nicht getraute. Er dachte an den Auftritt von vorhin.

Anna schob langsam die Hände an seinen Armen hinauf, bis daß sie auf seinen Schultern ruhten. Da stand er vor ihr, der Besitzer all dieser Pracht und Herrlichkeit, der gegenüber sie sich wie eine Bettlerin erschien, da stand er, der starke Mann, in dessen Armen sie wie Glas zersplittert wäre, wenn seine Kraft

sich gegen sie gewandt hätte — und bat sie, demütig wie ein Knabe, ihr all seinen Reichtum zu Füßen legen zu dürfen, und wie ein Schuldbewußter wagte er nicht, sie zu küssen. Und worin bestand denn seine Schuld? Ein unaussprechliches Mitleid quoll ihr im Herzen empor, die Tränen drängten sich ihr in die Augen. Aber sie wollte ihn keine Tränen sehen lassen, sie zwang sich zum Lächeln, und so, weil ihr trotz allem Widerstand die Augen dennoch übergingen, hob sie sich auf den Fußspitzen empor, und unter Tränen und Lächeln suchte sie mit ihrem Munde seinen Mund. Aufatmend, wie nach tiefer überstandener Qual, beugte er sich zu ihr herab, und der Kuß, in dem sie sich zusammenfanden, war wie ein gegenseitiges Versprechen, daß sie nun ein neues Leben begründen wollten in dem alten, ausgestorbenen Hause.

Raschen Schrittes kehrten sie darauf zu dem Saale zurück, wo das Frühstück angerichtet stand. Die warmen Speisen waren inzwischen kalt geworden, aber das störte die Laune nicht. Auch war neben den warmen Gerichten kalter Braten in genügender Fülle da, um sich daran satt zu essen. Während der alte Johann die Teller wechselte, schenkte der Baron ihr Wein ein, und sie trank ein tüchtiges Glas. Sie war nun ganz heiter, ganz ihrem Berufe als „Sonne" treu, und der Baron, ihre „Erde", leuchtete in ihrem Lichte auf.

Das einzige, was sie einigermaßen hätte stören können, war der Anblick des alten Dieners, der schweigend aufwartete, und, während sie aßen und tranken, hinter dem Stuhle seines Herrn stand.

Unwillkürlich gingen ihre Blicke von Zeit zu Zeit zu ihm hin, und immer sah sie ihn dann in einer ganz seltsamen Haltung, regungslos, den Kopf wie in brütendem Sinnen zu Boden gesenkt, an seinem Platze stehn.

Offenbar dachte er immer noch darüber nach, wie furchtbar und eigentlich grundlos der Baron ihn vorhin angefahren hatte. Das tat ihr so leid um den alten Mann. Sie fühlte das Bedürfnis, ihm irgendeine kleine Freundlichkeit zu erweisen. Zwischen Herrn und Diener war offenbar eine Spannung; es wäre ihr so lieb gewesen, wenn sie das Verhältnis zu einem guten hätte machen können; Menschen, die so einsam leben, wie sie drei nun bald leben würden, müssen sich doch verstehen, dürfen nicht mit feindseligen Gedanken umeinander hergehen.

„Aber wissen Sie, Johann," fing sie möglichst unbefangenen Tones an, indem sie den Kopf zu ihm erhob, „ich muß Ihnen wirklich mein Kompliment machen, wie das Schloß instand gehalten ist. Da ist ja kein Stäubchen und kein Fleckchen, und das Feuer in den Kaminen —" Sie brach im Satze ab.

Der Alte, als er seinen Namen von ihrem Munde hörte, hatte langsam, wie aus einem Traume zurückkommend, den Kopf erhoben und die Augen auf sie gerichtet, und als sie seine Augen sah, konnte sie nicht weiter sprechen.

Was für Augen waren das! Stierend, bohrend, als wollten sie sich durch ihre Augen hindurch bis in das Mark ihres Lebens hineinwühlen. Dabei tat sich, wie sie es vorhin schon an ihm wahrgenommen hatte, sein Mund halb auf, so daß die langen Zähne sichtbar wurden, der Kopf schob sich nach vorn, und das ganze Gesicht nahm einen Ausdruck an — ja, was war es nur für ein Ausdruck? Anna begriff ihn zuerst gar nicht, dann kam ihr das Bewußtsein: das war ja Haß! Wütender Haß! Sie hing wie gebannt an diesem Gesicht. — Was hatte sie ihm getan? War er so erbittert über sie, weil sie ahnungslos die Ursache gewesen war, daß sein Herr so heftig gegen ihn wurde?

Der Baron, der nervös aufgezuckt war, als sie sich an den Alten wandte, hatte ihr plötzliches Verstummen bemerkt. Jetzt sah er ihr totenblasses Gesicht und ihre verstörten Augen.

„Ist dir etwas?" fragte er.

Er faßte nach ihrer Hand; ihre Hand war eiskalt.

„Ist dir unwohl?" wiederholte er hastig seine Frage.

Sie schüttelte den Kopf. Von der Stuhllehne, an die sie zurückgesunken war, richtete sie sich gewaltsam auf. Sie drückte seine Hand, als wollte sie ihn beruhigen.

„Nein, nein, nein," erwiderte sie. Ihre Stimme war gepreßt, ihre Augen gingen zu den Büchern hinüber und von den Büchern in irgendeine Ecke. Es war, als flüchteten sie sich, als wüßten sie nicht mehr, wo sie hinblicken sollten. Aufzuschauen wagte sie nicht, denn da stand ja der Alte; den Baron anzuschauen vermochte sie auch nicht, denn sie spürte, wie die wilde Unruhe in sein Gesicht zurückkehrte. Der seltsame Raum, in dem sie sich befand, die fremdartigen Tiergestalten in den geschnitzten Palmen — es war, als wenn das alles zu einem lautlosen, unheimlichen, gespenstischen Leben erwachte, als wenn es wirklich ein verwunschenes und verzaubertes Haus sei, in das sie sich

tollkühn hineingewagt hatte, und aus dem es nun kein Entrinnen mehr gab. Eine betäubende Angst legte sich auf sie, es war ihr zumute, als würde ihr eine schwere bleierne Haube über den Kopf gezogen.

Jählings stand sie auf.

„Ach, weißt du," sagte sie mit taumelnder Stimme, „ich glaube, wir möchten nach Haus fahren — ich glaube, es wird Zeit."

Mit einem Sprunge war er neben ihr; er hatte gesehen, wie sie wankte; er schlang den Arm um sie; mit lastender Wucht lehnte sie an seiner Schulter.

„Der Wagen soll vorfahren!" herrschte er dem Alten zu.

Sobald dieser hinaus war, beugte er sich zu ihr.

„Was ist dir?" forschte er voller Besorgnis, „ist dir etwas geschehen? Hat dir jemand etwas getan?"

Sie suchte mit den Augen umher — der Alte war fort. Ihre bleichen Lippen bewegten sich lallend.

„Er — ich weiß nicht, was ich ihm getan habe — hat mich so schrecklich angesehen."

„Der Johann?"

Sie drückte das Gesicht an seine Brust.

„Um Gottes willen bleib ruhig," bat sie. Schon hörte sie, wie die steigende Flut in seiner Brust wieder zu rauschen begann; schon fühlte sie, wie der Griff seiner Hand, mit der er sie umschlungen hielt, wieder eisern wurde.

„Ich schicke ihn fort!" knirschte er.

„Nein," flehte sie, „nicht um meinetwillen!"

„Ich jage ihn fort," wiederholte er drohend.

Sie waren, indem er das sagte, auf den Flur hinausgetreten; er hatte so laut gesprochen, daß seine Worte durch den ganzen Treppenraum hallten. Am Fuße der Treppe stand der alte Johann; er hatte hören müssen, was der Baron eben gesagt hatte. Und nun begab sich etwas Unerhörtes.

Indem der Baron mit Anna die Treppe hinabzusteigen begann, knickte der Alte da unten in die Knie und fiel zu Boden, beide Hände nach oben ausgestreckt. Das Haar hing ihm wirr übers Gesicht, seine Augen waren ganz rot; seine Brust arbeitete und sein Mund war weit offen. Aber er brachte nichts hervor, als ein dumpfes Keuchen; mit plattem Leibe warf er sich auf die Treppe, so daß sein grauer Kopf auf den Stufen lag.

„Jesus, Gottes Sohn —“ stammelte Anna, indem sie, von Grausen gepackt, den Arm ihres Begleiters umklammerte und ihn zum Stillstehen zwang.

Jetzt fing der Alte mit dumpfer, heulender Stimme an: „Gnädiger Herr wollen mich fortjagen — und ich habe gnädigen Herrn auf den Armen getragen — und ich bin immer mit gnädigem Herrn gewesen — und habe immer nichts anderes gedacht, als was gnädigem Herrn gut wäre und gesund — und gnädiger Herr wollen mich fortjagen —“

Annas Hand krallte sich in den Arm ihres Bräutigams, sie wußte kaum mehr, was sie tat; sie fühlte, wie die Ohnmacht ihre Augen zu verdunkeln begann.

„Sag' ihm, daß du ihn behältst,“ raunte sie mit fliegendem Atem; „wenn du mich lieb hast, sag' ihm, daß du ihn behältst!“

Der Baron strich mit leiser Hand über ihr glatt gescheiteltes Haar; die Ruhe war ihm zurückgekehrt.

„Steh auf, Johann,“ sagte er, „du sollst bleiben, ich jage dich nicht fort.“

Schwerfällig raffte sich der alte Mann auf und trat an den Fuß der Treppe zurück. Er blickte nicht auf, seine Arme hingen herab, mit der rechten Hand wischte er den Treppenstaub von seinem Rock.

„Und hier, bei dem gnädigen Fräulein bedanke dich,“ fuhr der Baron fort, indem er mit Anna bei ihm vorüberschritt, „küß ihr die Hand, sie hat für dich gebeten.“

Knechtisch gebeugten Hauptes trat der Alte auf Anna zu, um ihr die Hand zu küssen. Solcher Bezeigungen ungewohnt, wollte Anna es nicht dulden. Der Baron stieß sie heimlich an.

„Tu's,“ flüsterte er ihr zu, „es muß sein!“

Nun überließ sie ihm ihre Hand, die der Diener, ohne die Augen zu erheben, an den Mund führte.

Indem sie die gebrochene Gestalt vor sich sah, überkam sie ein wahres Jammergefühl. Unwillkürlich drückte sie seine Hand.

„Das alles wird vorübergehn,“ sagte sie mit wohlwollendem Trost, „ich weiß ja, wie treu Sie dem Herrn Baron immer gewesen sind, und das sollen Sie auch in Zukunft bleiben, und dann werden wir ganz gewiß gute Freunde werden, ganz gewiß.“

Sie vermochte nicht zu erkennen, welche Wirkung ihre Worte auf den Alten hervorbrachten; ohne aufzublicken, zog er sich zurück, und gebeugten Hauptes blieb er stehn, bis Anna mit ihrem Begleiter auf den Hof hinausgetreten war. Sie stiegen ein; der Wagen rollte ab, und als das Schloß hinter ihnen lag, fühlte Anna es wie eine Erleichterung. Aus dem Bereiche der Gespenster und Dämonen kehrte sie zu den Menschen zurück.

Von den Aufregungen erschöpft, die sie durchlebt hatte, lehnte sie blaß und schweigend in der Wagenecke; der Baron saß gleichfalls mit seinen Gedanken beschäftigt; so kamen sie auf der Bahnstation an, und als der Abend einbrach, waren sie wieder in Breslau.

In seinem Kupee brachte er sie zu ihrer Wohnung; im Hausflur nahmen sie Abschied voneinander.

„Du siehst so müde aus," sagte er, indem er sie in die Arme nahm. „Wirst du auch gut schlafen?"

Sie nickte stumm.

Er stand noch immer und hielt sie umschlungen; sie fühlte, wie schwer es ihm wurde, von ihr zu gehen. Es war, als wenn er noch eines guten Wortes, eines Trostes bedürfte. Sie nahm sich zusammen und sah ihn freundlich lächelnd an.

„Ich werde gut schlafen," versicherte sie, „sei ganz unbesorgt, und morgen holst du mich ab, damit wir uns die Tapete ansehn."

Das gab ihm das Leben wieder. Freudig drückte er ihre Hand.

„Ja, ja, morgen komm' ich, und dann holen wir uns das neue Leben in das alte Haus!"

Als Anna zu dem Onkel und der Tante zurückkam, saßen die beiden alten Leute und spielten „Rabouge", ein Kartenspiel ältester Art, das heutzutage kaum jemand mehr kennt. Das war ihre Beschäftigung, einen Abend wie alle Abende. Von dem jungen Mädchen, das mit leisem „guten Abend" zu ihnen eintrat, nahmen sie so gut wie keine Notiz. Man konnte zweifeln, ob sie überhaupt wußten, daß sie den Tag über fortgewesen war.

Anna war daran gewöhnt. Ohne weiter zu sprechen, setzte sie sich in einiger Entfernung von den Spielenden nieder, so daß die Lampe, die auf dem runden Tische stand, grade noch genug Licht für ihre Handarbeit abgab, dann häkelte sie still vor sich hin und dachte.

Welch ein Kontrast! Heut am Tage das Fahrenwaldsche Schloß, und jetzt hier diese Behausung! Daß die Wohnung ärmlich war, hatte sie wohl immer gewußt — wie erbärmlich sie war, fühlte sie heut abend zum ersten Male ganz. Als sie nach Haus gekommen war, hatte sie das Behagen empfunden, daß sie wieder in Sicherheit sei — jetzt, da sie in Sicherheit saß, fühlte sie, daß diese gleichbedeutend mit Öde und Langeweile war.

Hier diese dumpfen, stumpfen alten Menschen, die vom Leben nichts mehr wissen wollten, die kein Wort, kaum einen Blick für sie übrig hatten — und dort drüben der Mann, der nur ein Verlangen hatte, aus Nacht und Grauen ins helle, gesunde Leben zu gelangen, der nach ihrer Persönlichkeit lechzte, wie der Verschmachtende nach dem Wasser!

Als sie heute mittag auf Schloß Fahrenwald beim Frühstück gesessen und das Todesgrauen empfunden hatte, mit dem all das Unverständliche, Unbegreifliche über sie herfiel, war der Gedanke in ihr aufgestanden, daß es ihr unmöglich sein würde, dort in Zukunft zu leben, daß sie das Verhältnis mit Eberhard von Fahrenwald abbrechen müsse — jetzt verblaßten die Schrecken und das Schöne blieb.

Sie dachte an den Park zurück, den herrlichen, walddunkeln, waldtiefen Park, und vergegenwärtigte sich, wie schön es sein würde, wenn er im Frühling, Sommer und Herbst ihr zu Häupten rauschte. An die Räume des Schlosses dachte sie, die schweigenden, feierlichen Gemächer, an die Bilder der Männer und Frauen, mit den edlen, leidensvollen Gesichtern. War es ihr nicht, indem sie an sie dachte, als wenn sie die Lippen auftäten und sprächen: „Fürchte dich nicht vor uns — wir sind nur unglücklich, nicht böse.“ War es nicht, als zeigten sie mit den stummen dunklen Augen auf ihn, den letzten ihres Stammes, und als sprächen sie: „Hilf ihm — nur du kannst ihm helfen — und auch er ist nicht böse.“

Ach — ob sie es wußte, daß er nicht böse war!

Als sie am späteren Abende ihr Schlafkämmerchen aufgesucht hatte, lag sie kniend vor ihrem dürftigen Bett, die gefalteten Hände in die Kissen gestützt, bitterlich weinend.

Es war ihr, als stände er vor ihr und sähe sie an mit den schwermütigen, bittenden Augen, als hätte er in ihrem Herzen die Gedanken gelesen, die ihm die Treue gebrochen hatten, und als müßte sie ihm abbitten, alles was sie gedacht.

„Nein, nein, nein, ich will dich nicht verlassen! Furcht und Feigheit sollen nicht stärker sein in mir, als die Liebe in deinem gütigen, geliebten Herzen! Was auch das Leben bringen mag, an deiner Seite will ich ihm entgegengehen — das will ich — ja.“ Und während ihre Lippen noch das beteuernde „ja“ hauchten, sank ihr Köpfchen in die Kissen zurück, und sanft und ruhig schlief sie ein.

Am nächsten Vormittage, seinem Versprechen getreu, erschien der Baron, um Anna abzuholen.

Bei drei Tapetenhandlungen fuhr man vor, und alle drei Lager wurden von oben bis unten durchstöbert, bis man das Muster gefunden hatte, das für die beiden Zimmer als das passende erschien; eine weiße Tapete mit blaugoldenen Frucht- und Blumenstücken für das Wohngemach, eine himmelblaue für das Schlafzimmer; beide das Lieblichste, Freundlichste, was man sich denken konnte. Anna war ganz erschöpft, der Baron zeigte keine Spur von Müdigkeit.

„Jetzt,“ meinte er, „sollten wir gleich noch an die Möbel denken.“

Anna verweigerte lachend den Gehorsam.

„Morgen,“ sagte sie, „das hat Zeit bis morgen.“

„Gut, so wollen wir jetzt aber frühstücken.“

Es half ihr nichts, daß sie auf das nah bevorstehende Mittagessen verwies.

„Ach was, dein Onkel und deine Tante können auch ohne dich essen.“

Er war ganz ausgelassen, ganz glücklich, daß er das geliebte Wesen einmal in seiner Gewalt hatte.

So mußte sie ihm zu einem Restaurant folgen, und es war natürlich nicht das schlechteste von Breslau. Dort tafelten sie.

Als sie auf die Straße hinaustraten und den Wagen wieder bestiegen, glühte Annas Gesicht und ihr Köpfchen sank ganz schwer zurück.

„Aber Eberhard,“ sagte sie, „du hast mich ganz betrunken gemacht mit dem vielen Champagner.“

Sie lächelte, ihre Augen hatten einen schwimmenden Glanz; indem sie sich lässig in die Wagenkissen zurücklehnte, war eine Auflösung in ihrer ganzen Gestalt, wie er sie noch nie an ihr gesehen hatte.

Er schlang den Arm um sie und küßte sie mit einer Glut, wie nie zuvor.

„Weißt du," sagte er, „das ist köstlich. So wollen wir es jetzt alle Tage machen; so reizend wie heut bist du mir noch nie erschienen."

Ihr Körper lag warm und weich in seinen Armen; das nachgiebige Widerstreben des jungen Leibes verlieh ihm eine berauschende Lebendigkeit; es war das erstemal, daß das Blut der beiden Menschen zueinander zu sprechen begann.

Am nächsten Tage ging es in gleicher Weise durch alle Möbelhandlungen der Stadt, und endlich war ein Mobiliar für die beiden Zimmer ausfindig gemacht, so zart und duftig, als wären die Gemächer für eine Elfe bestimmt. Das Frühstück durfte natürlich auch heut nicht fehlen, und so folgte nun ein Tag dem anderen.

Der Baron war unerschöpflich in der Erfindung von Notwendigkeiten.

An Teppiche war ja noch gar nicht gedacht worden, und als auch diese besorgt waren, fiel es ihm ein, daß Portieren über den Türen, Gardinen und Vorhänge vor den Fenstern fehlten.

Anna ergab sich lachend. Der Rausch, der ihn erfüllte, teilte sich ihr allmählich mit; die täglichen Rundfahrten und Einkäufe fingen an, ihr gar nicht übel zu gefallen. Es war ja, als wenn sie das Märchen vom „Tischlein deck' dich" leibhaftig erlebte; kaum daß sie einen Wunsch gedacht hatte, war er schon erfüllt. Und wie unter seinen leidenschaftlichen Küssen ihr Blut in immer heißeren Wellen zu rollen begann, war es, als reckte und streckte sich ihre ganze Persönlichkeit; aus der unscheinbaren Hülse des kleinen Mädchens blühte die Jungfrau auf.

An einem dieser Tage, als sie durch Blumen- und Samenhandlungen gestreift waren, um Sämereien für den Garten zu kaufen, und nun wieder im Wagen saßen, rückte er, den Arm um sie geschlungen, dicht an sie heran.

„Weißt du," flüsterte er ihr ins Ohr, „nun hätte ich eine große Bitte."

Sie lächelte vor sich hin; sie wußte ja, daß, um ihm etwas zu geben, sie nur still zu halten brauchte und zu nehmen.

„Was denn also?" fragte sie.

„Siehst du, ich habe mir das in meiner Phantasie so aus-

gedacht: Wenn ich dich so in den Armen halte und an mir fühle, komme ich mir vor, wie ein Gärtner, der eine Blume groß zieht. Den Winter hindurch hat meine Blume ihr altes, unscheinbares Gewand getragen, aber nun wird es Frühling, siehst du, und da ist es doch in der Natur geboten, daß sie sich anders und reicher und schöner kleidet? Nicht wahr?"

Anna senkte die Augen und sah stumm an sich hernieder. Ärmlich genug war sie ja freilich angezogen.

„Und siehst du," fuhr er fort, „was ich dich nun bitten wollte: daß wir morgen in Kleiderhandlungen und Modemagazine gehen und uns Stoffe aussuchen zu Kleidern für dich, wie sie dir gefallen und am besten stehen?"

Sie errötete in Scham.

„Aber Eberhard," erwiderte sie leise, „für seine Ausstattung muß doch ein jedes Mädchen selbst sorgen?"

Indem sie das aber sagte, fragte sie sich im stillen, wer denn ihre Ausstattung besorgen sollte. Der Onkel und die Tante etwa? Oder sie selbst, aus ihrem eigenen Vermögen? Ja, wo war denn ihr eigenes Vermögen?

„Nein, siehst du," nahm er wieder eifrig auf, „das ist mit uns etwas ganz anderes. Das hab' ich dir ja gesagt, daß du das Licht in meinem Leben bist, und ein Licht, siehst du, das muß man sich selbst anzünden. Und sein Glück muß man sich selbst erschaffen, wenn's ein echtes Glück sein soll und einem Kraft und Mut verleihen soll. Und darum, verstehst du, wenn ich dich so von Kopf bis zu den Füßen einkleide in Stoffe, die ich dir geschenkt habe, dann wird mir zumute sein, als hätte ich mir die ganze geliebte Gestalt, die dann vor mir steht, selber erschaffen, und das wird mir dann eine solche Kraft und Wonne und Seligkeit verleihen, und das wirst du mir nicht verweigern. Nicht wahr? Nicht wahr?"

Sie vermochte nichts zu erwidern. Anfänglich, als sie nur Mitleid mit dem Mann gefühlt hatte, der um ihre Liebe flehte, war nur ihre Seele wach gewesen; jetzt, da er stark und fröhlich war und sie am lebendig klopfenden Herzen hielt, waren auch ihre Sinne erwacht. Sie hatte angefangen, sich in ihn zu verlieben, und in dem großen Strome des süßen, unbestimmten Gefühls trieb sie willenlos dem Manne zu. Sie drückte ihr erglühendes Gesicht an seinen Hals.

„Tu, wie du willst," flüsterte sie.

Und nun war es, als wären alle diese Besorgungen nur Vorbereitungen für das Eigentliche und Wahre gewesen.

Die Seidenwarenlager wurden förmlich geplündert, und als sie damit fertig waren, wollte er sie in Wäschehandlungen führen. Dem aber widersetzte sie sich.

„Ich müßte mich ja zu Tode schämen, wenn mich ein Mann dabei begleitete."

Er fügte sich ihrem Willen. Aber sie mußte versprechen, daß sie sich das schönste Linnen, die zartesten seidenen Strümpfe und das zierlichste Schuhwerk kaufen wollte. Die Rechnungen sollten auf ihren Namen geschrieben werden, er würde sie bei ihr abholen und alles abmachen.

Wenn sie nicht gewußt hätte, daß er reich war, so hätte sie ihn für einen rasenden Verschwender halten müssen.

Ganze Ballen von Seidenstoffen und Leinen liefen nun bei Anna ein; vierzehn Tage lang wurde geschneidert und geschustert, als gälte es, den Brautstaat einer jungen Königin fertigzustellen; der Onkel und die Tante gingen mit dumpf verblüfften Gesichtern umher und wußten nicht, was sie sagen sollten. Anna wußte es selber kaum; die Welt war nicht mehr die Welt.

Der Baron ließ sich in diesen Tagen nur von Zeit zu Zeit sehen, und wenn er kam, war er in fliegender Hast. Er war jetzt vielfach auf dem Schlosse draußen, wo die Zimmer für Anna eingerichtet wurden. So oft er bei ihr in der Stadt erschien, wurde er rasch wieder hinauskomplimentiert — Frauen, die in solcher Tätigkeit stecken, können Männer nicht gebrauchen. Gegen Ende der vierzehn Tage aber, als sie ihn auf den Flur hinausbegleitete, hielt sie ihn an der Hand fest.

„Heute abend," sagte sie leise, mit lieblichem Erröten, „wird das cremefarbige Seidenkleid fertig, das du so besonders gern magst. Es hat einen sehr hübschen Schnitt und wird mir vielleicht leidlich stehen." Sie beugte sich näher zu ihm.

„Wenn du willst, kannst du morgen mittag kommen, und ich will mich dir zeigen."

Er schloß sie an die Brust, als wollte er sie erdrücken.

„Du Engel," erwiderte er.

Ein Glutstrom floß aus seinen Augen. Dann riß er sich los, eilte die Treppe hinab, kehrte vom Absatz noch einmal zurück, schloß sie noch einmal wie rasend in die Arme und schoß dann zum Hause hinaus.

Anna begriff kaum, was ihn so erregt hatte; aber die Glut, die ihn erfüllte, setzte auch sie in Feuer, und als das Kleid am Abend angekommen war, beschloß sie, sich am nächsten Vormittage recht schön für ihn herauszuputzen.

Es war das erstemal im Leben, daß sie sich in so kostbare Stoffe hüllte. Sie schloß sich in ihr Schlafkämmerchen ein und kleidete sich von Kopf bis zu Füßen um, weil es sie nun doch gelüstete, die neuangeschafften Sachen wirklich einmal zu probieren.

Wie das alles anders war als das, was sie bisher getragen hatte! Wie grob das Hemd war, das sie auszog, und wie weich sich das neue zarte Linnen um ihren Leib schmiegte! Und die seidenen Strümpfe, in die ihre Füßchen, nachdem sie die alten baumwollenen abgestreift hatte, beinah schüchtern hineinschlüpften, als wagten sie gar nicht zu glauben, daß sie wirklich da hineingehörten! Sie saß ganz schamrot auf ihrem Stuhl und kicherte vor sich hin, wie ein Kind, das etwas Unerlaubtes tut und jeden Augenblick gewärtig ist, daß es ertappt und ausgescholten werden wird. In den Spiegel zu sehen, hatte sie noch kaum gewagt, auch befand sich in ihrem Schlafzimmer nur ein kleiner Handspiegel, der ihr nicht sagen konnte, ob das Kleid ihr saß. Dazu mußte sie in das Gesellschaftszimmer gehen, wo zwischen den Fenstern ein größerer Wandspiegel angebracht war.

Als sie nun hier, die Bänder an ihrer Taille zurechtzupfend, vor dem Spiegel, mit dem Rücken gegen die Tür stand, wurde diese von außen aufgerissen und auf der Schwelle erschien der Baron. Sie sah, wie er stehenblieb und ihre Gestalt mit den Augen verschlang; in seinem Blick war eine verzehrende Gier. Anna sah wirklich niedlich genug aus. Das Kleid war tief ausgeschnitten, am oberen Rande und an den Ärmelöffnungen mit einem Spitzenbesatze eingefaßt, und aus den zarten Spitzen quollen die runden, weichen Schultern, die nackten Arme in jugendlicher Fülle hervor.

Sie wollte ihn bedeuten, daß er sich noch einen Augenblick gedulden müsse, aber bevor sie dazu gekommen war, stand er schon hinter ihr, und gleichzeitig fühlte sie sich von seinen Armen umfaßt, vom Boden emporgehoben und mit einer Gewalt, wie von einem Orkane, an seine Brust gerissen. Ihre Schultern, ihr Nacken und ihr Hals loderten unter seinen Küssen.

„Du zerdrückst mir ja das ganze Kleid," wandte sie ein.

Der Überfall war ihr zu jäh gekommen; sie sträubte sich in seinen Armen, aber er hörte nicht auf ihre Worte, achtete nicht auf ihre sträubenden Bewegungen; in der Art, wie er mit ihr umging, war etwas Gewaltsames. Seine Liebkosungen hatten etwas Erstickendes, Erdrückendes, Zermalmendes; seine Küsse fühlten sich an, als wenn er am liebsten in Annas Fleisch hineingebissen hätte.

Den einen Arm hatte er unter sie geschoben, so daß sie halb darauf saß, mit dem anderen drückte er ihren Oberleib an seine Brust, ihr Gesicht an sein Gesicht, und so, indem er sie in seinen riesenstarken Armen wie ein Kind, wie eine Puppe, ein Spielzeug drückte, preßte und trug, ging er mit ihr im Zimmer auf und ab, dumpf abgerissene Laute von sich gebend, wie trunken, beinah wie sinnlos.

Er merkte gar nicht, wie peinvoll dem jungen Mädchen die Lage wurde, in der sie sich befand, wie keuchend ihre Brust sich hob und senkte, weil sie, an ihn gepreßt, kaum noch Luft zum Atmen fand. Endlich warf sie mit äußerster Anstrengung den Kopf zurück, stemmte beide Hände gegen seine Brust und „laß mich los!“ stieß sie wie in Verzweiflung hervor.

Der Ton kam so rauh, so zornig heraus, daß er erschrak. Er hielt in seinem Auf- und Niedergehen inne, sah ihr ins Gesicht und sah, daß sie die Augen geschlossen hatte.

Nun ließ er sie aus den Armen gleiten; sie warf sich in den Lehnstuhl, der ihr zunächst stand, drehte sich mit ganzem Leibe von ihm ab, legte beide Arme auf die Lehne des Sessels, das Gesicht auf die Arme, nnd brach in schluchzendes Weinen aus.

Der Baron staud totenblaß vor ihr. „Anna,“ stammelte er, „was ist dir?“

Sie gab keine Antwort und weinte immer heftiger.

Mitten im Zimmer lag einer von ihren kleinen seidenen Schuhen, der ihr vorhin, als er sie vom Boden emporgehoben hatte, vom Fuße geflogen war. In seiner Ratlosigkeit hob der Baron ihn auf, als er sich aber zu Anna niederbeugte, um ihr den Schuh wieder anzuziehen, riß sie denselben aus seiner Hand und verbarg ihren Fuß unter dem Kleide.

„Nein!“ rief sie, „faß mich nicht an! Du sollst mich nicht mehr anfassen! Ich weiß gar nicht, wie du bist!“

Sie sprach aus, was sie empfand; sie konnte sich in der Tat

die Art des Mannes nicht erklären. Das war ja gewesen, als wenn ein wildes Tier sich über sie gestürzt hätte.

Bei der zornigen Bewegung, mit der sie ihm den Schuh entrissen hatte, war er einen Schritt zurückgewichen; jetzt stand er wie zerschmettert da.

„Aber Anna," fing er wieder an, „bist du mir denn böse, daß ich dich so liebe?"

Sie warf den Leib herum und heftete die verweinten Augen auf ihn.

„Liebe?" sagte sie zornig, „ist das Liebe, wenn man jemand so anfaßt? so behandelt? Faßt man eine Frau so an?"

Sie blickte an sich herab und strich mit bebender Hand das zerknitterte und zerdrückte Kleid glatt, dann schlüpfte sie wieder in den Schuh, und als sie den Fuß aufsetzte, stampfte sie beinah auf.

„Du hast keine Achtung vor mir," fuhr sie fort, „du denkst, weil du mir all die schönen Sachen geschenkt hast, die ich da trage, ich gehöre dir, und du kannst mit mir machen, was dir beliebt! Und darum gehst du so mit mir um — und behandelst mich wie — wie —" sie wollte von neuem in Tränen ausbrechen, aber sie kam nicht dazu. Indem sie die letzten Worte dem Baron ins Gesicht schleuderte, sah sie, wie seine Gestalt zusammenzuckte, als wenn ein Stich ihm mitten durch den Leib gegangen wäre.

„Anna —" sagte er schweren Tones, „das kannst du von mir denken?"

Er war langsam in die Knie gesunken, seine Augen waren den ihrigen nah gegenüber, und indem sie das namenlose Leid in seinen Augen gewahrte, fühlte sie, daß sie dem Manne mit häßlichen Gedanken ein häßliches Unrecht angetan hatte.

„Nein, Eberhard," sagte sie, „was ich da eben gesagt habe, das war nicht recht; ich fühl's, das war häßlich; und ich bitte dich um Vergebung dafür."

Nun legte er auch seinerseits die Arme um sie, aber so leise, als fürchtete er, sie zu zerbrechen, und ihr Köpfchen lag wieder an seinem Halse.

„Aber siehst du," fuhr sie zagend fort, „wenn du so bist, wie vorhin, so wild, so — ich weiß gar nicht, wie ich's nennen soll — dann verstehe ich dich nicht, und dann — siehst du — muß ich mich ja vor dir fürchten."

Sie hatte das letzte ganz leise, wie eine Beichte, ihm ins

Ohr geflüstert, und wie eine solche nahm er es auf. Aber nicht ihre Schuld war es, die sie ihm beichtete, es war die seine, seine Schuld, der er nicht geachtet hatte auf die Scham, auf die Angst des lieben, vertrauenden Geschöpfes, der er nahe daran gewesen war, das Wesen, das ihm Leben und Seligkeit bedeutete, in seinen wahnwitzigen Armen zu zertrümmern, wie ein Knabe, der eine unersetzliche Kostbarkeit mit törichten Händen zerstört.

Von dem allen hatte er nichts gefühlt — das alles kam ihm jetzt zum Bewußtsein.

Ein peinvoller Gram lagerte sich auf seinen Zügen, mit leiser Hand schob er Anna von sich hinweg.

„Armer Engel," sagte er dumpf und schwer.

Dann erhob er sich, trat von ihr hinweg, und mitten im Zimmer, den Kopf nachdenklich gesenkt, blieb er stehn.

Eine schweigende Pause trat ein, und als sich Anna nach ihm umwandte, sah sie ihn noch immer, in düsteres Sinnen verloren, an seinem Platze. Ein Schatten überwölkte sein Gesicht; man sah ihm an, wie er mit den finsteren Gewalten Zwiesprache hielt, die in seinem Innern emporstiegen.

„Eberhard," rief sie ihn an, „warum gehst du von mir fort?"

Es war, als wenn er aus seinem Brüten erwachte. Langsam kam er zu ihr zurück. Er schob einen Sessel neben den Stuhl, auf dem sie saß, ließ sich nieder und versank dann abermals, den Blick zu Boden gesenkt, in langes Schweigen. Endlich rückte er sich dichter an ihre Seite, aber ohne aufzusehen, ohne sie zu berühren.

„Anna," sagte er, „ich muß dir etwas anvertrauen."

Wieder stockte er — das Bekenntnis wurde ihm schwer. Er nahm ihre Hand in seine Hand.

„Anna — ich hatte bis heute noch nie eine Frau berührt — heute war es das erstemal — und du bist die erste gewesen, die ich geküßt habe."

Sie drückte leise seine Hand.

„Aber du hattest mich doch schon vorher geküßt."

„Ja," versetzte er, und eine dunkle Röte färbte sein Gesicht, „aber es war mir noch nie so zumute gewesen, wie heut. Damals, siehst du, war es noch weit bis zu unserer Hochzeit, und jetzt steht es nah vor der Tür, daß wir heiraten. Und darum — siehst du — als ich vorhin zu dir hereintrat, war mir doch in dem Augenblick, als wäre es schon soweit, und wir wären

schon Mann und Frau. Und wie ich dich nun so stehen sah — siehst du — da überkam mich etwas —"

Er verstummte, sein Oberleib bog sich vornüber, als läge eine Zentnerlast auf seinem Rücken, langsam glitt er vom Stuhle, ihr zu Füßen, und seiner Gewohnheit nach drückte er das Gesicht in ihren Schoß.

„Ich kann's dir ja nicht beschreiben," murmelte er, „was es war; und ich kann dich ja nur anflehen, daß du mir verzeihst; und wenn du jetzt den Fuß aufhöbest und mich trätest, so geschähe mir ja nur recht; aber siehst du, ich konnte nicht anders, und es war etwas so Wundervolles, so rasend göttlich Herrliches, Himmlisches —"

Er hatte beide Arme um ihre Knie geschlungen und preßte ihre Knie aneinander, als wollte er sie zermalmen.

„Bleib ruhig," flüsterte Anna.

Sie fühlte, wie die verzehrende Glut wieder in ihm aufstieg.

Ein wundersames Gemisch von Grauen und Lust schwoll ihr zum Herzen, indem sie schweigend auf ihn hinabsah, auf den riesenstarken Mann, der sich gebrochen zu ihren Füßen wand.

Kein Weib hatte er noch berührt — sie war die erste, und sie war die Brandfackel, die ihn verzehrte.

Vernunft und Gewissen sagten ihr, daß sie aufstehen, ihn wecken müßte aus seiner Phantasie — aber stärker als Vernunft und Gewissen war in diesem Augenblicke das Weib, das mit heimlicher, beinah lüsterner Neugier zu erfahren begehrte, was für einen Eindruck sie auf den Mann zu machen vermocht hatte.

Sollte sie immer nur Arzt sein? Immer nur Wärterin? War sie nicht auch ein Weib? Mit jungem, blühendem Fleisch und Blut? Stand nicht auch sie zum erstenmal vor der dunklen, geheimnisvollen Flut, in die alle Geschöpfe der Erde hinein müssen, sei es zum Leben, sei es zum Ertrinken, die man die Liebe nennt? War nicht die warme Welle des großen Wassers auch zu ihr schon herangerollt und hatte ihr den Saum des Kleides und die nackten Füße genetzt, leise winkend und rufend: „Komm herab — steig herab!"

Von der Stirn herab, über Wangen und Hals und bis tief in die Brust, die schwer atmend aus der seidenen Umhüllung des Kleides hervorstrebte, senkte sich purpurne Glut, als sie sich

über den Mann zu ihren Füßen herbeugte, die Lippen an sein Ohr andrückend.

„Sag mir," hauchte sie, „was hast du gefühlt, als du mich sahst?"

Er beugte sich zurück, so daß er ihr ins Gesicht sehen konnte. Warum fragte sie? Als er jedoch ihr glutübergossenes Gesicht gewahrte, merkte er, daß der Dämon auch in ihrem Blute zu wühlen begann. Rasch war er vom Boden empor, auf seinem Stuhle, uud nun saßen sie, wie zwei Schuldgenossen, die sich gegenseitig ein Geheimnis anvertrauen.

„Siehst du," hob er leise an, indem er mit dem Kopfe nach dem Fenster deutete, „es ist doch heut ein grauer Tag, und nun denk dir, wie merkwürdig: im Augenblick, als ich die Tür aufmachte und dich stehen sah — aber du mußt nicht denken, daß ich übertreibe oder in Bildern rede — war mir's, als wäre hier im Zimmer heller Sonnenschein. Richtiger Sonnenschein, siehst du, war es aber eigentlich nicht, sondern es war wie eine Feuersbrunst, wie wenn das Licht, das im Zimmer war, von Flammen herrührte. Und mitten in den Flammen standest du drin. Aber es war, als wenn sie dir nicht weh täten, denn es sah mir in dem Augenblick so aus, als ob du mich ansäheſt und die Arme nach mir ausstrecktest und riefest: Komm herein."

„Aber, Eberhard," unterbrach sie ihn, „ich drehte dir doch den Rücken zu und habe kein Wort gesagt?"

„Das weiß ich ja," erwiderte er hastig, „das weiß ich ja, ich sage dir ja nur, wie es mir in dem Augenblick erschien. Und als ich das sah, siehst du, da mußte ich hinzuspringen und dich in die Arme schließen, und nun war mir's, als stände auch ich in den Flammen, und das Feuer schlug in mich hinein, daß ich fühlte, wie es in mir heraufstieg, in die Brust, in die Augen, ins Gehirn, daß ich nichts mehr sah, nichts mehr hörte und nur noch fühlte, daß ich etwas in den Armen trug, etwas Köstliches, Göttliches, Unbeschreibliches, wie ich es nie im ganzen Leben noch gefühlt hatte, etwas Warmes und Weiches, und wie ich das so an meinem Leibe fühlte, da überkam mich ein Verlangen —"

Er brach plötzlich ab.

Anna wartete, daß er fortfahren sollte, aber er schwieg.

„Also —" forschte sie leise, „da kam dir ein Verlangen —?"

Er wandte das Haupt zur Seite.

„Nein, nein," sagte er, wie in Angst, „frage danach nicht."

Sie blickte ihn von der Seite an; sie faßte seine Hand und drückte sie; dann schob sie ihre heiße Wange an seine Wange; die Neugier war zu mächtig in ihr geweckt, sie mußte erfahren, was für ein geheimnisvolles Verlangen das gewesen war.

„Sag's mir doch," hauchte sie, „sag's mir, ich bitte dich."

Er wandte den Kopf zurück und drückte ihn an ihre Schulter, als wollte er sich verbergen, zugleich aber fühlte sie, wie seine Hände sich an ihren Leib preßten.

„Da überkam mich ein Verlangen," sagte er dumpf, „dieses, was ich in den Armen trug, dies Köstliche, dies Warme, Weiche in meinen Armen zu zerdrücken, zu ersticken, zu zermalmen —"

Seine Stimme, anfänglich dumpf und schwer, war immer lauter geworden; sein Atem flog, und als er jetzt die flackernden Augen auf Anna richtete, sah er aus, als würde er sich von neuem über sie herstürzen, wie er vorhin getan hatte. Von Annas Gesicht war die Röte jählings gewichen, unwillkürlich streckte sie, wie abwehrend, die Hände gegen ihn aus.

„Eberhard —" preßte sie hervor.

Im Augenblick, als er ihre erschrockene Stimme vernahm, ließ der Taumel von ihm ab; sein Körper sank kraftlos in sich zusammen. Er ließ die Arme an ihr niedergleiten, drehte sich im Sessel herum und legte das Gesicht auf die Stuhllehne.

„Warum fragtest du auch?" stöhnte er dumpf.

Anna stand vor ihm; sie fühlte sich so schuldig. Begütigend streichelte sie über sein Haar.

„Eberhard," sagte sie, „sei doch nicht so außer dir; es war ja alles nur eine Einbildung."

Er gab keine Antwort, aber er schüttelte das Haupt, daß es aussah, wie ein trostloses „Nein". Dann sprang er auf, und beide Hände an die Schläfen gedrückt, ging er im Zimmer auf und ab.

Endlich blieb er stehen, plötzlich und wie mit einem Ruck. Sein Körper richtete sich straff empor, beide Arme streckte er vor sich hin, wagerecht mit geballten Fäusten.

„Nein!" sagte er laut, „nein! nein!"

Es sah aus, als spräche er mit irgendeinem Unsichtbaren. Anna blickte sprachlos zu ihm hinüber, sie wagte nicht zu fragen, mit wem er sich unterhielt.

Er ließ die Arme sinken und wandte sich um. Als er ihren entsetzten Blick gewahrte, kam er auf sie zu.

„Ängstige dich nicht," sagte er, „ich habe es in der Gewohnheit, manchmal laut zu denken."

Er war völlig beruhigt, seine Stimme klang sicher und fest. Sie schöpfte wieder Mut.

„Was dachtest du denn?" fragte sie, zärtlich an ihn geschmiegt.

„Ich habe mir das Versprechen gegeben," erwiderte er, „daß mir das nie wieder begegnen soll. Das, was ich dir vorhin erzählt habe, ist in mir gewesen, ja. Aber es ist gewesen, verstehst du, und nun ist es nicht mehr da. Nun kommt es nicht wieder, das versprach ich mir, das verspreche ich dir! Niemals!"

Er hatte den Arm um sie gelegt, er stand neben ihr, stark und gesund, wie einer, der Herr seiner selbst ist, wie ein ganzer Mann.

„Siehst du," fuhr er fort, „ich habe dir kein Hehl gemacht über meine Schwäche, darum darfst du mir glauben, was ich dir jetzt sage: ich liebe dich, Anna. Ich liebe dich so unsäglich, daß der Gedanke, es könnte dir ein Leid geschehen, mich umbringt und vernichtet. Glaubst du mir das?"

Er blickte auf sie nieder; ein Strom von tiefem, warmem Gefühl floß über sie hin; aus allen Schatten und Wolken, die unverständlich, unbegreiflich und unberechenbar in dieses Menschen Seele wogten, tauchte immer wieder das edle, herrliche Herz wie ein leuchtender Stern empor.

„Ja, Eberhard," versetzte sie, „das glaube ich dir so sicher daß ich es weiß."

Sie legte die Arme um ihn und drückte die Lippen auf seine Brust.

„Wo solch ein Herz ist," sagte sie, „da ist ja alles andre ganz gleichgültig. Darum glaube auch du mir, was ich dir sage: ich fürchte mich nicht vor dir, Eberhard, gar nicht. Ich liebe dich, Eberhard, wie nur eine Frau einen Mann lieben kann."

Er küßte sie auf den Scheitel, und die Berührung seiner Lippen war wie ein Hauch. Man fühlte, wie er nur seiner Seele noch Zutritt zur Geliebten gestatten wollte und seinen Sinnen Einhalt gebot. Und so kam nach der Erregung, die vorangegangen war, eine Stunde so tiefer Ruhe für die beiden Menschen, wie sie sie kaum je zuvor genossen hatten.

Als er dann aber von ihr ging und die Tür hinter sich geschlossen hatte, so daß Anna ihn nicht mehr sah, schwellte ein Seufzer seine Brust — der schwere Seufzer der Entsagung. —

Inzwischen war es Mai geworden, und der Frühling hielt seinen siegprangenden Einzug.

Eines Tages, als der Baron vom Schlosse draußen hereinkam, brachte er Anna die Kunde mit, daß auch im Fahrenwalder Parke der Lenz eingekehrt sei, daß die Kastanien blühten und der Flieder.

„Auch in deinen Zimmern im Schlosse selbst," sagte er, „ist es Frühling geworden; sie sehen aus, wie zwei junge fröhliche Augen in einem alten Gesicht — die Einrichtung ist fertig — wenn du nun willst, so ist die Zeit gekommen, daß Frau von Fahrenwald ihr Reich betritt — willst du?"

Sie wollte.

Er hatte ihr seine Mitteilungen leise und beinah feierlich gemacht, wie jemand, der an eine große Entscheidung herantritt. In derselben Art hatte Anna sie hingenommen. Die Vorbereitungen zum neuen Dasein waren vollbracht, nun kam das neue Dasein selbst; durch dunkle und helle Stunden war sie hindurchgegangen, nun sollte es sich entscheiden, ob ihr Leben fortan ein großes Licht oder ein großes Dunkel sein würde. Ein Schauer ging über ihr Herz — aber ihr Entschluß war gefaßt, sie wollte —

In verborgenster Stille, beinahe verschwiegen, fand die Hochzeit statt.

Der standesamtlichen Trauung folgte eine kirchliche Einsegnung im Hause, wo Anna bei dem Onkel und der Tante gewohnt hatte. Anna fühlte kein Bedürfnis, sich in einer Kirche öffentlich zur Schau zu stellen und die klatschsüchtige Neugier zu Gast dazu zu laden.

Ihr Gesicht war kaum minder weiß, als das weiße Brautkleid, in dem sie erschien; als sie, mit dem Myrtenkranze im Haare, vor dem Geistlichen kniete und ihre Hand in die Hand des Bräutigams legte, mochte mancher von den wenigen Trauzeugen für sich denken: „Ein Opfer, das zum Altar geführt wird."

Blaß, schweigsam, mit einem Ausdruck unergründlichen Ernstes in den Zügen, stand Eberhard von Fahrenwald an ihrer Seite.

Ein leises Mittagsmahl, dem nur wenige Gäste anwohnten, schloß die Feierlichkeit ab. Reden wurden nicht gehalten; es lag wie ein Gewölk über der Versammlung. Bei jeder Hochzeit steht man wie vor einem geschlossenen Vorhange. Hier aber war der Vorhang von dunkler Farbe und geheimnisvolle Zeichen waren in ihn verwebt.

Nachdem die Tafel aufgehoben war, kehrte Anna zum letztenmal dahin zurück, wo sie als Mädchen gewohnt hatte. In aller Stille wollten sie beide am Nachmittage nach Fahrenwald hinausfahren. Koffer und Kisten waren schon am Tage vorher vorausgegangen.

Nachdem sie den Brautstaat abgelegt und das Reisekleid angetan hatte, erschien der Gemahl, um sie abzuholen. Bald darauf saßen sie im Eisenbahnwagen, und wieder einige Zeit darauf stampften die Rosse vor dem Wagen, der sie zum Schlosse hinaustragen sollte — heut für immer.

Wie anders, wieviel schöner sah sich heut alles an, als damals, da sie zum erstenmal diesen Weg gefahren war. Der reiche Ackerboden, der solange unter Schnee und Regen begraben gelegen hatte, kochte förmlich von Fruchtbarkeit; die jungen Saaten schossen empor, daß es aussah, als wollte ein Feld das andere im Wachstum überbieten; die Sonne, die sich zum Untergange neigte, warf lange, warme, rotgoldene Lichter über das junge samtartige Grün.

Heut brauchte man keine Fußsäcke und keine Decken. Schweigend, Hand in Hand, saßen Anna und der Baron in ihrem Wagen, mit stillen Augen hinausblickend in das stille Land, die Wangen von der linden Abendluft umspielt, den Duft einatmend, der aus der frühlingsfeuchten Erde emporstieg.

Die Dorfbewohnerschaft hatte das junge Paar mit schmetternder Festlichkeit empfangen wollen; der Baron hatte alles abgelehnt und, damit die Leute nicht um ihre Freude kämen, sich durch reiche Geldspenden von dem geplanten Empfange losgekauft. Damit hatte er ganz in Annas Sinn gehandelt. Auch ihr war nicht nach rauschendem Jubel zumute; Arm in Arm mit ihm, wie sie es am ersten Tage gemacht hatte, wollte sie auch heute durch den Park zum Schlosse gehn.

An der bewußten Stelle, wo die Parkwege sich mit der Fahrstraße vereinigten, hielt darum auch heute der Wagen an und beide Fahrenwalds stiegen aus.

Da lag er wieder vor ihr, der Park, an den sie so oft in stillen Stunden gedacht, nach dem sie sich gesehnt, den sie so liebgewonnen hatte, der ihr wie ein Vermittler zwischen dem bisherigen und dem zukünftigen Leben erschien; da lag er, und wenn die Bezeichnung, die er trug, jemals auf ihn gepaßt hatte, so war es heut der Fall: „Das Schlesische Paradies".

An der Kreuzung der Wege blieb Anna stehn, beide Arme in kindlicher Wonne ausbreitend.

„O Eberhard!" seufzte sie aus tiefster Brust, „wie herrlich! Wie schön!"

Am Eingang des Parks, wie ein Grenzpfahl, stand ein mächtiger Eichbaum. Am knorrigen Stamme, einige Fuß über dem Erdboden, war ein Kranz aufgehängt, von bunten Bändern umflattert, in dessen Mitte sich eine Tafel mit einer Inschrift befand.

„Was ist denn das?" fragte Anna.

Sie trat heran und las:

„Tritt gern herein, in Freuden bleib,
Und sei mein Leben und mein Weib."

Sie wandte sich um.

„Von wem ist denn das?"

Eberhard von Fahrenwald stand ganz verlegen da.

Jauchzend flog sie ihm um den Hals.

„Eberhard, du? Du hast das gedichtet?"

Er hielt lächelnd ihr Haupt in seinen Händen.

„Gedichtet?" erwiderte er, „nun — jedenfalls siehst du, ein großer Dichter bin ich nicht."

Sie blickte ihm in die Augen.

„Ach, siehst du, das ist nun wirklich ein ganz entzückender Gedanke von dir! Auf so etwas, siehst du, kann wirklich nur ein so guter Mensch kommen, wie du es bist! Nun aber mußt du mir den Kranz herunterholen, damit ich ihn bei mir aufhängen kann."

„Aufhängen willst du ihn? Bei dir?"

„Ja!" erklärte sie. „Den hänge ich in meinem Zimmer, womöglich in meinem Schlafzimmer auf, und alle Abend, wenn ich zu Bette gehe, und jeden Morgen, wenn ich aufstehe, lese ich, was du geschrieben hast."

„Gut," versetzte er, „heut bekomme ich ihn nicht herunter,

dazu braucht es eine Leiter, aber morgen soll er in deinem Zimmer sein."

Den Weg, den sie das erstemal gegangen waren, die Buchenallee, wandelten sie nun entlang. Heut war kein Aufruhr in der Natur wie damals; das magere junge Laub hing still zu ihren Häupten; heut brauchte sie sich nicht an ihn zu drängen in ängstlicher Beklommenheit; alles war so friedlich, so ruhig, auch er, an dessen Arm sie ging. Ja — er war so ruhig, daß es beinah wie eine leise Schwermut aussah.

In den Seitenweg bogen sie alsdann ein, und nun war es wirklich ein Meer von wogenden grünen Wipfeln, das ihr entgegenrauschte. Die weißen Kastanien hatten schon abgeblüht, aber wie versprengte Rubinen flammten hier und da die Blüten der roten im Blätterdickicht auf. Am Himmel lag purpurner Widerschein der gesunkenen Sonne, und alles war so groß, so wunderbar und schön, daß Annas Herz in tiefer, wonnevoller Seligkeit überschwoll.

„O Eberhard," flüsterte sie, „freust du dich denn auch so wie ich?"

Er blickte zärtlich auf sie nieder und drückte schweigend ihren Arm. Sie befanden sich grade an der Stelle, wo er ihr damals gesagt hatte, daß sie seine Sonne sein sollte und daß er die Erde wäre, die sich um die Sonne dreht.

Wie wild hatte er sie damals umfaßt — wie sanft und ruhig war er heut. Hatte sich etwas in ihm verändert seitdem? Nun — jedenfalls war es besser so, wie es heut war. Jetzt kamen sie in die Nähe des Schlosses, und wieder blieb Anna mit einem Ausrufe der Überraschung stehn; von oben bis unten war das mächtige alte Gebäude mit frischem hellen Farbenanstrich versehen.

Eberhard lächelte.

„Es war eigentlich noch zu früh im Jahre zum Anstreichen," sagte er, „aber ich wollte, daß dir das Haus ein freundlicheres Gesicht zeigen sollte, als das erstemal."

Sie wiegte das Haupt in stummen Gedanken. Jeder ihrer Wünsche war in seinem Gedächtnis niedergelegt, wie ein Wertstück in den Händen eines treuen Verwalters.

Durch die Halle mit den Jagdtrophäen schritten sie hindurch, welche heut abend durch zwei große, in den Ecken aufgestellte Kandelaber erhellt wurde, und ebensolche Kandelaber standen im

Flure am Fuße der großen Treppe. Große, schwere, altertümliche Leuchter, mit steif gestreckten Armen von Messing, mit dicken Wachskerzen besteckt.

Auf jedem Treppenabsatze stand ein solcher Kandelaber und in gleicher Weise waren Flur und Gänge beleuchtet. Ein stilles, schweres, goldiges Licht.

„Heut gehen wir nicht durch die Bibliothek, sondern gleich in dein Zimmer," sagte der Baron, als sie die Treppe erstiegen hatten. Er führte sie den Gang entlang, der auf den Flur stieß, dann tat er eine Tür auf, die sich von links auf den Gang öffnete, und nun schlug Anna, gradezu entzückt, beide Hände ineinander. Sie waren in ihren Gemächern angelangt, die Fenster standen offen, und durch sie hinaus blickte man in den Park und über den Park hinaus in die weite grünende Landschaft. Im Kamin, den Fenstern gegenüber, flackerte ein lustiges Feuer von Fichtenscheiten; der harzige Duft des brennenden Holzes vermengte sich mit der einströmenden Frühlingsluft zu einem feinen, köstlichen Wohlgeruch. An den Wänden, die mit einer hellfarbigen, mit blaugoldenen Mustern geschmückten Tapete bedeckt waren, hingen Landschaftsbilder, die aus den nebenanliegenden Gemächern hierhergeschafft worden waren; ein Schreibtisch in allerliebstem Schnörkelstile in einer Fensterecke, Stühle mit silberdamastenen Polstern, und ein Ruhebett von dem gleichen Stoffe; zwischen den Fenstern ein hoher Wandspiegel, in schwerem, goldbronzenem Rahmen, und das Ganze überflutet vom sanften Lichte eines zierlichen, von der Decke herabhängenden Kronleuchters und mehrerer, in den Ecken verteilter Lampen, deren Glocken mit roter Seide umhüllt waren. Ein Aufenthalt, wie für eine Fee, hergerichtet von einem guten Geiste.

Der Baron öffnete die Tür zum Nebenzimmer, wo eine große Glasglocke, blau verschleiert, von der Decke schwebte und ein trauliches Licht verbreitete. An der gegenüberliegenden Wand, unter einem Zelte von mattblauer Seide, stand ein Bett, kostbar und reich im Gestell, schneeweiß leuchtend mit seinen Kissen und Linnen vom feinsten Gespinst.

Sprachlos, von Dankbarkeit überwältigt, hing Anna am Halse ihres Gatten; soviel hatte sie von ihm empfangen, dies aber war doch das Höchste. So beschenkt nur ein Mensch, dessen Seele uns nachgeht, ununterbrochen und überall.

„Ich denke," sagte der Baron, „wir rufen jetzt deine

Jungfer, damit du die Reisekleidung abtust und es dir bequem machst!“

Er ließ den Blick umhergehen; auf Stühlen und Sofas des Schlafzimmers lagen Annas eben ausgepackte Kleidungsstücke verstreut; eine Haus- und Morgentoilette von rosarotem Wollenstoff lag obenan, zum Gebrauche bereit.

„Ich gehe unterdes zu mir hinauf,“ fuhr er fort, „und wenn ich wiederkomme, abendbroten wir, und wenn es dir recht ist, lassen wir hier in deinem Zimmer anrichten, hier ist es gemütlicher, als da drüben.“

„Zu mir hinauf,“ hatte er gesagt — sie sah ihn fragend an. „Wo wohnst denn du eigentlich?“

„O — ziemlich weit von hier,“ gab er zur Antwort, „da oben im zweiten Stock.“

Er sah die Überraschung auf ihrem Gesicht; aber es war, als wollte er weitere Fragen abschneiden. Er nahm ihren Kopf zwischen die Hände, küßte sie auf den Scheitel und mit einem „auf Wiedersehen“ ging er hinaus.

Von der Tür aus hatte er ihr lächelnd zugenickt. Bildete sie es sich nur ein, oder war in seinem Lächeln etwas Gezwungenes gewesen?

Sie begab sich in ihr Schlafgemach, wo die Jungfer bereits auf sie wartete. Es war ein Mädchen vom Dorfe, nicht übermäßig geübt in den Künsten feinerer Bedienung. Schweigend und nicht ohne Verlegenheit wartete sie ihres Amtes. Kaum weniger verlegen aber war die Gebieterin selbst. Es war das erstemal, daß Anna sich beim Aus- und Ankleiden bedienen ließ; mit innerlichem Lächeln gestand sie sich, daß das Prinzessinsein gelernt sein wollte.

Als sie in ihr Wohnzimmer zurückkehrte, stand inmitten desselben der Tisch mit dem Abendbrote bereits angerichtet. Eberhard war noch nicht wiedergekommen, sie war allein. Sie trat an eines der beiden Fenster, kniete auf einen Stuhl und lehnte sich auf das Fensterbrett, in die weiche dunkle Luft hinausträumend.

Nachdem sie ein Weilchen so gelegen, fuhr sie auf und sah sich um — und richtig, da stand er hinter ihr in der Tür. Sie hatte ein Gefühl, als hätte er sie schon längere Zeit schweigend betrachtet.

Er stand so regungslos — in seiner aufgereckten Gestalt

war eine Art von lautloser Spannung, in seinen Gesichtszügen eine Art von Starrheit, als hätte ein Kampf getobt, der zur Ruhe gezwungen worden war.

Indem Anna sich aufrichtete, glitt ihr eines der braunsamtnen Pantöffelchen, die sie trug, vom Fuße; jählings neigte er sich herab und küßte sie auf die Fußsohle, die nur noch vom seidenen Strumpfe bedeckt war.

Ebenso rasch richtete er sich wieder auf.

„Verzeih!" sagte er. In Verwirrung trat er zurück.

Lachend warf sie sich an seine Brust.

„Aber was soll ich dir denn verzeihen?"

In seinen Augen flackerte es auf, um gleich darauf wieder zu verlöschen. Er küßte sie, beinah wie abwehrend, auf die Stirn.

„Ja, ja," sagte er heiser, „nichts, nichts!"

Dann rückte er ihr den Stuhl zurecht und setzte sich mit ihr an den Tisch.

Das Abendessen zu zweien verlief in glücklicher Gemütlichkeit, man aß, man trank und plauderte. Als sie abgespeist hatten, sah Anna mit einer gewissen Ängstlichkeit nach der Tür. Würde nun der alte Johann erscheinen, um abzuräumen?

Eberhard schien ihre Gedanken erraten zu haben.

„Der Johann wartet nicht mehr bei Tische auf," beruhigte er sie. „Ich denke, wir lassen alles, wie es ist. Wozu sollen wir uns stören lassen?"

Damit war sie einverstanden. Sie ließ sich von ihm Champagner einschenken.

„Aber du trinkst ja gar nicht!" unterbrach sie sich.

„Doch, doch," erwiderte er, und hastig leerte er sein Glas.

Sie hatte aber ganz recht gesehen; er trank nur sehr wenig. Er saß vom Tische etwas abgerückt, und sah seine junge Frau an und sah, wie der Wein ihr Blut zu erwärmen begann, so daß ihr Gesicht sich leise rötete und der junge Leib aus dem zarten rosafarbenen Morgenkleide hervorzuatmen und herauszublühen schien.

Einen starren, beinah stieren Ausdruck nahmen seine Augen dabei an, bis daß er, wie plötzlich zu sich kommend, den Blick von ihr hinweg zur Seite wandte.

Anna merkte nichts davon. Sie erzählte von ihren Blumen, mit denen sie gleich morgen anfangen wollte; daneben plante sie

einen großen Gemüsegarten, der natürlich auch unter ihrer Obhut stehen sollte. Sie war ganz vertieft in ihre Entwürfe und glücklich wie ein Kind.

Unterdessen saß der bleiche Mann schweigend ihr zur Seite. Ob er hörte, was sie sprach? Ob er acht darauf gab? Es sah nicht so aus. Seine Seele schien mit den dunklen Gewalten beschäftigt, die wieder übermächtig über ihn wurden.

Es war spät geworden; die Stutzuhr auf dem Kaminsimse schlug elf Uhr. Zeit zum Zubettegehen.

Anna wurde still, der Baron blieb stumm wie bisher — es trat das verlegene Schweigen ein, wenn zwei Menschen dasselbe denken und keiner von beiden zu sprechen anfängt.

Annas Gesicht erglühte immer tiefer, ihre Hände spielten mit den Quasten der Schnur, mit der ihr Kleid gegürtet war; sie senkte die Augen in den Schoß und blickte verstohlen zu ihm auf. Jetzt erst bemerkte sie, wie verschattet sein Antlitz war.

Noch eine Weile peinlichen Schweigens, dann erhob er sich. Seine Bewegung hatte etwas Unsicheres, wie die eines Menschen, der nicht recht weiß, was er tun soll.

Langsam war auch Anna aufgestanden; nun stand sie mitten im Zimmer, Nacken und Haupt schamhaft geneigt.

Sein unsteter Blick ging rund im Zimmer umher, dann blieb er an ihr haften, und der Ausdruck flackerte wieder darin auf, wie an dem Tage in Breslau.

Wie sie vor ihm stand! Unbewußt in keuscher Hingabe, wie eine demütige Magd! Wie sie lieblich war, wie sie reizend, schön und entzückend war!

Ein dumpfer Laut rang sich aus seiner Brust; wie damals, als sie vor dem Spiegel stand, umschlang er sie und riß sie an sich; mit dem Munde drückte er ihr Haupt nach hintenüber und dann wühlten sich seine Lippen auf ihren Mund, in ihr Gesicht, in ihren Hals.

Halb erstickt hing sie in seinen Armen; ihr Gesicht war ganz blaß geworden, ihre Augen geschlossen, unwillkürlich, wie damals, stemmte sie die Hände gegen ihn.

„Eberhard,“ ächzte sie.

Und nun geschah, was an jenem Tage geschehen war: jählings ließ er von ihr ab, stürzte ihr zu Füßen und umschlang ihre Knie.

„Verzeih mir," stöhnte er, „verzeih mir und schlaf wohl, schlaf wohl, schlaf wohl!"

Mit einem Sprunge war er auf den Füßen, an der Tür, und ohne sich umzusehen, wie ein Gejagter, Verfolgter, zur Tür hinaus.

So rasch war dieses alles geschehen, daß Anna nicht Zeit gefunden hatte, ihm nachzurufen. Einsam blieb sie zurück, in völliger dumpfer Ratlosigkeit.

Sollte sie ihm nachgehen? Durch das fremde, dunkle Haus? Wo sie nicht einmal seine Gemächer kannte? Es grauete ihr. Auch hätte sie sich schämen müssen.

Was also blieb zu tun? Zu Bette gehen.

Seufzend ging sie in ihr Schlafzimmer. Die Jungfer, die ihr beim Entkleiden behilflich sein wollte, schickte sie hinaus; in der Stimmung, in der sie war, brauchte sie keine fremden Augen, die ihr zusahen. Das Bett mit dem schön verzierten Untergestell, das seidene Zelt darüber — wie prachtvoll alles. Aber in all dieser Pracht, welche Einsamkeit! Die frischen Linnen des Betts berührten sie mit fröstelnder Kühle; sie huschte tief in die Decken und unter Tränen schlief sie zum erstenmal auf Schloß Fahrenwald ein.

Aber während sie schlief, war droben im zweiten Stock einer, der nicht schlief, das war ihr Mann, der Baron Eberhard von Fahrenwald, der in sein Zimmer gelangt war, die Tür verriegelt hatte und nun in seinem Zimmer auf und nieder ging, ohne Aufhören und ohne Rast, wie ein wildes Tier hinter den Stäben des Käfigs.

Die Ruhe, die er sich den ganzen Tag hindurch aufgezwungen hatte, war dahin, abgesprengt von seiner Seele, wie die Kruste, die sich auf die Lava im Krater gelegt hat und die in alle vier Winde fliegt, sobald der Vulkan da drunten lebendig wird. All die dunklen Gewalten, die in den Tiefen seiner Seele brodelten, hatten Feuer gefangen, all die wilden Instinkte, die da drunten, wie Ungeheuer im Tropenschlamme, vergraben lagen, reckten plötzlich die Häupter; sie wollten sich nicht mehr bändigen lassen, wollten nicht mehr dem befehlshaberischen „Nein" gehorchen, mit dem er sie damals für einen Augenblick niedergezwungen hatte, wollten nicht mehr; jetzt hatten sie ihn, jetzt schüttelten sie ihn, daß ihm die Glieder am Leibe flogen, und wie mit feurigen Geißeln peitschten sie seine Phantasie. Immerfort sah er es vor

sich, das Weib da unten, das junge, blühende Weib, zu dem es ihn hinriß. Jeden ihrer Schritte begleitete er mit seinen Gedanken. Er sah, wie sie ihr Schlafgemach betrat, wie sie langsam anfing, sich zu entkleiden. Ganz deutlich, ganz handgreiflich sah er das. Stück nach Stück sank die Gewandung herab; jetzt breitete sie die schneeweißen Arme nach ihm, und jetzt geschah etwas — mitten im Zimmer blieb er jählings stehen, die Hände an die Schläfen gedrückt, die Augen weit offen, wie fest gebannt von einer furchtbaren Vision. War das er, den er da sah, der sich wie ein reißendes Tier über das hüllenlose Weib herstürzte? Ja, ja, ja! Wie hatte der Alte damals gesagt? Wenn er heiratete, würde er jemanden umbringen. So hatte der Alte gesagt, und das hatte ein Arzt dem Alten gesagt. Also mußte es so sein, und so war es ja auch, und nun wußte er ja auch, wer das war, den er umbringen würde! Und also kam der Wahnsinn doch? Und all das Kämpfen, all das Ringen, all das Sichzurwehrsetzen war vergeblich gewesen, alles, alles?

An einem Sessel brach er in die Knie; mit beiden Fäusten griff er sich ins Haar; er schlug die Stirn auf den Stuhl; ein heiseres Keuchen, beinah wie ein dumpfes Geheul, brach aus seiner Kehle.

„Ich will nicht! Ich will nicht! Ich will nicht!"

Dann ließ der Sturm nach; gebrochen blieb er am Boden liegen, und nach einer Stunde dumpfen, kraftlosen Vorsichhinstarrens raffte er sich auf und schleppte sich nach seinem Lager.

Während sich dies begab, war dort oben im zweiten Stock noch jemand wach. Das war der alte Johann.

Er schlief nicht. Nein. Er wußte ja, daß er von jetzt an überhaupt nie mehr schlafen durfte. Seit heute war die „Einbrecherin" im Schloß. Das Unheil war eingezogen, jetzt hieß es, Wache halten! Das war sein Amt, seine Pflicht. Darum von nun an die Augen aufbehalten! Nicht mehr schlafen! Nie mehr schlafen!

Der Baron hatte ihm verboten, sich zu zeigen, wenn er heute nachmittag mit seiner jungen Frau ankommen würde.

Natürlich hatte er gehorcht; alte Haushunde sind gehorsam, aber wachsam sind sie auch. Und sie haben Zähne!

Er hatte auch ganz recht gehabt, der Herr Baron, daß er ihn fortschickte, daß er „die Person" in Sicherheit vor ihm brachte, ganz recht, ganz recht, ganz recht.

In seinem Zimmer eingeschlossen, drei Stunden lang und mehr war er ununterbrochen hin und her gegangen, die knochigen Hände reibend, immerfort das eine Wort murmelnd: „Ganz recht, ganz recht, ganz recht."

„Ganz recht, daß du mich nicht an sie heranläßt — denn wenn ich ihr zu Leibe könnte —" bei diesem „wenn" knirschten seine Zähne, seine Fäuste streckten sich in die Luft.

Dann, als es elf Uhr geschlagen, hatte er gehört, wie jemand mit hastigen Schritten, als wenn er liefe, als wenn er flüchtete, die Treppe draußen heraufgekommen war. Er hatte gelauscht, hatte gehört, wie die Tür zum Zimmer des Barons aufgerissen, schmetternd zugeworfen und dann von innen verriegelt wurde.

Aha — also, schon heut am ersten Abend fing es an! Das war der Baron, den er da hatte kommen hören, der jetzt da drüben in seinem Zimmer saß, wie die Maus im Loch, wie die dumme Maus, der man Speck gestreut hat und die genascht hat und jetzt dahinterkam, daß der Speck vergiftet gewesen war! Er grinste übers ganze Gesicht, er mußte an sich halten, daß er nicht laut herauslachte, laut, daß man's durchs ganze Haus hörte.

Die dumme, dumme Maus! Es war doch eigentlich zu komisch! zu lächerlich!

Dann war er über den Flur geschlichen, an die Tür seines Herrn, hatte sich mit dem Ohr an das Schlüsselloch gebeugt und gehorcht, und wie er da drinnen das Hin- und Hergehen, das Rasen, das Keuchen und Schnaufen hörte, hatte er grinsend mit dem Kopfe genickt: „Siehst du, siehst du, siehst du wohl?"

Die ganze Nacht hätte er so stehen können und horchen, denn es verursachte ihm ein namenloses Vergnügen, zu hören, wie sein Herr da drinnen litt. Das hatte er nun davon, der unglückselige, verrückte Mensch, und das geschah ihm recht! Ein Glück nur, daß wenigstens ein Vernünftiger noch da war, einer, der noch zum Rechten sehen und die verfahrene Geschichte wieder herausreißen konnte. Und das war er, der alte Johann; und er würde sie wieder herausreißen, ja, das würde er! Noch wußte er nicht genau wie, aber fertigbringen würde er es, das wußte er, das sagte er sich, indem er jetzt über den Flur zu seinem Zimmer zurückging, nicht mehr schleichend wie vorhin, sondern hocherhobenen Hauptes. Denn ein Stolz erfüllte seine Brust, daß er sich vorkam, als wäre er jetzt eigentlich der Herr im Hause, als hätte er zu befehlen und kein anderer sonst.

Er konnte sich noch gar nicht entschließen, in seine Kammer zurückzukehren; es war ein Gefühl in ihm, als müßte er noch irgend etwas tun, etwas vollbringen; ein solches Kraftgefühl, daß er am liebsten laut gebrüllt hätte. Darum stieg er noch einmal die Treppe hinunter und wandelte durch alle Gänge des Hauses, alles im Dunkeln, ohne Licht, wozu brauchte er denn Licht? Er fand sich ja auch im Dunkeln zurecht in seinem Hause. Sein Haus — er drückte sich mit den Fingern die Lippen zu, damit sein Kichern nicht zum lauten Gelächter ward. Als er endlich zu seinem Zimmer zurückkehrte und über die Schwelle trat, bückte er sich. Er wußte ja, daß er plötzlich gewachsen war. Ja, ja, es war merkwürdig, aber wahr, er war gewachsen, mindestens um einen Kopf, darum mußte er sich in acht nehmen, sonst wäre er mit dem Kopfe oben an die Tür gestoßen. —

Der Frühling tat seine Pflicht. Zu allen Ritzen und Löchern des Schlosses Fahrenwald schickte er am nächsten Morgen die Sonnenstrahlen hinein, als wollte er dem alten Kasten bis in die finstersten Eingeweide hineinleuchten und hineinwärmen.

Als der Baron an das Fenster seines Zimmers trat und hinunterblickte, sah er, daß andere schon früher aufgestanden waren als er. Einen Strohhut auf dem Kopf, das Kleid hoch aufgeschürzt, wandelte im Blumengarten unten eine Gestalt zwischen den Beeten auf und ab, bald rechts sich niederbeugend, bald links, so daß der breitkrempige Hut bedächtig auf- und niederschwankte. Es war seine junge Frau.

Die Sonne hatte sie früh am Morgen geweckt und ihr keine Ruhe im Bette gelassen.

Als er ihrer ansichtig wurde, war ihm, als sänke die Nacht und alles, was in der Nacht gewesen war, wie ein Spuk hinter ihm nieder, in eine endlose Tiefe. Ohne sich zu besinnen, riß er das Fenster auf und „Anna!" rief er laut hinunter.

Als sie seine Stimme vernahm, richtete sie den Kopf zu ihm auf, und als sie ihn erblickte, hob sie die Hände an den Mund und warf ihm Kußfinger zu. Ihr Antlitz, vom gelben Hute umrahmt, strotzend von Fülle und Jugend, sah aus wie eine Sonnenblume.

„Komm herunter, Eberhard," rief sie zu ihm hinauf, „hier unten ist's wundervoll."

Wie der Morgenruf der Lerche drang ihre Stimme an sein

Ohr. Das Leben war ihm wiedergegeben, und da unten stand es vor ihm, leibhaftig verkörpert in dem geliebten Geschöpf.

Er lehnte sich weit über die Fensterbrüstung hinaus. „Gleich komm' ich, gleich," sagte er; aber während er das sagte, blieb er ruhig im Fenster liegen. Er konnte sich nicht satt sehen an ihr.

Sie stand und lächelte ihm zu und nickte; er nickte zurück. Dann zog sie ihr weißes Taschentuch hervor und wie mit einem Fähnchen winkte sie hinauf.

„Komm doch," rief sie wieder, „komm doch endlich."

Nun erhob er sich, um sich anzukleiden, und jetzt erst spürte er, wie schwer die Nacht ihn angegriffen hatte. Er taumelte beinah, und erst das kalte Brunnenwasser, mit dem er sich überströmte, brachte ihn wieder zu sich. Als er aber in den Garten zu ihr hinunterkam, vergaß er seine Schwäche und alle Leiden. Blaß war er freilich, aber das war sie ja an ihm gewöhnt; sie hüpfte ihm entgegen; er fing sie in seinen Armen auf, und als sie an seinem Herzen lag und die Liebe fühlte, die wie ein Strom aus diesem Herzen über sie dahinging, vergaß auch sie, daß sie gestern abend in Tränen eingeschlafen war.

Der Tag blieb dem Morgen treu, heiter und schön bis zum Ende. Aber weil er so schön war, wurde er für Eberhard von Fahrenwald anstrengend. Anna nahm ihn vollständig in Beschlag und schleppte ihn vom Morgen bis zum Abend im Park umher. Kaum daß sie ihm zu den Mahlzeiten Ruhe vergönnte.

Der Park hatte es ihr angetan; sie war gradezu darein verliebt. Bisher hatte sie ihn nur im allgemeinen kennen gelernt, nun sollte Eberhard ihr alle Winkelchen und Eckchen zeigen. Sie war in der Stadt groß geworden; die Natur, in die sie zum erstenmal hineinblickte, war für sie wie ein Märchenbuch, das man vor den Augen des Kindes aufschlägt. Jeder kleinste Vorgang darin war ihr ein Gegenstand des Staunens und Bewunderns. Unter jedem Baume, in dem eine Nachtigall saß, mußte Eberhard mit ihr stehenbleiben und dem Gesange lauschen; wenn ein Buchfink über den Weg vor ihnen herhüpfte, hielt sie ihren Begleiter am Arme fest, mit ausgestrecktem Finger zeigend: „Sieh doch nur, sieh! Was für ein reizendes Tierchen!" Sie war vollständig zum Kinde geworden; sie brauchte nichts weiter, verlangte nichts weiter, sie war glücklich.

Der gestrige Abend mit seiner schwülen Erregung, seiner

dumpfen Niedergeschlagenheit war in ihr ausgelöscht. Sie hatte ja ihren Gatten nicht recht begriffen, allerdings, aber sie hatte ja auch durch Erfahrung gelernt, daß man in solchen Augenblicken nicht in ihn dringen, ihn nicht fragen durfte; also fragte sie nicht.

Eine sinnliche Natur war sie nicht. Es kamen wohl Stunden und waren schon dagewesen, wo ihr Blut heißer wurde — aber für gewöhnlich war ihr das Verlangen der Sinne fremd, und es bereitete ihr keine Schwierigkeit, sich eine Ehe zu denken, in welcher die Eheleute wie zwei gute Freunde nebeneinander hergingen.

Und sie begann sich mit der Vorstellung vertraut zu machen, daß ihr beiderseitiges Verhältnis fortan in dieser Art weitergehen würde.

Ob der Mann, der müden Schrittes hinter ihr drein kam, diese Gedanken in ihrer Seele las? Vielleicht.

Er war etwas hinter ihr zurückgeblieben, denn weil er ihr zu langsam ging, hatte sie sich von seinem Arme losgerissen. Nun sah er sie vor sich dahintrippeln mit hastigen, fröhlichen Bewegungen, den grün übersponnenen Laubgang entlang, durch dessen Dach die Sonne ihr Licht in verstreuten Funken herniederschickte, die junge Gestalt wie mit Edelsteinen übersäend.

Wie glücklich sie war! Und wie ihr Glück ihm die tiefste Seele erwärmte!

Aber wie harmlos auch, wie sorglos sie war! Wie so keine Ahnung sich in ihr regte von dem, was gestern abend in ihm vorgegangen war, von all dem Dunklen, Entsetzlichen!

War es nicht gut, daß es also war? Freilich war es gut. Aber warum seufzte er trotzdem innerlich auf?

Er fühlte, daß er dieses alles vor ihr verstecken mußte. Den einen Menschen, der in ihm war, den gütigen, liebevollen, edeln Menschen, den durfte er ihr zeigen, — den anderen mußte die Nacht bedecken und das Dunkel, daß sie nie in sein Gesicht sah — denn wenn sie es gesehen hätte — und also mußte er stark sein und immer stark, und allein für sich tragen und schweigen.

Und so, indem er sie vor sich herschlendern sah, im Sonnenlichte gebadet, sie selbst wie ein verkörperter Sonnenstrahl, kam er sich vor wie das dunkle Gewölk, das hinter dem Lichte einherzieht, in dessen Schoß das Ungewitter brütet, der Untergang des Lichtes und sein Tod. Wer war vorhanden, um das vertrauens-

volle Licht davor zu bewahren, daß das Ungewitter es verschlang? Nur er selbst. Er selbst war ihre Gefahr und sollte ihr Beschützer vor ihm selbst sein. Indem er die furchtbare Anforderung empfand, die von nun an jede Stunde und Minute, jeder Anblick des ersehnten Weibes an seine Selbstbeherrschung stellte, überlief es ihn wie ein Grausen.

Würde er Kraft behalten? Immer? Es legte sich schwer auf seine Brust, beinah wie eine Todesangst.

Und dieses Angstgefühl verließ ihn nicht mehr; es wurde zu einer bleibenden, körperlichen Beklemmung, und diese Beklemmung wuchs, je mehr der Tag sich zum Ende neigte. Das Dunkel erschreckte ihn; er fürchtete sich vor der Nacht. Als er daher gegen Abend mit seiner Frau ins Schloß zurückgekehrt war, ließ er alles, was an Lampen aufzutreiben war, anzünden, damit Licht würde, damit er sich das Tageslicht einbilden könnte. Denn bei Tage, so schien es ihm, hatte der Dämon keine Gewalt über ihn. Nur hatte er dabei vergessen, daß in dem Lichte, das jetzt, aus allen Spiegeln widerstrahlend, die Gemächer füllte, auch die Gestalt des Weibes um so leuchtender hervortreten mußte. Und grade vor ihr fürchtete er sich ja am meisten. Heut, im Laufe des Tages, als sie mit ihm den Park durchtändelt hatte, war sie ihm wie ein kleines Mädchen, wie ein Kind erschienen, dem gegenüber die Sinne schweigen — jetzt, da die Nacht kam, wurde sie wieder zum Weibe. Jede Bewegung ihrer Glieder wuchs in seiner Phantasie zu einer verstrickenden Umarmung, jedes Rauschen ihres Kleides zu einem sinnbetörenden Lockruf.

„Ich ziehe mir meinen Morgenrock an,“ hatte Anna gesagt, als sie ins Schloß zurückkehrten, und es hatte ihm auf der Zunge geschwebt, zu sagen: „Tu's nicht!“

Aber er sagte es nicht. Was hätte sie denken müssen? Wie hätte sie es verstehen können? Sollte er sagen, daß er wahnsinnig sei? Er selbst? Er lächelte.

„Freilich, freilich; wir gehen wohl heut früh zu Bett? Du wirst dich müde gelaufen haben?“

Als er zu ihr zurückkam, stand sie vor einem Bilde, mit einer Lampe hinaufleuchtend. Der weite Ärmel des Schlafrocks war zurückgefallen, der volle weiße Arm kam bis über den Ellbogen hervor. Alles vergessend, wollte er mit einem Sprunge sich über sie stürzen — da wandte sie sich lächelnd um. Ein harmloses, ahnungsloses Kinderlächeln. Alles war für den

Augenblick vorbei. Ruhig trat er zu ihr heran und nahm ihr die Lampe ab.

Heute, nachdem sie zu Abend gespeist hatten, wartete er nicht, bis die Uhr auf dem Kamin elf schlug.

„Du bist müde?“ fragte er.

Sie nickte ihm mit traumverschleierten Augen zu.

In einem Armstuhl saß sie da, behaglich hintenüber gelehnt, die Füße weit ausgestreckt und übereinander gelegt.

„Die Frühlingsluft macht so müde,“ sagte sie mit dämmernder Stimme, „und es ist so schön, einzuschlafen, während man die Nachtigallen singen hört — horch doch nur, wie das klingt — entzückend.“

Er war an das geöffnete Fenster getreten — sie hatte recht. Wie die Stimme des Frühlings drang der süße Ton der Nachtigallen aus dem nachtdunklen Parke herauf. Liebe war es, die ihren Gesang erweckte, und es war, als riefen sie allen Geschöpfen der Erde zu: „Liebt euch, jetzt ist die Zeit der Liebe!“ Und da stand er und durfte nicht lieben. Die Qual, die er empfand, war so groß, daß er lange Zeit lautlos am offenen Fenster stehenbleiben mußte. Dann trat er zu ihr.

„Nun gute Nacht,“ sagte er. Er stand über sie gebeugt; sie blickte lieblich zu ihm auf.

Plötzlich griff er mit der Hand hinunter und riß ihr den einen Schuh vom Fuße.

Sie erschrak beinah.

„Aber Eberhard.“

Sie wollte nach ihrem Schuh greifen; aber er hielt ihn fest.

„Ein Andenken,“ rief er, „ein Andenken,“ er lachte dabei laut, beinah gellend, und dann, indem er den Schuh, in dem noch die ganze Wärme ihres Fußes war, an die Lippen drückte, schoß er auf die Tür zu und war hinaus. Kopfschüttelnd saß Anna und sah ihm nach; dann erhob sie sich, und den einen Fuß im Schuh, den anderen im Strumpfe, wanderte sie in ihr Schlafgemach.

Eine Reihe von Tagen folgte, alle diesem Tage gleich. Luft und Himmel voll Sonnenschein, das Laubgezelt des Parks immer dichter anschwellend zum grünen, rauschenden Meer, von Düften durchflutet, von Vogelstimmen durchtönt, und durch die grünende Wildnis dahinwandelnd die rosige blühende Frau und der bleiche hohläugige Mann.

Immer größer wurde der Abstand, in dem sie gingen; immer weiter flog sie ihm voran, immer müder blieb er zurück, und es kam auch schon vor, daß er sich auf eine Bank niedersetzte und sie allein auf Entdeckungen ausziehen ließ.

Die schlaflosen Nächte griffen ihn zu furchtbar an. Seine Nerven waren des Morgens wie aufgeweicht, um sich dann im Laufe des Tages allmählich aufzustraffen, bis daß sie am Abende wieder angespannt waren, wie die Saiten eines Streichinstrumentes, jeden Augenblick zum Springen bereit.

Jeden Abend dann wieder das Aufsteigen des wütenden Verlangens und das Niederkämpfen desselben, so daß sein Inneres einem Schlachtfelde glich, und jeden Abend die Wiederkehr einer Erscheinung, die er sich nicht zu erklären vermochte, und die trotzdem vorhanden war, die er empfand, mit Grauen empfand: Jeden Abend, wenn er in sein Zimmer gekommen war, hatte er ein Gefühl, als stände etwas hinter ihm, irgend etwas, er hätte nicht sagen können, was. Etwas Fürchterliches, das unabläßig auf ihn hinblickte, mit grünen Augen, mit einem wartenden Blick. So deutlich empfand er die Anwesenheit dieses schrecklichen, unsichtbaren Etwas, daß ihm manchmal gradezu war, als hörte er ein leises, keuchendes Atemholen, so daß er die Lampe aufnahm und Winkel und Ecken seiner Zimmer durchstöberte, bis daß er die Lampe wieder niedersetzte und sich sagte, daß niemand da war und nichts, daß alles nur in ihm selbst war, ein Spukgebilde seiner Seele, der Wahnsinn, der Wahnsinn.

Eines freilich sah er bei diesen Gelegenheiten nicht: wenn er mit der Lampe in der Hand durch seine Zimmer stöberte und der Tür nahe kam, die zum Flur ging, dann sah er nicht, wie sich draußen an der Tür eine hagere Gestalt aufrichtete, die bis dahin lauernd zum Schlüsselloch gebeugt, mit leise keuchendem Atemholen gestanden hatte und nun, wenn sie seine Schritte nahen hörte, über den Flur hinweghuschte und sich in den Schatten des großen Schrankes drückte, der an der Wand des Flurs, neben der Tür stand.

Anna hatte in den letzten Tagen sein übles Aussehen bemerkt und ihn zärtlich besorgt gefragt, ob ihm etwas fehle. Aber er hatte hastig und entschieden verneint, „gar nichts fehlte ihm, er war vollkommen wohl!" Und um sie zu beruhigen, hatte er sogleich einen weiten Spaziergang mit ihr durch den Park gemacht.

Mit aller Gewalt hatte er sich zusammengenommen und zusammengerafft; liebenswürdig und freundlich war er gewesen, wie nur je zuvor.

„Daß nur sie nichts merkte! Um Gottes willen, nur nicht sie!“

Aber diese letzte gewaltsame Anspannung gab ihm den Rest.

Da er sich heute, seiner Versicherung nach, so wohl fühlte, hatte Anna ihn wieder durch den ganzen Park mit sich genommen, herauf und herab, die Kreuz und die Quer. Mehrere Vogelnester hatte sie entdeckt, die noch im Bau begriffen waren, und das Treiben der Vögel dabei war doch zu reizend, jedes einzelne mußte sie ihm zeigen. Und nachdem das erledigt war, hatte er ihr dahin folgen müssen, wo sie ihren Gemüsegarten anzulegen gedachte; sie hatte ihm die einzelnen Felder schon gezeigt, wo Salat gebaut werden sollte, und Bohnen, Rüben und Tomaten, und was es alles gab.

Am Abend war sie daher schläfrig geworden wie ein Kind, das sich tagsüber müde gespielt hat.

„Heute werde ich aber gehörig schlafen,“ sagte sie, als sie sich erhob, um ihm gute Nacht zu wünschen.

Er war heute so besonders liebenswürdig gewesen, dafür war sie ihm Dank schuldig. Zärtlich hing sie sich um seinen Hals, um ihn zu küssen. Wie es jetzt in seiner Gewohnheit lag, richtete er den Oberleib steif auf, als wollte er ihren Lippen ausweichen, aber sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, heute sollte er einmal seinen Kuß bekommen. Lachend versuchte sie, mit ihrem Munde an den seinen zu gelangen, und weil ihre Körperlänge dazu nicht ausreichte, stieg sie mit den Füßen auf seine Füße. Indem sie sich auf den Spitzen erhob, reichte sie ihm bis an den Mund, und nun erhielt er einen langen, warmen, liebevollen Kuß.

Ihre Lippen lagen auf den seinen, ihr junger Leib drängte sich an ihn, auf seinen Füßen empfand er ihre warmen, weichen Füßchen.

In dem Augenblick war ihm zumute, als risse etwas in ihm, beinah, als spränge eine Saite, so daß er das Nachsummen des Schlags in seinen Ohren zu vernehmen meinte.

Er schob sie von sich.

„Gehst du jetzt zu Bett?“ fragte er; der Ton seiner Stimme war lallend.

„Freilich geh' ich zu Bett.“

An der Tür des Schlafzimmers blieb sie noch einmal stehen und warf ihm, traumselig nickend, Kußfinger zu.

Kaum daß sie dann ihr Lager erreicht hatte, war sie schon eingeschlafen.

Einige Zeit später, sie hätte kaum sagen können, ob Stunden oder nur Minuten, wurde sie durch ein Geräusch geweckt, und als sie blinzelnd die verschlafenen Augen öffnete, bemerkte sie, daß ein Lichtschein im Zimmer war. Wie kam das? Sie hatte doch vor dem Einschlafen alles Licht gelöscht?

Indem sie sich allmählich ermunterte, sah sie, daß das Licht von der Tür herkam, und durch den blauseidenen Bettvorhang hindurch gewahrte sie eine dunkle Gestalt, die in der Tür stand. Genau zu erkennen vermochte sie nicht, wer es war.

„Bist du's, Eberhard?" fragte sie schläfrig.

Es erfolgte keine Antwort. Die Gestalt rührte sich nicht. Sie richtete sich auf dem Ellbogen auf.

„Eberhard, bist du's?" fragte sie noch einmal.

Jetzt kam die Gestalt mit einem Schritt heran, bis an das Fußende ihres Bettes, schlug den Vorhang zurück — ein Licht in Händen, stand ihr Gatte vor ihr, Eberhard von Fahrenwald.

Er gab keinen Laut von sich, seine Augen ruhten auf ihr, mit stierendem, beinahe gläsernem Blick.

Sie wußte nicht, was sie denken sollte, verwirrt schaute sie ihn an. Dann streckte sie den Arm nach ihm aus.

„Aber Eberhard — was machst du denn?"

In dem Augenblick hatte er das Licht auf den Nachttisch gesetzt und ihren Arm mit beiden Händen ergriffen. Als wäre ihr Arm in einen Schraubstock gespannt — so war es. Es wurde ihr unheimlich.

„Aber — so sprich doch nur ein Wort," bat sie leise.

Er sprach nicht; es war, als hörte er sie überhaupt nicht. Plötzlich ließ er ihren Arm fahren, griff sie mit beiden Händen an den Schultern und drückte sie in die Kissen zurück. Sie lag wie gefesselt unter seinen Händen, unfähig sich zu bewegen; ihre Augen blickten angstvoll in sein Gesicht empor, das mit steinernem, rätselhaftem Ausdruck über sie gebeugt war.

„Was tust du denn?" stammelte sie; dabei warf sie die Schultern hin und her und versuchte, sich seinem Griffe zu entwinden.

Als er die windenden Bewegungen ihres Körpers fühlte,

bog er plötzlich den Oberleib zurück, richtete sich auf, sein Anblick wurde wie der eines wilden Tieres, das sich zum Sprunge auf die Beute anschickt.

Von Todesangst gepackt, fuhr sie auf und aus dem Bette. Keuchend stand sie, zu ihm hinüberblickend, der auf der andern Seite des Bettes stand. In das Zimmer ihrer Jungfer zu gelangen, vermochte sie nicht, weil er zwischen Bett und Tür stand.

Als er jetzt aber eine Bewegung machte, als wollte er auf sie zu, stieß sie einen gellenden Schrei aus, und so wie sie war, mit nackten Füßen, nur im Hemd, rannte sie durch die Tür, durch die er gekommen und die hinter ihm offen geblieben war, in ihr Wohnzimmer. Halb sinnlos vor Angst drückte sie sich hinter dem Ruhebett nieder, das an der gegenüberliegenden Wand stand. Ein Augenblick verging — dann erschien der Verfolger auf der Schwelle, das Licht hochhaltend, mit dem Lichte nach ihr suchend.

Jetzt hatte er sie entdeckt — und wieder sprang sie auf und flüchtete weiter, in das nächste Zimmer. Hinter ihr kam er her, mit langen Sprüngen. Aus dem zweiten Zimmer ging es in das dritte, in das vierte und weiter, immer weiter, durch alle Zimmer hindurch, die Galerie entlang, bis daß sie endlich im Bibliotheksaale, am Ende der Zimmerflucht angelangt war und sich bewußt wurde, daß es nun nicht weiter ging, daß sie gefangen war, verloren war. — Mitten im Saale, die entsetzten Augen auf ihn gerichtet, blieb sie stehen, beide Arme reckte sie in die Höhe, — ein verzweifeltes Geschrei — und jählings, mit schwerem Fall schlug sie auf den Fußboden nieder, ohnmächtig wie eine Leiche anzusehen.

Als dies geschah, als er den Schrei vernahm und die weiße Gestalt zusammenbrechen sah, blieb der Mann stehen und sah sich einen Augenblick wie verwundert um. Es sah aus, als müßte er seine Erinnerung sammeln. Dann kam er, das Licht hochhaltend, mit vorsichtigen Schritten da heran, wo das da am Boden lag, das Weiße. Er senkte das Licht und leuchtete über die regungslose Gestalt hin, richtete sich wieder auf und trat einen Schritt zurück. Er setzte das Licht auf den Tisch, und auf die Tischplatte niederstarrend, fing er wieder an, sich zu besinnen, nachzudenken, nachzudenken. Dann erhob er die Augen, richtete sie dumpf brütend den Fenstern zu, hinter denen die

schwarze Nacht hing, und nun war es, als käme aus weiter Ferne der Nacht ein Licht heran, ganz fern erst, ganz klein, aber näher kommend, immer näher, bis daß es sein Gesicht erreicht hatte, bis daß es in seine Augen gestiegen war. Und nun begannen die Augen, die bis dahin gläsern gestiert hatten, wieder zu sehen, die Züge des verwandelten Gesichts wandelten sich wieder zurück, und nun war es wieder Eberhard von Fahrenwald, der dort am Tische stand.

Mit einem Ruck, daß die Gelenke in seinem Leibe krachten, richtete er sich plötzlich in die Höhe, ergriff noch einmal das Licht und trat heran — im nämlichen Augenblick aber flog er rückwärts, als wenn ein Stoß ihn zurückgeworfen hätte. Auf dem glatten Parkett des Fußbodens schlug er der Länge lang hin, mit dem Gesicht am Boden, beide Hände in den Mund stopfend, mit den Zähnen in die Hände beißend, daß das Blut herabtroff. Ein gurgelndes Röcheln, ein ersticktes Heulen wühlte sich aus ihm heraus und in den Fußboden hinein; dann kroch er bis zu dem nächsten Stuhle, arbeitete sich mühselig an dem Stuhle auf, bis daß er auf den Füßen stand, und nun, wie ein Mensch, der nicht mehr gehen kann, dem das Rückgrat gebrochen ist, schleppte er sich, die Augen immerfort auf die Gestalt am Boden dort gerichtet, bis an die Tür, die aus dem Bibliotheksaale auf den Flur führte. An der Türklinke hielt er sich mit beiden Händen aufrecht, das Haar klebte ihm im Gesicht, eine dicke Feuchtigkeit — war es Schweiß, war es Blut, waren es Tränen? — rieselte ihm vom Gesicht; es war, als wenn er weinen wollte, aber er vermochte es nicht — als wenn er etwas sagen wollte, aber er vermochte es nicht — nur ein Ächzen wurde vernehmbar: „Anna — Anna — Anna" und diesen Namen wiederholend und fortwährend, sinnlos wiederholend, schob er sich zur Tür hinaus. Sobald er aber die Tür hinter sich hatte, fühlte er sich von einem eisernen Arm umschlungen und aufrecht gehalten. Der Mann war da, der ihn als Kind auf den Armen getragen hatte, und dem er nun wieder gehörte, der alte Johann.

„Kommen Sie nur, gnädiger Herr," sagte er mit starker, harter Stimme, „kommen Sie nur und lassen Sie mich machen. Jetzt wird sich alles wieder geben."

Er führte den gebrochenen Mann, der hilflos, willenlos in seinem Arme schwankte, die Treppe hinauf, in sein Zimmer; er brachte ihn zu Bett, wie ein Kind; er deckte ihn zu.

„Nun schlafen Sie," sagte er laut, beinah befehlend; dann sah er sich noch einmal in den Zimmern um: Kein Messer da? Keine Schere? Kein Werkzeug irgendwelcher Art? Nichts. Er rieb sich die Hände; so stolz war er! So vergnügt! An den Fenstern machte er sich noch zu schaffen, und es dauerte ziemlich lange, bis er damit fertig war; er hatte einen Schraubenbohrer in der Tasche und Schrauben; sämtliche Fenster in den Zimmern des Barons schraubte er zu — für alle Fälle — man konnte ja nicht wissen. — Dann riegelte er die Räume seines Herrn von außen ab und nun war er fertig, nun hatte er ihn da drin, nun hatte er ihn sicher. Als er auf dem Flur draußen stand, reckte er sich lang auf. „Ah" — sagte er laut vor sich hin und jetzt brauchte er sich ja keinen Zwang mehr anzutun, jetzt konnte er lachen und er lachte, laut, immer lauter, zuletzt brüllend. Mit den flachen Händen schlug er sich auf die Lenden: „Wer hatte nun recht behalten?"

Vom Augenblick an, als der Baron in der Nacht sein Zimmer verlassen hatte und hinuntergegangen war, hatte er ja alles mit angehört.

„Jetzt kommt's," hatte er sich gesagt, indem er im Dunkel hinter ihm hergeschlichen war. Dann hatte er den Ruf in Annas Schlafgemach vernommen, das Jagen und Laufen durch die Zimmer, endlich den letzten Schrei und das Fallen des Körpers im Bibliotheksaale.

„Jetzt hat er sie totgeschlagen," hatte er sich gesagt, und er hatte an sich halten müssen, um nicht schon da lachend herauszuplatzen. In dem Augenblick war er ja noch Diener gewesen, da hätte es sich nicht geschickt.

Aber jetzt — jetzt blieb nur noch zu tun, daß er sich danach umsah, wo der Leichnam lag. Zu dem Zwecke ging er jetzt nach dem Bibliotheksaal zurück.

Einen dicken Stock trug er in der einen, eine brennende Laterne in der anderen Hand. Warum er den Stock mitnahm? Er hatte so ein Gefühl, als könnte sich möglicherweise eine Gelegenheit bieten, — er wünschte sich eine Gelegenheit — er hatte so ein Bedürfnis, auf irgend etwas loszuhauen, irgend etwas zu zerschmettern, irgend etwas, am liebsten aber menschliche Glieder und einen menschlichen Körper. Er hieb mit dem Stock auf das Treppengeländer, daß es krachte. Ah — wie ihm das wohltat! Wenn „sie" so vor ihm gelegen hätte! Wenn er so

auf „sie" hätte loshauen können, daß ihre Glieder unter seinen Streichen zerflogen wären wie Glas! Aber der Baron hatte ihm ja schon vorgearbeitet. Jetzt war er nur noch neugierig zu sehen, wie er es gemacht haben, wie er „sie" zugerichtet haben würde. Mit der lüsternen Begier der blutdürstigen Natur, die dem Anblick von irgend etwas Gräßlichem entgegengeht, trat er in den Bibliotheksaal ein, sah sich um — und blieb enttäuscht stehen. Der Saal war ja leer?

Die Jungfer, die Tür an Tür mit ihrer Gebieterin schlief, war von dem dumpfen Rumoren in Annas Schlafzimmer aufgewacht. Anfangs nur halb ermuntert, war sie ganz wach geworden, als sie den gellenden Schrei nebenan vernahm.

Rasch war sie aufgestanden, hatte Licht angezündet und war eingetreten. Nun sah sie Annas zerstörtes Bett, von dem die Decken heruntergeworfen waren, in dem die Kissen wüst und wild durcheinander lagen. Sie sah die Tür zum Nebenzimmer offen, und in dem Augenblick vernahm sie von drüben, aus der Ferne, Annas verzweifelten Schrei. Im ersten Augenblick hatte sie in ihr Zimmer zurücklaufen und den Kopf unter die Bettdecke stecken wollen. Aber dann hatte sie sich gesagt, daß das nicht recht wäre, daß der Frau Baronin etwas zugestoßen sein müßte, der armen jungen Frau Baronin, die so gut zu ihr war, von der sie nie ein böses Wort zu hören bekam, und daß es ihre Pflicht sei, zuzusehen, was geschehen war. Darum hatte sie sich rasch in die notdürftigste Kleidung gesteckt, und zitternd, mit schlotternden Gliedern, war sie die Zimmerflucht entlang bis nach dem Bibliotheksaale gegangen.

Wie sah es hier aus! Ein Leuchter lag am Fußboden; das Licht war nicht erloschen, die Flamme hatte schon angefangen, ein glimmendes Loch in das Parkett zu brennen, und einige Schritte weiter war noch etwas, etwas lang Hingestrecktes, Weißes, das sich jetzt stöhnend zu regen begann, die junge Frau Baronin, die nur mit dem Hemde bedeckt, mit aufgelöstem Haare ohnmächtig am Boden lag.

Bei dem Anblick brachen dem Mädchen die Tränen aus den Augen. Sie hob das schwelende Licht auf, kniete zu ihrer Gebieterin nieder und nahm ihren Kopf in ihren Schoß.

„Gnädige Frau Baronin," sagte sie, „Frau Baronin, Frau Baronin!"

Anna schlug die Augen auf, und als sie die Jungfer erkannte, klammerte sie sich um ihren Hals.

„Hilf mir!“ seufzte sie, „hilf mir!“

Das Mädchen riß den Mantel ab, den sie um die Schultern geworfen hatte, und verhüllte damit die schutzlosen Glieder ihrer Gebieterin, dann umfaßte sie sie unter den Achseln und half ihr aufstehen. Ängstlich aneinandergeschmiegt wanderten die beiden Frauen nach Annas Schlafgemach zurück.

Hier sank Anna auf einen Stuhl, wie in Betäubung vor sich niederstarrend. Das Mädchen holte ihre Kleidungsstücke heran und begann sie anzuziehen; eine Ahnung sagte ihr, daß man sich auf weiteres gefaßt zu machen hatte und daß man sich rüsten müsse. Anna ließ sie schweigend gewähren.

„Wo ist denn mein Mann?“ fragte sie nach einiger Zeit.

„Der Herr Baron? Ich weiß nicht,“ versetzte das Mädchen. „Soll ich einmal nach ihm sehn?“

„Ja, ja,“ sagte Anna.

Das Mädchen schlüpfte hinaus, auf den Flur, die Treppe zum oberen Stockwerk hinauf. Sie kam grade zurecht, um zu sehen, wie der alte Johann die Tür des Barons von außen verriegelte, wie er dann in sein Zimmer ging und mit der Laterne in der einen, dem Stock in der anderen Hand wieder herauskam; unhörbar glitt sie die Treppe hinab, dann kam sie zu Anna zurückgelaufen.

„Gnädige Frau Baronin — eben hab' ich's gesehn — der Johann hat den gnädigen Herrn eingesperrt — und ich glaube itze kommt der Johann herunter — und einen dicken Stock hat er mit sich — und er sieht aus, wie ich's gar nicht sagen kann — gar so fürchterlich — o Herr Jeses ne, Herr Jeses ne!“

Sie war ganz außer sich, ihr Atem flog, zu Annas Füßen niedergekauert, umschlang sie sie mit den Armen. Hilflos, ratlos drückten sich die beiden Frauen aneinander.

Nach einiger Zeit vernahmen sie ein dumpfes Geräusch; schwere Schritte stampften vom Bibliotheksaale heran. Dazwischen hörten sie eine Stimme; es sprach jemand, ganz laut.

Das Mädchen beugte lauschend den Kopf vor.

„Das ist der Johann,“ flüsterte sie.

Anna saß, wie in Eis gebadet.

„Mit wem spricht er denn nur?“

Das Mädchen zuckte die Achseln und schüttelte den Kopf.

Jetzt konnte man schon einzelnes von dem verstehen, was er sagte: „Aber tot muß sie sein! Muß sie sein! Lebendig aus'm Haus lass' ich sie nicht! Lass' ich sie nicht!"

Dann plötzlich blieb er stehen, und im nächsten Augenblick gab es einen fürchterlichen Krach; mit dem dicken Knotenstock hatte er in einen der hohen Spiegel hineingehauen, die vorn in den Zimmern hingen.

„Siehste du!" kreischte er, und während das klirrende Glas zu Boden rauschte, stieß er ein Gelächter aus, daß den beiden Frauen die Haare zu Berge stiegen.

Weiter gingen die Schritte, Stühle flogen beiseite, Tische schmetterten zu Boden, wie wenn ein Ungeheuer durch die Zimmer stapfte und alles hinwegschleuderte, was ihm in den Weg kam. Im nächsten Zimmer war wieder ein Spiegel zwischen den Fenstern — klirr — ging der Knüppel hinein und — klirr — kam das splitternde Glas herunter. Wieder kam das „siehste du!", wieder das gellende Lachen und das wahnwitzige Schwatzen: „Tot muß sie sein! Tot muß sie sein! Muß sie sein!"

Jetzt war kein Zweifel mehr, auf das Schlafzimmer kam er zu.

„Frau Baronin!" sagte das Mädchen, indem es, kreideweiß im Gesicht, auf die Füße sprang.

Anna saß wie leblos.

„Frau Baronin!" sie schüttelte sie an den Schultern, „um Jesus und aller Heiligen willen, kommen Sie fort!"

Mit einem Griff packte sie Anna um den Leib, riß sie vom Stuhle auf und zog sie aus dem Schlafzimmer in ihre nebenanstoßende Kammer, deren Tür sie hastig von innen verriegelte.

Es war höchste Zeit gewesen.

Im Augenblick, als sie sich hinter die Tür gebracht hatten, erdröhnten die Schritte in Annas Wohnzimmer, und im nächsten Augenblick erschien auf der Schwelle des Schlafgemachs eine grauenvolle Gestalt, die Gestalt eines Wahnsinnigen, Tobsüchtigen, des alten Johann.

In der Linken hielt er die Laterne hoch, dann hörten die Frauen, die sich draußen zähneklappernd an die Tür drängten, seine Stimme, die jetzt pfeifend, in schneidenden Fisteltönen herauskam: „Siehste du, Kurnallje! Itze hab' ich dich!"

Dann ein Sausen durch die Luft und ein schwerer, schmet-

ternder Streich; sein Stock hatte mit aller Gewalt in Annas Bett hineingeschlagen. Die gepolsterte Rolle, die unter Annas Kopfkissen gelegen hatte, war während des Kampfes verschoben worden und lag jetzt mitten im Bett. Die längliche runde Gestalt des Polsters täuschte seinen wahnsinnumnachteten Sinnen vor, daß die junge Frau selber vor ihm läge; auf sie hatte er eingehauen.

Ein wütendes Lachen folgte dem Streiche.

„Hat's gutt getan? Hat's gutt getan?"

Dann wurde seine Stimme undeutlich und verworren, als hätte er einen Brei im Munde, den er nicht mehr zu Worten zu zerkauen vermochte, wie die Stimme eines bösen Hundes, den die Wut so übermannt hat, daß er nicht mehr bellen kann.

„Noch leben willst de? Noch mucken willst de? Tot mußt de sein! Tot mußt de sein! Mußt de sein!"

Und „krach," „krach" und „krach" wie eine schaudervolle Begleitung zu den schaudervollen Worten schmetterte der Stock wieder, wieder und wieder in das Bett hinein.

Nun schien er befriedigt.

Ein langgezogenes „so — siehste itze war's recht", dann noch ein wortloses unverständliches Wühlen und Rumoren, und dann vernahmen die Frauen, wie er stampfenden Schrittes, so wie er gekommen war, das Schlafzimmer wieder verließ.

Was tat er jetzt? Wo ging er hin? Den Finger auf den Mund gelegt, bedeutete das Mädchen Anna, daß sie sich ruhig verhalten, daß sie zurückbleiben sollte, dann öffnete sie leise, leise, die Tür, streifte die Schuhe ab und schlich barfuß dem Alten im Dunkel nach. Nach längerer Zeit erst kam sie zurück.

„Frau Baronin," sagte sie, „Frau Baronin, kommen Sie schnell, sehn Sie, was er jetzt angibt."

Sie warf Anna einen Mantel um, dann ergriff sie sie an der Hand und riß sie durch die dunklen Räume des Schlosses, über eine Hintertreppe in den Garten hinunter.

In einiger Entfernung vor ihnen schritt der Alte, die Laterne in der einen, statt des Stocks jetzt einen Spaten in der andern Hand. Im linken Arme trug er die weiße Kopfrolle aus Annas Bett, die infolge seiner Streiche mitten durchgeknickt war und in zwei bammelnden Enden über seinen Arm hing.

„Er glaubt, das sind Frau Baronin, die er da trägt," stammelte das Mädchen Anna ins Ohr.

Anna blickte starr.

Das Mädchen zog sie am Arme und bedeutete sie, weiterzugehen; „aber leise," mahnte sie, „leise!"

Mit angehaltenem Atem schlichen sie hinter dem Alten her, so weit entfernt, daß sie seine von der Laterne beleuchtete Gestalt grade noch zu erkennen vermochten.

Jetzt sahen sie, wie er vom Wege in das Gebüsch abbog, und nachdem er sich einige Schritte weit hineingearbeitet hatte, blieb er stehen. An der Stelle, wo er sich befand, war eine kleine Lichtung im Dickicht, einige Fuß im Geviert. Er hing die Laterne an einen Ast, warf das Polster zur Erde, spuckte sich in die Hände und mit einem „nu jetzte aber mal" stieß er den Spaten in die Erde und fing an, eine Grube auszuwerfen.

Die beiden Frauen hatten sich bis an den äußeren Rand des Gebüsches herangemacht; sie verfolgten jede seiner Bewegungen.

Er arbeitete mit grimmiger Verbissenheit; ein dumpfes Grunzen begleitete jeden Spatenwurf. Dann richtete er sich auf, so daß das Licht der Laterne sich in seinen blutunterlaufenen, gräßlichen Augen spiegelte. Er raffte das Polster vom Erdboden auf, hob es mit beiden Armen empor und dann mit aller Gewalt schleuderte er es in das gähnende schwarze Loch, so daß man den dumpfen Puff vernahm, mit dem es unten aufschlug.

Er stierte in die Grube hinunter.

„Da gehste nein," sagte er, „da bleibste und kommst all dein Lebtag nichte wieder heraus!"

Dann griff er wieder zum Spaten und schaufelte das Loch zu.

„Frau Baronin, kommen Sie fort," flüsterte das Mädchen. Der Alte hatte sein Werk vollbracht, gleich würde er jetzt zurückkommen, auf die Stelle zu, wo die beiden standen. Sie wichen einige Schritte in dem dunklen Laubengang zurück. Durch das Dickicht brach er sich hindurch und an ihnen vorbei trottete er nach dem Schloß zurück.

„Jetzt meint er, hat er Frau Baronin begraben," sagte das Mädchen.

Anna konnte nichts erwidern.

Die gutgemeinte aber plumpe Art, in der ihre Begleiterin ihr all das Schreckliche, was sie erlebte und sah, noch einmal wiederholte, steigerte die Entsetzensqual, die auf ihr lastete, bis

zum Unerträglichen; der Atem versagte ihr, sie schluckte, schluckte und schluckte noch einmal, dann taumelte sie und wäre ohnmächtig zur Erde gefallen, wenn sie nicht mit dem Rücken gegen einen Baumstamm gesunken wäre, und wenn nicht das Mädchen mit beiden Händen zugegriffen und sie aufrecht gehalten hätte.

Erst allmählich hob sich der Druck, der ihr wie ein eiserner Reif die Brust umspannte. Endlich vermochte sie tief Atem zu holen, und nun brach sie in einen endlosen Tränenstrom aus.

„Was soll ich jetzt machen?“ schluchzte sie, „ins Schloß kann ich doch nicht mehr zurück!“

Vom Jammer überwältigt, kniete das Mädchen vor ihr nieder und umfing sie mit den Armen.

„Frau Baronin,“ sagte sie flehend, „liebe, gutte, gnädige Frau Baronin, weinen Se och nich so! Gott is gutt, Gott wird Sie nicht verlassen! Ins Schloß dürfen Frau Baronin nicht zurück, das is ja klar; also will ich Frau Baronin etwas sagen: Frau Baronin gehen mit mir, zu meinen Eltern ins Dorf“ — in ihrer Erregung hatte sie all ihr Hochdeutsch vergessen und war wieder ganz das schlesische Landmädchen geworden —, „meine Eltern haben halt nur a paar kleene Stiebchen, aber ’s sind gutte Leite, gutte Leite! Frau Baronin können ganz gutt a paar Tage bei ihnen wohnen. A Bett für Frau Baronin find’t sich schon und a Brinkel zum essen auch, und murne is wieder a Tag, und da werden wir schon weiter sehn, schon weiter sehn.“

Mit diesen Worten hatte sie Anna unter den Arm gefaßt und führte sie, die willenlos alles mit sich geschehen ließ, durch den Park auf das freie Feld hinaus und dann im weiten Bogen in das Dorf, zum Hause ihrer Eltern, wo sie in tiefer nächtlicher Stunde an die Fensterläden klopfte und die alten Leute aus dem Schlaf pochte.

Eine halbe Stunde später lag Anna im Bette der alten Tagelöhnersfrau, während diese und ihr Mann sich mit ihrer Tochter, der Franzel, nebenan in die Küche setzten und mit offenem Mund und Augen die fürchterlichen Dinge anhörten, die sich droben auf dem Schlosse begeben hatten.

Am nächsten Morgen saß Eberhard von Fahrenwald oben in seinem Zimmer, in einen Armstuhl geschmiegt, die Knie mit

einer wollenen Decke umhüllt, müde, gebrochen, wie ein plötzlich alt gewordener Mann.

Die Tür tat sich auf, und der alte Johann erschien, eine Platte in Händen, auf der er ein Frühstück trug. Er setzte sie auf den Tisch neben seinen Herrn.

„Frühstücken Herr Baron jetzt!" befahl er.

Seine ehemalige demütige Haltung war nicht mehr; er stand neben seinem einstigen Herrn wie ein Aufseher bei einem Gefangenen.

Der Baron senkte die Augen, es sah aus, als fürchtete er sich vor seinem Diener.

„Frühstücken Sie," gebot dieser noch einmal, und während Eberhard von Fahrenwald einige Bissen zum Munde zu führen versuchte, ging er, die Hände in den Hosentaschen, in den Zimmern auf und ab, die Fenster und Türen untersuchend. Dann kam er zurück, um das Frühstück wieder abzuräumen.

Eberhard sah mit scheuen Blicken an ihm vorbei. Seine Hände zupften an der wollenen Decke; man merkte ihm an, daß eine Frage auf seiner Seele lag, die sich nicht über die Lippen getraute. Endlich kam sie heraus: „Wo — ist denn — meine Frau?"

Der Alte zuckte die Achseln, als verlohnte es sich nicht, auf solche Frage überhaupt zu antworten, und ging auf die Tür zu.

„Wo ist meine Frau?" wiederholte Eberhard mit heiserer Stimme.

Jetzt drehte der Alte die Augen zu ihm herum, die giftigen Augen.

„Denken Herr Baron denn immer noch daran? Wäre abgetan, die Geschichte, hätt' ich gemeint. Wär' schon am besten, Herr Baron fingen an, an anderes zu denken."

Eberhard ruckte und zuckte in seinem Stuhl; es sah aus, als ob er aufstehen wollte, aber der gefährliche Blick des Alten hielt ihn am Platze fest.

Beide sahen sich eine Zeitlang stumm in die Augen. Dann traten Schweißtropfen auf die Stirn des Barons; erst nur vereinzelt, dann immer mehr, immer dicker, so daß ihm der Schweiß plötzlich über das Gesicht zu laufen begann. Er wollte sprechen, aber es sah aus, als wären seine Kinnladen verrenkt.

„Aber — sie ist nicht —"

Er kam mit der Frage nicht zu Ende.

„Ja, versteht sich!" fiel ihm der Alte mit wüster Brutalität ins Wort. „Was soll sie denn sonst auch sein? Da können Herr Baron warten, eh' die wiederkommt!"

Eberhard stierte ihn an.

„Fort? Gegangen?" fragte er tonlos.

Jetzt kam der Alte von der Tür zurück, setzte die Platte wieder auf den Tisch und sah grinsend auf ihn herab.

„Tot ist sie! Was haben Sie denn auch gedacht?"

Eberhards Knie zogen sich wie im Krampfe empor, sein Mund ging auf, als wenn er nach Luft schnappte, er stopfte beide Fäuste in den Mund, dann fiel sein Oberleib vornüber, so daß seine Brust beinah die Knie berührte. Ein konvulsivisches Zucken ging durch seinen Körper.

Wie ein Teufel stand der Alte neben ihm.

„Das alles," sagte er mit eiserner Stimme, „habe ich Herrn Baron zuvor gesagt, Herr Baron haben nicht hören wollen."

Eberhard gab keine Antwort. Er hatte die Hände unter den Kopf gestützt, er dachte nach. Merkwürdig — mitten in der Zerrüttung seiner Seele fühlte er deutlich, daß er ganz klar dachte. Der ganze gestrige Abend war ihm gegenwärtig, alle Einzelheiten standen vor seiner Seele. Mit einem Ruck warf er den Kopf auf.

„Aber als ich sie zuletzt sah, war sie nicht tot," sagte er.

Es war ihm plötzlich in Erinnerung gekommen, daß, als er aus dem Bibliotheksaale ging, Annas lebloser Körper sich zu regen begonnen hatte.

Der Alte tat einen Schritt zurück; seine herabhängenden Hände ballten sich. Wollte der elende, verrückte Mensch da sich unterstehen, ihm zu sagen, daß sie nicht tot wäre? Es kam ihm vor, als sollte er um sein gutes Recht bestohlen werden.

Eberhard hatte sich erhoben.

„Wo ist meine Frau?" fragte er keuchend.

„Tot ist sie!" brüllte ihm der Alte ins Gesicht. „Und das hab' ich Herrn Baron immer gesagt, und Herr Baron haben nicht hören wollen, und nun ist es gekommen, wie ich's gesagt habe! Und wenn Herr Baron mir nicht glauben wollen,

dann ziehen Herr Baron sich an und kommen mit hinunter; will ich Herrn Baron zeigen, allwo daß sie da unten liegt!"

Eberhard drückte beide Hände an den Kopf.

„Gib mir meine Sachen!" sagte er dann, „gib mir meine Sachen!"

In fliegender Hast kleidete er sich an.

„Also jetzt," sagte er dann, „vorwärts!"

Schwankenden Schritts trat er auf den Flur, am Geländer sich haltend, wie ein Greis, arbeitete er sich, Stufe nach Stufe, die Treppe hinunter, und so ging es weiter, bis in den Garten hinab.

Der Alte faßte ihn unter den Arm, weil er seine hilflose Schwäche sah. Eberhard machte eine Bewegung, als wollte er es nicht dulden, aber die Zeit war vorüber, da er zu gebieten hatte.

„Kommen Sie," sagte der Diener barsch. Jetzt hatte der gnädige Herr zu gehorchen.

Den Laubengang führte er ihn entlang, bis an das Gebüsch, dann brach er sich durch die Büsche hindurch, und einen Augenblick darauf stand Eberhard vor dem frisch zugeworfenen Loch.

Als er das sah, fiel er mit einem heulenden Schluchzen nieder, dann griff er mit den Händen in das Erdreich und begann, die Erde aufzuwühlen. Mit rauher Gewalt riß der Alte ihn fort.

„Ah, was soll denn so etwas!" sagte er.

Er nahm ihn wieder unter den Arm, noch fester als vorhin, ungefähr wie ein Polizist, der einen Entsprungenen geleitet. So führte er ihn aus dem Laubengange auf den Rasenplatz hinaus, in den Sonnenschein, und dort an eine Bank.

„Setzen Herr Baron sich hier," gebot er.

Eberhards Widerstandskraft war gebrochen, er ließ sich nieder und drückte sich in die Ecke der Bank.

Der Alte ging um den Rasen herum und dann, auf der anderen Seite des Platzes, so daß er Eberhard fortwährend unter Augen behielt, auf und nieder. Mit dem Knüppel, den er jetzt immer bei sich trug, schlug er in den Erdboden, daß der Kies raschelte. Dann setzte er sich auf eine Bank, Eberhard grade gegenüber, und von dort aus stierte er unverwandt auf

diesen hin. Er hätte tagelang so sitzen können, ohne sich zu langweilen.

Die „Einbrecherin" war beseitigt, er war wieder, was ihm von Gottes und Rechts wegen zukam, der Wärter seines „elenden, verrückten" Herrn — er war zufrieden.

Und inzwischen saß der unglückliche Mann, die Augen zu Boden gesenkt, weil er unablässig den fürchterlichen Beobachterblick auf sich gerichtet fühlte, erdrückt unter der Last seines Bewußtseins, das ihm jede Willens- und Widerstandskraft raubte, das ihn zum hilflosen Kinde in den Händen des grauenvollen Alten da drüben machte. Er war ja ein Verbrecher, ein Mörder! Was für ein Recht hat ein solcher, sich aufzulehnen? Er hat zu schweigen und dankbar zu sein, wenn man ihm das Leben läßt. Und warum ließ man ihm das Leben? Weil man annahm, daß er verrückt sei. Also — er war verrückt. Sein Kinn senkte sich auf die Brust, sein Körper kroch förmlich in sich zusammen.

Und dann kam immer wieder das merkwürdige Bewußtsein, daß er trotzdem ganz klar dachte. Er sträubte sich beinah dagegen. Kann ein Verrückter klar denken? Und dennoch war es so, und immer wieder und wieder tauchte die Erinnerung auf, daß sie sich zu regen begonnen hatte, als er aus dem Bibliotheksaale ging. Wäre nur der Alte nicht gleich bei der Hand gewesen, der ihn fortriß, so daß er nicht mehr Zeit behielt, noch einmal zurückzugehen und sich nach ihr umzusehen!

Und dennoch also war sie tot? So war sie wohl nachher gestorben, nachdem er den Saal verlassen hatte? Er hatte ja die Grube mit eigenen Augen gesehen, in der sie lag — also tot war sie wirklich?

Und während er sich das alles sagte, kam immer und immer wieder ein Gefühl, als sei alles nicht so, als wäre sie nicht tot, nur irgendwo versteckt. Von der Bank, auf der er saß, konnte er die Buchenallee hinuntersehen, durch welche er damals mit ihr in den Park eingetreten war, bis hinunter an den Eichbaum, an den er damals den Kranz gehängt hatte. Immerfort gingen seine Augen die Allee entlang, immer war es ihm, als würde er dort unten am Ende der Allee plötzlich eine Gestalt erscheinen sehen, von der Sonne umleuchtet, eine ersehnte, geliebte Gestalt, als würde er auf sie zustürzen und sie ihm entgegenfliegen, als würde er in ihren Armen aufwachen aus gräßlichem, gräßlichem

Traume, aufwachen als ein glückseliger Mensch zu neuem glückseligen Leben.

So stark war seine Einbildung, daß er unwillkürlich von der Bank aufstand. Im selben Augenblick aber war schon der Aufpasser an seiner Seite. Er hatte die Blicke des Barons verfolgt, er sah in die Allee hinein — war da etwas? Nichts.

„Kommen Herr Baron," sagte er, „es wird Zeit, daß Herr Baron etwas essen." Er faßte ihn unter den Arm und schleppte ihn ins Schloß.

So kam der Abend heran, und als es dunkel wurde, erfaßte eine qualvolle Unruhe den gepeinigten Mann. War es denn wirklich wahr, daß sie da draußen in der finsteren Nacht in dem finsteren, tiefen Loche lag? Nein, nein, nein! Wenn er sich nur hätte überzeugen, nur die Grube aufwühlen und hineinschauen können, ob sie wirklich da unten war! Aber der Alte stand hinter ihm; er fühlte, wie er ihn von hinten ansah; seine Blicke lagen auf ihm wie Keulen. Wenn er den Versuch gemacht hätte, in den Garten hinauszukommen, würde jener sich wie ein Bullenbeißer auf ihn geworfen haben. Es schauderte ihn, schweigend kroch er wieder in sich zusammen.

„Gehen Herr Baron jetzt zu Bett," sagte der Alte, indem er, mit dem brennenden Lichte in der Hand, an die Tür des Bibliotheksaales trat.

Eberhard erhob sich, dann aber, mit einem plötzlichen Griff, entriß er dem Diener das Licht, und ehe dieser es zu hindern vermochte, stürzte er damit ins Nebenzimmer.

„Anna!" rief er laut und klagend, „Anna! Anna!"

So lief er durch die Galerie und so von Zimmer zu Zimmer, das Licht emporhebend, im Kreise umherführend, mit den Augen untersuchend in allen Ecken, ob er sie nicht irgendwo entdecken würde, irgendwo. Aber sie war nicht mehr da.

So kam er in ihr Wohnzimmer, wo ihre Möbel standen und ihr Schreibtisch und ihre Blumen, wo alles noch erfüllt schien vom Dufte ihrer Persönlichkeit, und so endlich in ihr Schlafgemach. Da stand noch das Bett, in dem sie gelegen hatte, das einst so zierliche, jetzt so verwüstete Bett, und nun erfaßte es ihn wirklich wie Raserei, und er fing an, mit dem Lichte unter die Sofas zu leuchten und unter das Bett, als müßte sie da irgendwo versteckt sein, als müßte, müßte er sie finden.

In dem Augenblick aber ertönte hinter ihm die eiserne Stimme: „Was soll denn so etwas? Herr Baron stecken ja noch das ganze Schloß in Brand.“

Die harte Faust des Alten riß das Licht aus seiner Hand und hielt es hoch, so daß es ruhig stand, dann zog er ihn vom Boden empor, nahm seinen Arm unter seinen Arm, und indem er ihn wie in einer Zwinge gefangenhielt, führte er ihn hinaus, die Treppe hinauf in sein Zimmer. Er brachte ihn zu Bett, wie ein Kind, untersuchte noch einmal die Fenster.

„Nun schlafen Herr Baron,“ befahl er; dann riegelte er von außen die Tür zu.

So verging Tag nach Tag, und so ein Abend nach dem anderen. Jeden Tag das stundenlange Sitzen am Rasenplatze auf der Bank, das stumme Suchen mit den Augen in der Allee, jeden Abend das wandernde Licht von Zimmer zu Zimmer, das Suchen und Suchen und Nichtfinden, und bei Tage und am Abend, immerfort der Alte um ihn, hinter ihm, neben ihm, immer und immerfort.

Im Dorfe und in der Umgegend verbreitete sich unterdessen die Nachricht, daß die junge Frau Baronin plötzlich gestorben sei, und dieser Nachricht folgte ein Gerücht, das man sich nur unter der Hand zuraunte: Der Herr Baron hatte seine eigene Frau umgebracht.

Er war verrückt geworden, der Baron, und der alte Johann bewachte ihn. Der brave alte Johann!

Er hatte immer großes Ansehen im Dorfe genossen, jetzt aber war er gradezu eine imposante Persönlichkeit geworden. Eigentlich war doch er jetzt der Herr vom Schloß.

Wenn er mit seinem dicken Stock die Dorfstraße entlang kam, flogen die Mützen und Hüte von den Köpfen; er aber war ein stolzer Mann, er erwiderte keinen Gruß; wie ein Stier mit vorgestrecktem Kopf ging er seines Wegs. „Er hat jetzt halt so anen zurnigen Blick,“ flüsterten sich die Leute zu, wenn er vorüberging.

Ja, er hatte einen zornigen Blick, und besonders, wenn er bei dem Taglöhnerhause vorbeikam, wo die Eltern des Mädchens, der Franzel, wohnten.

Die Frau war tot und hin, das wußte er ja, aber das Mädchen, das seit dem Abende verschwunden war, wo war das Mädchen geblieben?

Jeden Vormittag, bevor er seinen Herrn herausließ, ging er durch das Dorf und jeden Vormittag trat er bei den alten Leuten ein.

„Wißt Ihr's immer noch nicht, wo daß Euer Mädchen ist?"

Die alten Leute zitterten am ganzen Leibe.

„Nein, gnädiger Herr Johann, nischte wissen wir."

Das war die Antwort, die ihnen die Franzel eingelernt hatte, und währenddem saß diese auf dem Heuboden, unter dem Heu versteckt, zitternd wie Espenlaub.

Anna war fort. Im Morgengrauen des Tages, der auf die schreckliche Nacht folgte, war sie, von der Franzel begleitet, zu Fuß nach der Eisenbahnstation gegangen. In der Tasche ihres Kleides hatte sie ihr Portemonnaie und in diesem ein paar Groschen Geld gefunden. So war sie nach Breslau zurückgelangt und hatte bei dem Onkel und der Tante wieder angeklopft. Wo sollte sie sonst bleiben? Und nun saß sie, eine verheiratete Frau, da, wo sie als Mädchen gesessen hatte, in wahrhaft jammervollem Zustande. Wie eine Prinzessin ausgezogen, war sie wie eine Bettlerin zurückgekommen.

Dem Onkel und der Tante hatte sie erklären müssen, warum sie kam; schweren Herzens hatte sie es getan, denn indem sie die Ereignisse jener Nacht andeutungsweise enthüllte, war ihr, als beginge sie einen Verrat an dem unglücklichen, trotz allem immer noch tief geliebten Manne.

Der Onkel hatte nun mit einemmal „von vornherein gewußt und vorhergesagt, daß die ganze Geschichte Blödsinn sei und schlimm endigen würde". Er gab sich kaum die Mühe, Anna zu verheimlichen, wie lästig ihre Anwesenheit ihm war, die er noch dazu, um nicht ins Gerede der Leute zu kommen, vor aller Welt verschweigen mußte. Der Zustand wurde mit der Zeit schier unerträglich. Da eines Tags kam aus Fahrenwald ein Brief für Anna, mit plumpen Schriftzügen zusammengefügt, ein Brief von der Franzel.

Im Dorfe war es ruchbar geworden, wie der Baron Tag für Tag stundenlang am Rasenplatze saß, in die Allee blickend, wie er am Abend mit dem Lichte in der Hand durch die Zimmer lief und nach seiner Frau suchte und nach ihr rief. Dies alles berichtete ihr die Franzel.

Als Anna dieses las, als sie erfuhr, wie er nach ihr verlangte, traf es sie wie ein Vorwurf ins Herz. Sie kam sich

wie eine Pflichtvergessene vor, die von ihrem kranken Manne davongelaufen war, statt bei ihm auszuharren. Ein Entschluß stand in ihr auf, von dem sie zu niemand ein Wort sagte — am nächsten Morgen war sie lautlos aus dem Hause des Onkels und der Tante verschwunden.

Es war um die Mittagsstunde. Die Sonne stand hoch, und im Sonnenschein saß Eberhard von Fahrenwald, in Decken gehüllt, auf seiner Bank. Ihm gegenüber, wie immer, der Alte als Aufpasser. Plötzlich sah dieser, wie der Baron, die Augen in die Allee gerichtet, aus der einen Ecke der Bank in die andere rutschte. Er schlug ein paarmal mit dem Stock in die Erde, als wollte er dem da drüben sagen: „Nimm dich in acht, ich passe auf."

Aber der Baron achtete nicht auf ihn.

Das war doch keine Täuschung, was er da eben gesehen hatte, daß da hinten eine Gestalt in hellem Kleide hinter den Büschen des Parks entlang und hinter den Eichbaum geschlüpft war, hinter dem sie sich jetzt verbarg?

Und diese Gestalt — war das nicht —?

Und jetzt bog sich ein Hutrand hinter dem Baumstamme vor, ein gelber Hutrand, und unter dem Hutrande ein Gesicht —

Grade aufgereckt wie eine Eisenstange stand er von der Bank auf — in demselben Augenblick trat die Gestalt hinter dem Baume hervor und breitete beide Arme aus —

„Anna!!" — Es war Eberhard von Fahrenwald, der den Schrei ausgestoßen hatte, aber es hatte geklungen, wie wenn zehn Männer aufschrien.

Jetzt aber kam der Alte in Sprüngen über den Rasenplatz heran. Ein Blick in die Allee — ein momentanes Erstarren — dann ein Geifern und Knirschen wie von einem tollen Hunde. Die Allee entlang, grade auf den Rasenplatz zu kam eine geschritten — und diese eine war sie — die Tote! Jählings, bevor Eberhard, der immer noch wie in Erstarrung dastand, es verhindern konnte, stürmte der Alte, mit gesenktem Haupte, auf die Allee zu, Anna entgegen. Den Stock hatte er wie zum Schlage hoch erhoben, ein Gebrüll ertönte aus seinem Munde. Anna war unwillkürlich stehen geblieben, jetzt wandte sie sich um und fing an, die Allee zurückzulaufen. Endlich war Eberhard zu sich gekommen und zum Bewußtsein dessen, was sich begab.

Mit einem Ruck schleuderte er den dicken Überzieher ab, den ihm der Diener heute früh angezogen hatte. Dann kam er gestreckten Laufes hinter dem Alten her.

„Johann!“ donnerte er. Seine Stimme hatte wieder den Klang früherer Tage, es war wieder die Stimme des Herrn.

Für einen Augenblick regte sich in dem Alten wieder der Knecht; sein Gebrüll verstummte und einen Augenblick schwankte er auf die Seite.

Dann aber brach die Wut von neuem in ihm los.

„Das ist nicht wahr, daß sie lebendig sein will! Tot ist sie! Tot ist sie! Tot ist sie!“

Und jetzt mit verdoppelter Wut raste er hinter dem flüchtenden Weibe her.

Annas Knie wankten und schwankten — immer näher kamen die dröhnenden Schritte — immer deutlicher vernahm sie das heisere Keuchen in ihrem Rücken, das belfernde Schnappen — ihre Kräfte verließen sie — vor ihren Augen wurde es dunkel — ein schriller Schrei: „Eberhard —“

Und in dem Augenblick hörte sie hinter sich ein Geräusch, wie sie es bis dahin nie gehört — und als sie zusammenbrechend gegen einen Baum taumelte und sich umsah, erblickte sie Eberhard von Fahrenwald, der sich in dem Augenblick über den Alten gestürzt, ihn mit beiden Händen an der Gurgel gepackt hatte und mit einer Gewalt zu Boden schleuderte, daß der Körper sich um und um rollte und krachend in die Büsche flog.

Mit einem gräßlichen Schrei raffte der Alte sich auf, mit geschwungenem Stock ging er seinem Herrn zu Leibe, und nun entspann sich zwischen den beiden Männern ein Kampf wie zwischen zwei Bären.

Den Stock hatte ihm der Baron beim ersten Anprall entrissen, mit fletschenden Zähnen drang der Alte auf ihn ein, mit beiden Händen hielt Eberhard ihn am Halse gepackt, um ihn am Beißen zu verhindern. Und nun straffte der Körper des Barons sich zu einer letzten ungeheuren Anstrengung auf; mit einer Kraft, als wenn es gälte, einen Baum aus der Erde zu reißen, schwenkte er den Alten von rechts nach links und von links nach rechts, so daß er zu taumeln begann und seine Füße den Halt verloren, dann gab es einen schmetternden Krach, der Länge lang fiel der Alte zur Erde und im selben Augenblick kniete Eberhard

auf seinem Rücken, ihm die Hände hinter dem Rücken zusammenpressend.

Ein Gebrüll, das nichts Menschliches mehr hatte, ein Geblöcke, wie das eines wütigen Stieres, brach aus der Brust des Alten; mit den Zähnen biß er in die Erde; bläulicher Schaum stand auf seinen Lippen.

In diesem Augenblick kamen mehrere Männer, die auf den Feldern in der Nähe beschäftigt gewesen waren und die furchtbaren Töne im Innern des Parks vernommen hatten, eilend die Allee entlang.

„Hierher, Leute, hierher!" rief Eberhard ihnen entgegen.

Als sie aber den Baron auf dem Johann knien sahen, wurden sie stutzig und blieben stehen. Sie glaubten nicht anders, als daß der Wahnsinnige seinen Wärter überwältigt hätte. Was sollten sie tun?

Jetzt trat Anna auf sie zu.

„Helft dem Herrn Baron, lieben Leute, helft ihm!"

Die Männer prallten zurück — die Frau Baronin? Aber die Frau Baronin war ja tot?

Anna begriff ihr Zaudern und Stutzen.

„Es ist nicht wahr, was Euch der Johann gesagt hat! Ich bin nicht tot; der Johann ist wahnsinnig, nicht der Baron, nicht der Baron!"

Noch einen Augenblick standen die Männer wie besinnungslos; ihre schweren Gehirne konnten einen so völligen Umschwung aller Verhältnisse nicht so rasch fassen.

Dann aber kamen sie im Sturm heran; im nächsten Augenblick war der Alte von zehn kräftigen Händen gepackt, weggerissen und unschädlich gemacht.

„Bringt ihn ins Schloß," gebot Eberhard von Fahrenwald, noch atemlos, aber mit ruhiger Sicherheit in der Stimme. „In die Stube unten, neben der Küche, mit den Eisengittern vor dem Fenster. Heute nachmittag fahre ich selbst mit ihm nach Breslau und bringe ihn ins Irrenhaus."

„Is gutt, gnädiger Herr Baron, is gutt," kam es zur Antwort. Wer so sprechen und befehlen konnte, war vernünftig, das war ihnen klar.

Die Männer zogen mit dem Wahnsinnigen ab; Anna und der Baron blieben zurück; an der Stätte, die eben von dem furchtbaren Lärm erfüllt gewesen war, trat eine tiefe Stille ein.

Annas Kraft war zu Ende; sie saß am Rande des Wegs, hatte ihr Taschentuch hervorgezogen und weinte still in ihr Tuch hinein.

Ihr gegenüber, mit dem Rücken an einen Baum gelehnt, stand Eberhard von Fahrenwald. Seine breite Brust arbeitete noch von dem überstandenen Kampfe; seine Augen ruhten stumm auf seiner Frau.

So verging geraume Zeit. Dann erhob sie langsam das Haupt und wandte es zu ihm herum. Er tat einen Schritt auf sie zu; es sah aus, als wollte er etwas sagen, aber bevor er noch dazu gelangt war, sprang sie auf, breitete die Arme aus und mit einem Schrei der Liebe flog sie an seine Brust.

„Umarme mich," sagte sie, „ich will, daß die Arme mich umfangen, die mich vom Tode gerettet haben!"

Als sie das sagte, brachen auch ihm die Tränen aus den Augen, unaufhaltsam, wie ein Strom. Ja — er hatte sie zum Leben errettet; und sie wußte es und hatte es ihm gesagt.

Er drückte sie an sich, nicht mit der wilden Glut und nicht mit der ängstlichen Scheu der früheren Tage, sondern mit der Sicherheit der warmen bewußten Liebe.

„Anna," sagte er leise und innig; und er küßte ihr Gesicht, das hingegeben zu ihm aufblickte.

Dann legte er die Arme um sie, und sie schlugen den Weg zum Schlosse ein.

„Siehst du nun," sagte er, „wie es mir ergangen ist; dreißig Jahre bin ich alt geworden, und heute ist der erste Tag, da ich lebe. Siehst du, es ist wunderbar, wie sich einem das ganze Leben in einem Augenblick zusammendrängen kann: solch ein Augenblick ist es für mich gewesen, als ich den Alten zu Boden gekriegt hatte und auf ihm kniete. In dem Augenblick — ich kann's mir nicht anders erklären — ist der Bann gebrochen gewesen, der mich dreißig Jahre lang gehalten hat. Der Alte, siehst du, war mir gewissermaßen von meinem Vater vermacht; darum ist er von meiner Kindheit an fortwährend um mich gewesen und ich habe wie an etwas Unfehlbares an ihn geglaubt. Und weil er sich vom ersten Tage an eingebildet hat, daß er zum Wärter eines Wahnsinnigen bestellt wäre, so ist es ihm allmählich zur fixen Idee geworden, daß ich wahnsinnig sei und nichts anderes sein dürfte."

Von der schrecklichen Vorstellung überwältigt, schwieg er. Dann preßte er sie leise mit dem Arm.

„Mir ist das alles in dem einen Augenblick klar geworden. Kannst du es dir vorstellen?"

An seine Schulter gelehnt, mit ihm dahinschreitend, drückte Anna seine Hand.

„Ja, vollkommen," erwiderte sie, „das was sich in dir geregt hat, war die Gesundheit, die sich wider die Krankheit wehrte, die man ihr aufzwingen wollte. Du warst vernünftig und bist bewacht worden von einem Wahnsinnigen. Nun aber wollen wir leben!"

Es war, als wenn ein frischer Lebensquell in ihr aufgesprungen wäre; in der Stunde, da sie auf der Schwelle des Todes gestanden und ihr Gatte sie ins Leben zurückgerissen hatte, war sie zur Lebensgefährtin ihres Mannes gereift.

Sie betraten das Schloß.

An den Wänden hingen die zerschmetterten Spiegel, das Glas bedeckte noch jetzt den Fußboden, Annas Schlafgemach stand noch in der Unordnung, in der es sich befunden hatte, als sie damals das Schloß verließ — ein Bild der Verwahrlosung und Verwüstung.

Anna blieb stehen und faßte ihren Gatten an beiden Händen.

„Eberhard," sagte sie, „wir müssen zu einem Entschluß kommen. Dein Vater hat dir den alten Diener vermacht; er hat geglaubt, dir einen Segen damit zu bereiten — du hast erfahren, was es gewesen ist. Siehst du, wie soll ich's dir sagen, ich meine, man kann nur leben, wenn sein Leben einem gehört; und dein Leben hat dir bis heute nicht gehört. Du hast es wie ein Erbteil empfunden, das zur Hälfte dir, zur anderen Hälfte deinen Vorfahren gehörte. Komm und laß uns überlegen, wie wir's anfangen, daß wir nun wirklich unser eigenes Leben leben."

Er sah sie mit strahlenden Augen an.

„Den Anfang dazu weiß ich," versetzte er. „Diese Ahnengalerie, die hier seit Jahrhunderten gehangen hat und jetzt als eine Sammlung Abgeschiedener immer noch mitten in unseren Wohnräumen hängt, lass' ich hinaufschaffen in den oberen Stock. Da mögen sie hängen, als das, was sie sind, als historische Reliquien. Denn die Erinnerung, scheint mir, ist schließlich doch wie ein Leichnam im lebendigen Dasein, und darum ist mir immer

zumute gewesen, als lebte ich fortwährend in der Gesellschaft von Toten."

„So ist's recht," erwiderte sie, „und nun noch eins. Wir können über die Erinnerung an jenen bewußten bösen Abend nicht so hinweg, und wenn wir's mit Gewalt versuchen, werden wir wieder krank. Du hast mich einmal gefragt, ob wir eine Hochzeitsreise machen wollten, ich hab's damals nicht gewollt — nun schlag' ich dir vor, Eberhard, wir wollen reisen, und wenn wir wiederkommen, bringen wir die große weite Welt in unseren Seelen mit und schließen uns nicht mehr, wie bisher, in unserem Schlosse ein, sondern denken und sorgen für die Menschen um uns her — und wenn man für Menschen zu sorgen hat, behält man keine Zeit, sich vor Gespenstern zu sorgen."

In tiefer Freude schloß er seine junge, kluge, mutige Frau in die Arme.

„Heute nachmittag," sagte er, „fange ich mit meinen Pflichten an, indem ich den Alten nach Breslau in die Anstalt bringe, und morgen früh reisen wir in die Welt. Reisen wir ganz allein?"

„Nur eine soll uns begleiten," erwiderte sie lächelnd, „die gute treue Franzel."

Und so geschah es.

Im August reiste der Freiherr von Fahrenwald mit seiner Gattin ab, und als im Mai des nächsten Jahres der Frühling wieder in das schlesische Paradies herabstieg, kamen sie zum Schlosse Fahrenwald zurück.

Heute stiegen sie nicht am Parkrande aus, heute fuhren sie durch das Dorf, heute gingen sie nicht, einsam wie damals, vor der Welt versteckt, durch den einsamen Park, heute durchschritten sie, Hände schüttelnd, grüßend und lächelnd, die Bewohnerschaft des Dorfes, die sich festlich gesammelt hatte und, den Schulzen an der Spitze, die Herrschaft bewillkommnete.

Der Schritt des Barons war elastisch und frisch, der der jungen Frau Baronin, die an seinem Arme ging, etwas gehemmt, und auf ihrem freundlichen Gesichte lag eine leise schamhafte Röte.

„Nu sag' mir, Franzel," sagte am Abende nach der Ankunft die alte Tagelöhnersfrau, die in der Zwischenzeit mit ihrem Manne die Obhut über das Schloß geführt hatte und jetzt auf

ihm als wohlbestallte Verwalterin eingesetzt war, „nu sag' mir — — mit unserer Frau Baronin — hm?"

Die Franzel nickte und kicherte, und was die beiden sich mit halben Worten unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut hatten, kam im Juni ans Licht, als in dem Schlafgemache, zu dessen geöffneten Fenstern die Frühlingsluft hereinströmte und der Sang der Vögel hereintönte, unter dem blauseidenen Betthimmel ein reizender, rosiger, kleiner Fahrenwald neben der blassen, glückseligen jungen Mutter lag.

„Daß du doch das Schenken nicht lassen kannst, du Unverbesserlicher," sagte sie lächelnd zu dem Manne, der glücküberströmt neben ihr stand und soeben einen großen köstlichen, mit einem Brillantenbande zusammengebundenen Blumenstrauß auf ihr Bett gelegt hatte.

„Seit einem Jahr das erstemal wieder," entgegnete er, indem er sein Gesicht auf das ihrige niederbeugte und sie mit tiefer Seligkeit auf Mund und Stirn und Augen küßte.

Und wieder einige Zeit später, als der Sommer in voller schwerer Wucht auf der Erde lag, vernahm der Mann, der dort oben in seinem Bette eben vom Schlaf erwachte, einen Ruf von unten, wie den Ruf der Lerche, die zum Leben weckt. Aber es war nicht die Lerche und auch nicht die Nachtigall, und als er ans Fenster stürzte, sah er im Garten dort unten, zwischen den Blumenbeeten wandelnd, seine Frau, seine Anna, die heute zum erstenmal ins Freie gekommen war.

Das Kindermädchen ging hinter ihr, den Kleinen im Kissen tragend; und als am Fenster droben das Gesicht des Vaters erschien, nahm Anna das Kind in ihre Arme. Nicht mit dem Taschentuche wehte sie heute, heute winkte sie ihm mit seinem Kinde: „Komm herunter, Eberhard, hier unten ist's wundervoll."

Und er kam, wie ein Sturmwind kam er hinunter zu Mutter und Kind, und es war, wie sie gesagt hatte — wundervoll — wundervoll.

Die Waidfrau



Wenn es noch etwas und irgend jemanden gab, vor dem das junge sozialdemokratische Arbeitergeschlecht in der alten kleinen Tuchfabrikstadt eine Art von Respekt empfand, so war es die Frau, die man zuweilen, nicht allzu häufig, durch die Straßen der Stadt gehen sah, mit dem glatt angescheitelten grauen Haar, dem Kopftuch über dem Haupte, mit den eigentümlich ernsten Augen und den scharfen Falten im Gesicht, die von groß und klein, hoch und niedrig in der Stadt gekannt war und „die Waidmann" genannt wurde.

Genannt wurde — denn in Wahrheit hieß sie gar nicht mehr so.

Einstmals hatte sie so geheißen, als ihr erster Mann noch lebte, der Fabrikarbeiter Waidmann; aber das war lange her, und der war lange tot.

Später hatte sie dann wieder geheiratet, einen Müller, Hügelbach hieß er, oder so ähnlich, man gab sich kaum die Mühe, genau nach seinem Namen zu fragen: für die Stadt war und blieb sie „die Waidmann".

Denn aus jener Zeit stammten die Ereignisse, die sie bekannt und für die Angehörigen des jungen Geschlechts beinah berühmt gemacht hatten, so daß sie zu ihr aufblickten, gewissermaßen wie zu einer Patriarchin.

Jetzt war sie alt und ihr Gesicht verwelkt; aber die Gestalt war noch aufrecht, und wenn man die einsame, schweigsame Frau so durch die Gassen schreiten sah, leise, aber sicher die Füße vor sich hinsetzend, fest getragen in den noch nicht vermorschten Lenden, dann mußte man zu der Ansicht kommen, daß sie damals, als sie noch jung war, eine hübsche, vielleicht gar schöne Frau gewesen sein mochte.

Und eins war sie sicherlich gewesen: leidenschaftlich. In jener Stadt hatte sich nämlich, zum erstenmal in Deutschland, das zugetragen, was sich später öfter und öfter wiederholte, bis daß es schließlich zu einer fast alltäglichen Erscheinung wurde, ein Streik, eine Auflehnung der Arbeiter gegen die Fabrikherren.

Nicht ein Lohnstreit in der heutigen Bedeutung des Worts, sondern eine Arbeitseinstellung, weil man mit der neuen Fabrikordnung nicht zufrieden war, die die Herren, ohne viel nach Recht und Berechtigung zu fragen, auf eigene Faust erlassen hatten.

Gegen die Frauen, die in den Fabriken arbeiteten, richtete sich die neue Verordnung.

Man wollte bemerkt haben, daß sie Tuchabfälle und Reste nach Hause schafften.

Dem sollte vorgebeugt werden.

Frauen und Mädchen sollten keine Taschen mehr in den Kleidern tragen; wo solche vorhanden waren, sollten sie zugenäht werden. Mäntel durften in die Fabrik nicht mehr mitgebracht werden.

Das machte böses Blut.

„Keine Taschen mehr in den Kleidern? Menschen brauchen Taschentücher; sind wir keine Menschen? Wo sollen wir mit unseren Taschentüchern bleiben? Sollen wir uns vielleicht auch die Nasenlöcher zunähen? Keine Mäntel mehr? Und im Winter? Wenn man des Morgens früh sechs Uhr nach der Fabrik muß? Wenn man nachher aus der heißen Fabrik herauskommt, ohne Mantel in der Kälte nach Hause gehn? Menschen erkälten sich. Sind wir Vieh, dem die Wolle auf der Haut wächst?"

Und in diese gärende Flut des Unwillens flog, wie ein Feuerfunke, ein Wort: „Ist alles nicht wahr; nicht weil sie fürchten, daß wir Tuchabfälle nach Haus bringen, aus Rache geschieht das alles. An unsere Mädchen haben sie herangewollt und unsere Frauen, die jungen Herrn Fabrikantensöhne; da sind sie abgefallen, und jetzt sollen wir dafür büßen."

Das zündete; die Flammen schlugen auf.

Und wenn die Menschen dort erst einmal brennen, ist es kein Strohfeuer.

Die Stadt, in der sich dies in den sechziger Jahren zutrug, liegt nämlich nicht weit von Magdeburg. Magdeburger Volk aber ist nicht von weich geschaffener Art.

„Zu Magdeburg auf dem Markte
Da steht ein eiserner Mann,
Wollen den die Pfaffen haben,
Muß mancher Spanier dran."

Zweihundert Jahre und etwas darüber war es her, seit die Magdeburger, heldenhaft sich verteidigend gegen den Tilly, ihren Feinden diese Verse ins Gesicht geschleudert hatten.

In den Männern von 1864 und 1865 loderte das Blut der Vorfahren.

„Nicht mehr zur Arbeit gehn, bis die neue Fabrikordnung zum Teufel ist!“

Das Alarmwort war ausgegeben.

Mit finsterer Entschlossenheit wurde es aufgenommen. Der, welcher es ausgesprochen hatte, war der Wilhelm Waidmann.

Ein offenes Geheimnis aber war es, daß hinter dem Manne die Frau gestanden hatte.

Von ihr war das zündende Wort gekommen — das hatte man ihr nicht vergessen.

Diese Frau mit dem schlichten alten Haar, die jetzt so still und gedankenvoll ihren Weg ging, war die Seele der wilden Bewegung gewesen. Denn kaum, daß sie entstanden, war die Bewegung auch wild geworden.

Man wußte damals noch nichts von dem schweigend gelassenen Sichgegenüberstehen von Arbeitnehmern und Arbeitgebern, wie es heute zum System geworden ist. Der Gedanke war noch jung und seine Ausführung dementsprechend.

Es war ein Kampf nicht nur der Masse gegen die Menge, sondern der Persönlichkeiten gegen die Person. Denn die Fabrikherren waren eben auch hartknochige Söhne des Magdeburger Landes.

Einem von ihnen, einem alten, hitzköpfigen Mann, der als das Haupt der Fabrikantenpartei galt und darum besonders verhaßt war, wurde bei Nacht mit Kreide ein Galgen an die Haustür gemalt. Darunter standen die Worte: „Du kommst zuerst dran.“

So nahm die Sache allmählich ein so bedrohliches Gesicht an, daß die Staatsgewalt einschreiten mußte.

Anklagen wurden erhoben, einerseits gegen die Arbeiter, die bis zum Landfriedensbruch fortgeschritten waren, nach der anderen Seite aber auch gegen die Fabrikherren, die Verordnungen erlassen hatten, die sie nicht erlassen durften.

Gerichtsverhandlungen fanden statt, und das Ende vom Liede war, daß die neue Fabrikordnung als null und nichtig kassiert, dagegen aber auch eine Anzahl von den Arbeitern zu Freiheitsstrafen, wenn auch nicht langen, verurteilt wurde. Unter diesen befand sich der Wilhelm Waidmann.

Aber er erlebte seine Strafe nicht mehr.

Bevor er ins Gefängnis kam, erhielt er den großen Freibrief, der aus allen Aufregungen und Nöten entläßt.

Schwachbrüstig war er immer gewesen; die schwere Fabrikarbeit hatte ihn auch nicht gesünder gemacht. Zu dem allen kamen die Erregungen des Streites und gaben ihm den Rest.

Grade als die Arbeit wieder aufgenommen und der Friede wieder hergestellt worden war, legte er sich hin und starb.

Man konnte von ihm sagen, daß er im Feuer geblieben war.

Was aber nun mit der Witwe Waidmann? Woher jetzt das Brot nehmen für sie und ihre Kinder? Denn sie hatte Kinder von dem Wilhelm Waidmann.

In eine Fabrik gehen, sich an einen Webstuhl setzen, konnte sie nicht; sie war niemals Fabrikarbeiterin gewesen. Ihren Verdienst hatte sie in der Art erworben, daß sie in den Häusern der Reichen als „Muhme" umherging, das heißt, kleine Kinder hütete und wartete, wenn deren Mütter zu schwach oder sonstwie behindert waren, sich der Kleinen anzunehmen.

Wie würde es nun damit werden?

Nach dem, was sich zugetragen, und nach der Rolle, die sie bei den Ereignissen gespielt hatte, war als ziemlich gewiß anzunehmen, daß sich die Türen der Häuser vor ihr verschließen würden.

Aber das Merkwürdige geschah — die Türen verschlossen sich nicht.

Nie hatte es eine „Muhme" gegeben wie die Waidmann.

Sie war einfach unentbehrlich.

Wie die Blumen unter den Augen gewisser Menschen gedeihen, unter denen anderer verkümmern, so war es mit den Kindern, die der Waidmann anvertraut wurden: sie gediehen und blühten.

Und die jungen, vom Kindbett entkräfteten Frauen verlangten nach ihr.

Niemand hatte so starke, weiche Hände, so ruhige, verständige Worte wie sie.

Wo sie in ein Haus eintrat, war es, als richtete sich in dem Hause ein Baum auf, unter dem man Schatten fand, an dem man sich halten konnte.

Dabei gab sie nichts von ihren Ansichten und Gesinnungen auf.

In die Häuser der Reichen ging sie mit dem Standesbewußtsein der „armen Frau".

Sie war wie ein Anwalt der Armen, sagte den Fabrikanten-

frauen unverblümte Wahrheiten, und wenn der Herr vom Hause dazukam, tat sie es ihm gegenüber erst recht.

Und man ließ es sich gefallen.

Die Männer freilich nicht so ohne weiteres. Die Männer begehrten hier und da auf und wollten sie nicht im Hause dulden.

Aber die Frauen hielten dagegen, — hielten dagegen und zusammen, und die Waidmann blieb.

Und es zeigte sich bei der Gelegenheit einmal wieder, daß die Frauen in allen Verhältnissen und bei der Beurteilung aller Fragen immer noch ein besonderes Gefühl mitsprechen lassen, das schließlich mächtiger als alle anderen ist, das Gefühl für ihr Geschlecht.

Dies Gefühl, von dem der Mann hinsichtlich seines Geschlechts so gut wie gar nichts weiß, gibt den Frauen den Zusammenhalt gegenüber den Männern; die Natur hat es ihnen verliehen, damit sie sich wehren können.

Warum hatte sich die Waidmann denn hinter ihren Mann gestellt? Warum hatte sie ihn in den Kampf gehetzt und das Losungswort des Kampfes ausgegeben? Weil sie ihr Geschlecht beleidigt geglaubt hatte.

Es war ja vielleicht übertrieben gewesen, was sie gesagt hatte — immerhin — Unschuldsblümchen waren die jungen Fabrikantensöhne gewißlich nicht.

Sie hatte vielleicht noch schärfer in die Flammen geblasen, als nötig gewesen wäre — immerhin — als Rächerin ihres Geschlechts war sie aufgetreten. Es war Rasse in der Waidmann, ein Vollblutweib!

Ob die Fabrikantenfrauen über diese Dinge unter sich sprachen? Kaum.

Frauen sprechen nicht gern laut von so etwas.

Fühlen aber tat es eine jede. Und dies Gefühl war stärker als das Standesbewußtsein.

Sie gefiel ihnen, die Waidmann; darum sollte sie bleiben, und sie blieb.

Sie blieb. Denn natürlich trug sie keinen Augenblick Bedenken, den Verdienst mitzunehmen, der sich ihr bei den Reichen bot.

Arme Leute müssen verdienen, wenn sie leben wollen mit ihren Kindern.

Und diese Erwägung war es denn auch, die sie später dazu brachte, den Müller zu heiraten, den Hügelbach, oder wie er hieß.

Er hatte ein bißchen Geld, und nun konnte sie etwas sorgenfreier leben.

Von Liebe war wohl nicht die Rede; kaum daß er ihr gefiel, der Mann, der seinerseits wie rasend hinter ihr her gewesen war, nachdem der Waidmann sie allein gelassen hatte.

Man wußte nichts Unrechtes von ihm — also mochte es denn sein, trotzdem daß er ziemlich unansehnlich war und ein lahmes Bein hatte.

Aber gleich nach dem Tode des Waidmann geschah das nicht.

Sie ließ ihn lange zappeln, bevor sie sich entschloß, jahrelang.

Dann plötzlich, eines schönen Tages, als er wieder in sie drang, hatte sie „na mein'tswegen" gesagt.

Dabei hatte sie ihm die Hand hingestreckt — und so war es geschehen.

Immer, wenn er später mit seinen Freunden zusammensaß, fing er wieder davon an, der Hügelbach, wie merkwürdig sie bei der Gelegenheit gewesen wäre, wie merkwürdig.

In ihrem Zimmer hatte sie gesessen, da draußen, wo sie damals wohnte, im Sperlingswinkel, außerhalb der Stadt.

Dort hatte er ihr gegenüber gesessen und auf sie eingeredet.

Ganz ruhig hatte sie ihn reden lassen, ohne ihn zu unterbrechen, ohne ihn auch nur anzusehen.

Immer zum Fenster hatte sie hinausgesehen, während er sprach, über die weiten, flachen Felder hin, denn in der Gasse gab es ja nur eine Reihe Häuser.

Endlich hatte er dann aufgehört, weil er nun alles gesagt hatte und nichts mehr zu sagen wußte. Darauf hatte sie zunächst nach wie vor hinausgeblickt.

Nicht fröhlich hatte sie ausgesehen und nicht traurig, nur ganz ernst und so, als wenn sie über etwas nachdächte, tief nachdächte.

Dann hatte sie einmal leise aufgeseufzt, als wenn sie jetzt fertig geworden wäre mit dem, worüber sie nachgedacht, und dann hatte sie sich zu ihm herumgedreht und ihm die Hand

hingestreckt und gesagt „na mein'tswegen". Und jetzt also war sie seine Frau.

Eine Respektsperson war und blieb sie aber für den Müller trotzdem.

Sie hatte eben eingewilligt, aus ihrem Sperlingswinkel dahin überzusiedeln, wo er am entgegengesetzten Ende der Stadt sein Haus hatte, und dort mit ihm zusammen zu wohnen; hatte ihm erlaubt, den Menschen zu sagen: Sie ist meine Frau und ich bin ihr Mann.

Wieweit sie sich aber als seine Frau fühlte —?

Es war eben in der Frau ein letztes, geheimnisvolles, unergründliches Etwas, das niemand erriet, und das sie den Menschen so merkwürdig machte.

Ob es die Rückerinnerung an den Wilhelm Waidmann war?

Wohl kaum.

Sie hatte mit ihm die paar Jahre, die sie verheiratet gewesen, in Frieden und Freundschaft gelebt; von einem leidenschaftlichen Kummer aber war nichts zu bemerken gewesen, als er starb.

Also war vielleicht noch irgend etwas in ihrem Leben gewesen, wovon niemand wußte, was sie niemandem verriet?

Und war es vielleicht eben dieses, womit sie hatte „fertig werden" müssen, bevor sie dem Hügelbach die Hand hinstreckte zur zweiten Ehe?

Man mußte so denken; ein Anzeichen dafür war vorhanden.

Unter den Habseligkeiten der Waidmann befand sich ein Stück, das den neuen Gatten auf das äußerste erstaunte, als sie es in seine Wohnung hinüberbrachte, die von nun an auch ihre Wohnung war.

Es war eine alte, halbverblichene Photographie, die sie schweigend und so, als ob es sich ganz von selbst verstände, über ihrem Bett an die Wand genagelt hatte.

Schon damals, als er draußen im Sperlingswinkel bei ihr gewesen war, hatte der Hügelbach das Bild über ihrem Bett zu bemerken geglaubt; damals aber hatte er nicht weiter acht darauf gegeben.

Jetzt hatte er Gelegenheit, es genauer anzusehen.

Er wollte seinen Augen nicht trauen.

Das Bild war das — eines jungen Offiziers.

Wie kam sie zu so etwas?

In der Fabrikstadt war keine Garnison, seit Menschengedenken war keine Garnison darin gewesen.

Die Waidmann war zeit ihres Lebens nie über das Weichbild der Stadt hinausgekommen — wo konnte sie denn solch einen kennen gelernt haben? Denn daß sie sich das Bild nicht etwa als Kuriosität gekauft hatte, war klar. An der Erscheinung des jungen Mannes, der im Brustbilde dargestellt war, war nichts Besonderes.

Ein ganz jugendliches, noch bartloses Gesicht mit zwei freundlichen, hellen Augen; nichts von Schönheit — kaum einmal hübsch.

Etwa ein Offizier der Magdeburger Garnison?

Aber in Magdeburg war der Hügelbach doch öfters gewesen; die Offiziere dort trugen keine gestickten Kragen wie der da auf dem Bilde.

Als Soldat hatte der Hügelbach, seines lahmen Beines halber, zwar nicht gedient, soviel aber wußte er von militärischen Dingen immerhin, daß nur die Offiziere von der Garde solche gestickten Kragen trugen.

Also — ein Gardeoffizier in der alten kleinen Tuchfabrikstadt?

Ein Mensch dieser Art im Leben der Waidmann? Im Leben der Frau, die sich heute noch zu den „armen Leuten" rechnete und mißtrauisch war und blieb gegen die „Reichen und Vornehmen"!

Der Müller Hügelbach war vor das Bild getreten, während die Frau draußen im Vorderzimmer mit dem Auskramen ihrer Sachen beschäftigt war.

Indem er jetzt mit offenem Mund und offener Nase davorstand, hatte er nicht bemerkt, daß sie wieder eingetreten war.

Plötzlich stand sie an seiner Seite.

„Wer — ist denn das?" fragte er.

Die Waidmann blickte auf das Bild.

„Wozu fragst du denn?" erwiderte sie. „Du kennst ihn ja doch nicht, wirst ihn auch nie kennen; der ist tot — schon lange."

Das war ihr Bescheid.

Dann schwieg sie, und der Müller Hügelbach schwieg auch.

In dem Ton, mit dem sie gesprochen hatte, war etwas gewesen, das ihm den Mund verschloß.

Also standen sie noch eine Zeitlang stumm nebeneinander, und während die Frau mit den regungslosen Augen auf das Bild schaute, sah der Mann sie verstohlen von der Seite an.

Ob sie das bemerkte?

Vielleicht.

In ihrem Gesicht zuckte keine Muskel, aber eine leise, ganz leise Röte stieg darin auf.

„Übrigens," sagte sie, „etwas Unrechtes brauchst du nicht zu denken."

Er verstand sie, und mehr als das: er glaubte ihr. Glaubte ihr ohne weiteres.

Das Wort war herausgekommen und stand da wie ein Fels.

Er fühlte einen ungeheuren Respekt vor seiner merkwürdigen Frau und zog sich unhörbar zurück.

Die Frau aber blieb stehen, wo sie gestanden hatte, und auch nachdem er schon zur Tür hinaus war, stand sie noch immer, noch lange; die Augen starr auf das Bild gerichtet.

Dann, wie im Selbstgespräch, fingen ihre Lippen an, sich zu bewegen.

„Wenn ich einmal sterbe," sagte sie leise, „gehst du mit mir hinunter — dann weiß ich doch, wo du liegst."

Indem sie so sprach, kam ein Zucken in die festen, beinah starren Züge ihres Gesichts, ein tiefes, heißes, feuchtes Glühen in ihre Augen, und es sah aus, als schlüge die Vergangenheit in dunklen Wellen über ihr zusammen, und als versänke sie in der alten Zeit, in dem Traum, den sie einst geträumt hatte, vier Monate lang, der einst so lebendig gewesen war, und den sie jetzt in der Erinnerung mit sich trug, wie ein Geheimnis, wie etwas Wunderbares.

* *
*

An einem Winterabende des Jahres 1865, etwa ein halbes Jahr, nachdem zwischen Arbeitern und Fabrikherren wieder Friede geworden und der Wilhelm Waidmann gestorben war, trug sich in der kleinen Stadt ein Ereignis zu.

Die Gesellschaft der Stadt war an diesem Abend im Saale der städtischen Ressource versammelt, um einen Vortrag anzuhören, den der Direktor des Gymnasiums zu halten gedachte.

Das Gymnasium, das einzige des Orts, war erst vor kurzem begründet; der Leiter desselben empfand es als seine Verpflichtung, seine Anstalt zum geistigen Mittelpunkt der Stadt zu machen.

Zu dem Zwecke hatte er für diesen Winter eine Reihe von Vorträgen über Gegenstände wissenschaftlicher und allgemein geistiger Natur ins Leben gerufen, deren erster von ihm übernommen worden war.

Die Bevölkerung kam der Anregung des ausgezeichneten Mannes willig entgegen.

Die Stadt hatte bis dahin nur eine Realschule besessen; nicht ohne Kämpfe war im Schoße der städtischen Verwaltung die Partei durchgedrungen, die eine Umwandlung der Realschule in eine höhere Anstalt, in ein Gymnasium verlangte.

Endlich hatte sie ihre Absicht erreicht; der Geist hatte gesiegt, und nun stand das Gymnasium mit seinem Direktor und seinen Lehrern gewissermaßen wie eine Universität in der Stadt, in der man bis dahin nur von dem nüchternen Getriebe des Fabrik- und Industrielebens gewußt hatte.

Allgemeine Verehrung war der Dank, der dem tatkräftigen Direktor gezollt wurde, und wie lebhaft diese Verehrung war, bekundete sich an diesem Abend, indem alle Plätze des Ressourcensaales, lange bevor der Vortragende erschien, von einer dichtgedrängten Zuhörerschaft gefüllt waren.

Endlich ging ein Rauschen durch die Versammlung — er war gekommen, die Sache fing an.

Alle Köpfe wandten sich, wandten sich und — blieben hängen.

Wer war denn das, der da mit dem Direktor kam?

Ein junger Offizier war mit ihm eingetreten, in silbergesticktem Kragen, eine Erscheinung, wie man sie am Orte so gut wie gar nicht kannte.

Die Köpfe, namentlich die der Damen, beugten sich fragend, flüsternd zueinander.

„Aus Potsdam kommt der,“ erklärten einige Sachverständige.

Inzwischen aber hatte der Direktor das Katheder erstiegen.

Die Gesichter wandten sich auf ihn hin; es wäre unpassend gewesen, Aufmerksamkeit für etwas anderes als den Vortrag zu zeigen.

Der junge Offizier, der keinen Sitzplatz mehr gefunden hatte, stand irgendwo im Hintergrunde, an die Wand gelehnt und hörte stehend zu.

Eine Stunde etwa und etwas darüber dauerte der Vortrag.

Dann ertönte aus den Reihen der Zuhörer ein Beifallklatschen, die Stühle wurden gerückt, und der interessante Abend war vorüber.

Indem man aber jetzt hinausging, richteten sich noch einmal und, da man sich keinen Zwang mehr anzutun brauchte, energisch alle Augen, namentlich die der Frauen, auf den Fremdling im silbergestickten Uniformrock.

Beim Umnehmen der Mäntel und Tücher draußen in der Ankleidehalle wurden Vermutungen und Belehrungen ausgetauscht.

Es war richtig, er kam aus Potsdam.

Aus Potsdam, das man von hier aus mit der Eisenbahn in wenigen Stunden erreichte.

Ein Freund des Direktors? Dazu war er doch noch zu jung.

Nein, ein ehemaliger Schüler.

Der Direktor war vor Jahren Hauslehrer im Hause seiner Eltern gewesen.

Hugo hieß er. Hugo von — — das erfuhr man auch.

Warum war er denn aber gekommen?

Nur, weil er gehört hatte, daß der Direktor heut seinen Vortrag halten wollte?

Das wäre ja ein Zeichen dafür gewesen, wie verbreitet der Ruf des Direktors war, aber man konnte es doch nicht recht glauben.

Noch eine andere Ansicht wurde zum besten gegeben; sie kam von Fräulein Philippi, der alten, stadtbekannten Dame, die einsam in ihrem großen Hause am Platze wohnte: „Es ist ein Spion."

„Aber um Gottes willen — was denn für ein Spion?"

„Ein Spion, den die Regierung schickt, damit er über Stimmung und Gesinnung der Stadt berichten soll."

„Stimmung und Gesinnung der Stadt —?"

„Ja, seit den Arbeiterunruhen traute die Regierung der Stadt nicht mehr."

Diese Ansicht erweckte denn freilich nur Kopfschütteln. „Fräulein Philippi sah wieder einmal Gespenster.“

Es war ja bekannt, daß die reiche, alte Jungfrau seit jenen Ereignissen in einem beständigen Angstfieber lebte. Immerfort sah sie im Geiste Männer in ihr Haus eindringen, fürchterliche Männer, die ihr Haus ausplünderten, sie beraubten, knebelten und schließlich totschlugen. Darum hatte sie ja auch vor den Fenstern ihrer Parterrewohnung massive eiserne Gitter und im Innern der Haustür eine Glocke angebracht, die bei jedem Öffnen der Pforte einen gradezu höllischen Lärm im ganzen Hause verursachte. Alle Abend, Schlag neun Uhr, wurde die Haustür zugeschlossen, mit einer Eisenstange versperrt und verrammelt, als gälte es, sich vor einer Räuberbande zu schützen.

Damit aber begnügte sich ihr Verdacht nicht.

Sie hatte ein solches Talent im Mißtrauen erworben, daß dieses alles und alle Welt umfaßte. Namentlich „der Regierung“ traute sie gar nicht.

Was sie eigentlich unter „der Regierung“ verstand, und warum sie annahm, daß es dieser so sehr darauf ankam, über „Gesinnung und Stimmung“ der alten, kleinen Stadt unterrichtet zu sein, hätte sie vielleicht selbst nicht zu sagen vermocht. Sie hatte es „nur so im Gefühl“. Man ließ ihr denn also ihr Gefühl und legte es lächelnd „zu dem übrigen“.

Am Nachmittag des nächsten Tages fuhr der junge Offizier wieder ab, nach Potsdam zurück.

Bis zum Bahnhof hatte ihn der Direktor begleitet; er hatte bei dem Direktor gewohnt.

Und nun kam eine zweite Neuigkeit: er würde wiederkommen.

Er wollte den Offiziersrock ausziehen, einen bürgerlichen Beruf ergreifen und zu dem Zweck, weil er im Kadettenhause erzogen worden war, zunächst das Abiturientenexamen machen.

Dazu wollte er sich an dem Gymnasium vorbereiten, das unter der Leitung seines ehemaligen Hauslehrers stand.

Diesmal hatte das Gerücht nicht getrogen.

Zu Weihnachten erschien der fremde Vogel wieder, jetzt nicht mehr im silbergestickten Uniformrock, sondern als einfacher, bürgerlicher Mensch, der sich unscheinbar unter den anderen Menschen verlor.

Und nun begann für das besorgte Fräulein Philippi eine Zeit neuer Aufregung.

Für den Ankömmling mußte eine Wohnung gefunden werden.

Im Hause von Fräulein Philippi war eine solche frei. Der Direktor hatte die Sache in die Hand genommen; unternehmend, wie er war, ging er stehenden Fußes zu der alten Dame, die Wohnung von ihr zu mieten.

Welch ein Schreck für diese!

In ihrem eigenen Hause sollte sie „den Spion“ aufnehmen!

Anderseits — welche Ehre für sie, daß der verehrte Herr Direktor persönlich zu ihr kam, um ihre Einwilligung zu werben.

Unter „aber“ und „wenn“ ging die Verhandlung vor sich; erst als der Direktor ungeduldig zu werden begann, gedieh sie zu Ende.

„Wenn denn der Herr Direktor gewissermaßen gutsagen wollte für den jungen Mann —“

„Ja, ja,“ er wollte gutsagen.

Also war es abgemacht, und morgen abend sollte der neue Bewohner einziehen dürfen.

Noch am Nachmittag des nämlichen Tages aber keuchte das Dienstmädchen von Fräulein Philippi, das einzige menschliche Wesen, das mit ihr in dem Hause am Platze hauste, nach dem Sperlingswinkel hinaus.

„Frau Waidmann — Fräulein Philippi schickt mich! Frau Waidmann — Sie möchten doch gleich einmal zu meinem Fräulein kommen!“

Fräulein Philippi war in äußerster Erregung zurückgeblieben, nachdem der Direktor sie verlassen hatte. Sie bereute, daß sie zugesagt hatte, und doch konnte sie jetzt nicht mehr zurück.

In was für Abenteuer stürzte sie sich! In was für Abenteuer!

In ihrem jungfräulichen Hause, unter ihrem keuschen Dache als Mitbewohner ein Mann! Ein junger Mann! Ein Leutnant! Zwar nur noch einer in Zivil, aber immerhin — von der Garde! Aus Potsdam!

Schauer über Schauer überrieselte sie; alles Schreckliche fiel ihr ein, was sie von dieser Menschengattung je gehört hatte.

Sie sah im Geiste, wie sich Scharen von unerhörten Weibern in ihr Haus ergossen.

In ihrem Hause, wo es bis dahin pünktlich um neun Uhr Nacht geworden war, würde nun die Nacht zum Tage werden.

Orgien — Bacchanalien — und zu dem allen das dumpfe Angstgefühl, daß es doch ein Spion, ein Regierungsspion sei, was sich da häuslich bei ihr einrichtete.

Denn daß es wahr sein sollte, was man ihr erzählte, daß der Mensch sich hinsetzen und etwas lernen und hier am Gymnasium ein Examen machen wollte, das mochte man jemandem anders weismachen; das glaubte sie einfach nicht.

In dieser Herzensbedrängnis tauchte in ihrem ratlosen Geiste ein einziger Gedanke auf — die Waidmann!

Die Waidmann sollte kommen und bei dem unheimlichen Menschen die Aufwartung übernehmen. Jeden Morgen sollte sie kommen und jeden Abend.

Ihr Dienstmädchen sollte sein Zimmer nicht betreten, überhaupt nicht in seine Nähe kommen, sollte sich abwenden, wenn er über den Flur ging.

Das war eine Pute vom Lande, mit der der Wüstling da drüben womöglich gleich den Anfang mit seinen Verführungskünsten gemacht haben würde!

Die Waidmann, das war, was sie brauchte. Eine ernste, starke, erfahrene Frau, eine Witfrau. Die würde schon fertig werden mit dem Patron; mit der konnte man sich beraten, zu ihr, wenn es gar zu schrecklich würde, seine Zuflucht nehmen.

Mit ihr vereint würde Fräulein Philippi die Aufsicht über den Mietsmann führen.

In scharfer Erregung, glühenden Gesichts schritt Fräulein Philippi in ihrem großen, mit den eisernen Fensterstäben vergitterten Gemache auf und nieder, als die Glocke an der Haustür ihre gellende Stimme erhob.

Von dem Dienstmädchen geführt, war die Waidmann gekommen; ihr graues Umschlagetuch über Kopf und Oberleib gezogen trat sie ein.

„Ach, Frau Waidmann, ich habe Ihnen etwas sehr Wichtiges zu sagen!“

Fräulein Philippi stürzte auf die Eingetretene zu, die ihr ruhig, mit kühl blickenden Augen gegenüberstand.

Frau Waidmann verachtete die reiche alte Jungfrau, die ihr so recht wie eine Verkörperung des dummen, feigen Reichtums erschien, der, wenn er an die armen Leute denkt, nichts weiter kann, als sich fürchten.

Sie verachtete sie doppelt, als sie sie da im Zimmer hin und her gehen sah, in einer Aufgeregtheit, daß ihr beinah die Stimme versagte, indem sie ihr noch einmal erzählte, was die Waidmann ja schon wußte, da sie natürlich von dem Dienstmädchen alles erfahren hatte. Da sie aber Übung im Verkehr mit jungen und alten Kindern hatte, ließ sie das alte Fräulein ruhig sprudeln und schwatzen.

„Und nun sehn Sie, nun ist doch der Herr Direktor selbst gekommen, und wenn es nicht der Herr Direktor gewesen wäre, so hätte ich ja dem jungen Mann die Wohnung niemals gegeben. Aber weil es doch nun der Herr Direktor war, konnte ich doch nicht anders und nicht nein sagen. Nicht wahr, Frau Waidmann, darin geben Sie mir doch recht?"

Frau Waidmann erwiderte kein Wort.

„Und nun ist es mir ja so gar nicht lieb, ja so recht unangenehm gradezu, denn was der junge Mann hier eigentlich will, daraus wird man doch gar nicht klug. Und ich lasse es mir nicht ausreden, er ist nur hier, um zu kundschaften, für die Regierung, verstehen Sie, Frau Waidmann? So eine Art — Spion, verstehen Sie? Und darum, nicht wahr, Frau Waidmann, darauf kann ich mich doch verlassen, daß Sie kommen werden und die Aufwartung bei ihm übernehmen? Nicht wahr?"

Die Waidmann kam erst jetzt zu Wort, und ihr Wort war kurz: „Nein, Fräulein Philippi, ich möchte es lieber nicht."

Ihr Entschluß war schon gefaßt gewesen, als sie mit dem Dienstmädchen herkam und erfahren hatte, um was es sich handelte, und was man von ihr verlangte.

Bei solch einem die Aufwartung übernehmen? — Nimmermehr!

Als sie jetzt die Worte der alten Dame vernahm, befestigte sich ihr Entschluß.

Das alles klang ja noch schlimmer, als sie es sich gedacht hatte.

Ein Offizier! Bei dem Gedanken an einen Menschen dieser Art schüttelte sie sich.

Das waren, ihrer Vorstellung nach, Menschen, die kaltblütig auf die armen Leute schießen ließen!

Damals, bei den Arbeiterunruhen, waren Soldaten aus Magdeburg herübergeholt worden, und beinah wäre es bis zum Schießen gekommen.

Das hatte die Frau nie vergessen können.

Daß Menschen imstande waren, das Gewehr anzuschlagen auf Menschen, anzulegen, loszufeuern, das war ja fürchterlich, aber daß Menschen es vermochten, andern den Befehl dazu zu geben, kaltblütig „Feuer" zu kommandieren, während sie doch wußten, daß gleich darauf blutende, verstümmelte Menschen sich am Boden wälzen würden — das begriff sie einfach nicht. Menschen, die das konnten, mußten Ungeheuer sein.

Und zu einem solchen jeden Morgen und jeden Abend hineingehen? Ihm guten Tag und guten Abend bieten?

Ihr war, als hätte man ihr zugemutet, zu einem Raubtier in den Käfig zu gehen; eher hätte sie ja wohl der Schlag gerührt.

„Nein, Fräulein Philippi, ich möchte es lieber nicht."

Der alten Dame blieb der Mund vor Schrecken offen, als sie diese Entscheidung vernahm.

„Frau Waidmann — das werden Sie mir doch nicht antun?"

Dann folgte eine Sturmflut von Bitten und Beschwörungen und endlich, als die Waidmann noch immer hartnäckig blieb, als letzter Trumpf ein Lohnanerbieten, das, an sich schon hoch, bei dem sparsamen Sinne Fräulein Philippis gradezu ungeheuer erscheinen mußte.

Die Waidmann senkte das Haupt.

Daß diese Reichen doch immer das Mittel in Händen hatten, den Willen der Armen zu brechen: das verwünschte Geld!

Sie dachte an ihre Kinder. Hätte sie es mit ihrem Gewissen vereinigen können, wenn sie eine solche Einnahme ausschlug?

„Also — es ist gut; ich will's mir überlegen."

Aber für die erhitzte alte Jungfrau war es damit nicht gut und nicht genug.

„Sie müssen zusagen, Frau Waidmann; Sie dürfen nicht nein sagen, Frau Waidmann; denken Sie doch einmal, das schöne Geld, das ich Ihnen gebe; bloß des Morgens einmal zu kommen brauchen Sie und einmal des Abends."

Ohne weiteres ging sie an den Geldkasten, und als Angeld drückte sie der verblüfften Frau drei harte Taler in die Hand.

„Und des Morgens, von dem Kaffee, der für ihn gekocht wird — denn daß ich ihm des Morgens Kaffee gebe, das habe ich ja auch übernehmen müssen, verstehn Sie? — da bleibt doch immer eine Tasse mindestens für Sie übrig, Frau Waidmann. Also haben Sie alle Morgen ihr Frühstück umsonst."

Der Widerstand der trotzigen Frau war bereits ins Wanken geraten; jetzt brach er ganz.

Also — morgen abend sollte es anfangen?

Morgen abend sollte sie kommen, ihm das Bett machen und, falls er es wünschte, Abendessen holen.

Frau Waidmann seufzte: „Es ist gut."

Und im Laufe des Tages morgen müßte sie kommen, um zu heizen, das Zimmer aufzuräumen — „kennen Sie das Zimmer?"

Frau Waidmann kannte es noch nicht; sogleich wurde sie hineingeführt.

Die Wohnung bestand aus einem nach der Straße gelegenen geräumigen Vorderzimmer; an dieses schloß sich, durch eine Glastür davon getrennt, ein alkovenartiger Hinterraum an.

In diesem Raum stand das Bett.

„Sehen Sie, Frau Waidmann, wenn Sie hier drinnen das Bett machen, brauchen Sie gar nicht zu ihm hineinzugehn — ich kann es mir ja so sehr gut denken, daß es Ihnen nicht lieb ist, zu ihm hineinzugehn — fast nur den Kopf brauchen Sie hineinzustecken, ob er noch etwas wünscht, dann können Sie gleich wieder gehn."

Die alte Jungfrau sprach zu ihr ungefähr wie ein alter Bärenjäger, der einen Neuling auf den Anstand stellt und ihm Weisungen erteilt, wie er sich zu verhalten hat, wenn die Gefahr naht, wenn der Bär kommt. Kopfnickend hörte die Waidmann ihr zu. Es war ihr wirklich lieb, daß die Gelegenheit zum raschen Entweichen so günstig war.

Noch ein letzter zustimmender Seufzer — dann machte sie sich schweren Herzens auf den Weg nach Haus.

Wenn ihre Kinder nicht gewesen wären —

Der nächste Vormittag verging unter dem Aufräumen und Instandsetzen der Wohnung, und während die Waidmann damit

beschäftigt war, erschienen fortwährend Fräulein Philippi und Minna, das Dienstmädchen, steckten die Köpfe herein und verwickelten die arbeitende Frau in Gespräche.

Beide zitterten förmlich vor Aufregung. Am Nachmittag sollte „der neue Mensch" erscheinen.

Seine Kleiderkiste hatte er bereits vorausgeschickt, so daß die Anzüge in den Schrank gehängt werden konnten; ebenso eine Kiste mit Wäsche und desgleichen sein Bett, das in dem dunklen Hinterraum aufgestellt wurde.

„Eigene Matratzen und Bettwäsche hat er auch," vertraute Minna flüsternd der Waidmann an. „Ist auch nur gut; in dem groben Zeug, das ihm das Fräulein hat geben wollen, hätte er am Ende gar nicht schlafen können."

Die Waidmann erwiderte kein Wort; ihr war nicht nach Unterhaltung zumute.

Schweigend hing sie die Kleidungsstücke im Schranke auf, kramte die Wäsche in die Kommode, dann überzog sie das Bett.

Unwillkürlich strich sie mit prüfender Hand über das Bettleinen.

Nun ja — es war ja ein Vornehmer, ein Herr von — so etwas Feines von Bettzeug hatte sie noch nie unter den Fingern gefühlt.

Und dann, als es Abend geworden war, brach sie von Hause auf, klopfenden Herzens, so spät als möglich; es war schon ganz dunkel in den Straßen.

Auf dem Flur im Philippischen Hause huschte ihr Minna, das Dienstmädchen, entgegen.

„Er ist drin," vertraute sie ihr ängstlich flüsternd an. Dabei überreichte sie ihr den Drücker zu der Tür, die vom Flur in den alkovenartigen Hinterraum führte.

Frau Waidmann trat ein.

So leise als möglich hatte sie die Tür geöffnet; so leise als möglich drückte sie sie hinter sich zu.

In dem Alkoven war es dunkel.

Durch die Glastür aber schimmerte aus dem Vorderzimmer ein mattes Licht.

Sie trat an die Glastür, ohne sie zu öffnen, und blickte hindurch.

Das Licht kam von einer Lampe, und die Lampe stand auf einem Tische, der da vorn ganz nah an das Fenster gerückt war.

An dem Tische saß ein Mann, mit aufgestütztem Arm, zwischen den Zähnen eine lange Pfeife, deren Kopf auf dem Fußboden ruhte, ganz versunken in ein Buch, das aufgeschlagen vor ihm lag.

Die Waidmann versuchte, ob sie etwas von seinem Gesicht erspähen könnte, es war nicht wohl möglich. Der Raum des Vorderzimmers war, der ganzen Länge nach, zwischen ihr und ihm; die Lampe gab nur ein spärliches Licht; außerdem verdeckte ihr sein aufgestützter rechter Arm sein Gesicht fast gänzlich.

Ob er gehört hatte, daß jemand in den Alkoven eingetreten war?

Jedenfalls nahm er keine Notiz davon; er schien ganz hingenommen von dem Inhalte des Buches, in dem er las. Das war also das neue Schicksal. —

Frau Waidmann stand hinter der Glastür, regungslos an die Scheiben gedrückt.

Im Dunkel, wo sie stand, konnte sie nicht gesehen werden; es war ihr, als beobachtete sie aus sicherem Schlupfwinkel ein fremdartiges, gefährliches Tier in seiner Höhle.

Endlich, als der Mensch noch immer an sein Buch gebannt blieb, gab sie es auf, etwas von seinem Gesicht zu erkennen.

Sie wandte sich ab und deckte das Bett auf, das sie heut vormittag mit dem feinen Leinen bezogen hatte. Dann füllte sie frisches Wasser in den Krug am Waschtisch — und nun war sie ja wohl fertig?

Nein, noch etwas blieb zu tun, das Schwerste; sie mußte ihn fragen, ob er noch etwas wünschte.

Das Herz schlug ihr bis in den Hals, indem sie vorsichtig die Glastür öffnete.

Sie trat nicht ein; im Dunkel des Alkovens blieb sie stehn.

„Guten Abend," sagte sie; „ich habe Ihnen alles zurechtgemacht — wünschen Sie noch etwas?"

Beim Geräusch der sich öffnenden Tür hatte er aufgeblickt und sich umgesehen.

Auch jetzt aber, da die Lampe hinter ihm stand, so daß sein Gesicht vom Kopfe verschattet wurde, konnte sie die Züge seines Gesichtes nicht deutlich erkennen.

Daß es ein junger Mann war, noch ohne Bart, soviel sah sie; weiter nichts.

„Guten Abend, guten Abend," erwiderte er, hastig und

zerstreut, wie ein Mensch, der mit den Gedanken weit fort gewesen ist, „ob ich — wie meinten Sie?“

„Ob Sie noch etwas wünschen,“ wiederholte sie. „Vielleicht — ob ich Ihnen Abendbrot besorgen soll?“

In der Aufregung war ihre Stimme ganz rauh geworden; die Worte, die Fräulein Philippi ihr angegeben, hatte sie wie ein auswendig gelerntes Pensum heruntergeschnarrt.

„Nein, danke,“ sagte er, „bemühen Sie sich nicht; ich gehe schon nachher noch aus in die Stadt, mir selbst etwas zu suchen;“ dabei nickte er mit dem Kopf in der Richtung, von wo die Frage gekommen war.

Man sah, daß er sich bemühte, zu erkennen, wer die Fragerin war; aber da sie im Dunkel geblieben war, konnte er sie nicht finden; er wandte das Haupt zurück und versenkte die Augen wieder in sein Buch. Frau Waidmann zog die Glastür wieder zu.

Das war also die erste Begegnung gewesen.

Es war ihr beinah wunderlich zumute, daß es so kurz und leicht gegangen war.

Sie konnte gehn.

Trotzdem blieb sie noch einen Augenblick nachdenklich stehn.

Dann öffnete sie noch einmal die Glastür.

„Also — gute Nacht,“ sagte sie.

Der lesende Mann richtete abermals das Haupt auf. „Gute Nacht — auf Wiedersehn; auf Wiedersehn.“

Wieder kamen seine Worte heraus wie vorhin, als wäre er aus einer fernen Welt gerufen worden.

Zum zweitenmal schloß sie die Tür, und nun ging sie. Als sie auf den Flur hinaustrat, standen Fräulein Philippi und ihre Minna dort.

„Na, wie war's denn? Wie war's denn?“

Dazu rissen sie die Augen auf, als wunderten sie sich, daß die verwegene Frau heil und gesund zurückkam.

Die Waidmann mußte beinah lächeln.

„Wie soll's denn gewesen sein?“ meinte sie, indem sie sich in ihr Umschlagetuch wickelte, „so gut wie gar nicht. Abendbrot will er in der Stadt essen gehn.“

Damit ging sie, unter dem Geschmetter der Türglocke, zum Hause hinaus, die alte und die junge Jungfrau in Verblüffung hinter sich lassend.

Sie hatte sich eigentlich auf ganz etwas anderes gefaßt gemacht.

Unwillkürlich, indem sie dahinging, wiederholte sie sich in Gedanken, was er gesagt hatte.

Die Worte waren es nicht, die ihr im Gedächtnis geblieben waren, nur der Ton der Worte, die Stimme. Was hatte sie denn eigentlich erwartet?

Beinah mußte sie über sich selbst den Kopf schütteln. Daß ihr von da drinnen eine Berserkerstimme entgegenbrüllen würde? So etwas wie ein Kommandoruf: „Legt an — Feuer?"

Na wahrhaftig — da hatte sie aber recht etwas Dummes gedacht.

Eine so ganz andere Stimme — sie erinnerte sich, wie heut früh ihre Finger über das zarte Bettleinen hingestrichen waren, und ein sonderbarer Vergleich ging ihr durch den Sinn: grade dasselbe Gefühl, das ihre Finger heut morgen gehabt, das hatten ihre Ohren empfunden, als sie ihn sprechen hörte.

Sie selbst hatte viel lauter und rauher gesprochen, als sie ihn fragte, ob er noch etwas wünschte.

Das war wohl auch der Grund gewesen, warum sie noch einmal die Glastür geöffnet und ihm „gute Nacht" geboten hatte.

Eigentlich hätte sie das ja gar nicht mehr nötig gehabt; es gehörte nicht zu ihrer Dienstpflicht. Dennoch hatte sie es getan — weshalb eigentlich?

Sie überlegte es sich hin und her, zerbrach sich gradezu den Kopf darüber.

Es war so die Eingebung eines Augenblicks gewesen; sie hatte in dem Augenblick nicht anders gekonnt. Es war ihr alles so merkwürdig erschienen.

Und indem sie jetzt darüber nachdachte, wurde es ihr immer unbegreiflicher.

Aus Potsdam, hatte Fräulein Philippi gesagt, war er gekommen?

Sie hatte Potsdam nie gesehen, aber natürlich, wie jeder andere, davon gehört; von Sanssouci und den meilenweiten Gärten und den großen Springbrunnen und den übrigen Schlössern.

Wenn sie den Namen „Potsdam" hörte, entstand in ihrer

Phantasie ein unbestimmtes Flimmern und Leuchten, die Vorstellung von einem ungeheuren Glanz.

Da wohnte der König.

Den hatte sie auch noch nie mit Augen gesehen; und obschon sie sich sagte, daß es jedenfalls anders sein würde, konnte sie doch nicht von dem Bilde los, das sie sich als Kind gemacht hatte, als sie in Gedanken Könige immer mit der Krone auf dem Haupte sah, die sie nur zur Nacht ablegten und sie dann auf einen Stuhl neben ihr Bett stellten, so wie gewöhnliche Menschen ihr Portemonnaie auf den Nachttisch legen. Und hinter dem König, der mit der Krone auf dem Kopfe in Sanssouci spazieren ging, ein Schwarm von Hofdamen und Hofherren, alle in Sammet und Seide, Silber und Gold.

Und aus all diesem Glanz und dieser Herrlichkeit kam dieser Mann, kam hierher, in die kleine Stadt, wo es nur Fabrikanten gab und Fabrikarbeiter, wo niemand ihn kannte, wo er ganz fremd war, und setzte sich einsam in eine einsame Stube und zündete sich eine Lampe an, schlug ein Buch auf, setzte sich davor und las und las und las —

Ob sie wollte oder nicht — die Gedanken der Frau konnten gar nicht mehr los von dem Manne. Immerfort und unaufhörlich kreisten sie um ihn her.

Sie hätte aber lange suchen und nachdenken können, die Waidmann, sie würde doch schwerlich dahinter gekommen sein, was es mit dem absonderlichen Menschen für eine Bewandtnis hatte.

Wußten und verstanden es doch seine nächsten Angehörigen kaum und ebensowenig diejenigen, in deren Kreisen er bis dahin als gleicher, als Kamerad gelebt und die er plötzlich verlassen hatte, so daß er in Wahrheit noch viel einsamer war, als die Waidmann ahnte und begriff.

Einsam, wie ein Mensch es wird, der seinen Lebenslauf ändert, der auf dem Wege, den er bis dahin in Gesellschaft anderer gegangen ist, plötzlich haltmacht und zu den anderen sagt: „Geht Ihr weiter; ich gehe nicht mehr mit, gehe von nun an einen anderen Weg, meinen eigenen."

Freunde und Kameraden sehen einem solchen mit halbem Lachen nach: „Wenn's ihm nur gut bekommt."

Angehörige und Verwandte aber schütteln bedenklich den Kopf: „Was macht uns der Mensch für Sorge! War so be-

quem in den Sattel gesetzt, und mit einemmal sattelt er um! Warum denn nur?"

Es ist ja gar nicht unberechtigt, dieses „warum denn nur?"

Und die Aufgabe für einen, der so tut, ist es alsdann, daß er Antwort darauf weiß, ein festes und bestimmtes „Darum" in seinem Innern findet, das er dem „Warum" entgegenzustellen hat.

Das war in diesem Falle denn vorhanden.

Der Mann, der Fräulein Philippi und jetzt auch der Waidmann soviel Kopfzerbrechen machte, wußte, warum er aus dem glänzenden Potsdam in das alte, stille Städtchen übergesiedelt war, wußte, was er wollte und was er nicht wollte.

Nicht mehr einherwaten im Sande des Bornstedter Feldes, nicht mehr umherstehen im Lustgarten und im „langen Stall", beim Einexerzieren der Rekruten und bei der Paroleausgabe, nicht mehr anschnauzen und angeschnauzt werden, das wollte er.

Nicht mehr Soldat sein, was er überhaupt nicht aus eigenem Antriebe geworden war, sondern — ja, warum denn eigentlich?

Weil er als Knabe ins Kadettenkorps gesteckt worden war und nun eben nichts anderes hatte werden können. Mit einer halben Bildung überfirnißt war er von da herausgekommen; man hatte ihm den Leutnantsrock angezogen und gesagt: „So, nun bist du fertig. Zeige dich als strammer Kerl im Dienst und als eleganter Schwerenöter außer Dienst, so wird man von dir sagen: Er ist ein brauchbarer Offizier, und dann wird sich dein Leben von selbst weiterspinnen; du bist untergebracht."

Und das hatte er glauben sollen, daß er fertig sei! Während er vor jedem ernsten Buche, das er aufschlug, fühlte, wie unfertig er war, wie das Instrument in ihm versagte, der Geist, weil es plump und schlecht ausgearbeitet und dann mit einem „für seine Aufgaben genügt's ja" halbfertig liegen gelassen worden war.

Das sollte sein Leben sein, ihm als Lebensinhalt genügen, daß er, eingespannt in den furchtbaren Mechanismus, den man „Armee" nennt, als untergeordnetes Rad darin mitlief und sein tägliches Pensum abschnurrte. Ein Pensum, dessen Verrichtungen ihm zuwider, beinah verhaßt waren, weil sie gegen seine Natur gingen. Weil sie fortwährend ein nach Außenkehren der Persön-

lichkeit verlangten, während er eine insichgekehrte, fast träumerische Natur war.

Und unterdessen lief da draußen das Leben durch die ungeheure Welt und türmte seine großen Fragen auf. Und wenn ihm zuweilen war, als richteten sich diese Fragen doch eigentlich auch an ihn, dann kam im nächsten Augenblick aus seinem Innern oder auch wohl aus dem Munde wohlmeinender Kameraden die Antwort: „Nein — all diese Fragen gehen dich gar nichts an, denn dein Standpunkt ist ein für allemal festgestellt. Du bist nun einmal, was du bist, nämlich gar nicht mehr ein Individuum mit eigener freier Bewegung, sondern nur noch der Bestandteil einer Gemeinschaft. Darum, so wie diese Gemeinschaft ist, hast auch du zu denken, zu fühlen und zu sein."

Indem er dessen innewurde, breitete sich eine dumpfe Trostlosigkeit, eine graue Öde in seinem Gemüt aus und raubte ihm auch das bißchen Freudigkeit, mit dem er bis dahin seinen Dienstgeschäften nachgegangen war.

Natürlich blieb das bei seinen Vorgesetzten und Kameraden nicht unbemerkt; er war im Dienst durchaus kein „strammer Kerl"; außerhalb des Dienstes, in der Gesellschaft, verkrümelte er sich neben den glänzenden, eleganten Kameraden; „ein Mensch, der sich keine Stellung zu verschaffen wußte, das Gegenteil von einem brauchbaren Offizier"; einer, der sich des Vorzugs gar nicht bewußt war, daß er grade an dem Orte Dienst leisten durfte, wo das dreimal geläuterte Destillat des preußischen Armeegeistes aus dem Menschen herausdestilliert und sublimiert wird.

Und so kam denn endlich der Tag, wo es eben nicht mehr ging, wo alle Organe in ihm in einen Verzweiflungsschrei ausbrachen: „Hinaus! Und etwas anderes!"

Was für ein anderes dies sein sollte, was für ein anderer Lebensberuf, das war eine Sorge für später; jetzt zunächst nur das Instrument drinnen in Ordnung bringen, das halbfertige, verpfuschte, aus dem Greuel der Halbbildung heraus zu wirklicher Bildung, nachholen, lernen, studieren!

Das Schicksal wies ihm den Weg.

Er erfuhr, daß sein ehemaliger Hauslehrer in der alten, kleinen Fabrikstadt, die man in wenigen Stunden von Potsdam erreichte, Direktor des Gymnasiums geworden war.

An diesem Manne hatte er, als er noch Knabe war, mit

leidenschaftlicher Verehrung gehangen. Die Erinnerung an ihn hatte ihn nie verlassen.

Denn nie hatte es einen Menschen gegeben, der für die Aufgabe des Lehrers, Seelen zu erwecken, in höherem Maße befähigt gewesen wäre.

An ihn wollte er sich wenden; unter seiner Leitung, wenn es anging, sich zu dem Examen vorbereiten, das man gemacht haben muß, wenn man studieren und einen Studienberuf ergreifen will.

Um sich mit ihm zu beraten, war er an jenem Winternachmittage des Jahres 1865 von Potsdam hinübergefahren, und durch einen Zufall war er grade zurechtgekommen, den Vortrag seines einstigen Lehrers mit anzuhören.

Durch einen glücklichen Zufall.

Denn er erkannte daraus, daß der Mann, trotz der Jahre, die inzwischen vergangen, noch derselbe war, der er gewesen, voller Phantasie, voll edler Wärme, mit der Fähigkeit begabt, große Gedanken in faßlicher Form auszusprechen, ein Lehrer, kein Schulmeister.

Der Vortrag ging weit über die Grenzen der Schule hinaus; er behandelte den Zusammenhang zwischen menschlicher Kunst und religiösem Empfinden des Menschen.

Unter allen Zuhörern war wohl keiner, der mit so tiefer Inbrunst, so persönlicher Anteilnahme den Worten des vortrefflichen Mannes lauschte, wie der junge Offizier, der lautlos an die Wand des Saales gelehnt stand und den Inhalt dessen, was er hörte, wie neues Leben in sich eindringen fühlte.

Er jauchzte innerlich — die Erinnerung kam ihm wieder an eine Stunde, vor Jahren, als der Mann dort ihm und seinem jüngeren Bruder Geschichtsunterricht erteilt, wo er von Julius Cäsar gesprochen und plötzlich ein Buch vom Bücherbrett herabgeholt, das Buch aufgeschlagen und ihnen daraus vorzulesen begonnen hatte.

Ein Drama war es gewesen, Julius Cäsar nannte es sich, ein großer englischer Dichter hatte es einstmals geschrieben, der hieß Shakespeare.

Und die ganze Wonne dieser wunderbaren Stunde, die Jahre und Jahre lang vom Sande und steinigen Geröll verdeckt gewesen war und unter Sand und Geröll fortgeglüht hatte, wie ein nie zu erstickender Funke, wie die Erinnerung in der Seele

Adams an die einst geschaute Herrlichkeit des verlorenen Paradieses, in diesem Augenblick wachte sie ihm wieder auf.

Alles, was die unvergessene Stunde dem Knaben versprochen und verheißen hatte, sollte jetzt kommen und werden und in Erfüllung gehn.

O neues Leben! O Seligkeit!

Die einleitenden Besprechungen waren rasch erledigt. Es wurde vereinbart, daß er bei den Lehrern des Gymnasiums Privatstunden nehmen und sich auf diese Weise zum Abiturientenexamen vorbereiten sollte.

Und zur Weihnachtszeit rückte er an, nachdem er sein Abschiedsgesuch eingereicht hatte.

Während es sonst für junge Männer in seinem Alter den Augenblick höchster Wonne bedeutete, wenn sie zum erstenmal den strahlenden Offiziersrock anzogen, war es für ihn ein tiefes Aufatmen, als er aus dem Rock herausschlüpfen und sich in das unscheinbare, pfeffer- und salzfarbige bürgerliche Gewand retten konnte, das er sich hatte anfertigen lassen.

In die winkligen Gassen der alten, kleinen Stadt tauchte er ein, wie in ein Asyl.

Nun nichts mehr von täglich wiederholtem Frondienst, von Staffagestehen bei Gartenfesten des Hofes, von der täglich sich erneuernden Nötigung, aus der eigenen Persönlichkeit herauszukommen und sich als Bestandteil der Gemeinschaft zu empfinden — nun statt alles dessen unbeschränktes Sichselbstangehören, nun Freiheit, nun Einsamkeit.

Einsamkeit — nicht Verlassenheit.

Denn grade in diesen ersten Stunden seines neuen Daseins war ihm etwas geschehen, das ihn wie ein Wunder bedünkte, war ihm eine Persönlichkeit entgegengekommen, eine überwältigende, die beständig um ihn war, mit ihm und über ihm, so daß er sich keinen Augenblick mehr allein, sondern fortwährend in einem berauschenden, geheimnisvollen Verkehr befand.

Das war Homer, dessen Gedichte er zum erstenmal in der Ursprache zu lesen begann.

Bevor er ins Kadettenkorps gesteckt wurde, war er auf dem Gymnasium gewesen, bis Tertia.

Er hatte die Anfangsgründe des Griechischen noch mitgenommen.

Im Kadettenkorps war es dann liegen geblieben; Griechisch wurde dort nicht getrieben.

Unter all den überfirnißten Löchern in seinem Innern war ihm dies immer als das schwärzeste erschienen, daß er das Griechische hatte beiseite lassen müssen, die Göttersprache nicht gelernt hatte.

Schon in den letzten Wochen seines Potsdamer Lebens, sobald er den großen Entschluß gefaßt, waren daher alle Bücher von seinem Tische verschwunden; ein einziges war darauf zurückgeblieben, ein zerlesenes, abgegriffenes Buch, Krügers griechische Grammatik.

Mit fanatischem Eifer war er darüber hergefallen. Wie Dädalus, der sich Flügel zusammenfügte, um fliegen zu können, so sammelte er das halb Vergessene in seinem Kopfe wieder zusammen, Konjugation und Deklination, um hinaufklettern zu können zu dem Gipfel, auf dem das ersehnte Heiligtum stand.

Als er zu Weihnachten übersiedelte, hatte er es so weit gebracht, daß er, mit Mühe zwar, aber doch nicht vergeblich, an Homer heran konnte.

Und wie der Donner eines heiligen Gewitters war es in seinen Ohren, als nun die Pforten der Ilias vor ihm aufrollten.

Diese Wonne, diese tiefe Sättigung seines ganzen Seins, als er sich, mit dem Wörterbuch auf der einen und der Grammatik auf der anderen Seite, hineinlas in das Gedicht aller Gedichte!

Grade die Mühe, die ihm das Verständnis anfänglich bereitete, vermehrte den Reiz.

Wie ein Bergmann kam er sich vor, der mit der Spitzhacke in einen goldhaltigen Schacht eindringt. Jeder Stein, der herabbröckelte, eine leuchtende Herrlichkeit; jeder Schritt weiter hinein die Erschließung einer märchenhaften Unabsehbarkeit!

In der einsamen Stube, darin er saß, fühlte er sich im Mittelpunkte der Welt.

Während der norddeutsche Winter vor seinen Fenstern in Schneeflocken herniederstürmte, umrauschte ihn die Wärme des südlichen Meeres.

Wenn er durch die Gassen der alten Stadt ging, spürte er den Geruch des Baumöls nicht, der aus den Fabriken quoll; in seiner Seele war der Duft der südlichen Gestade, der Atem

des wunderbaren Gedichts, der über die Jahrtausende dahingeweht war, Geschlechter und Abergeschlechter befruchtet hatte und nun wie mit weichen, zauberkundigen Händen sein Innerstes aufschloß.

Hinter dem, was er jetzt erlebte, versank sein bisheriges Dasein, als wäre es nie gewesen, und wenn er von der Ebene von Troja las, über welche die rosselenkenden Heroen dahinstürmten, mußte er unwillkürlich auflachen, indem er der Ebene von Bornstedt gedachte, über die er noch vor wenigen Wochen die berittenen Offiziere seines Regiments hatte dahingaloppieren sehen, um sich in stäubender Wolke um den Kommandeur zur Kritik zu versammeln.

Die Ilias, das war das Buch, über dem ihn die Waidmann so weltentrückt hatte brüten sehen, als sie ihn aus dem dunklen Alkoven betrachtet hatte, zu dem er nachher, als die Waidmann schon wieder im Sperlingswinkel angelangt war und er in der Stadt sein Abendbrot verzehrt hatte, heißhungrig zurückgekehrt war, und von dem er sich erst spät in der Nacht zu trennen vermochte, um das Lager aufzusuchen, das die Waidmann für ihn zurechtgemacht hatte.

Am nächsten Morgen, als es in dem Schlafraum noch beinah finster war, weckte ihn ein Geräusch. Die Frau war eingetreten und machte Feuer an.

Er hatte sie gestern abend nicht zu sehen vermocht, er konnte sie auch heute früh nicht erkennen. Indessen — das würde ja mit der Zeit alles kommen.

Er war noch schläfrig und hatte die Augen wieder geschlossen.

Leisen Schrittes ging sie an ihm vorüber ins Vorderzimmer, um dort ein wenig aufzuräumen. Sie glaubte ihn noch schlafend; vorsichtig drückte sie die Glastür hinter sich zu.

Ohne Herzklopfen war sie auch heute nicht gekommen, die Waidmann, aber es war doch etwas anders als gestern; nicht mehr so ganz nur Widerwillen und Angst — vielmehr eine Art von Neugier.

Heut konnte sie nicht, wie gestern abend, im Dunkel bleiben; es war heller, lichter Tag, sie mußte ihm das Frühstück bringen, ihn von Angesicht zu Angesicht sehen — ein bängliches Gefühl, indem sie daran dachte; aber in das Bangen mischte sich etwas wie Erwartung; wie er denn nun eigentlich aussähe?

Während er noch dahinten im Bett lag, stand sie in seinem Zimmer und wischte den Staub auf.

Dort war der Tisch, an dem er gestern abend gesessen hatte; ein Buch lag aufgeschlagen, offenbar dasjenige, in dem er gestern gelesen.

Sie trat heran — was mochte es nur sein, was ihn so gefesselt hatte?

Fremdartige Schriftzeichen blickten ihr entgegen, die sie nicht verstand. War er denn solch ein gelehrter Mann?

Merkwürdig! Wenn's ein Professor gewesen wäre, einer von den Lehrern des Gymnasiums — aber ein Offizier —?

Indem sie mit dem Wischtuche über den Tisch fuhr, hob sie das Buch auf, dann aber legte sie es sorgfältig wieder an seine Stelle.

Sie fühlte etwas wie Respekt.

Alle ihre Bewegungen geschahen so leise wie möglich, als scheute sie sich, ihn zu wecken. Vielleicht war sie sich auch ihrer Neugier bewußt, und Neugier macht ein schlechtes Gewissen.

Angelehnt an den Stuhl vor dem Tische stand die lange Pfeife, aus der sie ihn gestern abend hatte rauchen sehen, jetzt ausgeraucht und kalt.

Sie nahm sie auf, um sie draußen zu reinigen; plötzlich hob sie die Pfeife höher — auf dem Pfeifenkopfe war ein Bild — merkwürdig, wie das aussah.

Keine gewöhnliche, buntfarbige Malerei — eine Photographie.

Photographien auf Papier waren ihr wohlbekannt; daß man auch auf Porzellan photographieren könnte, hatte sie noch nicht gewußt.

Ein Kind war dargestellt, ein kleines Mädchen, allem Anschein nach ein leidendes, krankes, auf einem großen Stuhle sitzend, an den Rücken des Stuhls gelehnt. Aus einem feinen, aristokratischen Gesicht blickten zwei klagende Augen in die Welt.

Wie eine edle, welkende Blume, so sah es aus, rührend, ergreifend, wie ein seufzender Hauch: „Vergiß mich nicht, wenn ich nicht mehr bin."

Die Waidmann konnte nicht los von dem Bild; sie versank darin, als hätte es das Bild ihr angetan. Ob es nur deshalb war, weil sie so oft Kinder in den Händen gehabt hatte? So

gut mit Kindern umzugehen wußte? Vielleicht — aber daneben gingen noch andere Gedanken durch ihren Kopf.

Das war nun ein Kind vornehmer Leute, das sah man ihm an; also auch die Kinder solcher Leute konnten so müde aussehen, so klagend, so traurig?

Und solch ein Bild führte er mit sich? Wenn sie bei ihm Pferdebilder gefunden hätte oder Jagdbilder — aber solch eines — bei einem Offizier?

Wer das Kind nur sein mochte? Etwa sein eigenes? Aber wer es auch war, soviel fühlte sie, daß er zärtlich daran hing.

Läßt man sich ein Bild auf den Pfeifenkopf setzen, wenn man es nicht immer bei sich, um sich, in seiner nächsten Nähe haben will?

Aus der glänzenden Welt, aus der er kam, hatte er sich das als Andenken mitgebracht in seine Einsamkeit, als einziges das.

Eine Überraschung ging in ihr auf, ein Staunen. Unwillkürlich richtete sie die Augen auf die Glastür, hinter der er lag.

Wer war der Mann? Was war das für ein Mensch?

Dann aber, mit einer hastigen Bewegung, als wäre sie plötzlich erschrocken, als hätte sie gefürchtet, daß er sie überraschen, daß er bemerken könnte, daß sie in sein Herzensgeheimnis eingedrungen sei, wandte sie sich, die Pfeife unter dem Arme, ab und ging hinaus. Jetzt nicht durch den Alkoven, sondern durch die Tür, die aus dem Vorderzimmer auf den Flur führte, und durch die sie vorhin nicht hatte eintreten können, weil er sie gestern abend von innen abgeriegelt hatte.

In der Küche fand sie die Minna schon beim Kaffeekochen.

Natürlich fiel das Mädchen gleich wieder mit allen möglichen Fragen über sie her.

Die Waidmann gab einsilbige Antworten, ging auf den Hof hinaus, den Pfeifenkopf auszuklopfen und die Pfeife zu reinigen.

Das Gekicher und Geschwätz des Mädchens kam ihr so dumm vor.

Als sie zurückkehrte, stellte sie die Pfeife in eine Ecke, mit dem Kopfe gegen die Wand — wozu war es nötig, daß die alberne Gans das Bild sah!

Minna aber hatte zu erzählen. Gleich gestern, am ersten Abend, hatte es Spektakel gegeben.

Nachdem die Waidmann fortgewesen, hatte „die Alte“ — das war Minnas Gebieterin, Fräulein Philippi — um neun Uhr, wie gewöhnlich, die Haustür verrammeln lassen wollen.

Minna hatte darauf aufmerksam gemacht, daß ja der Mietsmann noch draußen sei und, wenn sie die Eisenstange innen vorschöben, nicht ins Haus hineinkönnte. Darauf war „die Alte“ fuchswild geworden.

Da sähe man, was es mit dem sogenannten Arbeiten auf sich hätte! So spät aus dem Hause zu gehen — es wäre eine Schande!

Minna stickte vor Lachen, indem sie das erzählte. Die Waidmann hörte schweigend zu, an den Kleidungsstücken bürstend, die sie aus seinem Zimmer mitgebracht hatte.

„Er ist Abendbrotessen in die Stadt gegangen,“ meinte sie; „er kann doch nicht immer so mutterseelenallein dasitzen.“

Der Ansicht war Minna auch, und darum hatte sie es ja auch durchgesetzt, daß die Eisenstange noch nicht vorgeschoben wurde.

„Ist er denn so spät nach Haus gekommen?“ fragte die Waidmann.

Kein Gedanke — vor zehn war er schon wieder zurück gewesen und Minna hatte ihre schlotternde Gebieterin einriegeln können.

Frau Waidmann setzte die Kleidungsstücke vollends instand, dann trat sie an den Kochherd.

„Ist denn der Kaffee nun bald fertig?“ Es wurde ja wohl Zeit, daß sie damit zu ihm hineinging.

Auf einem kleinen Anrichtebrett ordnete sie Kaffeekanne und Tasse, Milchtopf, Butter und Brot, und dann äußerlich ruhig, innerlich tief erregt, setzte sie sich in Gang.

Als sie durch die Vordertür eintrat, saß er schon wieder am Tisch, an seinem Buche, mit dem Rücken nach der Tür.

Sobald er sie eintreten hörte, sprang er auf.

„Guten Morgen“ — sein Gruß kam so rasch heraus, daß er dem „guten Morgen“ der Waidmann fast zuvorkam.

Es war der Klang der Stimme, den sie schon gestern abend gehört hatte, aber noch freundlicher, noch heller, wie aus einem innerlich freudigen Herzen heraus.

Sie stand mitten im Zimmer, unschlüssig, wo sie das Frühstück hinsetzen sollte; die Verlegenheit überglühte ihr Gesicht, sie hielt die Augen gesenkt.

Er hatte sich zu ihr umgewandt, stand ihr gegenüber und sah sie an und sah die junge Frau, deren Gestalt in kraftvoll, ebenmäßiger Fülle unter dem eng anschließenden dünnen Arbeitskleide emporstrebte.

Er bemerkte, wie sie mit den Augen umhersuchte.

„Na, ich denke, wir stellen es hier hin,“ sagte er, indem er auf den Tisch zeigte, der inmitten der Stube vor dem Sofa stand.

Auf dem Tisch aber sah es kunterbunt aus von Büchern und Papier.

„Warten Sie, ich räume ein wenig auf“ — er lachte und schob alles, was auf dem Tische lag, ordnungslos nach rechts und links auseinander.

In die Lücke, die so entstand, setzte die Waidmann ihr Anrichtebrett; indem sie es tat, zitterte das Brett ein wenig in ihren Händen.

„So — sehr schön,“ sagte er; dann trat er an den Schreibtisch zurück, nahm das aufgeschlagene Buch mit den fremdartigen Schriftzeichen wieder auf, und mit dem Buche in der Hand setzte er sich auf das Sofa, vor das Frühstück.

Er vermochte sich, wie es schien, auch nicht einen Augenblick von dem Buche zu trennen.

Die Waidmaun trat zurück, und ohne ein weiteres Wort zu sagen, ohne die Augen zu erheben, ging sie wieder hinaus.

Auf dem Flur mußte sie stehen bleiben und tief Atem holen.

Gut, daß weder die Minna noch Fräulein Philippi zugegen waren, daß niemand sie sah — sonst hätte sie sich beinah schämen müssen.

Was war es denn nur eigentlich, was sie so aufregte? Sie schalt sich innerlich; sie kam sich ganz dumm vor, verstand sich selbst gar nicht.

Sie, die sonst den Menschen gegenüber von Furcht nichts wußte, jetzt so — so ängstlich und verlegen, daß sie noch nicht einmal vermocht hatte, ihm ins Gesicht zu sehn?

Sie ärgerte sich wirklich.

Wenn jetzt das dumme Ding, die Minna, sie fragte, was er ihr für einen Eindruck gemacht hätte, konnte sie ja gar keine Antwort geben.

Das durfte nicht sein.

Sie raffte sich zusammen und gesenkten Hauptes, wie jemand, der entschlossen ist, unbequeme Fragen unbeachtet zu lassen, ging sie in die Küche; hinter dem Rücken des Mädchens, das wieder am Herde bastelte, nahm sie die abgebürsteten Kleider auf und dann kehrte sie um. Jetzt wollte sie die alberne Befangenheit wirklich unter sich bringen, ihn wirklich einmal ordentlich ansehn — aber als sie jetzt zu ihm eintrat, hatte er schon wieder das Gesicht ins Buch gesteckt und blickte nicht mehr auf.

In der einen Hand die Kaffeetasse, in der anderen das Buch — kaum daß er sich Zeit zum Frühstücken gönnte.

„Die Sachen — soll ich sie da auf den Stuhl legen?" fragte die Waidmann.

Sie fing schon mit Versuchen an, ihn zum Aufblicken zu nötigen.

Vergeblich.

„Ja, ja — irgendwohin damit."

Was fragte er, auf welchem Stuhle seine Sachen lagen, während er vom Zorne des Peliden las.

Wie sie gekommen, ging die Waidmann wieder hinaus. Jetzt blieb nur noch eine Möglichkeit, an ihn heranzukommen, die Pfeife. Wenige Augenblicke später klappte abermals seine Tür.

„Entschuldigen Sie nur, daß ich Sie so oft störe," sagte sie, „ich wollte Ihnen nur Ihre Pfeife bringen; ich habe sie reingemacht."

Jetzt legte er das Buch aus der Hand.

Ein hastiger Blick glitt zu dem Stuhle hinüber, an den er gestern abend die Pfeife angelehnt hatte — richtig, da war sie nicht mehr.

Seine Augen gingen zu der Frau herum, die mit der Pfeife in der Hand vor ihm stand, und indem jetzt sein Blick sie traf, flammte ihr die Glut wieder über das Gesicht.

Sie wollte die Augen nicht senken, wollte standhalten und sie hielt stand; aber das Erröten konnte sie doch nicht verhindern.

„Die haben Sie mir reingemacht?" fragte er. „Da bin ich Ihnen aber wirklich sehr dankbar dafür. Können Sie denn so etwas?"

Gutmütig, wie die Worte selbst, war der Blick, der die Worte begleitete.

Die Waidmann sah ihm in die Augen — junge blaue Augen

hatte er — sie fing an zu fühlen, daß es ihr keine Schwierigkeit mehr bereitete, in die Augen hineinzusehn.

Er streckte den Arm aus. Sie gab ihm die Pfeife in die Hand. Sein erster Blick galt dem Bilde auf dem Pfeifenkopf.

„Haben Sie das gesehn?“ fragte er.

„Ja — es ist sehr hübsch,“ erwiderte sie leise.

„Nicht wahr?“ Ein Freudenschein zuckte über sein Gesicht.

„Es ist das Töchterchen von meiner Schwester,“ erklärte er, „in Potsdam. Das arme kleine Ding war so krank, daß ich alle Tage, wenn ich zu meiner Schwester kam, dachte, nun würde sie wohl gestorben sein. Als sie dann ein bißchen besser geworden ist, hat meine Schwester sie mir photographieren lassen, damit ich ein Andenken hätte.“

Er hatte, indem er sprach, die Pfeife hoch gehoben; seine Augen ruhten mit tiefer Zärtlichkeit auf dem süßen Kindergesicht.

Schweigend hörte ihm die Waidmann zu. Das Kind seiner Schwester — wie war sie denn nur auf den Gedanken gekommen, daß es vielleicht sein eigenes sei? Wohl nur, daß sie sich eingebildet hatte, daß solche Offiziere wüste, liederliche Menschen sein müßten, einer wie der andere. Es sah aus, als spräche er mit dem Kinde, als nickte er ihm zu.

Die Waidmann rührte sich nicht; es war ihr, als dürfte sie ihn nicht stören.

„Wenn Sie wünschen,“ hub sie nach einiger Zeit an, „kann ich Ihnen die Pfeife auch stopfen.“

Er lachte laut auf, ließ die erhobene Hand sinken und sah ihr ins Gesicht.

„Das können Sie auch?“

Unwillkürlich mußte sie lächeln. Seine lachenden Augen hatten sie angesteckt.

„Warum denn nicht?“

Sie ging an die Kommode, auf der eine geöffnete braune Papierhülse voll Varinasknaster stand. Mit raschen und offenbar geübten Händen griff sie zu; dann trat sie an ihn heran und mit einem beinah sieghaften Ausdruck im Gesicht überreichte sie ihm die gestopfte Pfeife.

„Da!“

Er nahm die Pfeife von ihr entgegen.

„Aber woher können und verstehn Sie denn alles das?“

Von ihrem früheren Manne, erklärte sie, hätte sie es gelernt. Der hätte auch Pfeife geraucht, und die hätte sie ihm immer reingemacht und gestopft.

Ihr — früherer Mann? Also war er gestorben?

Ja, er war gestorben, vor einem halben Jahre und etwas drüber.

„Haben Sie denn Kinder?"

Ja, sie hatte Kinder, drei Stück.

„Wie heißen denn die?"

„Was die Älteste ist, das ist meine Auguste, und daneben zwei Jungen, den Gustav und den Ferdinand."

Er blickte die jugendlich reife Frau an.

„Aber die sind alle noch nicht sehr groß?"

Na — der Ferdinand, der war ja noch ganz klein.

Aufmerksam hatte er ihren Worten gelauscht. Nun stand er mit einem Ruck auf.

„Ich weiß aber noch immer gar nicht, wie Sie eigentlich heißen —"

Die Frau errötete.

„Mein Name," sagte sie leise, „ist Waidmann."

Die Pfeife in der Hand ging er im Zimmer auf und ab; dann blieb er plötzlich vor ihr stehen und streckte ihr lachend die Hand hin.

„Na guten Morgen also, Frau Waidmann!"

Ob sie wollte oder nicht, sie mußte auch lachen.

„Na — guten Morgen also," erwiderte sie, indem sie ihre Hand in die seine legte.

Er griff fest zu und drückte ihr die Hand kräftiglich.

„Ich weiß nicht," sagte er, „aber ich habe so ein Gefühl, wir werden gute Freunde werden."

Die Waidmann erwiderte nichts; sie konnte nicht. Das Blut war ihr wieder in die Wangen gestiegen, bis in die Stirn hinauf.

Er ließ ihre Hand fahren.

„Aber wenn Sie bei mir aufwarten," meinte er, „dann gehört's sich doch auch, daß ich Ihnen dafür etwas gebe."

Noch bevor sie verstand, was er vorhatte, war er an die Kommode getreten und hatte ein Schubfach aufgezogen.

In dem Schubfach stand eine hölzerne Schachtel; er warf

den Deckel zurück; auf dem Grunde der Schachtel lag ein schmales Häufchen Silbergeld.

Die Waidmann wich zurück.

„Aber nicht doch — dafür bekomme ich ja von Fräulein Philippi bezahlt.“

„Ist mir ganz egal,“ erklärte er, „wenn Fräulein Philippi Ihnen auch was gibt, um so besser. Das hier ist von mir.“

Er hielt ihr einen Taler hin; die Waidmann erhob keine Hand.

„Nein — nein —“

„Aber warum denn nicht?“

Der Ton seiner Worte klang so ehrlich überrascht, daß sie aufblickte.

Sie sah in zwei kindliche Augen, in denen kein Hintergedanke, keine Spur von einem Hintergedanken war.

„Aber dann muß ich es Fräulein Philippi sagen,“ erklärte sie, „zweimal lass' ich mich nicht für ein und dasselbe bezahlen.“

Sie hatte beinah heftig gesprochen.

Er schien zu begreifen, daß er ihren Stolz verletzt hatte. Zögernd ließ er die Hand sinken, während er seinerseits errötete.

„Es war ja nur — weil Sie mir gesagt haben, daß Sie drei Kinder haben. Überflüssig werden Sie's doch nicht haben.“

Ein Zucken ging durch das Gesicht der Frau; hinter ihren Augen wurde ein Glühen. Langsam erhob sie die Hand.

„Also geben Sie es her,“ sagte sie mit unterdrücktem Laut. Ihre Hand schloß sich über dem Geldstück, das er hineindrückte.

Dann sah sie, wie er wieder an die Kommode trat und das Schubfach hineinschob.

Das Schubfach hatte keinen Schlüssel.

„Schließen Sie denn das nicht weg?“ fragte sie langsam.

„Das? Was meinen Sie?“ erwiderte er.

„Wo Sie Ihr Geld haben.“

„Na, wegen dem, was da drin ist,“ meinte er, „steigt wohl niemand bei mir ein. Außerdem sind ja Gitter vor den Fenstern.“

Er zeigte lachend auf die Eisenstangen, die von außen die Fenster schützten.

„Kommt ja niemand herein."

Die Waidmann stand ganz stumm. Kam denn sie nicht herein? Ihre Brust hob und senkte sich.

Daß sein Geld vor ihr sicher war — sie wußte es. Aber woher wußte denn er es?

War das nur Leichtsinn oder war es Vertrauen? Und wenn es Vertrauen war — woher denn? Kannte er sie denn? Wußte er von ihr?

Während er durch die Stube vor ihr auf- und niederging, sah sie ihn von der Seite an, als wollte sie ihn prüfen, ihn durchschauen — seinem Gesicht sah sie an, daß er keine Ahnung von den Gedanken hatte, die sie bewegten.

Und von dem hatte die Philippi gesagt, er wäre ein Kundschafter, ein Spion!

„Möchten Sie denn die Pfeife nicht anstecken?" fragte sie.

„Ist auch wahr," versetzte er. Er schien jetzt erst zu bemerken, daß er immer noch mit der kalten Pfeife hin- und herging.

„Ich mache Ihnen einen Fidibus," sagte sie hastig. Mit den Worten ergriff sie ein Papier, das auf dem Tische lag.

Er wehrte ihr lachend.

„He — nicht zu eilig! Da hätten Sie mir beinah mein Exerzitium verbrannt, das ich für heut nachmittag gemacht habe."

Er kramte unter seinen Papieren; dann reichte er ihr ein paar Bogen.

„So — davon können Sie nehmen."

„Kann ich davon immer nehmen?"

„Davon können Sie immer nehmen."

Sie brachte das Papier auf die Seite. Dann riß sie von einem Foliobogen ein Blatt ab, kniffte es sauber zusammen und zündete es mit einem Schwefelholz an.

„So — nun also einmal —"

Während er das Mundstück zwischen die Zähne nahm, beugte sie sich nieder und hielt den flammenden Fidibus über den Pfeifenkopf.

Ihre Bewegungen waren anders als zuvor, nicht mehr zögernd, nicht mehr abgemessen, sondern hastig, wie von einer inneren Freudigkeit eingegeben.

„Dank' Ihnen," sagte er, während er an der Pfeife zog, „danke Ihnen, Waidfrau."

Sie richtete sich auf. „Wie?"

Durch den Qualm der Dampfwolke, die er von sich stieß, sah er ihr mit gutmütig verschmitztem Lächeln ins Gesicht.

„Na — wenn Sie Frau Waidmann heißen, sind Sie doch eben die Waidfrau — stimmt das nicht?"

„Ach so kommt das 'raus," meinte sie langsam. Sie war sichtlich befangen. Es war noch niemandem eingefallen, sie so zu nennen. Eigentlich erschien es ihr ein wenig keck.

„Jetzt will ich nun aber gehn," sagte sie.

Er blieb wieder vor ihr stehn. „Aber heut abend kommen Sie doch wieder?"

Sie blickte an ihm vorbei. Nun ja — sie käme ja alle Abend und alle Morgen.

„Also auf Wiedersehn, Waid —"

Er sprach nicht zu Ende. Blinzelnd sah er sie an; hatte sie's ihm übelgenommen, daß er sie so genannt hatte?

Langsam kam sie mit den Augen zu ihm herum, und als sie seinen blinzelnden Blick auf sich gerichtet sah, erging es ihr, wie es ihr schon einmal gegangen war: ob sie wollte oder nicht, sie mußte lächeln.

„Na also, es ist gut; die — Waidfrau wird wiederkommen."

Mit den Worten war sie an der Tür und hinaus. Ganz rasch wollte sie ihr Tuch umnehmen und fortgehen, aber das machte sich nicht so rasch. In der Küche war mittlerweile Fräulein Philippi erschienen, und das gab natürlich einen Aufenthalt.

„Nun sagen Sie einmal, Frau Waidmann, Sie haben ja eine förmliche Unterhaltung mit ihm gehabt, und er hat ja ein paarmal ganz laut gelacht?"

Die Waidmann verzog den Mund, beinah verächtlich. Offenbar hatte die alte Jungfer an der Tür gehorcht.

„Warum soll er denn nicht mal lachen? Es scheint ja, er ist ein fröhlicher Mensch."

„Aber wenn er doch soviel zu arbeiten hat?" forschte die Philippi.

Die Waidmann verstand den lauernden Ton; er ärgerte sie.

„Ob der arbeitet? Kaum, wenn er frühstückt, daß er das Buch aus der Hand läßt."

So energisch trat sie für ihn ein, daß Fräulein Philippi

ganz kleinlaut wurde. Sie hatte vor der Waidmann einen Respekt, der an Furcht grenzte.

„Ich meinte nur — wenn man soviel zu arbeiten hat — daß man dann auch noch soviel Zeit hat, an anderes zu denken —"

Die Waidmann zuckte die Achseln.

Lohnte es sich denn der Mühe, auf das Gesalbader hinzuhören?

Sie wurde wieder ganz die stolze, starre Frau, die sie den Reichen gegenüber immer gewesen war, knüpfte sich in das graue Umschlagetuch wie in einen Panzer, und mit einem kopfnickenden „also adieu auch" ging sie hastig aus dem Hause und davon.

Hastig, hastig — daß die alberne, alte Person ihr auch grade jetzt in die Gedanken hatte hineinfallen müssen, in die Gedanken, die um sie flirrten und schwirrten, wie Sommerfliegen mit goldüberhauchten Flügeln, die in der Sonne tummeln und taumeln.

Die alten Straßen, durch die sie vielhundertmal dahingegangen, erschienen ihr wie neu, und während sie dahinschritt, hielt sie das Haupt gesenkt, als müßte sie lauschen auf das, was sich da drinnen in ihr begab, festhalten das Bild, das sie da drinnen sah.

Was für ein Bild? Ein Menschengesicht. Was für ein Gesicht? Ein junges, bartloses, mit zwei jungen, blauen, blinzelnden und lachenden Augen.

Umgetauft also war sie jetzt? Waidfrau hieß sie von jetzt an?

Unwillkürlich schüttelte sie den Kopf.

Welch ein toller Einfall! Welch eine dreiste Zumutung!

Und ihr Kopfschütteln wurde zum innerlichen Kichern — wie hübsch! Wie er ihr die Hand gegeben und gedrückt hatte — wie er sein Geld unverschlossen vor ihr gelassen hatte — wie er sie angesehen und angeblinzelt hatte durch den Pfeifenqualm hindurch — und wie sein Blick an dem Bilde gehangen hatte, an dem armen, kleinen Mädchen auf dem Pfeifenkopf!

Ach — wie sie den Pfeifenkopf in acht nehmen wollte, daß ihm kein Schaden geschähe! Wie sein Heiligtum! Wie ihr Heiligtum!

Beinah erstaunt war sie, als sie schon im Sperlingswinkel anlangte. So rasch war das gegangen. Ihre Füße hatten sich

wie mechanisch bewegt. Noch einmal so lang hätte der Weg sein können, und sie würde es kaum bemerkt haben, würde mit ihren Gedanken noch nicht fertig gewesen sein.

Die Auguste war noch in der Schule, als sie ankam; der Gustav spielte mit den Jungen der Nachbarschaft vor dem Hause und baute mit ihnen einen Schneemann. Nur der Ferdinand, „der ja noch ganz klein war", befand sich drinnen im Hause.

„Na Junge —" sie riß den kleinen Kerl, der ihr entgegengestrampelt kam, zu sich empor, an die Brust, und ganz gegen ihre Gewohnheit, da sie für gewöhnlich ernst und gehalten mit den Kindern war, küßte sie ihn zärtlich, beinah überströmend.

Der Junge, der an derartiges nicht gewöhnt war, fing an zu schreien; die Mutter hatte ihm beinah wehgetan.

Das brachte sie wieder zu sich; sie setzte ihn nieder, warf ihr Tuch ab und machte sich daran, das Mittagessen zu kochen.

Während sie auf ihrem Schemel saß und Kartoffeln schälte, kühlte sich ihr erhitztes Gesicht ab, und indem es sich abkühlte, nahm es einen unwirschen Ausdruck an. Der Alltag war wieder um sie her und die gewohnte Umgebung.

Der Rausch verflog, die Nüchternheit kehrte zurück, ihre Stimmung schlug um.

Was war denn mit ihr geschehen? War sie verrückt geworden? Sie, eine Mutter von drei Kindern, eine Wittfrau! Jedenfalls älter als er, mindestens ein paar Jahre älter — und so hatte sie sich das über den Kopf gehen lassen? Bloß weil er freundlich zu ihr gesprochen, ihr die Hand gereicht, einen dummen Spaß gemacht hatte? Das hatte sie so begeistert? So außer Rand und Band gebracht? Weil er ein vornehmer Herr war — nicht wahr? Ein Herr von — da war es aber wirklich weit her mit ihrem Stolz!

Der Groll stieg wieder in ihr auf, daß sie sich überhaupt auf die Geschichte eingelassen hatte, und der Nachmittag verging ihr in dumpfer Verstimmung.

Noch heute abend sollte das wieder anders werden, wieder vernünftig. Ihren Aufwartedienst verrichten, den sie einmal übernommen hatte, und damit fertig. Keine überflüssige Unterhaltung mehr, keine Vertraulichkeit.

Als sie am Abend in den Alkoven eintrat, schimmerte wie

gestern das Licht aus dem Vorderzimmer durch die Glasscheibe hindurch.

Ein rascher Blick — ja, er war da.

Wieder, wie gestern, saß er bei der Lampe an seinem Tisch vor dem aufgeschlagenen Buche, den Kopf in die Hand gestützt.

Sie machte das Bett zurecht, besorgte den Waschtisch, dann biß sie die Zähne zusammen und öffnete die Glastür.

„Guten Abend" — sie war wie gestern im Dunkel stehen geblieben.

Er ließ den aufgestützten Arm sinken.

„Guten Abend," erwiderte er; es sah aus, als wollte er aufstehen.

Aber sie ließ es nicht dazu kommen.

„Wünschen Sie noch etwas?"

Kaum daß er Zeit fand, zu verneinen.

„Also — gute Nacht."

Die Glastür klappte zu; sie war verschwunden. Gleich darauf ertönte das Schließen der Alkoventür, dann das Klingeln an der Haustür — sie war hinaus und fort.

Kaum zehn Minuten hatte das alles gedauert.

Ihr erstes Gefühl, als sie auf die Straße trat, war der Stolz.

Sie hatte ihre Stellung wieder erobert.

Als sie dann weiter ging, wurde ihr plötzlich zum Weinen. Die Tränen saßen ihr nicht locker — dennoch wurde ihr so traurig ums Herz, daß ihr beinah die Tränen kamen.

Wie kurz, wie hart, wie häßlich sie zu ihm gesprochen hatte!

Warum denn nur?

Sie gab sich die größte Mühe, wiederzufinden, was sie im Laufe des Nachmittags gefühlt hatte, und es gelang ihr nicht.

Als sie ihn so hatte da sitzen sehen, hatte er ihr so leid getan. So jung und so einsam. Das kleine, kranke Mädchen auf dem Pfeifenkopf alles, was ihm von Freunden und Verwandten geblieben war.

Sie war älter als er. Beinah ein mütterliches Gefühl hatte sie empfunden, indem sie ihn so ansah. War denn das etwas Unrechtes? Brauchte sie sich deshalb Vorwürfe zu machen?

Alles das war ihr durch Kopf und Herz gegangen, als sie in der Glastür gestanden hatte, dennoch hatte sie die Glastür mit kurzem „gute Nacht“ hinter sich zugezogen, hatte ihm nicht Zeit gelassen, aufzustehen und auch nur ein Wort zu sprechen, was er offenbar gewollt hatte.

Zu Haus angelangt, legte sie sich bald zur Ruhe, und ihr letzter Gedanke im Einschlafen war, wenn es nur erst morgen früh wäre, damit sie wieder freundlicher zu ihm sein könnte, als sie es heut abend gewesen war.

Am nächsten Morgen jedoch erlitten diese wohlgemeinten Vorsätze einen neuen Stoß.

Sie hatte Feuer angezündet im Ofen, wie gestern, seine Sachen zum Abbürsten hinausgenommen in die Küche und in der Küche Minnas unvermeidliche Gespräche über sich ergehen lassen.

Während sie aber dort stand und der Zubereitung des Kaffees zuschaute, öffnete sich die Tür seines Zimmers und eine feierlich heitere Stimme rief über den Flur: „Waidfrau, Sie können das Frühstück bringen!“

Die Minna, die am Herde stand, fuhr herum, wie von der Tarantel gestochen.

„Frau Waidmann — sind das Sie?“

Ihre ohnehin schon dicken Backen waren vom verhaltenen Lachen so geschwollen, daß es aussah, als wenn sie platzen würden.

Die Waidmann erwiderte keinen Laut.

Sie war rot geworden bis über die Stirn, bis unter das Haar.

Schweigend raffte sie das Frühstück zusammen.

Während sie zu ihm hineinging, brach das Lachen, das die Minna aus Furcht vor ihr zurückgehalten hatte, so krampfhaft hervor, daß es durch das ganze Haus gellte.

„Warum lacht denn die da draußen so laut?“ fragte er, als die Frau bei ihm eintrat. Mit einem finsteren Blick sah sie von unten zu ihm auf.

„Sie soll wohl nicht lachen, wenn Sie das so laut über den Flur rufen, daß das ganze Haus es hört!“

Klirrend setzte sie das Frühstücksbrett auf den Tisch. Ohne ein Wort zu sagen, ging sie hinaus, brachte seine Kleidungsstücke, die sie auf den Stuhl warf. Ebenso stumm holte sie die Pfeife, stellte sie an den Stuhl und lautlos verschwand sie.

Heute mochte er allein seinen Kaffee trinken und sich den Fidibus selber anzünden.

Er hatte es gründlich mit ihr verschüttet, das was klar. Und er machte sich Vorwürfe.

Welche Taktlosigkeit! Als sie gestern vor ihm gestanden, die Augen langsam zu ihm herumgewendet, und gesagt hatte: „Also, die Waidfrau wird wiederkommen," welch ein Moment war das gewesen. Wie hatte ihn der leise Ton ihrer Worte berührt, lieblich, beinah geheimnisvoll, wie der stammelnde Anfang eines Geständnisses. Aber hatte ihm der leise Ton nicht gleichzeitig verraten, wie die Worte gemeint waren? Daß sie hier drinnen, unter vier Augen mit ihm, die Waidfrau für ihn sei, aber nicht draußen, wo die anderen es hörten? Und nun, wie ein dummer Junge hatte er ihr Geheimnis hinausgeschrien. Nicht aus bösem Willen, wahrhaftig nein, aber was half es, daß er sich das sagte?

Er hatte ihr Vertrauen preisgegeben, mit täppischer Hand etwas gebrochen, das zu keimen begonnen hatte, etwas Reizendes, Duftiges, das er sich selbst noch gar nicht recht zu erklären vermochte, das wie eine Erfahrung in seinem unerfahrenen Herzen aufgehen wollte, und das nun dahin war.

Ja, dahin, denn die Frau war erzürnt und blieb böse. Des Morgens „guten Morgen", des Abends „guten Abend", das war alles, und dazu die notwendigen pflichtgemäßen Verrichtungen. Und das blieb Tage, Tage und Tage lang. Keine Unterhaltung mehr, kein Liebesdienst, der über das Maß der Pflicht hinausging.

Es war zum Verzweifeln.

Wie ihn das wurmte, das sah man seinem Gesicht an, das keine Erregung des Innern zu verbergen vermochte. Und wenn er weniger unerfahren mit Frauen gewesen wäre, hätte er gemerkt, daß auch sie nicht kalt war, sondern ebenfalls herzhaft litt.

Warum war sie denn eigentlich so furchtbar erzürnt? Doch eigentlich nur, weil das dumme Ding, die Minna, so gelacht hatte.

Denn daß er sie nicht hatte kränken wollen, als er das „Waidfrau" über den Flur rief, daß es nur der harmlose Ausdruck seiner Freundschaft gewesen war, das hatte sie ja ganz genau gefühlt.

Aber nun hatte sie sich in Ärger und Groll verbissen und kam nicht wieder davon los.

Ein schwacher Trost war es auch nur, daß sie der Minna jeden Tag jetzt gereizte Worte an den Kopf warf, ihr Vorhaltungen über die Ungeschicklichkeiten machte, die sie bei allem und jedem beging, so daß das Mädchen fast jeden Tag in Tränen schwamm. Mit dem da vorne war sie auseinander, und sie fanden sich nicht mehr zueinander zurück.

In der Einsamkeit, die ihm jetzt wirklich fühlbar wurde, warf er sich mit verdoppeltem Eifer auf seine Arbeiten. Er beschloß, jetzt auch des Abends zu Hause zu bleiben, und eines Morgens richtete er an die Waidmann die Bitte, ihm einen Teekessel zu besorgen, damit er sich Tee kochen könne.

Fräulein Philippi besaß solch ein Ding, einen alten, nur selten gebrauchten Berzelius. Er wurde der Waidmann übergeben.

Als der Abend gekommen war, stellte sie den Kocher, nachdem er draußen in der Küche mit Spiritus gefüllt worden war, auf die Kommode in seinem Zimmer. Bei dem Klappern des Apparates wandte er sich, der wieder am Tische vor seinem Buche saß, halb zu ihr herum, ihr zuzusehen.

Im nächsten Augenblick erlebte er einen schauerlichen Anblick: Die Waidmann hatte ein Schwefelholz in Brand gesteckt, um den Docht der Lampe anzuzünden. Der Docht wollte nicht Feuer fangen, sie mußte mit dem lodernden Streichholz tief in den Schornstein hineinlangen.

Vermutlich hatten sich in dem unrein gehaltenen Schornstein Spiritusgase entwickelt — jählings schlug eine hohe Flamme auf; mit einem dumpfen Knall sprang sie aus dem Behälter heraus, durch die Luft und der Frau, die ganz nah daran stand, in das Gesicht.

„Waidfrau —“

Mit einem Schrei flog der junge Mann von seinem Stuhle empor und auf die Frau zu, die mit einem dumpfen Laute des Schreckens zurückgetaumelt war.

Er drückte ihr die Hand auf das Gesicht.

Die Flamme aber war schon erloschen, so rasch, wie sie aufgeschlagen war.

Mit dem linken Arm hielt er sie umfaßt. Sie war zurückgesunken an seine Brust.

Ihr Leib zitterte und bebte. „Meine Augen,“ klagte sie, „meine Augen.“

„Um Gottes willen," versetzte er stammelnd, „was ist da zu tun?"

Er ließ sie aus dem Arm, riß die Kommode auf und holte von seinen weißen leinenen Taschentüchern eins hervor, damit sie sich eine Binde davon machte. Dann lief er, so wie er war, ohne Hut, auf den Hof hinaus. Er wußte nicht, was er machen sollte, was man in solchen Fällen braucht; nur ein unbestimmtes Gefühl war in ihm: „Kühlung, Kühlung!"

Natürlich tat er das Unsinnigste.

Der Hof lag voll frisch gefallenem Schnee. Mit beiden Händen griff er hinein, und so, einen ganzen Haufen Schnee in den Armen, kam er zurück.

Die Frau saß, als er hereintrat, auf einem Stuhle; der Schreck war ihr so in die Glieder gefahren, daß sie sich hatte niedersetzen müssen.

Mit den Augen blinzelte sie umher, als wollte sie prüfen, ob die Sehkraft Schaden genommen hätte. „Gott sei Dank," sagte sie, „ich kann sehn."

Er atmete aus tiefer Brust auf.

„Was bringen Sie denn da?" fragte sie.

„Ich dachte —" stotterte er verlegen — „es würde Ihnen gut tun."

Ein schwaches Lächeln zuckte um ihre Lippen. „Das wäre nun grade nicht das Rechte."

Mit einem Schritt war er zur Tür hinaus. Auf den Flur, der mit Fliesen belegt war, schüttelte er den Schneehaufen ab. Dann kam er zurück.

„Tut Ihnen etwas weh?"

„Ja, hier," gab sie zurück, „über den Augen — ich glaube, die Augenbrauen."

Sie deutete mit dem Finger über die Nase. Mit der Lampe in der Hand trat er heran, und während sie die Augen schloß, leuchtete er ihr ins Gesicht.

Die Flamme war zwischen den Augenbrauen emporgeschlagen, hatte ihr die Haare an beiden Ecken der Brauen versengt und einen blakigen Streifen auf die Stirn gezeichnet.

Er setzte die Lampe auf den Tisch, ergriff das leinene Tuch, das sie noch in den Händen hielt, und begann ihr die Stirn abzureiben.

Indem er so mit der rechten Hand arbeitete, hatte er den linken Arm um ihren Nacken gelegt.

Ihr Haupt, mit den geschlossenen Augen, sank ihm in den Arm.

„Ich denke — ich hoffe — es wird nicht schlimm sein," sagte er ermutigend.

Dann hörte er mit dem Reiben auf. Er bemerkte, daß die Haut von der Flamme gereizt war, und daß sie unter seiner reibenden Hand immer röter wurde.

Die Waidmann schlug die Augen auf.

„Lassen Sie nur," sagte sie. „Ich danke. Ich glaube, es war wohl hauptsächlich der Schrecken. Ich will jetzt nach Haus gehn."

„Werden Sie denn das können?" fragte er.

Sie erhob sich vom Stuhle.

„Ich binde mir das um den Kopf," und sie deutete auf das Taschentuch. „Darf ich das mitnehmen?"

„Aber versteht sich doch," erklärte er.

„Die Minna soll mir etwas Öl geben, das lege ich auf, dann wird's schon wieder werden. Also gute Nacht."

Sie nickte mit dem Kopfe, und er hörte, wie sie draußen von Fräulein Philippi und deren Dienstmädchen in Empfang genommen wurde, die durch den Schrei und das Hin- und Herlaufen aufmerksam geworden waren und nun natürlich mit Fragen über sie herstürzten.

„Ihr alter Kessel!" sagte die Waidmann vorwurfsvoll zu Fräulein Philippi, „viel hätte nicht gefehlt, so hätt' ich mir beide Augen daran ausgebrannt."

Aus dem Abendbrot, das er auf seiner Stube hatte einnehmen wollen, wurde nun nichts und aus dem Arbeiten auch nicht mehr viel.

Er ging in die Stadt.

Die Aufregung war ihm zu tief in die Nerven gedrungen und die Erinnerung ließ ihn nicht los.

Die Erinnerung daran, wie die Flamme zu ihr hinübergesprungen war, wie sie aufgeschrien und dann — wie sie in seinem Arm gelegen hatte, wie sein Arm sie umschlungen gehalten und wie ihr warmer, voller Leib an seiner Brust gezittert und gebebt hatte.

Ja — daran erinnerte er sich auch.

Ganz gut aber war es am nächsten Morgen, wie es schien, doch noch nicht geworden.

Die Waidmann kam nicht; statt ihrer erschien ein kleines Mädchen, das mit kindlich piepsender Stimme „guten Morgen" bot. Hugo blickte auf.

„Sind Sie — die Auguste?"

Jawohl, es war die Auguste, die heute aus der Schule ferngehalten worden war, um die Stelle der Mutter zu vertreten.

„Wie geht's denn der Mutter?"

O danke — es ging ihr schon viel besser. In der Nacht hätte sie noch Schmerzen gehabt und sich noch öfters Umschläge machen müssen. Und weil es heut so sehr kalt wäre, hätte man ihr geraten, heut lieber noch nicht auszugehn.

Kaffee trinkend, das Buch in der Hand, sah er der kleinen Nothelferin zu, die mit peinlicher Aufmerksamkeit ihre Obliegenheiten vollzog.

Wie sauber und anständig das Kind gekleidet, wie reinlich es gewaschen, wie glatt ihm das Haar gemacht war!

„Soll ich auch die Pfeife rein machen?" fragte sie. „Ich werde mich auch sehr mit dem Kopf in acht nehmen."

Er lächelte.

Die Mutter hatte ihr offenbar genaueste Anweisungen erteilt.

„Na — wenn Sie sich so sehr in acht nehmen wollen —"

„Stopfen aber kann ich sie noch nicht," erklärte sie, als sie bald darauf mit der gereinigten Pfeife zurückkehrte.

„Dann werde ich das also selbst besorgen," meinte er.

Sie stellte sich mitten ins Zimmer.

„Haben Sie fertig gefrühstückt?"

Er hatte fertig gefrühstückt.

„Haben Sie sonst noch etwas zu wünschen?"

Lachend stand er auf und nahm den Kopf der kleinen Fragerin zwischen beide Hände.

„Nur, daß Sie mir die Mama schön grüßen, wenn Sie nach Haus kommen. Werden Sie das bestellen?"

„Jawohl, danke."

„Und daß Sie ihr sagen, daß Sie Ihre Sache sehr gut gemacht haben. Werden Sie das auch bestellen?"

„Jawohl, danke."

„Und daß Sie den Gustav und den Ferdinand von mir grüßen.“

Aus seiner Kommode holte er ein altes Osterei von Porzellan hervor.

„Und das schenke ich Ihnen. Wollen Sie’s haben?“

„Jawohl, danke schön, danke!“

Die kleine Hand griff nach dem Schatze. Mit leuchtenden Augen blickte das Kind zu ihm auf, dann ging es seiner Wege.

Am Abend war es wieder die Auguste, die erschien, um regelrecht, wie ein kleines Uhrwerk, ihre Verrichtungen abzuschnurren.

Er saß am Tische, bei Lampe und Buch, und ließ sie gewähren.

„Kommt morgen die Mutter wieder?“ erkundigte er sich, als sie ihm „gute Nacht“ geboten hatte.

Sie wußte es nicht; aber wenn es morgen noch so kalt sein würde, wie heute, würde die Mutter wohl noch nicht kommen, so glaubte sie.

„Also grüßen Sie die Mutter von mir.“

Ja, das würde sie bestellen — also gute Nacht.

„Gute Nacht.“

Am nächsten Tage aber schien es wärmer geworden zu sein. Denn als er von dem Geräusch erwachte, das die sich öffnende Alkoventür verursachte, waren es nicht trippelnde Kinderfüße, die er vernahm, sondern die schwereren, weichen Schritte, die eine Frauengestalt hereintrugen.

Die Waidfrau war wieder da.

Er schloß die Augen, wickelte sich noch einmal in die Decke; ein Wohlgefühl überkam ihn, und es war nicht eigentlich die Bettdecke, sondern dies warme Gefühl, in das er sich hineinwickelte, tief, tief, wie ein Kind, dem etwas beschert worden.

Als er sich angekleidet hatte und ins Vorderzimmer gekommen war, trat er an das Fenster. Es sah aber gar nicht so aus, als wenn es wärmer geworden wäre; im Gegenteil, der Schnee lag fußhoch.

Dennoch war sie gekommen?

Ja, sie war gekommen. Denn indem er noch am Fenster stand, tat sich hinter ihm die Tür auf und, das Frühstücksbrett in beiden Händen, erschien die Waidmann auf der Schwelle.

„Waidfrau — sind Sie wieder da?"

Mit einem Schritt war er auf sie zu.

Er nahm ihr das Brett aus den Händen, um es selbst auf den Tisch zu setzen.

Heut hatte er das „Waidfrau" nicht herausgeschrien; wie ein unterdrückter Freudenlaut hatte es geklungen.

Sie trug den Kopf noch verbunden; unter der weißen Binde blickten die Augen hervor, unversehrt, blickten ihn an und leuchteten.

„Die Waidfrau ist wieder da," sagte sie leise; dabei lächelte sie.

Er faßte sie an beiden Händen und drückte ihre Hände; zögernd erwiderte sie den Druck.

Beide Menschen feierten ein Wiedersehn und ein Wiederfinden; ein Wiedersehn nach dem neulichen Unglücksfall, ein Wiederfinden nach der bösen Entfremdung, die vorhergegangen war.

„Geht es denn wieder gut?" fragte er. Er dachte nicht an das Frühstück.

„In der Stube kann ich's schon wieder abnehmen," erwiderte sie.

Sie knüpfte sich die Binde von der Stirn, mit hastigen Händen, als fühlte sie ein Bedürfnis, ihm ihr unverhülltes Gesicht wieder zu zeigen.

„Nur hier, über den Augenbrauen," setzte sie hinzu, indem sie mit dem Finger auf die Nasenwurzel deutete. Ihre Bewegung sah wie eine Aufforderung aus, daß er näher kommen, daß er zusehen sollte.

Er trat dicht an sie heran.

Zwischen den Augenbrauen war ein weißlicher Fleck; die Augenbrauen selbst waren an den inneren Enden versengt, so daß die einzelnen Haare borstig aufstanden. Mit leise tupfendem Finger strich er über den Fleck und ihre Augenbrauen entlang.

„Ein Bürstchen haben Sie über den Augen bekommen," sagte er leise scherzend, aber seine Stimme zitterte, indem er so sprach.

Die Frau erwiderte nichts; sie stand regungslos, während sein Finger sie berührte, während sein Gesicht dicht über ihrem Gesichte war.

Plötzlich wurde er blutrot und wandte sich ab.

Ein Verlangen hatte ihn gepackt, die Lippen auf ihre Haut zu drücken, und in seiner Schüchternheit hatte er es nicht gewagt.

Er ging hinter den Tisch, setzte sich zum Frühstück und versenkte sich in sein Buch.

Die Waidmann war rot geworden, wie er. Sie wandte sich gleichfalls ab und ging an ihre Besorgungen. Beide sahen sich nicht an; beide sprachen zueinander kein Wort. Erst nachdem sie mit ihren Verrichtungen fertig geworden war, blieb sie noch einmal an der Tür stehen.

„Auch noch bedanken wollt' ich mich für das schöne Osterei, das Sie meiner Auguste geschenkt haben."

Er sprang auf. Der Zwang war gebrochen, der ihn erwürgt hatte. Sein Gesicht strahlte wieder vor Vergnügtheit.

„Hat's ihr Spaß gemacht? Ja?"

Er drückte ihr den Fidibus in die Hand, damit sie ihm die Pfeife anzündete.

Wieder wie damals, als sie es zum ersten Male getan, stand er ihr gegenüber, durch den Tabaksqualm mit listigen Augen zu ihr hinüberlächelnd.

„Wenn Sie nach Haus kommen," sagte er, „grüßen Sie unsere Auguste."

Und wieder wie damals, als er sie zum ersten Male „Waidfrau" genannt hatte, fuhr sie mit dem Kopfe auf.

„Unsere — Auguste?"

Er lachte auf.

„Jetzt, wo Ihre Auguste bei mir gewesen ist und so schön aufgewartet hat, ist Ihre Auguste auch meine geworden, also ist es unsere Auguste."

Die Waidmann klopfte den glimmenden Fidibus am Türpfosten aus; sie schüttelte den Kopf, indem sie es tat.

Was der Mensch für Einfälle hatte!

Sie schien verlegen; die Röte war wieder in ihrem Gesichte aufgestiegen.

Aber er stand noch immer und schien auf eine Antwort zu warten.

„Ist gut also," versetzte sie, indem sie mit heißen Wangen lächelte, „ich werde es — unserer Auguste sagen."

Aber sie hielt nicht Wort.

Als sie nach Haus kam, in den Sperlingswinkel, bestellte sie der Auguste den Gruß nicht, sagte ihr überhaupt kein Wort.

Warum nur? Weil ein so sonderbares Gefühl in ihr war, ein Gefühl, das, wenn man es genau betrachtete, eine täuschende Ähnlichkeit mit dem hatte, was man Eifersucht nennt.

Eifersüchtig auf das Kind? Ihr eigenes Kind? Zum Lachen — und dennoch war es nicht anders.

Als die Auguste gestern heimgekommen war und gar nicht hatte aufhören können zu erzählen, wie es bei ihm gewesen war, wie er mit ihr gesprochen und gescherzt, wie er ihren Kopf zwischen die Hände genommen und ihr schließlich das Osterei geschenkt hatte, war sie schweigend und äußerlich ruhig, innerlich aber in lauschender Gespanntheit dem Berichte des Mädchens gefolgt.

Keine Silbe war ihr entgangen; immerfort hatte sie ihn im Geiste vor sich gesehen, und während sie sich freute, daß er so freundlich zu ihrem Kinde gewesen war, hatte sie sich gleichzeitig darüber geärgert.

Und als heut früh die Auguste wieder davon angefangen hatte, daß sie auch heut wohl zu dem Herrn gehen und die Mutter zu Hause bleiben würde, war sie mit einem kurzen „Nein" dazwischengefahren.

„Nein, du gehst wieder in die Schule; ich werde selbst zu ihm gehn."

Sie selbst — und niemand anderes!

Mochte es sein, wer es wollte, mochte es ihr eigenes Kind sein — niemand sollte ihr nehmen, was ihr Recht war, ihr ausschließliches, bei ihm zu dienen, niemand zu ihm gehen, zu dem nur sie gehn durfte, niemand für ihn sorgen, niemandem sollte er gehören, als nur —

In solcher Aufwallung war sie heut morgen bei ihm erschienen.

Das war es gewesen, was aus ihren Augen blitzte, als sie ihn unter der Stirnbinde angesehen hatte. Und nun dieses Wort, dieses seltsame, das er zu ihr gesagt hatte, und das sie in sich herumwälzte, wieder und immer wieder — „unsere Auguste".

Was hatte er nur damit gemeint? Offenbar nur einen Spaß: einen Scherz, wie damals, als er sie „Waidfrau" genannt hatte.

Aber solch ein Scherz!

War er denn noch solch ein Kind, daß er sich nicht sagte, was es bedeutet, wenn ein Mann zu einer Frau von ihrem Kinde als von „unserem“ Kinde spricht?

Ja, es war schon so; er war wirklich noch ein Kind, namentlich Frauen gegenüber.

Das hatte sie gemerkt, als er vor ihr stand, ihre Stirn betupfte und ihre Augenbrauen, als sie gefühlt hatte, wie es ihn verlangte, sie zu küssen, und wie er es nicht gewagt hatte, weil er zu schüchtern war.

Der Mensch da hatte noch keine Frau in die Arme geschlossen, vielleicht noch keiner so nahe gegenübergestanden, wie heute ihr.

Und also — war sie die Erste?

Indem dieser Gedanke in ihr aufging, war es wie eine Flamme, die ihr ganzes Innere mit Wärme erfüllte und mit leuchtender Helligkeit.

Ihre Phantasie ging mit ihr durch; sie sah sich im Geiste in seinem Zimmer sitzen, auf seinem Stuhl, und wie man einen Knaben zu sich heranzieht, ein Kind, so zog sie ihn zu sich heran, und wie ein Kind setzte sie ihn sich auf den Schoß. Dann kniff sie ihn in die Ohren und zauste ihn an den Haaren und bog ihm den Kopf zurück und sah ihm in die Augen, die blauen Kinderaugen, flüsterte ihm närrische Worte zu, freundliche, zärtliche, kosende und dann beugte sie das Gesicht auf seines und küßte ihn auf die Augen und auf den Mund — als sie mit ihren Gedanken soweit gekommen war, fuhr sie auf. Sie sah, daß sie im Sperlingswinkel am Herd stand und für ihre Kinder das Essen kochte und merkte, daß sie wie in wachem Traume herausgekommen war und mechanisch die Obliegenheit des Alltags besorgt hatte.

„Verrückt wirst du — du bist verrückt,“ sprach sie in sich hinein, indem sie sich zusammenraffte und gewaltsam die Vorstellungen von sich warf, die sie umlagerten.

Aber von jetzt an gab es nur einen Gedanken noch in ihrem Dasein: die Erwartung der Stunde, da sie in Fräulein Philippis Haus gehen durfte, zu ihm.

Immer länger wurden die Unterhaltungen zwischen den beiden Menschen.

Seine Gewohnheit, während des Frühstückens zu lesen, hatte

er aufgegeben. Statt dessen unterhielt er sich mit der Waidfrau, die sich auf einen Stuhl setzen mußte, weil er nicht wollte, daß sie immer vor ihm stand, weil es gemütlicher war, wenn sie beide saßen.

Von „unserer Auguste" mußte sie ihm erzählen, „unserem Gustav" und „unserem Ferdinand", denn so wie das Mädchen hatte er auch die beiden Jungen zu „unseren" Jungen gemacht.

Und die Waidfrau hatte sich daran gewöhnt, sprach von ihren Kindern als von „unseren" Kindern, als verstände sich das von selbst, als wäre es nie anders gewesen.

Von ihrem früheren Leben, von dem Arbeiteraufstand, ihrer Tätigkeit in den Fabrikantenhäusern, von dem, was sie bei den Fabrikantenfrauen erfahren und gesehen, von Dingen, über die sie zu niemandem sonst sprach, sprach und erzählte sie dem fremden Manne. Aber war er denn ein fremder? Nein. Aber ein bekannter von früheren Tagen doch auch nicht.

Also, was dann?

Ja, wenn sie hätte sagen sollen, hätte sagen können, was er ihr war!

Hatte es jemals eine Zeit in ihrem Leben gegeben, da sie ihn dort nicht hatte sitzen sehn? Sie konnte es sich nicht vorstellen.

Würde je eine Zeit kommen, da er dort nicht mehr sitzen würde? Sie konnte es nicht denken.

Märchen war in ihrem Leben, und das Märchen weiß nichts von Vergangenheit und Zukunft; Zeitlosigkeit ist seine Bedingung.

Der Stuhl da unter dem Fenster war ihr Besitztum geworden; die Viertelstunde, die sie täglich plaudernd darauf saß, ein Bestandteil ihres Daseins, ein Lichtpunkt, ein Brennpunkt, neben dem alles übrige verblaßte, gleichgültig wurde und entschwand.

Wenn die Tür hinter ihr geklappt hatte, war sie hinaus aus der Welt, auf einer Insel im menschenleeren Ozean.

Was die Menschen draußen trieben und sprachen — sie fragte nicht danach; was sich draußen begab, ob sich etwas begab — sie wußte nichts davon.

Und doch begab sich da draußen manches, und es bereitete sich Ernstes.

Während die beiden Menschen da drinnen in ihrer Stube saßen und eines über dem anderen die Welt vergaßen, ging die Welt weiter, und über dem Horizont der Menschenerde stieg langsam ein furchtbares Antlitz empor, den Gewitteratem einhersendend aus pulverbläulichen Lippen, der Krieg.

Das Jahr 1866 schritt vor und fing an, die Ereignisse zu bereiten, die im Schicksal der Völker und im Leben der einzelnen Spuren hinterlassen sollten, nie zu verändernder, nie zu vertilgender Art.

An einem Morgen, als die Waidmann, wie gewöhnlich, unter dem Rasseln der Türglocke ins Haus eingetreten war, kam Fräulein Philippi, aufgeregten Gesichts, aus ihrem Zimmer hervorgeschossen, ihr entgegen. In den Händen schwenkte sie eine Zeitung.

Aufgeregt war sie ja immer — heut aber schien etwas Besonderes vorzuliegen.

„Ach Gott, Frau Waidmann, was hier in der Zeitung steht! Wir bekommen ja Krieg?"

Die Waidmann schien sie kaum zu verstehn.

„Krieg? Was denn für Krieg?"

„Mit den Österreichern," belehrte Fräulein Philippi weiter. „Das ist der Bismarck, der uns das alles besorgt! Dieser Mensch! Ich habe es immer gesagt."

Die Waidmann wußte gar nicht, was sie erwidern sollte. Die Österreicher — der Bismarck — lauter Dinge, von denen sie nichts wußte, kaum je etwas gehört hatte.

„Wenn Sie nachher zu Ihrem Herrn hineingehn," fuhr die geängstigte alte Jungfrau fort, „nehmen Sie ihm doch die Zeitung mit hinein; fragen Sie ihn doch einmal, ob es wirklich so schlimm steht? Der hat ja Verbindungen, der weiß Bescheid."

Sie drückte ihr das Zeitungsblatt in die Hand. Zum ersten Male empfand sie es als eine Wohltat, daß sie einen Menschen im Hause hatte, der mit der „Regierung" Beziehungen hatte, der an der Quelle saß, sichere Nachrichten haben mußte.

Die Waidmann nahm die Zeitung an sich, weil sie nicht anders konnte, weil sie ihr mit Gewalt in die Hand gestopft wurde.

Aber sie blickte nicht einmal hinein. Was ging denn sie das alles an?

Krieg — wie ein wesenloser Schall schlug das Wort ihr an das Ohr.

Das war wieder einmal die alte Dumme, die Philippi, die sich um Dinge aufregte, die sie nichts angingen.

So wenig Beachtung schenkte sie der Sache, daß sie nachher, als sie zu ihm hineinging, die Zeitung mitzunehmen vergaß.

Erst später, als er schon beim Frühstück saß, fiel es ihr ein, daß das Blatt noch in der Küche lag. Sie ging hinaus, es zu holen.

„Das hat mir die Philippi gegeben," sagte sie, indem sie es über den Tisch hinüberreichte, „es steht da irgend was drin; Sie möchten doch einmal sagen, ob es richtig ist, was da steht."

Er nahm die Zeitung von ihr entgegen und senkte die Augen hinein.

Von ihrem Stuhle am Fenster sah die Waidmann, wie sein Gesicht beim Lesen ernsthaft wurde, wie es sich umschattete, beinah verdüsterte.

„Es wird schon so sein, wie es da steht," sagte er nach einiger Zeit, indem er das Blatt aus der Hand legte. „Brenzlig hat's schon immer ausgesehen, die ganze Zeit, nun wird's wohl nächstens losgehn mit dem Krieg."

Die Augen der Frau weiteten sich.

„Bekommen wir Krieg?"

Er nickte mit emporgezogenen Augenbrauen. Dabei sah er sie an und sah, wie sie aufatmete und lächelte.

„Dann ist's aber nur gut," sagte sie, „daß Sie aus der Geschichte heraus sind."

„Wieso — heraus bin?" fragte er.

„Na — weil Sie doch Ihren Abschied genommen haben vom Militär."

Er lächelte. „Das gilt aber doch nur für den Frieden. Militärpflichtig bin ich darum doch immer noch. Wenn's losgeht, muß ich natürlich mit."

Nachdem er dies gesagt hatte, entstand eine Stille. Die Waidmann erwiderte nichts, gab überhaupt keinen Laut von sich.

Er hatte zu Ende gefrühstückt; jetzt richtete er den Kopf auf.

„Na — bekomme ich denn heut meine Pfeife nicht?"

Die Waidmann stand auf; sie räusperte sich, als hätte ihr etwas in der Kehle gesteckt, etwas Erstickendes. Er nahm ihr die Pfeife ab; dabei berührte er ihre Hand; ihre Hand war ganz kalt.

„Na — und der Fidibus?" fuhr er fort.

„Ja — der Fidibus —" sie griff umher, als hätte sie

vergessen, wo die Papierstreifen lagen; als wären ihr die Gedanken abhanden gekommen.

Er stand mitten im Zimmer und sah ihr zu. Dann lachte er laut auf.

„Aber Waidfrau, was ist denn los?"

Als sie ihn lachen hörte, kamen ihre taumelnden Augen zu ihm herum, und es sah aus, als klammerten sich ihre Augen an seinem Gesichte an.

Wieder, wie vorhin, hob sich ihre Brust. Wenn er so zu lachen vermochte, konnte es ja so schlimm nicht sein.

Indem sie ihm den brennenden Fidibus über die Pfeife hielt, beugte er sich nieder und flüsterte ihr ins Ohr: „Noch bin ich ja nicht tot."

Sie fuhr zurück.

„So sollten Sie doch aber nicht sprechen," sagte sie mit würgendem Laut.

Unachtsam hielt sie das glimmende Papier in Händen, so daß es ihrem Kleide ganz nahe kam.

Er entriß es ihr.

„Wollen Sie noch einmal anbrennen?" rief er lachend. „Waidfrau, zum Donnerwetter, was ist denn mit Ihnen los? Weil da irgend was in der dummen Zeitung steht? Ist ja vielleicht Unsinn, die ganze Geschichte. Vorläufig, das sehn Sie doch, haben wir noch Frieden, und ich bin noch da."

Sie atmete tief auf, wie jemand, der sich von einem Schrecken erholt.

„Das hat sich die Alte da drüben, die Philippi, bloß herausgesucht aus der Zeitung," fuhr er scherzend fort, indem er im Zimmer auf und nieder ging, „weil sie mich los sein möchte; hilft ihr aber nichts, ich gehe nicht, fällt mir gar nicht ein; bleibe wo ich bin."

Der muntere Ton, in dem er sprach, gab ihr das Leben wieder. Mit einem Schritt war sie an den Tisch heran, sie ergriff die Zeitung und zerknüllte sie in der Hand.

„Habe ich mir doch gleich gedacht," meinte sie murrend, „was versteht denn die alte Dumme von solchen Sachen?"

„Fräulein Philippi ist ein Angsthase," sagte er.

„Das ist wahr! Das ist sie!"

Aufgeregt lachend bestätigte die Waidfrau, daß er sie richtig bezeichnet hätte.

Dann ging sie hinaus.

In der Küche fand sie den „Angsthasen“ Fräulein Philippi.

„Ist alles Unsinn,“ sagte die Waidmann kurz und grob, indem sie der alten Jungfrau das zerknitterte Blatt zurückreichte, beinah zuwarf.

„Hat er das gesagt?“ erkundigte sich diese mit ängstlichem Erstaunen.

„Überhaupt nur gelacht hat er,“ erklärte die Waidmann. Sie sprach laut, als wäre außer dem alten Fräulein noch jemand da, der sie hören sollte. Wer? Vielleicht ihr eigenes Herz da drinnen in der Brust.

Aus seinen halben Andeutungen, seinen Scherzen machte sie sich etwas zurecht, etwas, woran sie glauben, woran sie sich halten konnte.

Unsinn war alles — alles nur eine Einbildung und ein Geschwätz der alten Dummen, der Philippi.

Wie man ein niederschlagendes Pulver gebraucht, um erregtes Blut zu beschwichtigen, so wiederholte sie sich das den ganzen Tag. Und den ganzen Tag über half es auch. Aber dann kam die Nacht, und in der Nacht fuhr sie jählings aus dem Schlafe auf.

Eine Zentnerlast erdrückte ihre Brust, und sobald sie wach geworden, stand ein Gedanke vor ihr: „Es wird Krieg, und er muß mit.“

Umsonst, daß sie ihr Beschwichtigungsmittel versuchte, daß sie mit murmelnden Lippen: „Es ist Unsinn — Unsinn alles“ vor sich hin sprach, der Gedanke wich nicht; wie mit glühenden Buchstaben stand es vor ihr im Dunkel geschrieben: „Es wird Krieg, und er muß mit.“ Sie setzte sich in den Kissen auf, sie konnte es liegend nicht mehr aushalten; der Schweiß brach ihr aus.

Ihre Phantasie gewann die Oberhand und führte schaudervolle Bilder an ihr vorüber.

Sie hörte den Schlummerhauch ihrer Kinder, die mit ihr in demselben Zimmer schliefen, und das leise Geräusch wurde ihr zum Gestöhn, zum Gestöhn von Menschen, die sterbend auf einem Schlachtfelde lagen. Und unter den Sterbenden war er!

Draußen hatte sich der Wind erhoben; klappernd schlug er an das Fenster. Sein Pfeifen wurde ihr zu Stimmen, die

Stimmen zu Worten; aus jedem Wort klang es wieder: „Es wird Krieg, und er muß mit.“

Und zu der nämlichen Stunde, in der Nacht, als die Frau vom Schlafe auffuhr, saß der Mann, dem ihre geängstigten Gedanken galten, einsam bei Lampe und Buch in seinem einsamen Zimmer.

Eine Unruhe erfüllte ihn, die ihm verwehrte, ins Bett zu gehen.

Er fühlte, daß etwas sich bereitete und kam, das ihn herausreißen wollte aus dem neuen Leben, das er sich kraft eigenen Willens soeben aufgebaut und eingerichtet hatte. Was er heute morgen in der Zeitung gelesen, er wußte, daß es vollkommen richtig war.

Im Lauf des Tages waren neue Nachrichten hinzugekommen; der Krieg wurde unvermeidlich.

Daß er mit mußte in den Krieg, das war gewiß; alles Weitere war ungewiß.

Um zur Ruhe zu kommen, hatte er sich wieder zu seinem Homer geflüchtet, und indem er jetzt in das Buch tauchte, sprangen ihm diese Verse entgegen:

„Nie mehr umspielen die Kinder sein Knie und grüßen den Vater,
Der nicht mehr aus dem Krieg heimkehrt und der grausigen Feldschlacht.
Dann wird Ägialeia, die kluge Tochter Adrastos',
Jammernd erwachen vom Schlaf; ihr Schrei erweckt ihre Mägde;
Weinend klagt das herrliche Weib um den reisigen Gatten,
Besten achäischen Volks, Diomed, den Bänd'ger der Rosse.“

Er starrte in das Licht der Lampe — brannte sie heute so viel düsterer als gewöhnlich? Er blickte im Zimmer umher — war es heute so viel dunkler als sonst? Er stand vom Stuhle auf; eine dumpfe Qual trieb ihn empor. Homer hatte zu ihm gesprochen, sein großer Berater, und hatte ihm verkündigt, daß er nicht wiederkommen würde aus dem Krieg.

Hatte er denn Kinder, die ihm die Knie hätten umspielen sollen, wenn er heimkehrte? Und hatte er die Kinder der Frau, die Auguste, den Gustav und den Ferdinand, nicht zu seinen Kindern gemacht, indem er von „unseren“ Kindern sprach? Hatte er ein Weib zu Hause, das klagend erwachen würde, wenn er draußen blieb im Schlachtfeld? Und hatte er heut morgen die Augen nicht gesehn, die taumelnden Augen im Gesicht der

Waidfrau? Hatte er ihre erstickte Stimme nicht vernommen, als er ihr sagte: „Noch bin ich nicht tot?“ Alles, was er sich spielend, in der Freudigkeit seines Herzens ausersonnen hatte, wurde zu furchtbar deutungsvollem Ernst, zu einer Wirklichkeit, die in geheimnisvolle Beziehung zu den düster prophetischen Worten trat, die er soeben gelesen.

Er riß das Fenster auf und blickte hinaus in die schwarze, von wenigen Laternen spärlich durchleuchtete Nacht.

Die Winterkälte war schon seit einigen Tagen gewichen; heut zum erstenmal hatte sich ein Frühlingssturm erhoben, der ungestüm durch die Gassen der Stadt brauste.

Die alten, von der Winterkälte verquollenen Wetterfahnen drehten sich kreischend im Wind; Ziegelsteine löften sich hier und da von den Dächern und stürzten krachend zur Erde.

Ein Gemisch von abenteuerlichen Lauten erfüllte die Luft. Es hörte sich an, als hätte die Welt das Fieber bekommen, als käme aus weiter Ferne etwas dahergerannt, etwas Ungeheures, Furchtbares, Unsichtbares, das niemand sah, während es selbst alles sah, überall hineinsah, in jedes Haus, jede Zufriedenheit, jedes stille Glück, bei dem einen vorüberstürmend, bei dem anderen verweilend mit kurzem Kopfnicken: „Du mußt mit.“

Und er mußte mit; ein vernichtendes Gefühl in seinem Innern sagte es ihm.

Und während sich die Jugend in ihm verzweiflungsvoll dagegen aufbäumte, daß er hinweg sollte aus dem Leben, dessen Schönheit ihm zum erstenmal aufzudämmern begonnen hatte, war es wie ein tiefes, betäubendes Rauschen um ihn her, indem er sein eigenes Schicksal in einem großen, allgemeinen Schicksal wie im weiten Meere versinken sah.

Von dem Tage an, der auf diesen Tag folgte, nahmen die Dinge einen fieberhaft beschleunigten Gang.

Nicht im Hause von Fräulein Philippi allein, sondern in jedem Hause gab es nur noch einen Gegenstand des Gesprächs: der Krieg. Denn jedermann weiß ja, was in Preußen ein Krieg für die preußischen Männer und Familien bedeutet.

Die Nachrichten überstürzten und überboten sich: Magdeburg wurde in Verteidigungszustand gesetzt. Das machte einen beklemmenden Eindruck, Magdeburg, das alte Bollwerk, für die Bewohner des alten kleinen Fabrikortes die Hauptstadt, mehr

Hauptstadt beinah als Berlin. Es war, als fühlte man die Hand des Feindes bereits an der Kehle.

Dann kam eine Kunde aus Berlin: an dem Bismarck war ein Attentat verübt worden: man hatte auf ihn geschossen.

Der Bismarck — mit einem Schlage war der Name in aller Leute Mund; wie ein neuentdeckter Planet ging er auf.

Ein Wirbelsturm erfaßte alle Gemüter.

Und inmitten dieses hochgehenden Lärms liefen still geschäftig die Postboten umher, Briefe in Händen, bedeutungsvolle, die sie in den Häusern abgaben, wo wehrpflichtige Männer wohnten, denen befohlen wurde, sich angesichts dieses bei ihren Truppenteilen zur Gestellung einzufinden.

Auch an der Haustür von Fräulein Philippi rasselte die Glocke; ein Dienstschreiben aus Berlin flog in Minnas zitternde Hände. In dem Schreiben stand geschrieben, daß der Leutnant außer Diensten Hugo von — — sich in Berlin bei einem der dortigen Regimenter zu melden hätte.

Mittags, als er von dem Direktor zurückkam, erhielt er den Brief; am Abend, als die Waidfrau bei ihm aufwartete, erfuhr sie, daß er morgen abend abreisen mußte. Lautlos nahm sie die Mitteilung entgegen.

Wie in einer Betäubung war sie diese Tage dahingegangen; jetzt kam dies, dieses Letzte, das sie hatte erwarten müssen und erwartet haben würde, wenn sie nicht krampfhaft die Gedanken davor versperrt hätte. Eine dumpfe Kälte, die zunächst alles, auch das Leidgefühl erstickte, lagerte sich in ihrem Hirn.

Schweigend vollzog sie ihre Verrichtungen, und so benommen war sie, daß sie heut, an dem Abend, da er zum letztenmal in dem Bette schlafen sollte, das sie für ihn bereitet, ihm „gute Nacht" zu bieten vergaß.

In sich gekehrt ging sie nach Haus.

Wo sie an Menschen vorüberkam, hörte sie immer dasselbe Gespräch und immer dasselbe: der Krieg — der Bismarck.

Eine verzweiflungsvolle Wut bemächtigte sich ihrer. Warum war solch ein Krieg? Wozu sollte er dienen? Warum war er nötig? Warum ließ man die Menschen nicht still ihren friedlichen Hantierungen nachgehn? Wer waren die Leute, denen die Macht verliehen war, so gewaltsam in das Glück des einzelnen einzubrechen?

Wahnsinn war solch ein Krieg, und die Menschen, die davon sprachen wie von einer notwendigen Sache, Verrückte!

Sie wütete gegen alle und alles, gegen die Weltordnung, gegen die Menschen, die sich so dumm einer sinnlosen Ordnung fügten, und beinah auch gegen ihn, der ihr solchen Schmerz bereitete.

Er war doch heraus aus dem Militär; hätte er es denn nicht möglich machen können, daß er ganz herauskam, daß er ruhig und vernünftig hier sitzen blieb bei seinen Büchern, während sich die Dummen da draußen niederschossen und erwürgten wie wilde Tiere?

Und als er ihr neulich gesagt hatte, daß, wenn es Krieg würde, er mit mußte, hatte er noch gescherzt und gelacht!

So willig gab er sich dem allgemeinen Wahnsinn hin? So wenig schmerzte ihn der Abschied?

Ihre Gedanken verirrten und verwirrten sich zu einem finsteren Knäuel, aus dem es keinen Ausweg, für das es keine Lösung gab.

Düsteren Blicks, ohne Wort und Laut, schnitt sie ihren Kindern das Abendbrot zurecht.

Dumpf und stumpf warf sie sich, als die Nacht gekommen war, in das Bett.

Und dann kam der letzte Tag.

Wenn man ihr damals, als sie so widerwilligen Herzens zum ersten Male zu ihm ging, gesagt hätte, daß sie wenige Wochen später ein noch viel schwereres Herz dahertragen würde, weil sie den Weg zum letzten Male ging!

Für den Nachmittag stand ihr eine traurige Arbeit bevor, seine Sachen in den Koffer zu packen zur Reise nach Berlin.

Die Frühstücksstunde würde die letzte sein, da sie noch einmal wie früher zusammensein konnten.

Aber auch diese Stunde schien heute verloren.

Zwar blieb sie im Zimmer, während er wie gewöhnlich hinter seinem Tische saß, aber sie setzte sich nicht mehr auf ihren gewohnten Stuhl — sie konnte nicht. An das Fenster gelehnt, starrte sie wortlos hinaus. Und weil sie schwieg, schwieg auch er, und in drückendem Schweigen ging die kurze Spanne Zeit dahin, die ihnen noch vergönnt war.

Endlich, als er merkte, daß sie heute all die Handreichungen vergaß, an die er von ihr gewöhnt war, stand er

auf, um selbst nach der Pfeife zu langen, die angelehnt an den Stuhl stand.

Als die Frau seine Bewegung gewahrte, warf sie den Kopf herum; wie ein Zucken ging es durch ihre Glieder; mit einem erstickten Laute kam sie ihm zuvor, stürzte sich auf die Pfeife und drückte sie ihm in die Hand. Dann griff sie zum Fidibus, und noch einmal, wie an dem ersten Tage, standen die beiden Menschen sich gegenüber.

„Waidfrau," sagte er leise, „ich habe mit Fräulein Philippi gesprochen; ich behalte die Wohnung vorläufig; alles bleibt hier, wie es ist. Wenn der Krieg zu Ende ist, komme ich wieder und ziehe wieder ein."

Ihr gebeugtes Haupt richtete sich auf, langsam, wie das Haupt eines Menschen, der einem fern lockenden, kaum verständlichen Tone lauscht.

Wenn der Krieg zu Ende war — jetzt, da all das Schreckliche begann, hatte sie noch gar nicht zu denken vermocht, daß es einstmals wieder vorüber sein würde. Und dann kam er wieder, dann, wie es gewesen war, würde alles wieder sein.

Ihre Augen trafen in die seinen, mit einem sehnsüchtigen, einem lechzenden Blick: „Komm wieder!" Ihre Hände streckten sich unwillkürlich nach ihm aus.

Er ergriff ihre Hände — wie sie kalt waren, wie sie zitterten! Wie sie zitterten in der Qual, die ihre ganze starke, gesunde Natur durchwühlte und übermannte. Wie sie ihn liebte! Und jetzt davongehn zu müssen! Jetzt, in diesem Augenblick, da sein unerfahren kühles Herz zum erstenmal warm geworden war, zum erstenmal alle Kammern aufgetan hatte, weil die Liebe ihr heißes Gesicht hineingetaucht und ihren glühenden, duftigen Hauch hineingeschickt hatte, jetzt die Tür zuwerfen, jetzt alles hingeben zu müssen, was da an seiner Brust aufblühte in ungeahnter Fülle, Wärme und Herrlichkeit. Er versuchte zu lächeln — es gelang ihm nicht; nur ein Zucken des Gesichts wurde daraus.

Mit aller Gewalt mußte er an sich halten, um nicht in Tränen auszubrechen.

„Nur das nehme ich mit," sagte er, indem er mit den Augen auf das Buch deutete, das aufgeschlagen auf seinem Arbeitstische lag, den Homer. „Alles übrige bleibt, wie es ist. Ich habe Fräulein Philippi gesagt, daß Sie manchmal kommen würden, nach den Sachen zu sehn — werden Sie kommen?"

Hastig nickte sie — ob sie kommen würde — ob!

Er deutete auf die Pfeife.

„Die bleibt auch hier. Wenn ich wiederkomme, stopfen Sie sie mir wieder."

Er beugte sich tiefer, dicht an ihr Ohr: „Und — ich sage es nur für alle Fälle — wenn ich nicht wiederkomme, gehört sie Ihnen."

Als er dies ausgesprochen hatte, riß sich ein Schrei von ihren Lippen; er fühlte sich von ihren Armen umfaßt. Im nächsten Augenblick lagen ihre Gesichter aneinander. Er küßte sie auf die Stirn, auf die Stelle, wo der weiße Fleck gewesen war, auf die Augen.

Dann aber kam von unten etwas Heißes, etwas Brennendes zu seinem Gesichte herauf, es war der Mund der Waidfrau, der nach seinem Munde suchte. In einem langen, weltvergessenen Kusse schlossen ihre Lippen sich aufeinander.

„Jetzt muß ich mich anziehen," sagte er, nachdem sie sich aus den Armen gelassen hatten, „um dem Herrn Direktor und den Lehrern Adieu zu sagen. Von dem Herrn Direktor werden Sie immer erfahren, wie es mit mir steht. Heut nachmittag, mit dem Schnellzug, der von Magdeburg kommt, fahre ich ab. Wenn Sie die Sachen eingepackt haben, besorgen Sie mir jemanden, der mir den Koffer auf den Bahnhof bringt. Sie selbst kommen nicht auf den Bahnhof hinaus."

Mit einem stumm flehenden Blick hob sie die Augen zu ihm auf. Er blieb fest.

„Hier, wo wir unter uns sind," fuhr er leise, beschwichtigend fort, „nehmen wir Abschied voneinander — nicht da draußen, wo all die anderen es sehn."

Und so geschah es.

Am Nachmittag, eine halbe Stunde vor Abgang des Zuges, als es schon dunkel in den Straßen draußen war, kam er in seine Wohnung zurück.

Absichtlich kam er so spät, weil er fühlte, daß der Abschied kurz sein müßte, wenn er ihm möglich werden sollte.

Die Waidfrau hatte die Lampe in seinem Zimmer angezündet; mitten im Zimmer stand sie selbst.

Ohne ein Wort zu sagen, wie von einem Sturmwind getrieben, fiel er über die Frau her, riß sie in seine Arme, an

seine Brust und bedeckte ihr totenbleiches Gesicht mit verzehrenden Küssen.

„Behüte Sie Gott, Waidfrau! Behüte Sie Gott, Waidfrau! Behüte Sie Gott, Waidfrau!“

Ein stammelndes Ächzen war alles, was sie zu erwidern vermochte.

Er riß sich von ihr los, trat an die Kommode, zog das Schubfach auf, und aus dem Schubfache holte er ein Bild hervor, eine Photographie, auf der er als Offizier in der Uniform dargestellt war.

„So habe ich ausgesehn,“ sagte er, „bevor ich zu Ihnen kam; so werde ich jetzt wieder aussehen. Wenn ich wiederkomme, lasse ich mich in meinem jetzigen Rock photographieren“ — er drückte ihr das Bild in die Hand — „wenn nicht, so behalten Sie das als Andenken, damit Sie mich nicht ganz vergessen.“

Jetzt war sie es, die sich noch einmal an ihn drängte, in so verzweifelter Umarmung, als wollte sie ihn gewaltsam festhalten.

„Müssen Sie denn gehn? Müssen Sie wirklich gehn?“

„Ja, ja, ja, ich muß gehn“ — und sie fühlte, wie ihr Gesicht sich von seinen Tränen netzte.

„Grüßen Sie mir die Auguste, den Gustav und den Ferdinand!“ Er hielt die Tür in der Hand; er war hinaus.

Auf dem Flur standen Fräulein Philippi und, mit dick verweinten Augen, die Minna.

Ein kurzer Händedruck mit beiden — dann wandte er noch einmal das Haupt.

In der Tür des Zimmers war die Waidfrau erschienen.

Lautlos, indem er sie ansah, bewegten sich seine Lippen — er wußte, daß er sie zum letzten Male sah.

Eilenden Schrittes ging er dahin, dem Bahnhofe zu; die Zeit drängte. Darum hörte er den leisen Schritt nicht, der hinter ihm drein kam, darum sah er die Gestalt nicht, die huschend seiner Spur folgte.

Es war die Waidfrau.

Er hatte ihr verboten, auf dem Bahnhofe Abschied von ihm zu nehmen — sie wollte nicht mehr Abschied von ihm nehmen; er sollte sie nicht mehr sehen, nur sie noch einmal ihn!

Kaum daß sie am Bahnhofsgebäude angelangt war, ver-

nahm sie das Rollen des Eisenbahnzuges, der von Magdeburg daherkam.

Er machte an der kleinen Station nur eine Minute halt. Daß sie nur nicht zu spät kam!

Auf dem Bahnsteig, den einige wenige Laternen mit flackerndem Licht erhellten, erblickte sie einen einzigen Passagier — es war er.

Er drehte ihr den Rücken zu, er sah sie nicht mehr. Ein Schaffner riß eine Wagentür für ihn auf; er stieg ein; die Tür fiel mit dumpfem Klappen zu, der Zug setzte sich in Bewegung — er war fort.

Sie hatte sich mit dem Rücken gegen die Wand des Gebäudes gelehnt, als brauchte sie eine Stütze. Sie kam selten auf den Bahnhof, fast nie. Daher mochte es kommen, daß all die Geräusche, die sie vernahm, ihr solchen schreckenden Eindruck machten.

Das Pfeifen der Lokomotive, das wie ein heulender Schrei die Luft durchschnitt; das Rasseln der Räder, das sich anhörte wie das holpernde Rollen eines Leichenwagens, und dann der Eisenbahnzug selbst, der sich im Dunkel verlor und ihn davontrug.

Sie blickte umher — keine Seele war auf dem verödeten Bahnsteig außer ihr.

Was wollte sie noch?

Sie richtete sich auf, um zur Stadt zurückzukehren. Zurück — und wohin?

Mechanisch bewegten sich ihre Füße, mechanisch trugen sie sie, nicht nach dem Sperlingswinkel, sondern nach dem Hause am Markt, wo er gewohnt hatte, zum Hause von Fräulein Philippi.

Als sie an den Fenstern seiner Stube vorüberkam, drang aus den Fenstern Licht.

Sie hatte, als sie fortging, vergessen, die Lampe auszulöschen; Fräulein Philippi und die Minna hatten auch nicht daran gedacht.

Auf der Straße draußen blieb sie einen Augenblick stehn und starrte auf die erhellten Fenster.

Einen Augenblick kam ihr der Gedanke, alles, was sie eben erlebt, wäre nur ein wüster Traum gewesen; wenn sie hineinkäme, würde er am Tische sitzen, vor dem aufgeschlagenen

Buche, würde aufstehen, wenn er die Tür klappen hörte, ihr entgegengehen und „guten Abend, Waidfrau" sagen, „sind Sie wieder da?"

Aber es war kein Traum gewesen.

Als sie hineintrat in sein Zimmer, war niemand drin, und das Zimmer war leer, leer und still — ja merkwürdig still.

Die Lampe stand auf dem Tisch, inmitten des Zimmers, an der Stelle, wo immer sein Frühstück gestanden hatte; indem sie ihr Licht durch den schweigenden Raum schickte, sah es aus, als wäre es seine Seele, die sich noch einmal in der alten Stube umsah.

Auf dem Arbeitstische lagen seine Bücher.

Es war der Frau, als hätte jedes Buch Augen bekommen, und all die Augen sahen sie an, lautlos, geheimnisvoll, gespenstisch.

Ohne Regung stand sie, und sie dachte an den Morgen, als sie zum ersten Male hier gestanden hatte, seine Bücher betrachtend und seine Sachen.

Da war auch die Pfeife, angelehnt an den Stuhl, wie er sie aus den Händen gelegt hatte.

Ob sie die Pfeife aufnehmen sollte?

Nein — wenn sie jetzt in das klagende Antlitz des kleinen Mädchens gesehen hätte!

Ob sie noch einmal in den Alkoven hineinsehen sollte? Zu welchem Zweck?

Dennoch tat sie es, und indem sie die drei Schritte bis an die Glastür machte, kam es ihr vor, als wären ihre Füße an den Boden gewachsen, so daß sie sie bei jedem Schritte losreißen müßte.

In dem dunklen Raume stand das zugedeckte Bett. Heut hatte sie es nicht mehr für ihn abgenommen, heut brauchte er ihre Hände nicht mehr; vielleicht würde er sie nie mehr brauchen, bald vielleicht bedurfte er überhaupt keines Bettes mehr.

Als dieser Gedanke ihr kam, schwoll ihr die Verzweiflung so würgend ans Herz, daß sie zu ersticken glaubte; sie griff mit den Händen um sich und mußte sich an der Glastür anklammern.

Dann stürzte sie an das Bett, riß die Decken zurück; mit ganzem Leibe warf sie sich darauf; in das Kopfkissen, auf dem

sein Haupt gelegen hatte, wühlte sie das Gesicht, und das Kissen wurde naß von ihren strömenden, strömenden Tränen. —

Es war spät, als die Waidfrau das Haus verließ. Als sie die Haustür hinter sich schloß, stieg ein Seufzer aus ihrer Brust, der lange Seufzer eines Menschen, der etwas dahin gibt, für immer.

Sie gab etwas dahin.

Einen Traum hatte sie geträumt, und der Traum war zu Ende.

„Wenn der Krieg vorbei ist, komme ich wieder" — er würde nicht wiederkommen, sie glaubte nicht daran. Ein Märchen wäre es gewesen, ein Wunder, wenn er wiederkehrte, und das harte Leben hatte sie belehrt, daß es auf der Erde Märchen und Wunder nicht gibt, nur Wirklichkeit — und die Wirklichkeit ist hart.

Der Frühling, der so stürmisch den Winter hinausgefegt, hatte sich, fast ohne Übergang, in heißen Sommer verwandelt. Eine erstickende Schwüle lag auf den Menschen, den Leibern und den Gemütern.

Man hörte nichts.

Man hatte erwartet, daß der Kampf sogleich mit Donnergetöse losbrechen würde — und nun blieb alles still. An der Grenze des Landes standen die preußischen Armeen aufmarschiert und rückten und rührten sich nicht. Würde der furchtbare Benedek also doch vielleicht ins Land kommen?

Man wußte, daß der feindliche Heerführer so hieß. Wenn man den Namen hörte, gruselte es einen; er hatte einen so fremdartigen Klang, einen so wilden.

Unwillkürlich stieg den Magdeburger Leuten die alte Erinnerung auf an den furchtbaren Namen von einstmals, an Tzerklas Tilly.

Dann mit einem Schlage veränderte sich alles. Die preußischen Heerscharen waren losgebrochen über die Grenzen von Sachsen, Böhmen und Mähren.

Und nun kam Nachricht über Nachricht; schneller fast, als man sie lesen konnte, folgten sich die Taten.

Gefecht auf Gefecht; jedes ein Sieg; jedes ein Schritt vorwärts.

Man las sich die neuesten Botschaften gegenseitig von den

Lippen, riß sich die Zeitungen aus der Hand. Ein Sturmwind durchbrauste alle Seelen.

Und das vierte Armeekorps, zu dem die Magdeburger Regimenter gehörten, war auch schon im Feuer gewesen.

Schweigend ging die Waidfrau zwischen den erregten Menschen umher.

Sie fragte nicht, wer da siegte und besiegt wurde; ihr einziger Gedanke, wenn sie die lastende Hitze fühlte, war, wie es ihm ergehen mochte bei dieser sengenden Glut. Und von ihm hörte sie nichts und erfuhr sie nichts. Zeitungen las sie nicht. Wenn sie die Menschen hörte, waren es immer nur die Magdeburger Regimenter, von denen man sprach; zu denen aber gehörte er ja nicht. Eine endlose Weite lag zwischen ihm und ihr.

So kam der Juli, und als die ersten Tage des Juli ins Land gegangen waren, kam eine Nachricht, die alle bisherigen verschlang wie ein Walfisch, der kleine Fische verschlingt: eine Schlacht war gewesen, eine ungeheure, ein ungeheurer Sieg!

Tief drunten in Böhmen; Königgrätz, so hieß der Ort; das ganze preußische Heer hatte gefochten, aber am heldenmütigsten von allen das vierte Armeekorps, die Magdeburger Regimenter. So stand es in den Zeitungen, in allen.

Das Regiment war auch genannt, das sich am herrlichsten hervorgetan, das 27., das im Walde von Swip Wundertaten geleistet hatte!

Ein Jubel erhob sich in der alten, kleinen Stadt; bei den Siebenundzwanzigern standen ja eine Menge von den Söhnen der Stadt! Und das waren Helden geworden mit einem Male.

Spät am Abend kam die Nachricht an. Niemand dachte daran, zu Bette zu gehen.

Alle Türen waren offen, alle Bierhäuser und Wirtshäuser.

Die kleine norddeutsche Stadt verwandelte sich in eine italienische, weil die Einwohner in den Straßen umherwandelten, statt in die Häuser zu gehn.

So gewaltig war der Lärm, daß er bis zu den letzten Häusern in den Sperlingswinkel drang.

Die Waidfrau nahm keine Notiz davon, wohl aber ihre Kinder.

Die Auguste und der Gustav, die eben zu Bett hatten gehen sollen, faßten sich an den Händen und liefen in die Stadt, um zu erfahren, was es gab; nach einer Stunde erst

kamen sie zurück; sie hatten den Ausflug ausgedehnt, soweit sie konnten, sich in allen Straßen herumgetrieben. Als sie zurückkamen, fanden sie die Mutter auf der Bank vor der Haustür sitzend.

Schlafen konnte sie ja doch nicht — was also sollte sie in der dumpfen Kammer?

„Mutter — Mutter“ — die Auguste war es, die mit fliegendem Atem berichtete.

Eine furchtbare Schlacht hatten die Preußen gewonnen. Alle preußischen Soldaten waren dabei gewesen. Furchtbar viele wären tot oder verwundet. Aber der Benedek wäre auch tot; einige hatten freilich gesagt, er wäre nur entflohen. Und dann hatten wieder welche gesagt, jetzt könnte es nicht mehr lange dauern, jetzt würde der Krieg nächstens zu Ende sein.

Ohne mit einem Worte zu unterbrechen, hatte die Waidfrau zugehört.

Von allem, was das Mädchen erzählte, hatte sie eigentlich nur ein Wort gehört: alle waren dabei gewesen. Also auch er — ergänzten ihre stummen Gedanken. „Die aus Potsdam und Berlin“ — fragte sie nach einiger Zeit — „die von der Garde, sind die auch dabei gewesen?“ Ihre Stimme klang heiser, indem sie so fragte.

Ja — die waren auch dabei gewesen.

Die Auguste hatte ausdrücklich gefragt, denn sie hatte ja natürlich auch gleich an ihn gedacht.

Viel später erst als die Magdeburger wären sie in die Schlacht gekommen, aber dann hätte es gleich eine Masse Tote und Verwundete gegeben. Sogar ein General von der Garde wäre totgeschossen worden.

„Ein General — hat man auch von anderen gehört?“

„Nein — von anderen hatte man noch nichts gehört.“

Die Waidfrau nickte stumm.

Natürlich — von den Generalen wurde gesprochen, von den Großen — wer fragte nach den Kleinen und Armen, denen es doch ebenso weh tat? Und zu den Kleinen und Armen gehörte doch auch er.

„Geht nur jetzt zu Bett, Kinder“ — und während die Auguste und der Gustav ins Haus gingen, blieb sie auf der Bank draußen sitzen, in der tiefen Stille, die sie umgab.

Aus den Kornfeldern ertönte das Zirpen der Grillen, von

einem fernen Weiher her das Quaken der Frösche; am tiefen nächtlichen Sommerhimmel glühten die Sterne. Welcher Frieden ringsumher!

Und unterdessen war da irgendwo, in weiter Ferne, in Böhmen, eine Gegend, wo sie jetzt mit Fackeln umhersuchten, die Verwundeten aufzufinden und aufzupacken auf die Wagen, die rollend hinter ihnen drein gekommen waren; wo jetzt Ächzen war und Stöhnen und jedes schreckliche Geräusch, das Menschenohren erschüttert und Menschenherzen zerreißt.

Ihre Hände falteten sich im Schoße; mit dem Rücken lehnte sie sich an die Hauswand zurück; sie blickte zu den Sternen auf.

War er vielleicht jetzt schon da oben?

Sie hatte niemals viel darüber nachgedacht, ob es ein Leben nach dem Tode geben könnte.

Der harte Kampf um das Erdenleben ließ ihr dazu keine Zeit. Aber wenn es so etwas gab, dann konnte es nicht anders sein, als daß sich die Seele des Verstorbenen da hinaufschwang in die geheimnisvolle Herrlichkeit, aus der die Sterne herniederblicken. Ob er den Weg schon gegangen war? Schon über die Erde dahinschwebte, verwandelt in ein neues, wunderbares Wesen, er, der noch vor wenig Wochen vor ihr gesessen hatte, an seinem Frühstückstisch, plaudernd und scherzend, ein Mensch wie sie, der nicht ans Sterben dachte, dem sie die Pfeife gestopft und angezündet hatte? Oder ob es vielleicht doch noch zu früh für solchen Gedanken war? Ob es vielleicht noch besser war, zu warten, bis daß bestimmte Nachricht kam? Freilich — was blieb ihr anderes übrig, als zu warten? Nachricht mußte ja kommen. Der Direktor sollte ja alles erfahren. Also — warten.

Mit einem Seufzer stand sie auf und ging ins Haus. Aber während sie bisher jeden Tag beinah in das Haus von Fräulein Philippi gekommen war, nach seinen Sachen zu sehen, Staub abzuwischen und alles zurechtzulegen, als müßte er morgen wiederkommen, blieb sie von jetzt ab fort. Sie getraute sich nicht mehr dahin.

Ganz sicher, wenn sie in die Haustür einträte, würde sie die Minna mit verweinten Augen vorfinden; Fräulein Philippi würde ihr entgegenkommen — „ach Gott, Frau Waidmann, wissen Sie's denn schon —?" nur das nicht! Das nicht! Nur die Nachricht

nicht herausfordern! Lieber sich hier draußen in dem stillen Sperlingswinkel vor dem Unglück verstecken!

Also blieb sie draußen; kaum daß sie einmal in die Stadt ging.

Und so, an einem Nachmittag, saß sie wieder, wie sie jetzt alle Tage tat, vor ihrer Haustür, als sie jemanden von der Stadt des Wegs daherkommen sah, jemanden, den sie kannte, die Minna.

Als sie das Mädchen erkannte, stand sie kerzengrade auf, weil sie ein Gefühl hatte, als stände ihr das Herz still. Dann mit einem Schritt, bevor jene sie noch gesehen hatte, war sie ins Haus hinein verschwunden, als entflöhe sie, als wollte sie sich verstecken.

Aber wohin sollte sie entfliehn?

Einen Augenblick darauf stand die Minna in der Küche vor der Waidmann, die mit gesenktem Haupt, die Hände ineinander gekrampft, am Küchenherde saß.

Sie hob das Haupt nicht empor, wollte das Mädchen nicht ansehn — wenn sie ihm ins Gesicht gesehn hätte — dann —

„Frau Waidmann," fing die Minna an, „ob Sie nicht einmal kommen möchten, läßt Fräulein Philippi fragen; seine Sachen müßten doch abgeschickt werden — um Gottes willen —" unterbrach sie sich — „Frau Waidmann, was ist Ihnen denn?"

Sie hatte gesehen, wie ein Zucken den Leib der Frau erfaßt hatte, furchtbar, wie ein Schüttelkrampf.

Jetzt richtete sie das Gesicht auf.

Das Gesicht war verzerrt, der Mund stand halb offen, die Augen quollen aus dem Kopf.

„Ist der — Direktor dagewesen?"

Sie würgte es hervor.

„Ja — wußten Sie's noch nicht?"

„Ja — ja natürlich — ja —"

Sie wollte aufstehn, aber sie knickte auf den Sitz zurück.

„Ist ja gut — werde schon kommen" — ungeduldig winkte sie dem Mädchen zu, das mit glotzenden Augen vor ihr stand. „Gehn Sie nur — gehn Sie nur."

Die Minna ging, und eine windende, stöhnende Gestalt blieb auf dem Stuhle am Küchenherde sitzen.

Keine Ohnmacht befreite sie, auf Augenblicke wenigstens, von

dem furchtbaren Bewußtsein; kein Klageschrei erlöste die zusammengepreßten Lippen, keine Träne floß; nur das Herz da drinnen im Leibe stieß und stieß, als wollte es sie totschlagen.

An diesem Tage, als es dunkelte, wurde die Klingel an der Wohnung des Direktors gezogen.

Eine unbekannte Frau, anscheinend eine Arbeiterin, wünschte den Herrn Direktor zu sprechen. Er trat auf den Flur hinaus.

„Sie werden entschuldigen, Herr Direktor, der — Herr — der bei Fräulein Philippi gewohnt hat —“

Ein Schatten ging über das Gesicht des Direktors. Dann richtete er den fragenden Blick auf die Frau.

„Ich — habe bei ihm aufgewartet.“

Er seufzte.

„Ja, Sie haben es wohl schon gehört, daß er bei Königgrätz gefallen ist?“

Die Frau stand mit gesenktem Haupt, rückte und rührte sich nicht.

Der Direktor wußte nicht recht, was sie noch wollte.

„Haben Sie vielleicht noch etwas von ihm zu bekommen?“ fragte er.

Sie schüttelte den Kopf.

„Darum war's nicht, daß ich kam — ich wollte nur fragen —“ dann wandte sie sich, um die Treppe hinunterzugehn.

Was hatte sie fragen wollen? Es war nicht ganz leicht, aus ihr klug zu werden.

Auf den Stufen blieb sie noch einmal stehn, ohne das Haupt zu erheben.

„Wo sie ihn — hingebracht haben mögen — das — weiß man nicht?“

Dem Direktor ging eine Ahnung auf, was die Frau hergetrieben hatte.

Er ging ihr nach.

„Arme Frau, Sie grämen sich um ihn.“

Er wollte ihr die Hand reichen; sie sah es nicht oder wollte es nicht sehn.

Er hatte von ihr gedacht, daß sie um Geldes wegen gekommen sei — mitten in allem Leid richtete sich der trotzige Stolz der armen Frau in ihr auf.

„Wie meinen Sie das?“ fragte er weiter, „wo sie ihn hin-

gebracht haben? Die Gefallenen bleiben eben, wo sie sind. Die — ja nun — die begräbt man."

Hatte sie mit dem Kopfe genickt?

Fast sah es so aus; aber in dem grauen Zwielicht, das den Treppenflur erfüllte, war es nicht mehr genau zu erkennen.

„In — Böhmen —" sagte sie mit schleppendem Ton.

„Ja, bei Königgrätz in Böhmen," versetzte der Direktor.

Sie wandte sich ab; nicht „danke" sagte sie und nicht „Adieu".

Mit leisen, beinah unhörbaren Schritten stieg sie die Treppe hinunter.

Der Direktor sah ihr nach; wie ein Schatten verschwand sie vor seinen Augen.

Und mit denselben leisen, fast unhörbaren Schritten, die Augen zur Erde gesenkt, ging sie über die Straße, einem Ziele zu, einem Ziele —

Auf dem Flur von Fräulein Philippis Haus war es schon beinah finster, als die Klingel rasselte und eine dunkle Gestalt eintrat.

„Wer ist denn gekommen?" fragte Fräulein Philippi, als sie einen Augenblick darauf aus ihrem Zimmer blickte.

„Die Waidmann," berichtete Minna. „Sie ist noch einmal in sein Zimmer gegangen."

Sie war noch einmal in sein Zimmer gegangen; den alten Weg, durch den Alkoven, zu dem sie den Schlüssel immer noch und unablässig in der Tasche trug.

Hinter sich hatte sie die Tür abgeschlossen, und dann begann sie eine seltsame, still geschäftige Tätigkeit.

Die Lampe, die auf der Kommode stand, zündete sie an; dann setzte sie die Lampe auf den Tisch, der mitten im Zimmer vor dem Sofa stand.

Alsdann ließ sie die Vorhänge vor den Fenstern herab, nahm die Pfeife in beide Hände und setzte sich, die Pfeife zwischen die Knie gedrückt, auf ihren Stuhl am Fenster. Lautlos geschah das alles, und lautlos, regungslos saß sie jetzt, hinüberblickend zu dem Sofa, zu der Stelle, wo er gesessen, immerfort — immerfort.

Dort hatte er gesessen — hier hatte sie gesessen. Dort würde er nun nie mehr sitzen, und hier saß auch sie zum letztenmal.

Ihre Augen glitten über den Fußboden.

Dort hatte er gestanden, als er sie zum erstenmal „Waidfrau“ genannt hatte, und da, als er zum erstenmal von „unserer Auguste“ gesprochen hatte. Das alles sah sie jetzt noch einmal, das alles würde sie nun nie wieder sehn.

Sie nahm Abschied von dem Zimmer. Abschied von ihm — es war ihr, als nähme sie Abschied von sich selbst.

Dann wieder vom Fußboden gingen ihre starren, trockenen Augen zu dem Sofa zurück. War er nicht da? Wirklich nicht da?

Ein Gedicht fiel ihr ein, das sie als Kind in der Schule auswendig gelernt hatte. „Lenore fuhr ums Morgenrot“, so fing es an. Dann war von einem toten Soldaten erzählt, der aus Böhmen geritten kam in der Nacht, seine Liebste mit sich zu nehmen über Stock und Stein, ins ferne, ferne Grab.

„Er war mit König Friedrichs Macht gezogen in die Prager Schlacht und hatte nicht geschrieben, ob er gesund geblieben.“

Das hatte sie noch behalten.

War das alles nur Fabel, was in dem alten Gedicht erzählt war? Konnte so etwas in Wirklichkeit nicht geschehen? Gar nicht geschehen? War keine Möglichkeit, daß da drüben auf dem Sofa etwas erschien wie ein Schatten, wie ein nickendes, winkendes, lächelndes Haupt? Keine Möglichkeit, daß über den Tod hinweg eine Stimme an seine Seele rührte: „Sieh dich noch einmal um, nach deiner alten Stube; da sitzt jemand, der in Schmerzen deiner gedenkt; da sitzt die Waidfrau, der das Herz im Leibe um deinetwegen bricht.“

Sie lauschte, sie blickte, sie starrte — nichts regte sich — alles blieb stumm — und das Menschenleid überkam sie, das ewige, daß dem Menschen keine Gewißheit in solcher Stunde gegeben ist als nur die eine, der tödliche Schmerz um den Verlust.

Endlich, als sie Stimmen und Schritte auf dem Flur hörte und merkte, daß man die Haustür draußen zuschließen wollte, stand sie auf. Sie setzte die Pfeife aus den Händen.

Er hatte gesagt, daß sie ihr gehören sollte, wenn er nicht wiederkäme; sie wollte sie nicht haben. Nein. Immer wieder, wenn sie in das klagende Gesicht des kleinen Mädchens blickte,

würde sie krank werden, das fühlte sie, und sie hatte drei Kinder zu ernähren, durfte nicht krank werden, hatte keine Zeit dazu.

Noch einen letzten langen, das ganze Zimmer umfangenden Blick — dann stellte sie die Lampe wieder auf die Kommode, löschte sie aus und ging hinaus.

Auf dem Flur standen Fräulein Philippi und ihr Mädchen.

Sie holte den Schlüssel zur Alkoventür hervor und gab ihn der alten Dame zurück. Dann mit kurzem „Adieu" verließ sie das Haus.

Nun hatte sie nichts mehr, was von ihm herkam, an ihn erinnerte, nichts mehr als nur sein Bild.

Das hatte er ihr selbst in die Hand gedrückt, das wollte sie behalten.

Eines Tages, nachdem sie es bis dahin in der Tasche ihres Kleides bei sich getragen, nagelte sie es über ihrem Bett an die Wand.

Die Auguste hatte ja erkannt, wen das Bild darstellte; aber sie verstand sich auf das Gesicht der Mutter, wußte, daß sie nichts sagen sollte, und sagte kein Wort. Manchmal wohl holte sie das alte Osterei hervor, das er ihr geschenkt hatte, um damit zu spielen, aber sie tat es mit Vorsicht, immer nur, wenn die Mutter es nicht sah. Der reifende Instinkt des Weibes sagte ihr, daß im Herzen der Mutter eine Stelle war, an die nicht gerührt werden durfte, niemals.

Und also haftete das stumme Bild an der Wand da draußen, in der armen Stube, im Sperlingswinkel, und niemand sprach von ihm, niemand nannte seinen Namen.

Nach Jahren erst, der Müller Hügelbach, als er die Waidmann abholte, daß sie Frau Hügelbach wurde, war der erste, der danach fragte, wen das Bild darstellte.

Nach Jahren — solange hatte sie gebraucht, bis sie mit dem fertig wurde, was diese Zeit ihr gebracht, und was sie an jenem letzten Abend in seinem Zimmer erlebt hatte.



Grundlagen und Varianten des Textes

Die Grundlagen des Textes der in diesem Bande enthaltenen Novellen bilden:

1. Tiefe Wasser Fünf Erzählungen von Ernst von Wildenbruch [enthaltend: Waldgesicht, Die Alten und die Jungen, Der Liebestrank, Die Waidfrau.] — Siebentes Tausend Berlin G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung 1908. 308 Seiten. 8⁰.
2. Claudias Garten Eine Legende von Ernst von Wildenbruch Neue Ausgabe mit Zeichnungen von Carl Röhling Der Reihe nach 15. Auflage Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung 1906. 112 Seiten. 12⁰.
3. Zauberer Cyprianus. Eine Legende von Ernst von Wildenbruch. Berlin, 1896. Verlag von Freund & Jeckel. (Carl Freund.) 220 Seiten. 8⁰.
4. Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek. Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker. Zehnter Jahrgang. Band 3. Das wandernde Licht. Novelle von Ernst von Wildenbruch. Stuttgart. Verlag von J. Engelhorn. [o. J.] 160 Seiten. 8⁰.

Handschriften*).

1. Waldgesicht. Erste Niederschrift 30 Seiten: Foliobogen und -blätter gelben Konzeptpapiers, blau beziffert 1 bis 9. 1 und 9 einzelne Blätter, nur auf einer Seite beschrieben. Auf der letzten Seite am Schluß „E. v. W." Wenig Korrekturen. Nur der erste Absatz ist zweimal geschrieben und die neue Fassung auf einem Blatt (1) vor den ersten Bogen (2) gelegt, von dem infolge der Änderung nur die vier letzten Zeilen als gültig stehen geblieben sind.

2. Claudias Garten. Erste Niederschrift 78 Seiten: Foliobogen und -blätter gelben Konzeptpapiers, blau beziffert 1 bis 20. Vom letzten Bogen nur $2^1/_4$ Seiten beschrieben. Un-

*) Sämtlich im Nachlaß.

mittelbare Vorlage des ersten Drucks. Über dem Text auf der ersten Seite: „Claudia's Garten. (Eine Legende)" Von der Hand des Herausgebers der Deutschen Rundschau — außer einer redaktionellen Weisung —: „von Ernst von Wildenbruch". Wenig Korrekturen. Der letzte Absatz — ursprünglich kürzer gefaßt — ist auf der letzten Seite noch einmal in der endgültigen Form geschrieben. Einzelne durch Verlesen der Handschrift entstandene und in die Einzelausgaben übergegangene Druckfehler wurden im Text ausgemerzt.

3. Zauberer Cyprianus. Erste Niederschrift 218 Seiten: Foliobogen und -blätter gelben Konzeptpapiers, blau beziffert 1 bis 54 b. Über dem Text auf der ersten Seite: „Der Zauberer Cyprianus. (Eine Legende)". (Darunter redaktionelle Anweisung des Herausgebers der Romanwelt). Auf der letzten Seite am Schluß „E. v. W." davor (mit Blaustift): „Berlin 18/11. 95." Die Kapiteleinteilung ist erst nachträglich (von Kapitel II an) mit Blaustift in römischen Zahlen hinzugefügt. Verhältnismäßig wenig Korrekturen. In der Folterszene sind offenbar vor oder während des ersten Druckes noch einige in der Handschrift nicht gestrichene Stellen vom Dichter selbst getilgt worden. Eine Anzahl durch Verlesen der Handschrift entstandene und in die Buchausgaben übergegangene Druckfehler wurden im Text beseitigt.

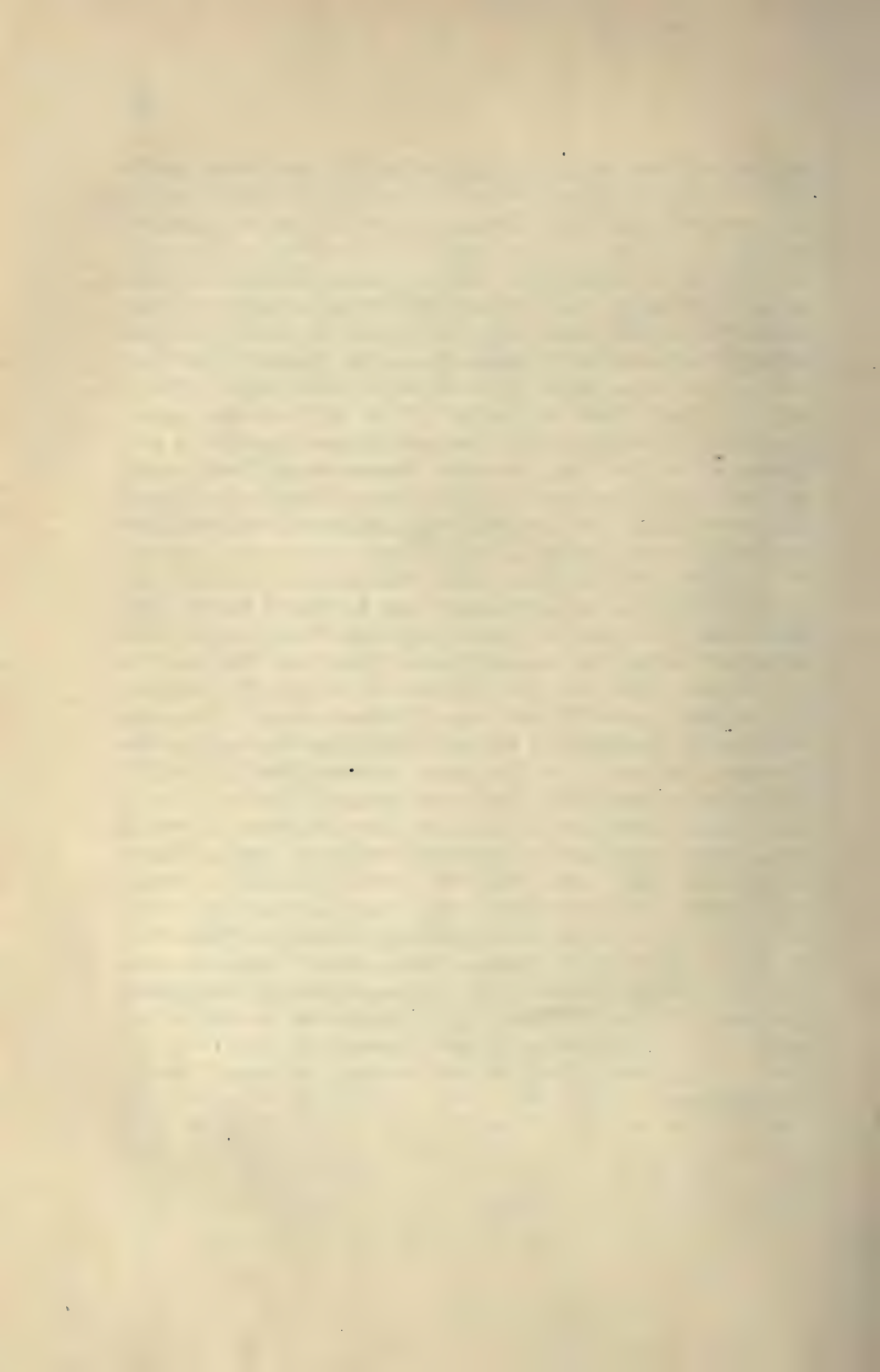
4. Der Liebestrank. Erste Niederschrift 60 Seiten: Foliobogen gelben Konzeptpapiers, blau beziffert 1 bis 15. Über dem Titel auf der ersten Seite: „Der Liebestrank (Eine Erzählung)" Auf der letzten Seite am Schluß „E. v. W." Keine Kapiteleinteilung. Wenig Korrekturen. Nur eine größere Änderung durch Streichung einer Stelle nach der Erwähnung des Faust (Seite 181), in der seiner Beschwörung der schönen Helena auf Befehl des Kaisers gedacht wird. Die Handschrift war nicht unmittelbare Druckvorlage. Aus ihr hervorgegangene Lesefehler des ersten Abschreibers sind im Text beseitigt.

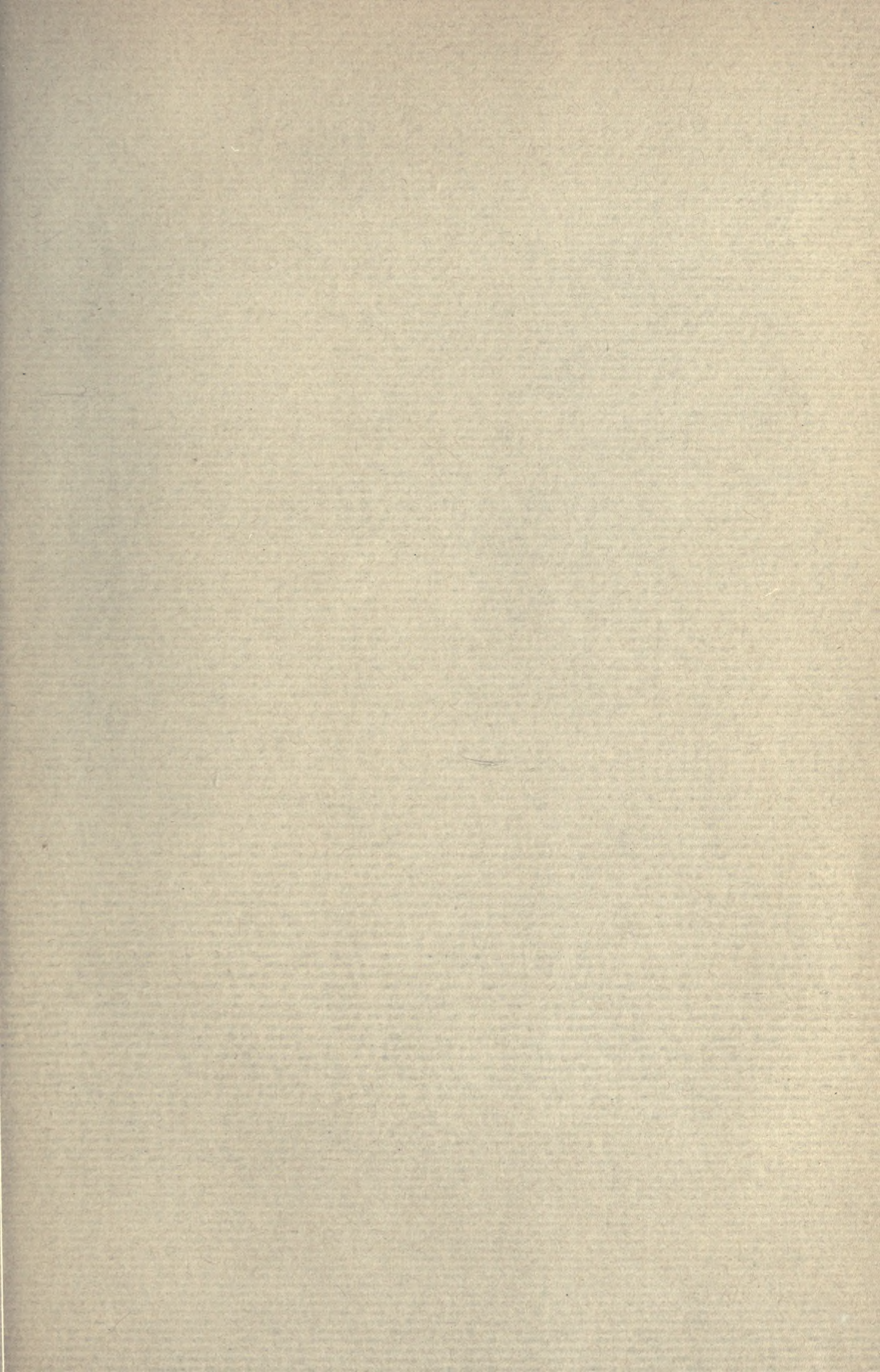
5. Die Alten und die Jungen. Erste Niederschrift 126 Seiten: 31 Foliobogen und 1 Blatt gelben Konzeptpapiers, blau beziffert 1 bis 32. Unmittelbare Vorlage des ersten Drucks. Über dem Text auf der ersten Seite: „Die Alten und die Jungen. Eine Erzählung" Darunter mit Bleistift: „von Ernst von Wildenbruch". Verhältnismäßig wenig Korrekturen. Der Schluß des Märchens (Seite 219, Z. 4 v. o.) lautete

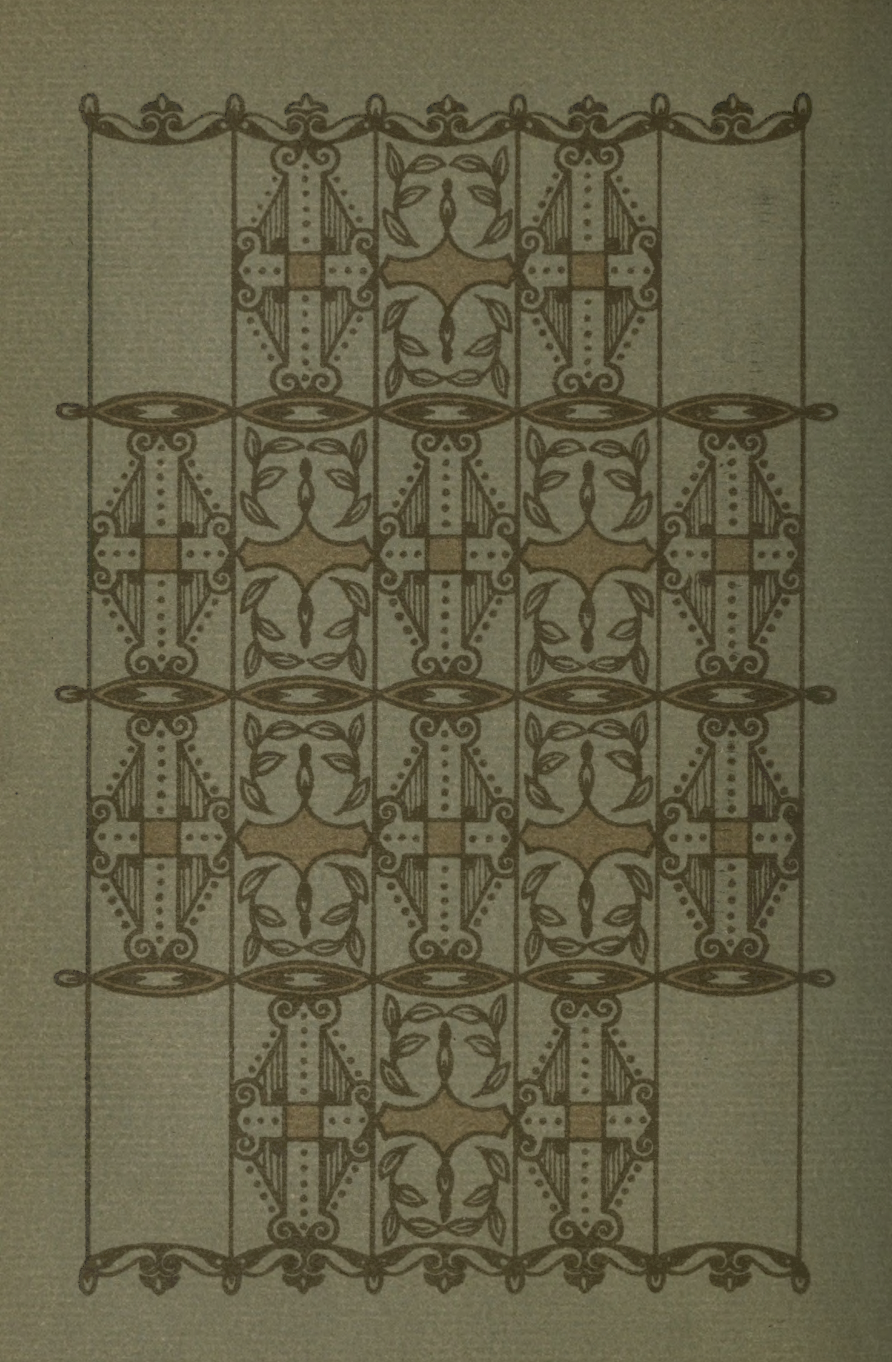
ursprünglich: wie der hohe Berg in der Mitte *auch, und nannten sie den Eiger, den Mönch und die Ebene Fluh.* Einiges scheint noch während des ersten Druckes aus den Fahnen gestrichen zu sein.

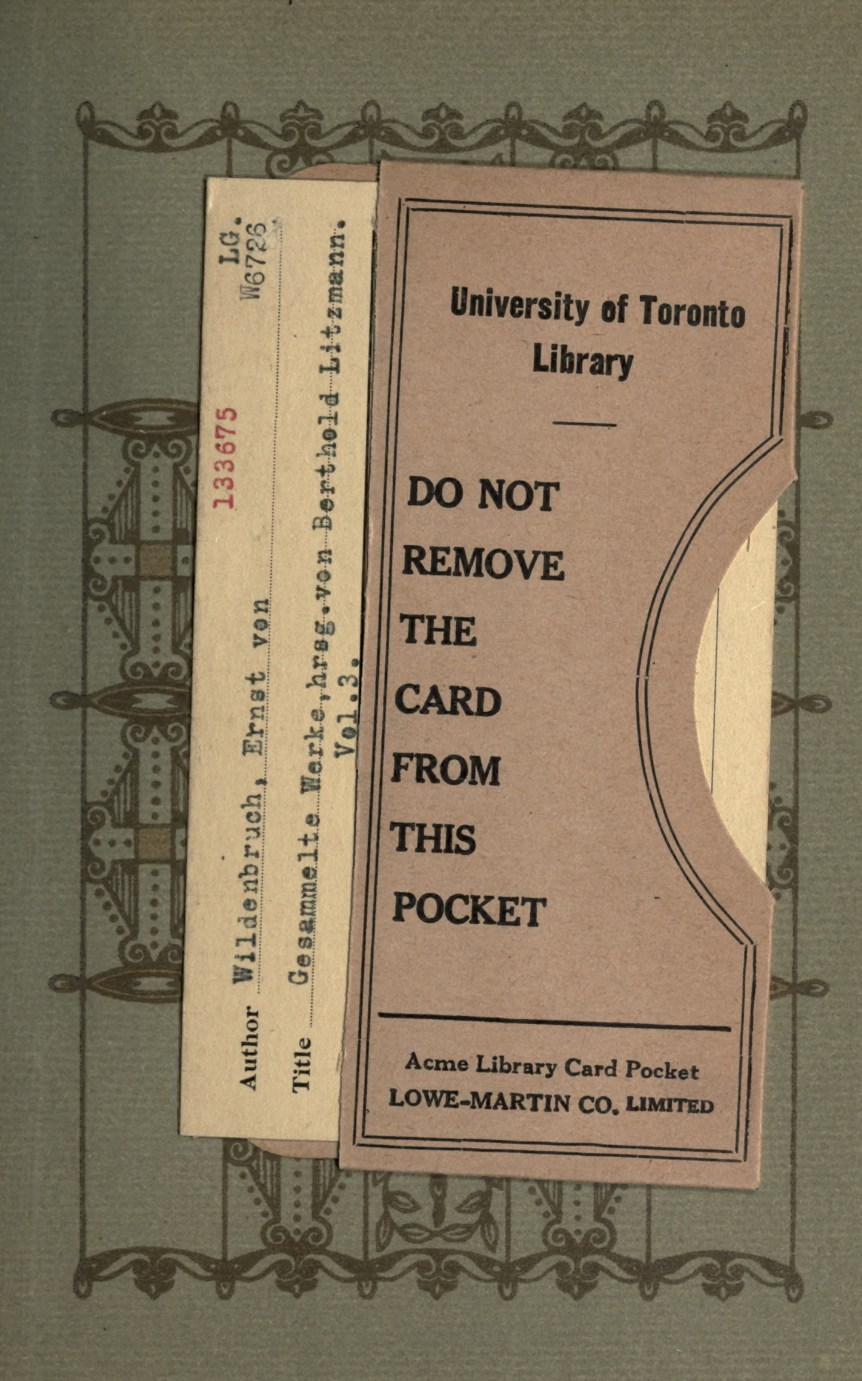
6. Das wandernde Licht. Erste Niederschrift 212 Seiten: Foliobogen und -blätter gelben Konzeptpapiers, blau beziffert 1 bis 55. Das letzte Blatt nur auf einer Seite beschrieben. Unmittelbare Vorlage des ersten Drucks. Über dem Text auf der ersten Seite: „Das wandernde Licht (Novelle)". Auf der letzten Seite am Schluß: „E. v. W." In der ganzen Handschrift ist systematisch das allzu Krasse sowohl in den Wahnsinns- wie in den erotischen Szenen durch Streichungen und Änderungen gedämpft und gemildert. Auch noch während des Satzes sind in der Handschrift stehengebliebene Stellen dieser Dämpfung zuliebe getilgt oder gemildert.

7. Die Waidfrau. Erste Niederschrift 112 Seiten: Foliobogen gelben Konzeptpapiers, blau beziffert 1 bis 30. Das letzte Blatt (30) nur auf einer Seite halb beschrieben. Unmittelbare Vorlage des ersten Drucks. Über dem Text auf der ersten Seite: „Die Waidfrau (eine Erzählung)", darunter mit Bleistift „von Ernst von Wildenbruch". Daneben redaktionelle Anweisungen von der Hand des Herausgebers der Deutschen Rundschau. Auf der letzten Seite am Schluß: „E. v.W." Wenig Korrekturen, meist kleine stilistische Feilstriche. Nur an zwei Stellen erhebliche Änderungen. Das „zündende Wort" im Anfang (Seite 408) endete ursprünglich nicht mit „dafür büßen", sondern fuhr fort: *‚Die Löcher an unseren Kleidern sollen wir uns zunähen — was würden sie denn sagen, die Herings-Fässer, wenn wir — —‘.* Nach der Liebkosung des Kindes (Seite 446) ist hinter den Worten „beinah überströmend" eine aus dem epischen Rahmen herausfallende lyrisch-pathetische Betrachtung gestrichen. — Die Wohnung der Waidfrau ist in der Handschrift nicht im „Sperlingswinkel", sondern in der *Schwalbengasse.* Diese Umwandlung ist erst im Satz des ersten Druckes vorgenommen.









LG.
W6726
133675
Author Wildenbruch, Ernst von
Title Gesammelte Werke, hrsg. von Berthold Litzmann.
Vol. 3.
University of Toronto
Library
DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET
Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED

